32101 073700351

Digitized by Google

1585
121

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Herausgegeben

von

F. v. Hasenkamp.

Band I.

Mit Beiträgen

von

K. H. Bartisius, P. v. Bohlen, Brandstäter, A. F. Gotthold, Grunert, F. v. Hasenkamp, Heilsberg, C. J. v. Klinggräff, F. Kreyßig, R. Neumann, R. Philippi, F. W. Schubert, E. Strehlke, C. Struckmann, K. Thomas, M. Töppen, Urlaub, H. E. A. Wald, M. Wichmann, A. Zimmermann u. A.

Mit vier Abbildungen: Darstellung der Sonnenfinsterniß am 15. März 1858 (zu S. 182), heidnische Grabalterthümer (zu S. 186), Coniferenzapfen in der samländischen Braunkohle (zu S. 225) und ostpreußische Versteinerungen (zu S. 231).

Königsberg, 1858.
In Commission bei Wilhelm Koch.

Printed in Germany

Digitized by Google

1585
.121
3.Fg, Bd.1-2

Digitized by Google

Inhalt.

I. Abhandlungen.

Seite

Zur Kenntniß der klimatischen, biostatischen und Bodenverhältnisse des Regierungs-Bezirks Königsberg. Von Dr. Wald, Stadtphysikus in Königsberg 1

Der Aufstellungsort der Kantstatue. Von M 35

Die Dampfschifffahrt in der Provinz Preußen. Von † 41

Die Vereine in Königsberg (Fortsetzung aus N. P. P. B. a. F. XII. S. 369—90). Von K. H. Bartisius 74. 265

Ein einiges Deutschland und Eines. Von Gotthold 92

Käfer-Brief. Von Blaps mortisaga 95

Nachricht über den Thorner Annalisten, eine neu aufgefundene Quelle zur preußischen Geschichte. Von Dr. E. Strehlke. Nachschrift von Dr. M. Töppen 137

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges. Zur Erinnerung an die Zustände unserer Stadt vor hundert Jahren nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen. Von F. W. Schubert 153. 201

Ueber die bevorstehende Sonnenfinsterniß am 15. März 1858. (Mit einer Abbildung). Von M. Wichmann 178

Einige Bemerkungen über eine den Bernstein und seine Begleitung betreffende Sammlung ostpreußischer Mineralien. (Mit zwei Abbildungen). Von Karl Thomas 218

491372

Digitized by Google

Seite

Zur Geognosie von Westpreußen. Der Stargardter Kreis, geognostisch dargestellt mit Rücksicht auf landwirthschaftliche Cultur. Von C. Struckmann 329
Zusammenstellung der bis jetzt in Preußen beobachteten Eingeweidewürmer. Von Dr. Rud. Neumann, Oberlehrer an der höhern Bürgerschule zu Wehlau 362
Die Einführung des Zollgewichts in Preußen. Von —t. 369

II. Correspondenz.

Thorn. 10. Dez. 1857. (Handelskrisis. Musik-Vereine). Von K. M. 50
— 13. Dez. 1857. (Handels- und Geldverkehr. Eisenbahnbauten). Von G P. 53
Elbing. 15. Dez. 1857. (Zur Geschichte des Elbinger Handels. Wissenschaftliche Vorlesungen. Die höhere Bürgerschule.) Von ††† . 55
— 18. Jan. 1858. (Kleinkinder-Bewahranstalten). Von † 103
— 27. Febr. 1858. (Der Gesangverein und Musikdirektor Döring.) Von ∽ 233
— 15. März 1858. (Antiquarisches). Von *†* 235
Lyck. 10. Apr. 1858. (Kulturverhältnisse Masurens). Von ☊ . . . 266

III. Mittheilungen.

Die Auffindung des letzten größern Manuscripts von Immanuel Kant. Vom Geh.-Rath Prof. Dr. Schubert 58
Termiten im Bernsteinwalde. Von ⊙ 61
Archäologische Miscellen. Von Dr. E. Strehlke 64
Beitrag zur Naturgeschichte Preußens. Von ⊙ 67
Bericht über die Auffindung eines menschlichen Skeletts nebst einem Todtenschmucke bei Nordenburg. Von Urlaub 106
Der Copernicus-Verein für Kunst und Wissenschaft in Thorn. Von ♁ 108
Münzenfund in Kleutzkau. Von ✕ 116
Aus der Chronik für das Jahr 1857. IV. (Fortsetzung aus N. P. P. B. a. F. XII. S. 218—24). Von ♁ 116
Das nördliche Pomerellen und seine Alterthümer. (Mit einer Abbildung). Vom Oberforstmeister Grunert zu Danzig 186
Alterthümerfund in der Gegend von Thorn. Aus dem Thorner Wochenblatte 191

Digitized by Google

Seite
Alterthümerfund in Ballgarden von ♃ 237
Zur Kenntniß der Naturanschauung der alten Römer. Von * . . . 238
Auffindung alter Särge mit unbekannten Leichnamen in der Marienkirche zu Elbing. Aus den Elbinger Anzeigen 1858, Nro. 10 und 17 241
Einige Worte über Weinbau in der Provinz Preußen. Von v. Klinggräff 244
Aus dem Leben. Probe der Elbinger Mundart. Aus den Elbinger Anzeigen 1857, Nro. 72, Beilage 246
Zur Geschichte des Aberglaubens in Preußen. Von ♃. 245
Rückblick auf den Danziger Handel im Jahre 1857. Von ☐ . . 293
Wartenburg im Ermlande. Von Dr. A. Zimmermann 299
Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (Fortsetzung aus N.P.P.B. a. F. XII. S. 421—24) 305
Provinzialchronik für das Jahr 1858. I. Von ♃. 311
Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert. Aus den Blättern für literarische Unterhaltung 1858, Nro. 16. S. 278 ff. . . 379
Nekrolog C. Th. Anger's. Von Dr. Brandstäter. Aus dem Danziger Dampfboot 1858, Nro. 74. 383
Alterthümerfund in Graudenz. Aus dem Graudenzer Geselligen 388

IV. Bücherschau.

Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Von Dr. A. Hagen. I. Bd. Besprochen von Rud. Philippi 69
Berichtigung (betreffend Preuß: die Landes- und Volkskunde der Provinz Preußen). Von ♃ 72
Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. Von F. Kreyssig. I. Bd. Besprochen von ♄ 125
Die orientalischen Münzen des akademischen Münzkabinets in Königsberg, beschrieben von G. H. F. Nesselmann. Angekündigt von ☾ 133
Entgegnung. Von F. Kreyssig 192
Duplik. Von ♄ 248
Aus Bessel's Leben. (In Westermann's Jahrbuch der illustrirten deutschen Monatshefte Bd. II.). Angekündigt von * 255
Ueber Ursprung und Heimath der Franken. Von Dr. Joseph Bender, Oberlehrer am königlichen katholischen Gymnasium in Braunsberg. Besprochen von ♂ 258

Digitized by Google

Seite

Max Rosenheyn und die Neuen Preußischen Provinzialblätter. Von X. v. Hasenkamp 261. 321

Anfrage (betreffend Mühling's Lexicon Ost= und Westpreußischer Provinzialismen). Von C 264

Handbuch der litauischen Sprache von August Schleicher. Besprochen von C 317

Grundriß von der See= und Handelsstadt Memel von Karl Friedrich Klein, Königlichem Regierungs=Geometer. Angekündigt von * . 319

Ost= und Westpreußischer Musenalmanach für 1857. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von Dr. A. Lehmann. Besprochen von *†* 389

Verbesserungen.

N. P. P. B. a. F. B. XII. S. 447. Zeile 16 von unten statt X. 406 lies XII. 406.

N. P. P. B. 3te F. B. I:

S. 40	Z. 11	von oben	statt	Massen lies Maßen
= 40	= 12	v. u.	=	wichtigsten lies emsigsten
= 46	= 11	= =	=	Cranz lies Memel
= 66	= 17	= o.	=	als die wie jene ursprünglich auch mit Gewölben überdeckt lies als die nie, wie jene ursprünglich auch nicht, mit Gewölben überdeckt
= 75	= 17	= u.	=	Bürgerressource lies Deutsche Ressource
= 89	= 10	= =	=	Gegorowius lies Gregorowius
= 180	= 7	= o.	=	2 Grad lies 28 Grad
= 191	= 1	= o.	=	zeitgemäß lies zweckgemäß
= 214	= 6	= u.	=	Erat lies Erit
= 234 = 234	= 18 = 18	= o. = u.	=	L. Löwe lies C. Löwe
= 243	= 10	= o.	=	1855. Nro. 16 lies 1858. Nro. 10.
= 292	= 2	= =	=	seine Zuflucht lies ihre Zuflucht
= 301	= 7	= =	=	beitragen lies beigetragen
= 301	= 7	= u.	=	durften lies dürften
= 304	= 12	= =	=	die Einsassen lies der Einsassen
= 308	= 14	= =	=	Warkars lies Wakars
= 316	= 5	= =	=	haben. Die Städte lies haben, die Städte
= 319	= 10	= =	=	einer solchen lies eines solchen
= 390	= 11	= o.	=	angelegt lies behandelt

Digitized by Google

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

Band I. (LVIX.) Heft 1.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang d r e i T h a l e r.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Zur Kenntniß der klimatischen, biostatischen und Bodenverhältnisse des Regierungs-Bezirks Königsberg.

I. Klima und Bodenbeschaffenheit.

Der Regierungsbezirk Königsberg liegt unter dem 53° 15′ bis 55° 50′ N. B. und dem 37—39° 30′ O. L. Da jedoch außer dem Kreise Memel, dem zwanzigsten Theile des ganzen Regierungsbezirkes, nur der fast unbewohnte schmale Strich der kurischen Nehrung über den 55sten Grad fällt, so liegen von seinen 408 Q.Meilen ziemlich eben soviel unter als über dem 54sten Grad, welcher also die Mitte des ganzen Departements durchschneidet. In dieser Beziehung hat es eine gleiche geographische Breite mit den Regierungs-Bezirken Köslin, Stralsund und dem Herzogthum Holstein. Die Hauptstadt Königsberg liegt in gleicher Breite mit dem V. G. Arkona, den Städten Schleswig, Carlisle und Newcastle in England.

In Betreff des Klimas sind die auf ältere, unzuverläßige und daher selten mit einander übereinstimmende Angaben *) gegründeten Berichte, nach denen es bisher fast allgemein als ein seiner geographischen Breite nicht entsprechend kaltes und rauhes

*) Man erinnere sich an die so sehr verschiedenen Angaben der mittleren Temperatur Königsbergs in der Topographie des Königsb. Reg.-Bez. von 1821, den Mahlmannschen Tabellen, den großen Tabellen des Berghausschen Atlasses u. s. w.

bezeichnet wurde, dahin zu berichtigen, daß es im Allgemeinen das Klima Norddeutschlands theilt. Wirklich zuverläßige Angaben über die Temperaturverhältnisse Norddeutschlands besitzen wir aber erst seit ziemlich kurzer Zeit, nämlich seit der Errichtung der meteorologischen Stationen, deren Beobachtungen durch Hrn. Professor Dove seit einigen Jahren u. A. in den Mittheilungen des statistischen Büreaus veröffentlicht werden. Schon jetzt, nach einer Beobachtungsreihe von nur 8 Jahren, ergiebt sich, daß die bisherigen Ansichten über das Klima dieses Landstrichs sehr innig mit jenen Vorstellungen der Bewohner des mittleren oder nordwestlichen Deutschlands über die Provinz Preußen zusammenhängen, nach denen dieselbe sich im Ganzen nicht wesentlich von Sibirien unterscheiden soll. Früher waren diese Ansichten in Deutschland ganz andere. In der Blüthezeit des deutschen Ordens galt Preußen in Deutschland für ein ganz vorzugsweise von der Natur begünstigtes Land. Sebastianus Münsterus in seiner Cosmographie sagt „man habe dies Land eine Schmeergrube geheißen, und wenn Jupiter vom Himmel solle fallen, könne er kaum in ein besser Land als in dies Land Preußen fallen." „Die schwarzen und grauen Mönche" sagt der alte Caspar Henneberger in seiner „Kurzen und wahrhaftigen Beschreibung des Landes Preußen" (Königsberg 1584), „so im Pabstthum dies Land mit ihren Bettelsäcken wohl durchzogen, breiteten damals den Ruf seiner Vorzüglichkeit, seines Reichthums an fischreichen Strömen und Seen und seiner Fruchtbarkeit weit und breit in Deutschland aus."

Der Grund jener irrthümlichen Ansichten über Preußens Klima und Bodenbeschaffenheit ist sehr einfach zu erklären. Beide Länder sind durch einen der ödesten und traurigsten Landstriche getrennt, der von der pommerschen Küste in einer Breite von durchschnittlich 10—15 Meilen sich westlich von der Weichsel bis zur Netze hinabzieht.

Je weiter man von der an sich eben nicht vorzugsweise von der Natur ausgestatteten Mark nach Osten vordrang, um desto trauriger und öder wurde die Landschaft. Nichts aber trennt die Länder mehr und wirksamer von einander als dergleichen öde Haidestrecken.

Seitdem die Eisenbahn unsre Provinz mit dem Herzen Deutschlands verbunden hat, wird wie viele andere Vorurtheile über dieselbe, auch dieses allmählig von selbst schwinden.

Wir stellen zunächst die Beobachtungen über die mittlere Temperatur der einzelnen Monate und des ganzen Jahres für Königsberg und Memel, und zum Vergleiche die für Tilsit, Arys, Konitz, Ratibor, Görlitz und Cöslin zusammen. Sie sind den Mittheilungen des statistischen Büreaus (Berlin 1857) 2, S. 29. entnommen. Ausdrücklich bemerkt Dove, daß die gewonnenen Temperaturwerthe zu niedrig seien, da während der acht Beobachtungsjahre in Norddeutschland eine allgemeine entschiedene Temperaturerniedrigung statt fand.

	Königsberg	Memel	Tilsit	Arys	Konitz	Ratibor	Cöslin	Görlitz	Posen
Januar	- 4,1	- 4,05	- 5,75	- 5,25	- 4,27	- 3,31	- 2,43	- 2,07	- 2,89
Februar	- 2,1	- 2,8	- 3,08	- 3,75	- 2,32	- 1,08	- 1,02	- 0,49	- 0,93
März	- 0,35	- 0,8	- 0,9	- 1,44	- 0,56	- 0,56	- 0,50	- 0,9	+ 0,49
April	+ 4,4	+ 3,45	+ 3,93	+ 3,98	+ 3,64	+ 5,79	+ 4,46	+ 5,68	4,86
Mai	9,22	8,54	9,46	9,81	9,13	10,25	8,89	9,49	10,22
Juni	13,12	11,79	12,88	13,2	12,6	13,67	11,96	13,03	13,71
Juli	14,13	13,53	14,20	14,13	13,79	14,31	13,67	13,9	14,65
August	13,616	13;21	13,44	13,46	12,94	13,58	12,9	13,36	13,87
September	10,24	9,98	9,65	9,61	9,1	9,83	9,98	9,79	10,10
October	6,79	6,69	6,25	6,27	6,34	7,31	6,93	7,23	7,19
November	1,76	1,73	1,04	0,89	1,07	1,65	2,01	2,09	1,86
December	0,83	0,49	1,73	- 2,44	- 1,42	- 2,32	- 0,21	0,9	- 1,12
Durchschnitt	+ 5,45	+ 5,11	+ 4,95	+ 4,87	+ 5,06	+ 5,85	+ 5,64	+ 6,00	+ 6,00

Hieraus ergiebt sich zunächst, daß Königsberg ziemlich dieselbe Temperatur als Köslin und Ratibor und eine wärmere als das einige 30 Meilen westlicher und 18 Meilen südlicher gelegene Conitz hat; ferner, daß der Unterschied zwischen der mittleren Temperatur Königsbergs und der Posen's und Görlitz' einerseits nicht größer ist, als der zwischen Konitz und Königsberg andrerseits. Wie fehlerhaft aber die früheren Angaben über diese Verhältnisse waren, geht aus der Vergleichung dieser Werthe mit den in den Mahlmannschen Tabellen recht augenscheinlich hervor. Nach diesen soll die mittlere Temperatur Tilsit's und Wilna's um einen halben Grad wärmer als die Königsbergs sein, während gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet; die von Berlin ist gar um

2½ Grad höher als die von Königsberg angegeben, während die wirkliche Differenz nur 1,3 beträgt. Die Temperatur Breslaus (+ 6,3) ist nur um 0,9 höher als die von Königsberg.

So dankenswerth indeß auch diese Beobachtungen sind, so genügen sie immer noch keineswegs, um eine durchaus richtige Einsicht in die klimatischen Verhältnisse des Landes zu geben; und noch weniger gestatten sie es jetzt schon die isothermen Linien durch geradlinige Verbindung der einzelnen Beobachtungsörter zu ziehen. Diesem wichtigen Ziele stehen zwei bis jetzt nicht zu beseitigende Schwierigkeiten entgegen. Zunächst ist die Zahl der Beobachtungs-Stationen viel zu geringe; wir wissen aber, daß in der That klimatische Verschiedenheiten in benachbarten Gegenden bestehen, die oft sehr bedeutend sind, und bei der Bemessung des Klimas eines ganzen Landstriches nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Sodann aber beruht die ganze Temperaturangabe auf der Voraussetzung, daß in allen meteorologischen Stationen die Thermometer einen gleichmäßig exponirten Standort haben. Diese Voraussetzung dürfte aber in großen Städten (wie Königsberg, Danzig, Breslau, Stettin ꝛc.) nicht überall zutreffen. Ein Thermometer, welches mitten in der Stadt, in einer engen Straße oder auf dem Hofe angebracht ist, zeigt immer eine um 1—2½° wärmere Temperatur an, als wenn es auf einem freien Orte allen Luftströmungen ausgesetzt und der von benachbarten Gebäuden ausstrahlenden Wärme entzogen ist.

Nur zu häufig verwechselt man bei der Beurtheilung des Klimas oder der atmosphärischen Wärmevertheilung mit dieser den Einfluß, welchen die verschiedenen Bodenarten auf das frühere oder spätere Erscheinen der Vegetation im Frühjahre ausüben. Kurz, man beurtheilt das Klima nach der scheinbaren längeren oder kürzeren Dauer des Winters. Diese Einflüsse sind aber je nach der Verschiedenheit des Bodens ganz ungemein erheblich. Der nasse, sogenannte kaltgründige Boden friert im Winter bis auf eine gewisse Tiefe ein. Die erste Frühlingswärme wird oft mehrere Wochen hindurch lediglich zum Aufthauen des Bodeneises consumirt und kann daher auf die Vegetation durchaus nicht einwirken. Ganz anders verhält es sich dagegen bei einem leichten, sogenannten warmen Boden. Hier wirkt die erste Frühlingswärme sofort auf die Entwickelung des Pflanzenwachsthums,

die Bäume belauben sich, die Feldarbeit kann beginnen. Im Ganzen und Großen hat nun allerdings das westliche Norddeutschland, Pommern, die Mark und selbst Meklenburg, wenigstens im Vergleich mit Preußen, einen sehr viel leichteren, durch bessere Kultur wärmeren Boden, der niemals auf erhebliche Tiefe friert, und daher die Vegetation um 8—14 Tage früher entwickelt als der preußische Boden. Dennoch finden wir auch hier zerstreut im Lande ganz ähnliche lokale Abweichungen, wie sie Preußen im Ganzen von der Mark an unterscheiden. So ist z. B. die Elbinger Gegend dem benachbarten Oberlande in der Vegetation stets um 8—14 Tage voraus; ein ähnliches Verhältniß findet sich in der Wehlauer und Schippenbeiler Gegend, z. B. gegen das wenige Meilen entfernte Eylau und Landsberg.

Einen Beweis für diese unsere Ansicht finden wir in der Flora Preußens, welche von der Norddeutschlands in keinem Punkte zu ihrem Nachtheile abweicht. Es ist zwar richtig, daß der Obstbau in der Provinz nicht in derselben Ausbreitung und in vielen Jahren auch nicht mit dem Erfolge getrieben wird, als im übrigen Norddeutschland. An diesem Unterschiede ist indeß nicht sowohl die größere Rauhigkeit des Klimas, als vielmehr wiederum jene nasse Bodenbeschaffenheit Schuld, welche den wenigsten feineren Obstsorten zusagt. Denn wo hier der Boden warm und trocken ist, da gedeihen die feineren deutschen Obstarten vortrefflich. Auch erscheint mir die Bemerkung nicht überflüßig, daß man aus der gegenwärtig geringen Ausdehnung des Obstbaues keineswegs berechtigt ist, einen nachtheiligen Rückschluß auf das Klima des Landes zu ziehen. Ganz ebenso gut und gewiß viel richtiger dürfte jene Thatsache einen Beweis für die mangelnde Neigung der heutigen Bevölkerung zu dieser Beschäftigung abgeben. Und daß dem so sei, dafür liegen positive Beweise vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörten nach durchaus zuverläßigen Berichterstattern (s. Beitr. zur Kunde Preußens, Bd. I. v. Baczko) Wallnußbäume zu den gewöhnlichen Obstbäumen Königsbergs; dickstämmige Pfirsich- und Aprikosenbäume, ja selbst süße Mandelbäume mit üppiger Tragkraft, Maulbeerbäume rc., waren durchaus nicht selten. Uebrigens findet man in vielen Gärten Königsbergs uralte, kerngesunde Wallnußbäume noch in ziemlicher Anzahl; dickstämmige Maulbeerbäume finden sich z. B. im

Warniker Park in seltener Gesundheit und Blätterfülle. Dagegen ist es richtig, daß viele seltneren Waldbäume aus unseren Forsten größtentheils verschwunden sind. Aeltere Forstbeamte erinnern sich aus ihrer Jugend mächtiger Taxusstämme, die z. B. im Stablacker Forste nicht selten zu finden waren. Auch ist dem Schreiber dieses schon seit 30 Jahren eine dickstämmige Feigenhecke bekannt, welche, gegen den Winterfrost nur durch Strohumwickelung geschützt, eine der Hauptzierden des Finkensteiner Parkes bildet.

Preußen ist als ein Theil der germanisch-sarmatischen Tiefebene früher Meeresboden gewesen und trägt den Charakter seiner Entstehung überall an sich. Es ist gewiß, daß die Entwässerung des Landes von Süden nach Norden vor sich gegangen ist.

Der Boden gehört dem Diluvium und Alluvium an. Das fast überall nachgewiesene Vorkommen des Bernsteins und die häufige Braunkohle, beides Glieder der Diluvial-Formation, verkünden dieselbe auch dem oberflächlichen Beobachter. Die Diluvial-Schichten (Thon, Lehm, Sand, Mergel, Grus und neu gebildeter Sandstein *), sind in Preußen ungemein mächtig und zum mindesten, wie dies zahlreiche tiefe Brunnenschachte lehren, über 200' tief. Unter den organischen Ueberresten, die das Diluvium kennzeichnen, kommen in Preußen Mammuth-Zähne und Knochen, Geweihe und Knochen des Riesenhirsches zum Oefteren vor.

Die Bodenmischung ist im Ganzen eine für den Ackerbau ungemein günstige. Es ist ganz richtig, daß nicht der ganze Regierungsbezirk Königsberg oder gar die ganze Provinz nur aus Boden erster Klasse besteht; allein wer mit Aufmerksamkeit und Sachkenntniß die Bodenverhältnisse der übrigen Theile der norddeutschen Tiefebene untersucht hat, wird es anerkennen müssen, daß der preußische Boden in seltenem Grade günstig für den Ackerbau gemischt ist. Abgesehen von den zahlreichen Niederungen und dem großen Reichthum des Landes an natürlichen Wiesen zeichnen sich ganze Kreise durch einen durchweg vorzüglichen Boden aus, z. B. fast das ganze Samland, der größte Theil Natangens, der Rastenburger, Friedländer und Gerdauer Kreis, der größte Theil des Oberlandes und des Ermlandes. Und

*) Ueber die letztere interessante Schicht gedenke ich in einem späteren Aufsatze Bericht zu erstatten.

selbst wo, wie in Masuren, sich ausgedehntere Sandstrecken finden, ist doch hier sehr häufig der Sand durch Lehmbeimengung ein trefflich kultivirbarer Ackerboden. An der polnischen Grenze sehen noch ausgedehnte Brüche der Melioration entgegen.

Nachstehend geben wir eine Tabelle über die Vertheilung des Bodens nach der Benutzungsart, und fügen zur Vergleichung die entsprechenden Verhältnisse für einige andere Regierungsbezirke und den ganzen Staat an. (Mitth. des stat. Büreaus, 1855. 9. St. ff.).

Der Preußische Staat enthält 109,000,000 Morgen. Hievon sind

1,400,000	Morgen	an Gärten, Weinbergen 2c.	=	1,28 pCt.
46,800,000	"	" Acker	=	42,98 "
8,200,000	"	" Wiesen	=	7,52 "
8,400,000	"	" Weide	=	7,71 "
22,600,000	"	" Wald	=	20,73 "
21,600,000	"	" unkultivirtem Lande	=	19,82 "
109,000,000	Morgen			100 pCt.

Diese Angaben beruhen auf direkten Vermessungen; nur das „unkultivirte Land" ist berechnet. Es umfaßt alles, was nach Abzug des vorstehend bezeichneten kultivirten Raumes von der bekannten Gesammtfläche übrig blieb, als Seen, Flüsse, Moräste, Wege, Städte, Dörfer, Häuser, Bauplätze 2c.

Uebersicht nach den berichtigten Zusammenstellungen pro a. 1852.

Regierungsbezirke und Provinzen.	Gärten, Weinberge, Obstplantag.	Aecker.	Wiesen.	Raume-Hütung (beständige Weide).	Königl. u. Privatwaldungen.	Unkultivirtes Land.
1. Königsberg	1,29	44,60	9,98	8,30	13,84	21,99
2. Gumbinnen	1,78	40,68	14,39	8,84	15,79	18,52
3. Danzig	1,00	37,67	8,70	9,80	17,62	35,21
4. Marienwerder	0,93	47,11	5,78	8,60	21,97	15,61
Prov. Preußen	1,28	43,39	9,79	8,71	15,74	21,09
1. Stettin	0,74	43,96	9,54	12,64	18,04	15,08
2. Köslin	0,69	41,61	6,04	16,68	18,40	16,58
3. Stralsund	0,86	54,97	8,53	7,00	12,15	16,52
Prov. Pommern	0,73	44,43	7,83	13,67	17,39	15,95

Regierungsbezirke und Provinzen.	Gärten, Weinberge, Obstplantag.	Aecker.	Wiesen.	Räume, Hütung (beständige Weide).	Königl. u. Privatwaldungen.	Unkultivirtes Land.
1. Breslau	1,61	48,49	5,88	1,78	15,77	26,47
2. Oppeln	0,92	42,02	4,06	1,78	23,50	27,72
3. Liegnitz	1,22	34,30	6,15	2,48	26,04	29,81
Prov. Schlesien	1,25	41,58	5,38	2,01	21,77	28,01
1. Potsdam	0,93	41,95	8,93	6,64	19,21	22,34
2. Frankfurt	1,00	39,68	7,01	5,83	24,96	21,52
Prov. Brandenb.	0,97	40,86	8,01	6,25	21,96	21,95

Aus dieser Tafel, deren Uebersichtlichkeit die wichtigsten Vergleichungspunkte einleuchten läßt, geht zunächst hervor, daß das Königsberger Departement mehr Land unter dem Pfluge hat, als auf den Gesammtboden der preußischen Monarchie kommt, zugleich aber auch, daß es alle übrigen Provinzen und Bezirke, mit Ausnahme des Gumbinner Departements, an der Menge der Wiesen übertrifft. Ebenso übersteigt die Menge des Weidelandes den Durchschnitt der Monarchie nicht unerheblich. — Wenn der unkultivirte Boden mit 21,90 pCt. dem Verhältnisse des Gesammtbodens der Monarchie (21,09) gleich zu sein scheint, so dürfen wir nicht übersehen, daß in diese Rubrik alles fällt, was vom Flächenraum nach Abzug des kultivirten Landes übrig bleibt: vor allem das Wasser. Nun aber fällt auf den Regierungsbezirk Königsberg der enorme Raum von 30,41 Quadratmeilen Wasser, das ist beinahe die Hälfte der ganzen, in den Flächeninhalt der Monarchie aufgenommenen Wasserfläche. Unter den 5103 Q.Meilen der Monarchie befinden sich nur 71 Q.Meilen Wasser, während auf die 408,13 Q.Meilen des Departements Königsberg 30,41 fallen d. h. etwas über 7 pCt. des ganzen Flächenraums. Diese 7 pCt. müssen, um eine richtige Ansicht über die Ausdehnung des unkultivirten Landes zu erlangen, von dessen 21 pCt. abgezogen werden. Hiernach würden auf den Reg.-Bez. Königsberg nur 14 pCt. desselben, also erheblich weniger, kommen als auf den Durchschnitt der Monarchie.

Dagegen zeichnet sich das Departement durch einen überraschenden Mangel an Waldungen aus. Dieser Punkt ist so wichtig, daß er eine kurze Abschweifung entschuldigen wird.

Es ist gegenwärtig keine Frage mehr, daß die Vertheilung der Wälder über die Erdoberfläche sehr viel zur Bestimmung des Klimas beiträgt. Wo sie sich in kaum unterbrochner Reihe über den Boden verbreiten, wird das Klima verhältnißmäßig rauh und kalt sein. Denn der moosige Waldboden hält die atmosphärische Feuchtigkeit zurück, der dichte Schatten verwehrt den Sonnenstrahlen den Zugang zu ihm. Es ist gewiß, daß das Klima Deutschlands zur Römerzeit viel kälter und rauher war als heutzutage, und auch Gallien war zu Cäsars Zeiten sehr viel rauher als gegenwärtig. Weinstock, Feige und Olive waren damals nach Fuster nur südlich von den Sevennen, doch nur bis zum 47sten Grade zu finden; erst mit dem Ende des 3ten Jahrhunderts waren sie, gleichmäßig mit der Entwaldung des Bodens, bis an die Loire vorgerückt. Im 6ten Jahrhundert dauerte die Rebe schon in der Normandie und im deutschen Rheingaue aus, und erst im Mittelalter wurde der Weinbau im Elsaß, der Lorraine und Picardie lohnend. Dieselbe Verbesserung des Klimas sehen wir gegenwärtig in den V. St. Nordamerikas mit der Entwaldung des Bodens vor sich gehen.

Wie wahr dies nun auch ist, so ist es nicht minder zweifellos, daß eine gänzliche Entblößung des Bodens von Waldungen die allererheblichsten Nachtheile mit sich führt. Denn die Wälder sind gleichsam die Regulatoren der atmosphärischen Feuchtigkeit. Ueber baumlose Flächen eilen die Wolken hinweg, um erst da sich ihres Segens zu entladen, wo die kühleren feuchten Luftschichten, die über ausgedehnten Waldungen schweben, ihnen entgegentreten. Ueberall, wo der Boden der Waldungen entbehrt, haben daher die häufigen, sanften Regen, die eigentlichen Befruchter des Ackers, aufgehört, und heftigen Strich- und Gewitterregen Platz gemacht, die dem kahlen Boden durch Wegspülen der lockern Ackerkrume mehr schädlich als segenbringend sind. Die furchtbaren Ueberschwemmungen, von denen Frankreich jetzt fast alljährlich heimgesucht wird, werden bereits fast allgemein als die Folge der sinnlosen Vernichtung der Gebirgswaldungen bezeichnet. Durch Fällung der Bäume, welche die Bergabhänge bekleiden, bereiten die Menschen unter allen Himmelsstrichen den kommenden Geschlechtern eine zwiefache Plage: Mangel an Brennstoff und Wassermangel.

Ein zweiter, fast ebenso wichtiger Nutzen der Wälder ist der Schutz, den sie dem kultivirten Lande gegen rauhe Luftströmungen verleihen. Auch hier wirken sie in mehrfacher Beziehung, theils durch Abhaltung der kalten und austrocknenden, den Getreidefeldern so äußerst nachtheiligen Winde, theils durch den Damm, den sie der Versandung entgegensetzen. Es giebt wenige Länder, welche durch unverantwortliche Entwaldung so furchtbar gelitten haben als Preußen. Die frische Nehrung, ein wahres Paradies so weit sie bewaldet, ist eine trostlose menschenleere Einöde von dem Punkte an, wo die Waldung aufhört. Ebenso wissen wir, daß die kurische Nehrung noch im vorigen Jahrhundert fast durchweg mit dem herrlichsten Walde bestanden war; gegenwärtig ist sie nur ein seiner beispiellosen Oede und absoluten Unkultur halber auffallender Landstrich.

Die Ursache der seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts reißend fortgeschrittenen Entwaldung des Departements ist in zwei Umständen zu suchen. Zunächst in dem raschen Wechsel des Bodenbesitzes seit jener Zeit; und dem damit verbundenen Güterschwindel, indem die Käufer eines größeren Gutes ihr Kaufgeld durch Vernichtung der dazu gehörigen Forsten leicht wieder erhielten. Sodann aber erfolgte sie auch aus einem allerdings besseren Grunde, der in nichts anderem als in der Vorzüglichkeit des hiesigen Bodens zu suchen ist. Ein elender Sandboden taugt freilich zu nichts anderem als zur Erzeugung von Kiefern; entwaldet man ihn, so liefert er nicht nur keinen Ertrag, sondern er wirkt durch die nun eintretende Versandung positiv schädlich. Dagegen anders ist es mit einem guten Boden; der Ertrag, den er mit Wald bestanden giebt, ist auch im besten Falle mehr als zwanzigmal so geringe, als der, den er durch Getreideerzeugung abwerfen würde. — Vorläufig ist durch den seltenen Reichthum des Departements an vorzüglichem Torfe ein Mangel an Brennstoff um so weniger zu fürchten, als man endlich auch bei uns anfängt, den unterirdischen Reichthum an Braunkohlen aufzuschließen, ein Unternehmen, für dessen Anregung wir der hiesigen Bergbaugesellschaft allen Dank schuldig sind.

Von den 8,770,900 Morgen des Königsberger Departements sind

Gärten	113,283
Aecker	3,912,068
Wiesen	874,923
beständige Weide	727,965
Königl. und Privat-Waldungen . .	1,214,336
Wasser	645,000
unkultivirtes Land	1,283,316.

II. Einwohner.

Alle Nachrichten über die Einwohnerzahl und die biostatischen Verhältnisse der Bewohner eines Landes gewinnen nur dann ein lebendiges Interesse, wenn man sie mit correspondirenden Verhältnissen in anderen Landstrichen oder mit dem als Norm gedachten Verhältniß vergleichen kann. Nichts aber ist dann auch so geeignet, einen schnellen Ueberblick über den allgemeinen Zustand der Bewohner und dessen Entwicklungsfähigkeit zu geben, als diese Vergleichung.

Glücklicherweise gehört Preußen zu den Staaten, in welchen schon seit langer Zeit regelmäßige Zählungen der Einwohner stattgefunden haben, und wir sind daher im Stande, den gegenwärtigen Stand der Bevölkerung des Regierungs-Bezirks nicht nur mit dem in den übrigen Provinzen sondern auch mit dem vor 100 Jahren zu vergleichen.

Am Schlusse des Jahres 1856 hatte das Departement Königsberg 901,603 Einwohner, Gumbinnen 640,831, Ostpreußen somit 1,542,434 Einwohner. Die Einwohner des Königsberger Regierungsbezirkes vertheilen sich in dessen zwanzig Kreisen folgendermaaßen:

A. Die evangelischen Kreise.

1. Königsberg (Stadtkreis)	83,193	auf	0,25	QM.	darunter Wasser
2. — (Landkreis)	42,602	"	23,75	"	3,97
3. Labiau	42,576	"	24,70	"	4,67
4. Memel	49,902	"	19,44	"	4,77
5. Eylau	48,661	"	21,90	"	—
6. Heiligenbeil . . .	39,568	"	19,97	"	3,70
7. Pr. Holland . . .	39,581	"	15,92	"	—
8. Mohrungen	48,011	"	22,23	"	—
9. Friedland	38,347	"	15,70	"	—

10. Gerdauen	33,312	auf	15,45	□M.	darunter Wasser
11. Wehlau	43,984	=	18,15	=	—
12. Rastenburg	37,317	=	15,41	=	—
13. Fischhausen	40,113	=	32,50	=	12,60
14. Osterode	49,568	=	28,00	=	—
15. Ortelsburg	48,924	=	28,52	=	—
16. Neidenburg	37,998	=	29,61	=	—
B. Das Ermeland.					
17. Braunsberg	46,436	auf	17,91	=	0,70
18. Heilsberg	47,764	=	20,27	=	—
19. Rössel	40,312	=	14,84	=	—
20. Allenstein	43,034	=	23,86	=	—
Summa	901,630	auf	408,13	□M.,	worunter 30,41 Wasser.

Von den am Schlusse des Jahres 1856 im ganzen preußischen Staate befindlichen 17,221,081 Einwohnern kommen auf die □.Meile 3374. Im Regierungsbezirke Königsberg wohnen auf der □.Meile nur 2210, und wenn man, wie billig, die 30 □.Meilen Wasser von der Bodenfläche abzieht, 2380 Einwohner auf der □.Meile. Zum Vergleiche stellen wir die entsprechenden Verhältnisse für die übrigen Provinzen des Staates zusammen:

in der Provinz	Preußen	leben auf der □M. 2218
= = =	Posen	= = = = 2577
= = =	Pommern	= = = = 2174
= = =	Brandenburg (mit Berlin)	= = = = 3004
= = =	Schlesien	= = = = 4278
= = =	Sachsen	= = = = 3970
= = =	Westphalen	= = = = 4088
= = =	Rheinprovinz	= = = = 5874

Die Provinz Brandenburg hat nur wegen Berlin ein günstigeres Verhältniß als die anderen östlichen Provinzen. Denn der Reg.=Bez. Frankfurt hat nur 2545 und Potsdam ohne Berlin nur 2250 Einwohner auf der □.Meile, ist also nur wenig dichter bevölkert als Preußen und Pommern und kaum so dicht als die Provinz Posen.

Sehen wir nun, wie dies Verhältniß vor hundert Jahren gewesen ist:

Provinzen	Es lebten durchschnittlich auf d. QM. Menschen a. 1748	1804	In diesen 56 Jahr. betrug die Vermehr. in Procenten jährlich	Es lebten durchschnittlich M. auf d. Q. Meile a. 1852	Jährliche Vermehr. in diesen 48 J.	Es lebten durchschnittlich M. auf d. Q. Meile a. 1816	Die Vermehr. von 1816-52 betrug jährl.
Ostpreußen	864	1356	1,017	2168	1,256	1647	0,862
Westpreußen	—	1974	—	2276	0,319	1593	1,091
Posen	—	1410	—	2575	1,721	1938	0,899
Brandenburg	962	1601	1,186	3004	1,826	2041	1,377
Pommern	793	1096	0,682	2174	2,070	1486	1,336
Schlesien	1718	2831	1,157	4278	1,065	3118	1,033
Sachsen	2048	3232	0,982	3970	0,476	2956	0,953
Westphalen	2886	3257	0,230	4088	0,455	3219	0,750
Rheinland	2434	3437	0,736	5967	1,504	4443	0,954
Summa	1220	1858	0,934	3319	1,638	2420	1,032

Aus dieser höchst interessanten (den Mitth. des Statist. Büreaus 1854, S. 11 ff. entnommenen) Zusammenstellung sehen wir, wie außerordentlich dünnbevölkert vor 100 Jahren unser Vaterland war. Wir sehen ferner, daß die jährliche Zunahme der Bevölkerung im preußischen Staate in diesen 100 Jahren ziemlich genau ein Procent betragen hat. Dasselbe Verhältniß trifft auch für den Regierungsbezirk Königsberg zu. Eine einfache Rechnung ergiebt, daß, die Fortdauer dieser jährlichen Vermehrung vorausgesetzt, — und zu dieser Voraussetzung berechtigt uns eine nun hundert Jahre umfassende Beobachtung, welche die furchtbaren Erschütterungen des siebenjährigen und französischen Krieges, so wie 8 Cholerajahre enthält — die Bevölkerung im Zeitraume von etwa 66 Jahren sich verdoppelt. Nach 66 Jahren würde demnach unsere Provinz etwa 4400 Einwohner auf der Quadratmeile, wenig mehr als Schlesien gegenwärtig, zählen; eine Bevölkerung, die dann im Jahre 1918 immer noch nicht die Volksdichtigkeit erreichen würde, die im Rheinlande schon 1816 vorhanden war.

Es ist hier nicht der Ort, die Bedenken zu widerlegen, welche sich der Möglichkeit einer solchen Volkszunahme in Preußen entgegenstellen. Die vergleichende Beobachtung mit anderen Ländern ergiebt sehr bald ihre Grundlosigkeit. Immerhin ist diese seit

100 Jahren andauernde Steigerung sehr merkwürdig. Aber auch wenn sie im Reg.-Bezirke ununterbrochen fortdauert, würde das Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts sich nahen, bis bei uns dieselbe Volksdichtigkeit erreicht ist, welche der preußische Staat im Ganzen besitzt.

Um indessen einen richtigen Blick über die Art der Vertheilung der Einwohner zu erlangen, ist es durchaus nothwendig das Verhältniß der städtischen zu den ländlichen Bewohnern zu kennen und mit dem in anderen Provinzen herrschenden zu vergleichen.

In den Provinzen resp. Departements		kommen von städtischer und ländlicher Bevölkerung auf die □M.		
		in den Städten	auf dem Lande	Summa
1. Königsberg a.	1748	245	729	974
	1852	554	1625	2179
2. Litthauen a.	1748	92	643	735
	1852	239	1914	2153
3. Neumark a.	1748	247	475	722
	1852	762	1783	2545
4. Pommern a.	1748	185	489	674
	1852	—	—	2174
5. Magdeburg a.	1748	745	1172	1917
	1852	1314	2085	3399
6. Kurmark (Potsd.m.Berl.) a.	1748	491	596	1087
	1852	1943	1482	3425
7. Minden a.	1748	604	2826	3430
	1852	1026	3905	4931
8. Im ganzen Staate a.	1748			1220
	1852	Auf 100 Städte-Bewohner kommen	251 Landbewohner	3318

Ein Blick auf diese Tafel lehrt, daß die gegen die übrigen Provinzen geringe Volkszahl in Preußen fast ausschließlich durch die ungemein kleine städtische Bevölkerung hervorgebracht wird. Recht auffallend sieht man dies an Litthauen. Hier ist die Zahl der ländlichen Bewohner fast so groß wie in dem dichtbevölkerten Magdeburg und sehr viel stärker als in den beiden märkischen Regierungsbezirken. Es ist daher vorauszusehen, daß die künftige Zunahme der Bevölkerung hauptsächlich die Städtebewohner in der Provinz Preußen treffen wird, da das platte Land keineswegs schlecht bevölkert genannt werden darf.

Dem Religionsverhältnisse nach lebten im Reg.-Bezirke Königsberg am Schlusse 1852:

704,760 Evangelische Christen
178,139 Katholische „
6,120 Juden.

Um sich über den Wohlstand der Bewohner einer Provinz eine Uebersicht zu verschaffen, giebt es keinen sicherern Weg als den, die Steuerkraft derselben kennen zu lernen. Die durch das Gesetz vom 1. Mai 1851 eingeführte Klassen- und klassificirte Einkommensteuer vertheilt grundsätzlich die verschiedenen Abstufungen der Steuern nach dem Maaßstabe des Einkommenverhältnisses der Einwohner. Hiernach sind diese beiden Steuern geeignet, Einblicke in den Wohlstand der Einwohner zu gewähren: „indem aus den Verhältnissen, der wievielte Theil einer Bevölkerung in die höheren, der wievielte in die niederen Steuerstufen gehört, ein Schluß auf die Wohlhabenheit der Provinz, des Reg.-Bezirks sich wird ziehen lassen *).“

Die klassifizirte Einkommensteuer zählt 30 Stufen; in der ersten Stufe werden von einem Einkommen von 1000—1200 Thlr. jährlich 30 Thlr. gezahlt, in der 30. Stufe von einem Jahreseinkommen von 240,000 Thlr. und darüber jährlich 7200 Thlr. — Ein Einkommen von 40,000 – 52,000 Thlr. zahlt (in der zwanzigsten Stufe) jährlich 1200 Thlr. Steuer. —

Zu dieser klassificirten Einkommensteuer sind im ganzen Staate (pro 1853) nur 44,407 Personen veranlagt worden, von denen zwei Sechstel zur ersten Stufe gehörten, während beinahe drei Sechstel in die zweite, dritte, vierte und fünfte Stufe (Einkommen von 1200—2400 Thlr.) fallen.

Wir stellen zunächst die Zahl der zur klassificirten Einkommensteuer herangezogenen Personen in den vier Reg.-Bezirken der Provinz Preußen mit der im ganzen Staate zusammen:

*) Mittheilungen des statist. Bür. f. 1854, welchen auch die Angaben über die Steuerverhältnisse entnommen sind.

Es zahlen in der Stufe	von einem Einkommen		Zahl der zur klassifizirten Einkommensteuer eingeschätzten Personen im Reg.-Bezirk Königsberg	im Reg.-Bezirk Gumbinnen	im Reg.-Bezirk Danzig	im Reg.-Bezirk Marienwerder	in der Provinz Preußen	im ganzen Staate
— 9	von 1000 bis 4000 Thlr.	Personen	1487	579	1074	865	4005	41,058
		Proc. der Eingesch.	93,00	96,5	95,13	95,60	95,00	92,46
10 — 14	4000 bis 12,000 Thlr.	Personen	103	20	50	37	210	2905
		Proc. der Eingesch.	6.44	3,33	4,43	4,09	5,00	6,54
15 — 19	12,000 bis 40,000 Thlr.	Personen	8	1	4	2	15	399
		Proc. der Eingesch.	0,5	0,17	0,35	0,22	0,35	0,90
20 — 23	40,000 bis 100,000 Thlr.	Personen	1	—	1	—	2	35
		Proc. der Eingesch.	0,06	—	0,09	—	0,075	0,08
24 — 30	100,000 bis 240,000 Thlr. und darüber.	Personen	—	—	—	—	—	10
		Proc. der Eingesch.	—	—	—	—	—	0,02
Ueberhaupt			1599	600	1129	904	4232	44,407

Wenn die Wohlhabenheit der Einwohner des Preußischen Staates in allen Provinzen gleich verbreitet wäre, so würde das Bevölkerungsverhältniß einer jeden zu der Gesammtbevölkerung des Staates den Maaßstab für die Steuerkraft geben, und es müßte sodann das Verhältniß der in jeder Provinz zur Einkommensteuer veranlagten Personen und ihr aufzubringendes Steuerquantum in demselben Verhältniß stehen, wie die Bevölkerung jeder Provinz zu der des ganzen Staates steht. Daß dies nicht der Fall sein kann, liegt auf der Hand. Nichts aber gewährt ein klareres Bild von der größeren oder geringeren Wohlhabenheit in den verschiedenen Provinzen als eben dies Verhältniß der Bevölkerung der Provinz zu der des Staats, verglichen mit dem Verhältniß ihres Steuerbeitrages zu der Gesammtsumme des Staates.

In den Provinzen	bildet die Gesammt-Bevölkerung Procent der Summe des ganzen Staats	die zur Einkommensteuer veranlgt. Personen bilden Proc. von der Summe des ganzen Staats	der von ihnen gezahlte Ges.-Betrag bildet Procent von der Summe des Staats
Ostpreußen	9,08 %	4,95 %	4,48 %
Westpreußen	6,36 %	4,58 %	3,83 %
Posen	8,19 %	4,99 %	5,06 %
Brandenburg mit Berlin	13,07 %	27,93 %	28,78 %
Pommern	7,44 %	8,13 %	7,86 %
Schlesien	18,81 %	12,80 %	13,84 %
Sachsen	10,84 %	12,55 %	11,90 %
Westphalen	8,92 %	5,43 %	5,74 %
Rheinprovinz	17,29 %	18,64 %	18,51 %
Ueberhaupt	100	100	100

Diese Tafel zeigt nun, daß in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien und Westphalen das Verhältniß der zur Einkommensteuer herangezogenen Personen und des von ihnen gezahlten Steuerquantums geringer ist als das Verhältniß der

Bevölkerung überhaupt, und zwar ordnen sich diese Provinzen folgendermaaßen:

1. Schlesien,
2. Ostpreußen,
3. Westphalen,
4. Posen,
5. Westpreußen,

während die übrigen Provinzen über dem Bevölkerungsverhältnisse stehn.

Die Provinz Brandenburg erhält ihre erste Stelle nur durch Berlin und würde ohne diese Stadt unter die Provinzen einordnen, die unter dem Bevölkerungsverhältnisse stehn. Denn während Berlin nur 2,60 Procent der Bevölkerung des Staates zählt, beträgt die Zahl der Einkommensteuer-Zahlenden 19,02 Proc. und ihr Steuerquantum 20,33 Proc. von der Gesammtsumme des Staats. In dieser Stadt zahlen z. B. 736 Personen Steuer von einem Einkommen von 4—12,000 Thlr., noch 86 Personen von 12—40,000 Thlr., sieben Personen von 40—100,000 Thlr. und eine Person von 100—400,000 Thlr.

Der Umstand, daß ein Landestheil weniger Wohlhabende und Reiche hat, darf uns aber nicht zu der Annahme verleiten, als sei sein Wohlstand überhaupt ein sehr geringer. Er kann ebensogut in einer gleichmäßigeren Vertheilung des Gesammtvermögens seinen Grund haben. Wenn z. B. im Reg.-Bez. Gumbinnen erst auf 1070 E. eine Person mit einem Einkommen von 1500 Thlr. kommt, so ist dies allein aus dem Mangel großer Städte und Fabriken zu erklären und beweist keineswegs eine allgemeine Armuth der Bevölkerung.

Um daher das Bild von dem finanziellen Zustande der verschiedenen Landestheile zu vervollständigen, müssen wir die Klassensteuer mit der Einkommensteuer verbinden. Hiernach steuern im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung an diesen beiden Steuern zusammengenommen

die Provinzen:

Brandenburg . .	13,97 Proc.		mehr, als ihr Bevölkerungsverhältniß beträgt,
Sachsen	2,99 „		
Rhein	0,87 „		
Pommern . . .	0,58 „		
	18,41 Proc.		

dagegen die Provinzen:

Schlesien . . .	5,20 Proc.		weniger, als ihr Bevölkerungsverhältniß beträgt.
Ostpreußen . .	4,38 „		
Posen	3,71 „		
Westpreußen . .	2,92 „		
Westphalen . .	2,20 „		
	18,41 Proc.		

Rechnet man endlich die Mahl- und Schlachtsteuer zu diesen beiden Steuerbeträgen, so kommt der Steuerbetrag pro Kopf

in den Provinzen:

Ostpreußen . .	19 Sgr	7,9 Pf.
Westpreußen . .	20 „	4,61 „
Posen	19 „	2,7 „
Pommern . .	23 „	3,2 „
Brandenburg .	35 „	1,0 „
Schlesien . .	20 „	9 „
Sachsen	25 „	2,7 „
Westphalen . .	18 „	7 „
Rheinprovinz .	22 „	10 „
im ganzen Staate:	23 „	2,7 „

Wir gehen nun zu der Betrachtung der biostatischen Verhältnisse der Einwohner des Regierungsbezirkes Königsberg über.

Zuvörderst lassen wir die speziellen Data der einzelnen Jahrgänge von 1835 bis 1852 für den Reg.-Bez. Königsberg folgen (s. meine Abhandlung „Beitr. zur Kenntniß der biost. Verh. ꝛc. in Casper's Vierteljahresschr. VIII. 2. S. 302) *).

*) Diese Zahlen sind aus den mir geneigtest zur Benutzung gestatteten Materialien des statistischen Büreaus der Königl. Regierung ausgezogen.

Jahrgang.	Geburten überhaupt:			Darunter uneheliche:			Ehen.	Todesfälle.			Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen.
	Knaben.	Mädchen.	Summa.	Knaben.	Mädchen.	Summa.		Männliche.	Weibliche.	Summa.	
1835	—	—	27,329	1,274	1,315	2,589	5,868	11,493	10,659	22,052	+ 5,272
1836	—	—	29,207	1,321	1,274	2,595	6,621	10,669	10,578	21,247	+ 7,916
1837	—	—	30,977	1,505	1,443	2,928	7,162	12,391	11,636	24,027	+ 6,890
1838	—	—	27,547	1,413	1,240	2,753	5,912	12,458	11,478	24,066	+ 3,531
1839	—	—	29,091	1,317	1,256	2,573	7,548	13,119	12,453	25,572	+ 3,518
1840	—	—	32,606	1,604	1,468	3,072	7,193	11,887	11,040	23,027	+ 9,079
1841	—	—	30,602	1,550	1,530	3,080	7,540	12,915	12,351	25,266	+ 5,336
1842	17,439	16,288	33,720	1,671	1,630	3,301	7,792	12,905	12,321	25,226	+ 8,594
1843	17,514	16,581	34,095	1,640	1,631	3,271	8,590	11,630	10,979	22,609	+ 11,486
1844	18,348	17,301	35,649	1,817	1,668	3,485	8,256	11,268	10,287	21,555	+ 14,094
1845	16,963	16,185	33,148	1,762	1,689	3,451	7,649	14,945	13,732	28,677	+ 4,771
1846	17,706	16,792	34,498	1,592	1,598	3,190	8,005	14,262	13,194	27,456	+ 7,042
1847	16,939	15,993	32,932	1,518	1,518	3,036	6,966	18,240	16,874	35,112	— 2,180
1848	15,314	14,671	29,982	1,200	1,208	2,408	7,984	19,514	18,886	38,000	— 8,418
1849	22,456	21,039	43,495	2,071	2,013	4,084	10,004	13,217	12,470	25,687	+ 17,817
1850	20,419	19,660	40,079	2,174	2,113	4,287	9,622	14,074	12,681	26,755	+ 13,324
1851	22,028	20,936	42,964	2,113	2,171	4,284	9,344	13,710	12,459	26,159	+ 15,775
1852	20,667	19,159	39,226	1,819	1,828	3,647	8,095	19,581	17,958	37,486	+ 1,740

Eine nähere Betrachtung dieser Tafel ergiebt nun, daß nur die ersten zehn Jahre, von 1835—44, ziemlich gleichförmige Verhältnisse zeigen, daß aber mit dem Jahre 1845 eine große Veränderung eintritt. Die Zahl der Todesfälle übertrifft die des unmittelbar vorhergehenden um 7000 oder um 33 Proc. Dies ungünstige Verhältniß dauert mit einigen Schwankungen bis 1848 an, wo es seinen Gipfelpunkt erreicht. Die Zahl der Todten dieses Jahres übersteigt die des Jahres 1844 um 17,000 oder um mehr als $^{3}/_{4}$ derselben. Die Ursache dieser enormen Sterblichkeit war die Cholera, welche 1848 vom Osten Europa's in die Provinz einbrach und leider seitdem alljährlich wiedergekehrt ist. Im Jahre 1847 war die Sterblichkeit durch ausgedehnte Ruhrepidemien vermehrt worden, und überhaupt ist die Zunahme der Sterblichkeit seit 1845 als Folge der Mißernten der Jahre bis 1848 anzusehen.

Mit dem Jahre 1849 sehen wir nun den Ersatz des Verlornen durch eine ungemein gesteigerte Fruchtbarkeit und Abnahme der Sterblichkeit beginnen. Die Geburten mehren sich gegen das Jahr 1848 um 13,500, die Ehen um mehr als 2000; die Sterblichkeit ist um mehr als 13,000 Todesfälle geringer. Der Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen beträgt in diesem Jahre 17,000, während im Jahre 1848 die letzteren die Geburtenzahl um 8500 übersteigen. Diese gesteigerte Fruchtbarkeit dauert nun mehrere Jahre bis 1851 fort und bestätigt das alte biostatische Gesetz: „daß Abweichungen einzelner Jahre durch Epidemien, Mißwachs, u. s. w. immer wieder durch die folgenden ausgeglichen werden.“ Dennoch aber dauern die gewaltigen Erschütterungen der Jahre 1845—48 immer noch fort, die Cholera ist bis 1857 in jedem Jahre von neuem ausgebrochen und der regelmäßige Gang der Volksbewegung, wie es scheint, noch für unbestimmte Zeit unterbrochen.

Interessant ist es, mit den Wirkungen der Choleraseuche auf die Volksverminderung die der Pest von 1708/9 in Preußen zu vergleichen *). Der Winter 1708/9 war enorm kalt; noch im Mai befuhr man die Ostsee mit Schlitten. Obstbäume und Wintersaat wurden völlig zerstört, so daß (wie a. 1855) die Winterfelder mit

*) Hagen, Beitr. zur Kunde Preußens IV. S. 27.

Sommersaat bestellt werden mußten. Allgemeine Theuerung, die durch Hungersnoth und den nothgedrungenen Genuß ungewöhnlicher Nahrungsmittel zunächst Ruhrepidemien erzeugte (wie in Folge der Theuerung im Jahre 1847! s. oben), trat ein: die Pest, im schwedisch-polnischen Kriege in Polen ausgebrütet, wurde nach Preußen verschleppt und fand hier den günstigsten Boden.

Damals betrug (nach den amtlichen, im hiesigen Geh. Archiv noch vorhandenen, sehr interessanten Listen) die wöchentliche Todtenzahl in Königsberg 30—40: sie stieg im Oktober 1709 auf wöchentlich 600! (die höchste Todtenzahl in den Cholerajahren betrug wöchentlich, bei der gegen 1709 sehr vermehrten Einwohnerzahl gegen 300) und stieg bis 650. Während der achtmonatlichen Dauer der Pest in Königsberg starben 9827 Menschen, von denen jedoch (wie Hagen mit Recht bemerkt) viele durch Hunger und Elend schon höchst ausgemergelt gewesen. Nach dem von dem damaligen Collegio Sanitatis zusammengestellten offiziellen Specificationen (im Geh. Archive) vom 2. September bis Ende December, als die Seuche am heftigsten wüthete (— also auch damals waren die Monate September, October, November, wie gegenwärtig für die Cholera, die gefährlichsten —) waren unter je 100 Todten an der Pest 44, an Fleckfieber und Pocken 24, an Ruhr und Durchfall 2, an andern Krankheiten 30 gestorben. Hospital und Irrenhaus starben ganz aus: von den Familien der Beamten und großbürgerlichen Personen waren unter 9827 Todten nur 146 gestorben. — Im Ganzen waren nur 1000 Wohnungen inficirt gewesen, die sich fast alle in den schlechtesten Häusern und schmutzigsten Straßen befanden.

Sehr viel größer noch waren die Leiden in den kleineren Städten der Provinz, in denen (ganz wie wir dies heut zu Tage bei der Cholera sehen) ein bei weitem größerer Prozentsatz der Einwohner ausstarb. In Litthauen starben ganze Gemeinden aus.

In den zwei Jahren 1709 und 1710 waren in Ostpreußen und Lithauen (ohne Ermland, jedoch mit den Kr. Marienwerder und Riesenburg) statt der sonst jährlich sterbenden 16,000 nicht weniger als 235,836 nach sehr genauer Zählung verstorben! Ebenso hatten die Geburten und Ehen abgenommen. Denn während sonst damals jährlich 27,000 Geburten stattfanden, wur-

den in diesen beiden Jahren nur 40,705 Geburten, also 14,000 weniger gemeldet. Das Land hatte somit 195,000 Menschen, fast ein Drittheil seiner Bevölkerung, verloren, die vor der Pest nahe an 700,000 E. betragen hatte.

Dagegen sehen wir auch hier wieder nach dieser furchtbaren Calamität den Ersatz des Verlornen auf eine überraschend schnelle Weise vor sich gehen. Am besten leuchtet dies durch den Ueberblick nachstehender Tafel ein.

Ostpreußen und Lithauen, vor 1709 gegen 700,000 Einwohner.

In den Jahren	kam eine Geburt auf Einwohner	eine Ehe auf Einwohner	ein Todesfall auf Einwohner	Differenz der Geburten und Todesfälle
1700 bis zu den Pestjahren 1709/10	1 auf 25	1 auf 115	1 auf 43	+ 11,000 (mehr geb. als gest.)
Erstes Pestjahr 1709	1 auf 35	?	1 auf 6	– 97,000 } mehr gest. als geb.
Zweites Pestj. 1710	1 auf 35	1 auf 79	1 auf 6	– 98,000
1711	?	1 auf 59	?	+ 10,984 } 96,049
1712	?	?	?	+ 12,525
1713—20	?	?	?	+ 72,540

Ganz ähnlich findet sich dies Verhältniß in der Stadt Königsberg. Während vor der Pest jährlich etwa 650 Ehen geschlossen wurden (etwa ebensoviel als in heutiger Zeit), stieg die Zahl unmittelbar nach dem Erlöschen der Pest auf 1234! Aehnliches sehen wir in dem Cholerajahre 1848. In diesem wurden in Königsberg nur 566 Ehen geschlossen, im Jahre 1850 dagegen 979 und 1851 noch 965.

Uebrigens vertheilte sich der furchtbare Verlust der Pestjahre sehr ungleich über Ostpreußen. Denn während der Königsberger Bezirk nur 38,641 E. durch den Ueberschuß der Todten über die Gebornen verloren, hatte Lithauen die ganz unerhörte Summe von 154,445 oder Vier Fünftel seiner Volkszahl eingebüßt.

Wir kehren zur Betrachtung der gegenwärtigen biostatischen Verhältnisse des Departements zurück.

Die Unglücksjahre, welche seit 1846 alljährlich und bis jetzt wiederkehrten, machen es unstatthaft, die Summe aller, in unserer

Tafel niedergelegten Data der Ermittelung der Durchschnittszahl zu Grunde zu legen. Wir glauben aber keinen Fehler zu begehen, wenn wir den Durchschnitt der ersten 10 Jahre dieser Reihe, 1835—44, als Ausdruck dieser Verhältnisse annehmen. Es sind dies keineswegs abnorm günstige Jahre, denn es finden sich auch unter ihnen mehrere durch abnorme Sterblichkeit ausgezeichnete, wie die Jahrgänge 1837 (Cholerajahr) 1838 und 1841, welche sich auch in anderen Ländern als ungünstige herausstellten.

In nachstehender Tafel sind die Jahrgänge 1835—52 in folgende Gruppen geordnet.

1. Jahrzehnt von 1835—44. Die wichtigsten Columnen dieser Jahrgänge ergeben summirt

Geburten:	Ehen:	Gestorben:	
310,763,	72,482	120,625 M.	113,873 W.
darunter uneheliche 29,417		234,498	

Also mehr geboren als gestorben: 76,265.

2., 3., 4., 5te Gruppe: die Jahrgänge 1845—48.

6te Gruppe: das Triennium 1849—51.

7te " das Jahr 1852.

Jahrgänge	Verhältniß der Geburten zur Bevölkerung	Verhältniß der Ehen zur Bevölkerung	Auf eine Ehe kommen Geburten	Verhältniß der Todesfälle zur Bevölkerung
1835—44	1 : 25,7	1 : 110,5	4,2	1 : 34,1
1845	1 : 25,6	1 : 110	4,3	1 : 29,3
1846	1 : 25	1 : 105,8	4,3	1 : 30,8
1847	1 : 25,8	1 : 123	4,7	1 : 24,2
1848	1 : 28,2	1 : 106	3,7	1 : 22
1849—51	1 : 20	1 : 87	4,3	1 : 32,6
1852	1 : 21	1 : 105	4,8	1 : 22,6.

Hiernach muß schon das Jahr 1845 als der Anfang der Unglücksperiode bezeichnet werden, welche über das Land hereinbrach. Das unmittelbar vorhergehende Jahr 1844 zeichnet sich dagegen durch eine ganz auffallend geringe Sterblichkeit aus. Diese Unglücksperiode, diese „Mortalitätswelle“ (wie sich Stark, der jähr-

liche Berichterstatter über die biostatischen Verhältnisse Edinburghs ausdrückt) hat sich bekanntlich über ganz Europa ausgebreitet, nur erreichte sie den Westen unseres Welttheils ein Jahr später als den Osten. Ihre erste (um dies Gleichniß beizubehalten) Undulation war überall von gleicher Dauer, bei uns bis zum Jahre 1848, in England von 1846 bis 1849. Von 1849—51 schien sie zu fallen, eine neue Erhebung der Sterblichkeitswelle fing 1852 an, und leider scheint sie noch bis jetzt fortzufluthen.

Die Jahre 1845—48 geben uns zugleich Gelegenheit, die Wahrheit jener höchst interessanten Emerson'schen Behauptung zu prüfen „daß nämlich alle Einflüsse, welche die physischen und moralischen Kräfte in einer Bevölkerung herabsetzen, wie Mißwachs und Epidemien, auch den normalen Ueberschuß der männlichen Geburten über die weiblichen herabsetzen, ja um 1—2 Proc. vermindern." Vergleichen wir zu diesem Ende die Jahrgänge 1845—48, als solche, welche unter den gedachten deprimirenden Einflüssen stehen, mit den Jahren 1842, 43, 44, 49, so finden wir folgende Verhältnisse:

1845—48	66,922	Knaben
	63,641	Mädchen
1842—49	76,157	Knaben
	71,202	Mädchen.

Oder: in den Unglücksjahren verhalten sich die Mädchen zu den Knaben wie 100 : 105,108; in den Normaljahren aber wie 100 : 107; in den erstern ist also der Ueberschuß der männlichen Geburten wirklich um 2 Proc. beinahe vermindert. Die Emerson'sche Beobachtung scheint somit vollkommen bestätigt.

Die unehelichen Geburten verhalten sich zu den ehelichen in dem 10jährigen Zeitraum von 1835—44 wie 1 : 10,5, in dem 10jährigen Zeitraum von 1842—51 = 1 : 10,3, in den Jahren von 1845—48 wie 1 : 10,8. Es haben sich in dieser letzteren Periode auch die unehelichen Geburten in ihrem Verhältniß zu den ehelichen um etwas vermindert.

Wie sich erwarten ließ, haben diese Jahre auch eine bedeutende Schwankung des Verhältnisses der Ehen zur Bevölkerung herbeigeführt. Während im Decennio 1835—44 auf 100 Lebende eine Ehe kam, vermindert es sich 1847 auf 1 : 123 und steigt in den Jahren 1849—51, wo durch die reichlichere Nahrung das Wohl-

befinden der großen Masse des Volkes wiedergekehrt war, und die nach den politischen Stürmen wieder eingetretenen ruhigeren Verhältnisse zu neuen Hoffnungen berechtigten, gar auf 1 : 87.

Am wenigsten hat sich in der ganzen Reihe das Verhältniß der Ehen zu den Geburten verändert, welches nur im Jahre 1848 eine bedeutende Verminderung erfuhr.

Die größten Schwankungen finden wir aber in den Columnen, welche die absolute Sterblichkeit und deren Verhältniß zur Bevölkerung ausdrücken. Während sie im Decennio 1835—44 sich wie 1 : 34 verhielt — (wie wir später sehen werden, ganz genau ebenso wie vor 100 Jahren nach den von Süßmilch aus den offiziellen Kirchenlisten berechneten Tafeln für Ostpreußen) stieg sie schon im nächsten Jahre auf 1 : 29, fiel dann 1846 wieder auf 1 : 30,8, stieg 1847 auf 1 : 24,2 und 1848 gar auf 1 : 22. In den drei folgenden Jahren bis 1852 nahm sie zwar wieder ab (1 : 32), ohne doch den normalen Standpunkt zu erreichen, und stieg 1852 wieder auf die Höhe von 1 : 22,6, welche sie in den folgenden Jahren bis 1856 leider nur vorübergehend verlassen hat. Die Erwägung dieser enormen Schwankungen lehrt es recht deutlich, wie stark jene „Mortalitätswelle" immer noch fortfluthet und die normalen Sterblichkeitsverhältnisse erschüttert hat, und rechtfertigt es, wenn wir bei der Ermittelung derselben diese abnormen Jahrgänge unberücksichtigt lassen, vielmehr hiezu auf die Ergebnisse des Decenniums 1835—44 zurückgehen. Sie stimmen nicht allein mit den Süßmilchschen Berechnungen fast genau überein, sondern sie sind auch dieselben, welche Dieterici als das Mittel dieser Verhältnisse in der ganzen preußischen Monarchie berechnet hat. Höchst wichtig ist es, daß dies Mittel in der Zeit von 1816—40 ganz unverändert geblieben ist, so daß wir also berechtigt sind, es in der That für das Normalverhältniß der gegenwärtigen Bevölkerung des Staates anzusehen.

Bevor wir nun einen Vergleich dieser Verhältnisse mit denen anderer europäischer Länder anstellen, wird es nicht uninteressant sein, die biostatischen Verhältnisse unter der evangelischen, katholischen und jüdischen Bevölkerung gesondert zu betrachten.

Die Katholiken bewohnen fast ausschließlich das Ermland oder die vier Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rössel, Allenstein und

sind zu ¾ rein deutscher, zu ¼ slavischer Abkunft. Aus den (s. m. Abhandl. a. a. O. S. 308) speciellen Datis ihrer biostatischen Verhältnisse ergiebt sich, daß

	bei den Evangelischen		bei den Katholiken	
eine Geburt	auf	25	24,1	Lebende
eine Ehe	„	111,8	109	„
ein Todesfall	„	34,8	31,2	„
eine uneheliche Geburt	„	10	13	Geburten
auf eine Ehe		4,40	4,50	Kinder

kommen. Die biostatischen Verhältnisse sind hiernach bei den Evangelischen durchweg etwas günstiger als bei den Katholiken, welche die ersteren nur in der geringeren Zahl der unehelichen Geburten übertreffen.

Noch sehr viel günstiger aber sind diese Verhältnisse bei den Juden. Bei ihnen kommt eine Geburt auf 25, eine Ehe auf 111 (beides wie bei den Evangelischen), aber ein Todesfall erst auf 44 Lebende. Die Sterblichkeit ist bei ihnen somit außerordentlich geringer als bei den Christen, und selbst in den Jahren 1845 bis 1848, welche auch auf sie ihren Einfluß ausübten, bleibt immer noch ein Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen. Dies günstige Verhältniß erklärt sich daraus, daß die Mehrzahl der Juden im Departement sich im Wohlstande befindet.

Findet sich nun schon ein Unterschied in den biostatischen Verhältnissen der verschiedenen Confessions-Angehörigen, so wird es noch mehr auffallen, daß auch unter den einzelnen Kreisen sich konstante und recht bedeutende Verschiedenheiten herausstellen. Dieser Umstand könnte die Brauchbarkeit der im Großen sich ergebenden Durchschnittszahlen zu Schlüssen für die ganze Bevölkerung wohl in Frage stellen, doch löst sich alle Schwierigkeit, wenn man die Kreise ihrer Nationalität nach ordnet. Dann ergiebt es sich sogleich, daß alle, von der polnischen Nationalität Angehörigen bewohnten Kreise eine viel bedeutendere Sterblichkeit zeigen als die von Deutschen bewohnten. Zu jenen gehören, größtentheils wenigstens, die Kreise Osterode, Neidenburg, Allenstein und Ortelsburg. Da sich nun (s. meine Abhdl. a. a. O. S. 310) dasselbe Verhältniß in der ganzen Monarchie herausstellt, so können wir als zweifellos annehmen, daß der slavische Theil der Bewohner

Digitized by Google

der Monarchie eine größere Mortalität hat als der deutsche. Alle Departements, in deren Bevölkerung die Slaven überwiegen oder doch einen großen Theil ausmachen, fallen unter das Mittel der Sterblichkeitsverhältnisse der ganzen Monarchie, und sie allein sind es, welche dasselbe gegen die Verhältnisse der Bewohner der westlichen Staaten (England, Frankreich, Holland 2c.) so tief herabdrücken.

Beiläufig führen wir nur an, daß im Jahre 1855 (nach dem Berichte des astronom. Direkt. in Warschau) im Königreich Polen 276,500 Pers. gestorben und nur 171,350 geboren sind.

Wir gehen nun zum Vergleiche der ermittelten Verhältnisse mit denen andrer Länder über und wenden uns zunächst

1. nach England. Die Durchschnittssterblichkeit von 1837 bis 1847 betrug in diesem Lande (s. m. Abh. S. 310) jährlich 2,243 Proc. oder 1 : 45 Lebende. Es starben überhaupt

1845 . .	349,366	1848 . .	400,060
1846 . .	390,315	1849 . .	441,458
1847 . .	423,304		

Hier beginnt also die Unglücksperiode erst 1846 und auch hier zeigt das vorhergehende Jahr, wie im Königsberger Departement, die geringste Sterblichkeit. Die Zunahme der Sterblichkeit im J. 1846 war die Folge epidemischer Durchfälle und Ruhren, verbunden mit einheimischer Cholera; darauf folgte Influenza, und erst Ende 1848 begann die asiatische Cholera, welche über ein Jahr anhielt und die große Sterblichkeit des Jahres 1849 verursachte. Dennoch überstieg dieselbe kaum die gewöhnliche Mortalität in Frankreich und blieb noch weit hinter der gewöhnlichen Mortalität in Sachsen, Preußen, Italien, Oesterreich und Rußland zurück.

Im Jahre 1852 (Mitth. des stat. Bür. 1855, S. 3) kommen in England und Wales auf 17,287,050, — beiläufig genau auch die Bevölkerung des preußischen Staates — 578,389 Geburten (mit Ausschluß der nicht zur Zählung gebrachten todtgebornen Kinder). Dies macht 1 Geburt auf 29,89 Lebende. — Im Preußischen Staate kam dagegen schon 1 Geburt auf 24,85 Lebende in demselben Jahre.

2. In Frankreich kamen 1851 bei 35,783,050 Einwohner 979,907 Geburten vor, d. h. eine auf 36,52 E. Das ist ein

ganz auffallend geringes Verhältniß und der Hauptgrund, weshalb sich die Bevölkerung Frankreichs in den letzten Jahren fast gar nicht vermehrt sondern stabil bleibt. In Frankreich geht durch die ganze Nation im Allgemeinen eine Scheu vor vielen Kindern. Neulich ist dieser Gegenstand in der Académie des sciences von Leonce de Lavergne ausführlich erörtert worden. Er machte darauf aufmerksam, daß während des Decenniums von 1836—45 (— auch dieser Statistiker legte also das ebenfalls von uns gewählte Decennium seinen Berechnungen zum Grunde) die Zunahme der Bevölkerung dreimal so stark war, als während des Decenniums 1846—55. Nicht weniger als 54 Departements haben ihre Bevölkerung abnehmen gesehen und das Departement der obern Saone hat ⅕ seiner Bevölkerung verloren. Diese Verminderung freilich erklärt sich aus einer Deplacirung zu Gunsten von 16 bereits übervölkerten Departements, unter denen das Seine-Departement den ersten Rang einnimmt. In den 15 Jahren 1836—51 hatte dies Departement nur um 315,000 S. zugenommen und in den letzten 5 Jahren um 305,000 Seelen.

Auffallend ist auch folgendes Ergebniß der letzten Volkszählung. Sie ergab 36,039,364 (gegen die Zählung 5 Jahre zuvor nur ein Zuwachs von gegen 250,000). Während der fünfjährigen Periode von 1851—56 hatte die Zahl der Männer nur um 75,210, die der Frauen dagegen um 180,984 zugenommen!

3. Schweden. Nach dem zehnjährigen Durchschnitt von 1830—40 (s. die spez. Zahlen in dem 7., 8. und 9. ann. report of the registr. gener., London 1846) stellt sich die Sterblichkeit auf 1 : 42,8 Lebende.

4. Dänemark. Der zehnjährige Durchschnitt von 1835—44 ergiebt für diese Monarchie (Kongl. med. Selskabs skrift, Bd. 1. S. 3) das Verhältniß wie in England, 1 : 45, 3.

5. Oesterreich. Im Jahre 1843 kamen (Rosa's stat. Uebersicht der österreich. Monarchie, Oesterr. med. Jahrb. Novbr. 1846, S. 230) eine Geburt auf 26, ein Todesfall auf 33 Lebende, also sehr ähnlich den Verhältnissen der preußischen Monarchie, wo sie nach 30jährigem Durchschnitte 1 Geburt auf 25,7 Lebende, ein Todesfall auf 34,05 Lebende betragen. Wir erinnern hiebei, daß auch der bei weitem größere Theil der österreichischen Monarchie von slavischen und andern nicht-germanischen Stämmen bewohnt

Digitized by Google

ist und daß die rein deutschen Provinzen sich auch hier durch eine viel geringere Sterblichkeit auszeichnen.

Ueberhaupt kam eine Geburt auf Lebende:

in England	auf	29,89
„ Frankreich . . .	„	36,52
„ Belgien	„	32,07
„ Bayern	„	27,25
„ Oesterreich . . .	„	26
„ der Monarchie Preußen	„	25,7
Königsberger Reg.-Bez. (Dec. 1835/44)	„	25,7
Königsberger Reg.-Bez. in d. Jahr. 1700—1708	„	25

Diese Verhältnisse sind sehr merkwürdig. Zunächst ergiebt sich aus ihnen, daß in Preußen sehr viel mehr sterben als in den westlichen Ländern. Aber dafür werden auch bei weitem mehr geboren als dort, und diese große Anzahl von Geburten ist es vornehmlich, welche die Sterblichkeit so groß erscheinen läßt. Denn nach einem Naturgesetz, welches wenigstens für Preußen festgestellt ist — stirbt von den Geborenen schon allein im ersten Lebensjahre regelmäßig der fünfte Theil wieder ab: wo daher viele Kinder geboren werden, wird durch $^1/_5$ der Geburtenzahl die Todtenliste regelmäßig belastet. Wir sehen aber zugleich: daß das Verhältniß in Preußen bereits seit 150 Jahren, wenigstens für unsern Regierungsbezirk, dasselbe geblieben ist. Dies führt uns nun zu der Betrachtung über die verschiedenen Arten, wie die Bevölkerung eines Landes überhaupt steigen kann.

Die Volkszahl eines Landes kann nämlich, in gleichem Maaße fortschreitend, sich z. B. jährlich um ein Prozent vermehren, wenn

1) von 100 vier geboren werden und drei sterben,
2) von 100 fünf geboren werden und vier sterben,
3) von 100 drei geboren werden und zwei sterben.

Es ist sehr wichtig, sich darüber zu entscheiden, welches das beste Verhältniß ist, und keinesweges leicht, hierüber eine allgemein gültige Regel, für alle Zeiten und alle Länder passend, aufzustellen. Es fragt sich also: welcher Zustand der bessere sei, derjenige, wo bei möglichst geringer Fruchtbarkeit die wenigsten Todesfälle vor-

kommen, oder der, wo bei starker Fruchtbarkeit allerdings auch mehr sterben müssen?

Daß diese Verhältnisse eine bestimmte Grenze haben müssen, ist in der Natur des menschlichen Geschlechts begründet, wenn wir auch die Hoffmannsche Theorie von dem Normal-Maaße der Sterblichkeit als irrthümlich anerkennen. Denn es ist nach allen Beobachtungen ganz unwahrscheinlich, daß jemals in der gemischten Bevölkerung eines großen Landes die jährliche Sterblichkeit weniger als einen von 50 betragen sollte, und ebenso wenig ist es zu erwarten, daß unter weniger als 20 Lebende schon eine Geburt, also fünf auf 100, fallen sollte. Und beide Verhältnisse neben einander können unmöglich bestehen, da schon der fünfte Theil der Gebornen jährlich die Todtenliste vermehren müßte.

In nachstehender Tafel ist die verschiedene Art der Volksvermehrung recht anschaulich.

Bevölkerung.	Im Decennio 1835—44 kommt auf nachstehende Zahl von Lebenden		
	eine Geburt:	ein Todesfall:	jährl. Vermehrung:
Preußen	25,47	34,49	1,10 Proc.
England	29,9	44,13	1,00 „
Frankreich	36,5	42,68	0,3 „
Belgien	32,07	39,31	0,5 „
Bayern	27,25	35,06	0,9 „
Oesterreich	27	33	0,8 „

Nach dieser Tafel ist also der Fortschritt der Bevölkerung in England und Preußen fast ganz gleich groß, nämlich jährlich um ein Procent. Und wie sehr verschieden sind die Verhältnisse, welche dies Resultat ergeben! Welches Verhältniß ist nun das bessere, das englische oder das in Preußen geltende?

Die meisten neueren Statistiker geben nach Malthus Vorgange dem ersteren unbedingt den Vorzug. Und auch ganz abgesehen von der irrigen Ansicht, daß bei vermehrter Fruchtbarkeit die Lebensdauer der Generationen und namentlich der Einzelnen abnehme, — es liegen recht erhebliche Gründe für eine solche Behauptung vor. Denn offenbar besteht in dem Falle, wo bei gerin-

gerer Anzahl der Geburten auch die Sterblichkeit geringer ist, ein kleinerer Theil der Bevölkerung aus Kindern, welche Unterhalt, Pflege und Erziehung bedürfen, ohne gleichzeitig durch Arbeit eine Entschädigung dafür zu leisten. Der Aufwand, den die Nation auf den Ersatz der sterbenden und auf Erzeugung des jährlichen Zuwachses wenden muß, ist daher ein geringer. Wie enorm aber dieser Aufwand ist, das wird nachstehende Rechnung lehren. Nehmen wir an, daß die Erziehungskosten für ein Kind von der Geburt bis zum 20sten Jahre — bis wohin diese Individuen dem Staate im Ganzen nichts leisten — durchschnittlich jährlich nur 30 Thlr. betragen, so würde die Summe für diese 20 Jahre 600 Thlr. ausmachen. Nun aber sterben im preußischen Staate jährlich vor vollendetem 20sten Lebensjahre (Dieterici, d. Bevölkerung des Preuß. Staats nach der Jahresaufnahme von 1843), 225,000 Individuen, von denen jedes bis dahin 600 Thlr. gekostet und noch nichts geleistet hat. Dies macht einen jährlichen Verlust von 135 Millionen Thalern aus — natürlich ist dies Verhältniß cum grano salis zn verstehen.

Kurz, wenn wir auch zugeben müssen, daß bei dem ersteren Fortschrittsverhältniß weniger Kinder und mehr reiche, erfahrene und leistungsfähige Personen in der Bevölkerung sind, so hat dies Verhältniß denn doch auch seine Nachtheile. Es setzt vor allem eine widernatürliche Unfruchtbarkeit in derselben voraus, wie wir dies recht deutlich an Frankreich sehen. Es hat aber ein Jeder Anspruch auf das Glück der Ehe, und wehe dem Volke, in welchem, wie zur Zeit des Verfalls der griechischen und römischen Nation, sich das allgemeine Vorurtheil gegen das eheliche Leben richtet! Verspätete Ehen sind ferner im Ganzen nicht minder nachtheilig als zu frühzeitig geschlossene, indem jene meistens unerzogene, nicht versorgte Kinder hinterlassen. Daß jährlich nur 3 auf 100 geboren werden, hält Hoffmann gewiß mit Recht schon für das Aeußerste, was in den Verhältnissen eines großen, kräftigen, gewerbthätigen Volkes mit billigen Anforderungen auf Familienglück zu vereinigen sei. Endlich muß man aber von vornherein anerkennen, daß alle Verhältnisse, welche vom naturgemäßen Zustande sich entfernen, auf die ganze Entwicklung des menschlichen Gesammtlebens schädlich zurückwirken. Das eheliche Leben

ist aber das naturgemäße. Wo also eine zu große Anzahl zeugungsfähiger Individuen durch Ungunst der Verhältnisse von der Verheirathung abgehalten wird, da wird ein unnatürlicher Zustand sich Bahn brechen; die unehelichen Geburten und mit ihnen die Unsittlichkeit, ja auch die größere jährliche Sterblichkeit werden wieder steigen. Hieraus entnahm man oft schon die — freilich mit der Malthus'schen Annahme schlecht stimmende — Behauptung: daß die Zahl der Ehen mit dem Wohlstande einer Bevölkerung zu- und abnehme.

Man sieht also, daß es keineswegs so leicht ist, zwischen diesen beiden Zuständen eine allgemein entscheidende Wahl zu treffen, den einen oder den andern für den absolut bessern zu erklären. Wir glauben uns aber der Wahrheit zu nähern, wenn wir annehmen, daß für gewisse Zustände einer Bevölkerung bald die eine, bald die andere Art der Volksvermehrung die bessere sein werde. Für ein wenig bevölkertes, aber fruchtbares, entwickelungsfähiges oder zu lohnender Handelsthätigkeit und Industrie günstig gelegenes Land ist eine rasch fortschreitende Volksvermehrung mit vergrößerter Fruchtbarkeit (wie in Preußen), wie mich dünkt, der natürliche Zustand. Dagegen, wo die Bevölkerung bereits eine große Dichtigkeit erlangt hat, die Grenzen der Entwicklungsfähigkeit des Bodens bereits ziemlich erreicht sind, wie in Frankreich, Belgien, Holland, — oder wo, wie in den skandinavischen Königreichen, die natürlichen Verhältnisse des Landes einer raschen Volksvermehrung Schranken setzen, scheint uns die andre Art der Volksbewegung die natürliche und richtige, bei welcher zwar wenige Kinder geboren werden können, wogegen auch weniger jährlich sterben.

Endlich fügen wir noch eine Zusammenstellung der Selbstmordfälle in dem 18jährigen Zeitraume von 1835—52, welche im Departement Königsberg unter den Evangelischen, Katholischen und Juden vorgekommen sind, hinzu.

Digitized by Google

Jahrgang.	Selbstmorde überhaupt.			Evangelische.	Katholische.	Juden.
	Männliche.	Weibliche.	Summa.			
1835	85	14	99	82	13	—
1836	83	22	105	88	14	3
1837	75	8	83	76	5	2
1838	90	16	106	95	11	—
1839	81	14	95	18	15	—
1840	82	23	105	92	13	—
1841	99	21	120	112	8	—
1842	92	23	115	103	12	—
1843	70	13	83	73	10	—
1844	68	22	90	83	7	—
1845	101	15	116	105	11	—
1846	81	17	98	89	9	—
1847	106	19	125	113	12	—
1848	88	17	100	93	7	—
1849	82	14	96	86	10	—
1850	64	20	84	76	8	—
1851	97	19	116	106	10	—
1852	112	15	127	113	14	—
Summa	1551	312	1862	1665	193	5.

Dies sind sehr merkwürdige Zahlen, aus denen sich manches wichtige Resultat ziehen läßt. Theilen wir nämlich zunächst diese ganze Beobachtungsreihe wieder in zwei Abschnitte, von denen der erste das Decennium 1835—44, der zweite die 8 Jahre von 1846—52 umfaßt, so finden wir im ersten Abschnitt gerade 1000 Selbstmordfälle, im zweiten 862. Das macht durchschnittlich für den ersten jährlich 100, für den zweiten jährlich 107,7 Selbstmorde. Erwägen wir aber die in dem letztern Abschnitte gegen den ersten vorgeschrittene Volksmenge, so ergiebt sich zunächst: daß die Zahl der Selbstmorde in diesen beinahe 20 Jahren stabil gewesen ist.

Wir sind aber auch im Stande dies Verhältniß mit demjenigen zu vergleichen, welches in dem Zeitraume von 1800—1825 stattgefunden hat. Damals kamen im Reg.-Bezirke Königsberg (s. Casper über den Selbstmord und s. Zunahme in unserer Zeit, Beitr. zur med. Statistik, Beilage 1825. S. 14.) 7 Selbstmorde auf 100,000 Lebende, in dem von uns betrachteten Zeitraume aber bereits 11,88.

Sodann ergiebt unsere Tafel: daß erst auf fünf Selbstmörder eine Selbstmörderin kommt und auf $8\frac{3}{4}$ Evangelische ein Katholik. Da nun das Verhältniß der Katholiken zu den Evangelischen wie $1:4\frac{1}{2}$ ist, so kommen unter letzteren gerade doppelt soviel Selbstmorde vor als unter jenen.

Endlich erscheint es wenigstens bemerkenswerth, daß die Jahre 1843 und 1844, welche sich durch allgemeine geringere Sterblichkeit auszeichneten, auch bei weitem am wenigsten Selbstmorde haben, nämlich statt 200 nur 173, wogegen das erste Jahr der „Unglücksperiode" gleich mit 116 Selbstmordfällen anfängt, die a. 1847 gar auf 125 steigen.

Bei den Juden sind überhaupt nur in zwei Jahren Selbstmorde vorgekommen, 1836 und 1837.

Für eine spätere Abhandlung behalten wir uns die Darstellung der biostatischen &c. Verhältnisse der Hauptstadt Königsberg vor.

Dr. Wald,
Stadtphysikus in Königsberg.

Der Aufstellungsort der Kantstatue.

In dem Comité für Errichtung des Kantdenkmals ist definitiv beschlossen worden, die Statue auf dem Platze aufzustellen, auf welchem früher die altstädtische Kirche stand. Das Werk wurde, wie veröffentlicht, am 18. Juni vorigen Jahres gegossen, das Fußgestell dazu noch von dem nunmehr dahingeschiedenen Meister angeordnet. „Im Jahre 1858 hoffen wir, so schreibt ein Gönner, der dem Unternehmen eine aufopfernde Theilnahme angedeihen läßt, „hoffen wir, Deo regeque faventibus, endlich das Standbild Kant's auf dem Altstädtischen Kirchenplatz errichten zu können. Es war anfänglich der Philosophendamm dazu ausersehen, allein die inzwischen dort eingetretenen Veränderungen haben den Wunsch nach einem anderen Platze erregt" *).

*) K. Rosenkranz: Königsberg und der moderne Stadtbau, herausgegeben zum Besten des Kant-Denkmals. 1857. S. 30. Der Ver-

Digitized by Google

Soviel Angenehmes darin gefunden werden würde, auf dem Spaziergange, dessen Namen schon an unsern großen Weltweisen erinnert, auch seinem Gedenkbilde zu begegnen, so ist doch für dasselbe dort nicht mehr die Stelle. Ja, auf dem Philosophengange von ehedem, dem halbländlichen Wiesenterrain mit Alleen und schattigen Rasenstücken, den Tummelplätzen spielender Kinder, hätte Kant's Statue in Marmor, umgeben von hohen Baumwänden und Blumenpflanzungen, einen so reizenden Anziehungs- und Ruhepunkt für den Lustwandler abgegeben als etwa das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Louisenhain vor dem Brandenburger Thor in Berlin. Seitdem über die verschütteten Wiesen das brausende Dampfroß alltäglich dahinläuft, hat sich dort Alles verändert. Wo der gellende Pfiff der Locomotiven ertönt, dorthin begiebt sich alle Welt mit anderen Gedanken als solchen der Ruhe und Beschaulichkeit, auch das „Sanssouci" hat seinen ländlichen Charakter abgethan und ist comfortabel geworden. Noch mehr soll sich ändern, sobald die Fortification sich auf jenes Terrain erstreckt haben wird. Daß das Kunstwerk in solcher Nähe bei möglicherweise eintretenden Ereignissen nicht einmal sicher vor Beschädigungen sein würde, ist zwar das letzte Bedenken, doch hat es entschieden, und von dem Philosophendamme kann nicht mehr die Rede sein, wenn man die Plätze aufzählt, die geeignet wären, das Denkmal aufzunehmen. Geistreich äußerte sich früher eine gewichtige Stimme von Berlin her: „Daß der Altstädtische Kirchenplatz unmöglich wird, ist mir sehr, sehr lieb. Ich möchte den alten Kant gern auf dem Philosophengange behalten; mag er dort Protest einlegen gegen das einseitige, materielle Treiben. Zwischen Stadt und Bahnhof ein abgegränzter Platz mit einer Bank zum Ausruhen gibt sich leicht, um der Gestalt ihre Wirkung zu sichern und zugleich anzudeuten, daß philosophische Sammlung des Geistes Jedem nothwendig sei auf seinem Rennen hinter dem goldpapier-

fasser will die Vergeßlichen damit mahnen, endlich beizusteuern: „Kommt einem von den Zehntausend, die einen Gulden missen können, diese Brochüre zu Gesicht, so kaufe er sie! Er halte sich in seinem Gewissen als Königsberger dazu verpflichtet, auch wenn er gar nicht sie zu lesen gewillt sein sollte." So geschehe denn! Sie ist bei W. Koch für nur 1/4 Thlr. zu haben und Jedermann wird sie mit Vergnügen lesen. Auch andere zu gleichem Zwecke gedruckte Schriften (s. N. P. P. B. XII. S. 88. 89.) sind daselbst noch vorräthig.

nen Rade der Fortuna her.“ Geistreich, und der nun doch gewählte altstädtische Kirchenplatz ist auch uns und vielen Anderen recht unliebsam; allein von dem anfänglich beliebten Aufstellungsorte kann doch die Rede nicht mehr sein.

Jedermann sagt sich leicht, daß, soll an einen unserer öffentlichen Plätze gedacht werden, nur wenige vorhanden sind, welche einer bronzenen Statue das nöthige Relief geben können. Schon für das Kißsche Monument, das nun auf Königsgarten steht, wurden vor Jahren der Münzplatz oder der Platz am schiefen Berge vorgeschlagen, weil es für einen Erzguß sehr viel darauf ankommt, daß auf allen Seiten ihm eine geschlossene Häuserreihe zur Folie diene: eine Bedingung, welche die genannten Plätze am Besten erfüllen. „Die regelmäßige, viereckige Form, die ansehnlichen Häuser, die ihn umgeben, der Umstand, daß zwei Straßen an dem Denkmal vorüber führen würden, daß er im beliebtesten Theile der Stadt sich befindet, eignet den Münzplatz vorzüglich zur Aufnahme eines Denkmals. Eine schönere Stelle für ein solches bietet, bei einer leicht zu bewerkstelligenden Aptirung, der Schiefe Berg dar. Den Unterbau für das Fußgestell müßte das tiefliegende Gärtchen aufnehmen, das durch ein Eisengeländer gegen die Straßen abgeschlossen ist. Ueberall von größeren Gebäuden umfangen, würden die Umrisse der Statue sich auf das Deutlichste für jeden Standpunkt markiren, für die Vorderseite wäre zur Anschauung gerade der erforderliche Raum vorhanden.“ Diese Ansichten, welche die Frage vom künstlerischen Standpunkte beleuchten, sind längst ausgesprochen worden *), und wir wüßten nicht, daß sie seitdem an Richtigkeit verloren hätten. Wenn das Comité mit Uebergehung der beiden möglichen Standorte des Kantdenkmals sich nun für den Kirchenplatz entschieden hat, so würde ein Künstler gewiß Nichts für die Richtigkeit solcher Entscheidung beibringen. Dagegen einzuwenden ist sogleich, daß der Raum für die Dimensionen des Kunstwerks zu weit ist; sodann, daß dasselbe sich sehr ungünstig präsentiren wird, da drei sehr frequente Straßen den Platz einschließen, die Statue aber nur eine gute Ansicht darbietet. Welcher Straße soll diese zugewendet werden? Bestimme man sich, wie man wolle, es werden allemal sehr langweilige Sei-

*) A. Hagen, über Reiterstatuen. 1844. S. 22.

ten- oder Hinter-Ansichten auf weite Distancen hin geboten. Am wichtigsten ist aber der Einwand, daß die Architecturmassen rings um den großen Platz die nicht sonderlich große Statue förmlich erdrücken werden. Die Hauptansicht des Platzes muß man jedenfalls von der Schuhgasse aus nehmen. Geschieht dies, so ziehen die altersgrauen Schloßmauern in ihrer eigenthümlichen Gliederung, vor Allem die Thürme, den Blick sofort dermaßen gewaltsam an, daß Darunter- und Nebenstehendes nur übersehen werden kann. Neben dem Schloßthurme soll die Kantstatue sich geltend machen! — Wo ein so bedeutender Fehler in der Aufstellung gut geheißen wurde, wollen wir andere nicht weiter aufzählen, wenngleich einer davon nicht ganz verschwiegen werden darf, daß die zur Freude Aller so wohl gewachsenen Bäume, welche den Platz umgeben, das Letzte thun würden, der Statue jede Wirkung zu benehmen. Denn der solide Ernst des Metallgusses harmonirt nicht mit der Beweglichkeit des Laubes, die Broncefarbe nicht mit dem frischen Grün der Blätter, zwischen denen weiße Marmorfiguren sich anmuthig abheben. Alles in Allem genommen, würde unsere Ansicht über die Wahl dieses Aufstellungsortes sich in ähnliche Worte zusammenfassen lassen, als bei einer ähnlichen Entscheidung geäußert wurden: „Durch die Errichtung unseres Königsdenkmales auf dem Königsgarten wird die Stadt nichts gewinnen und der Künstler alles verlieren" *).

Haben wir, wo es gilt, einem Kunstwerke seine volle Wirkung zu wahren, wie billig, künstlerische Bedenken zuerst eingewendet, so dürfen wir darum die Stimme derer nicht überhören, welche verlangen, daß der Aufstellungsort eines Denkmals die bestimmteste Beziehung zu dem Leben und dem Charakter des Verherrlichten enthalte. Die Göthe-Schiller-Gruppe in Weimar wurde in der Nähe des Theaters aufgestellt, Kopernik's Statue steht in der Nähe seines Geburtshauses, v. Schön's Denkmal haben wir vor seiner letzten Schöpfung, der Kunstakademie, errichtet; fast überall wurde nach letzter Möglichkeit die engste Beziehung festgehalten. Wir werden uns mit der weitesten begnügen sollen: Kant hat hier am Orte gelebt und gelehrt. Und doch hat auch K. Rosenkranz früher sehr stark betont, welcher Ort Kant ein Denkmal zu setzen,

*) A. Hagen, über Reiterstatuen. 1844. S. 22.

„der rechte“ „der biographisch-prädestinirte“ sei*). Der Philosophengang bleibt freilich der prädestinirte, wenn er leider nicht mehr der rechte Ort dazu ist. Sehen wir aber, weil es sein muß, von ihm ab, so sind doch noch andere Beziehungen zu berücksichtigen, ehe wir uns entschließen, Kant's Denkmal, Rauch's Meisterwerk, da aufzustellen, wo in der Stadt gerade Platz ist.

Kant's Geburtshaus existirt nicht mehr. Das Haus, in dem er zuletzt Vorlesungen hielt und auch starb, würde in ein Kant-Museum verwandelt, — sein Zimmer in den status quo ante versetzt und mit den Reliquien ausgestattet, die sich von Kant noch finden, vor Allem mit einer vollständigen Sammlung der Kantliteratur, könnte nicht weniger Anziehungspunkt werden als das Schillerzimmer in Weimar, das Lutherhaus in Eisleben u. s. w. es sind — sein Sterbehaus also würde, so in Stand gesetzt, wohl zu den wenigen Sehenswürdigkeiten Königsbergs eine mehr abgeben können; allein die Statue läßt sich ihm in keiner Weise anschließen. Wir sind genöthigt, weitere Beziehungen aufzusuchen. Kant gehörte der Universität an, und in der Aula derselben ist eine Broncestatuette von Bräunlich aufgestellt, die an ihn erinnern soll. Vielleicht nimmt das neue Universitätsgebäude das Standbild dessen, der einst eine Zierde der Anstalt war, als seine schönste Zierde an sich? Auch dies kann nicht sein. Denn die Façade soll mit dem Standbilde des Stifters geziert werden; überdies erhebt sich vor dem Gebäude die Reiterstatue des verstorbenen Königs; so würde jeder Zuwachs an plastischen Werken hier Ueberladung verursachen. Auch will ein Monument allein auf seinem Platze stehn, jeder Nachbar, auch wenn derselbe kein Schloßthurm wäre, ist ihm ein Nebenbuhler. Die geforderte und nothwendige Isolirtheit fände das Kantdenkmal nun nirgends besser als an der Stelle, an die wir zunächst denken und die nicht nur die Möglichkeit einer Beziehung des Standortes auf die Person Kant's erschöpft, sondern auch die Möglichkeit eines Aufstellungsortes überhaupt: wir denken an den Platz vor der Königl. Universitätsbibliothek. Das Gebäude derselben, das seine ehemalige Bestimmung — es war ein Jagdschloß — im Aeußern

*) K. Rosenkranz. Das projectirte Kantdenkmal. K. 1852. Gräfe & Unzer. Ertrag zum Fonds des Denkmals. (s. N. P. P. B. I. S. 447).

Digitized by Google

und mehr im Innern noch immer nicht ganz verläugnet, hat einen Umbau gemäß den jetzigen Zwecken zu gewärtigen. Vielleicht könnten Hauptbau und Pavillons dabei eine geschmackvollere Bedachung und gefälligern Aufputz erhalten. Dann wäre der bezeichnete Platz als der einzige, der allen Bedingungen zugleich entspricht, wohl nochmals in Bedacht zu ziehen, falls ein Bedenken überhaupt weiter statthaft ist. Nicht allein die Lebensstellung, die Kant einnahm, würde nämlich durch diesen Standort seines Monumentes angedeutet, sondern auch die künstlerische Wirkung wäre dem letztern gesichert. Das regelmäßige Viereck des geschlossenen Raumes, der sich den Massen der Statue anschließt, die einfachen, nicht allzu hohen Wände ringsum, die einen wirksamen Hintergrund abgeben, der würdige, ruhevolle, vor anderen sicher gehaltene Ort, endlich daß eine der schönsten und wichtigsten Straßen der Stadt vor der Statue vorüberführen und nur diejenige Ansicht zu nehmen erlauben würde, welche gesehen sein will: das Alles sind Vortheile, die vereinigt weder der Münzplatz noch der Platz am schiefen Berge bieten. Wir begreifen nicht, wie diesen Erwägungen gegenüber der altstädtische Kirchenplatz hat die Entscheidung auf sich lenken können.

Der altstädtische Kirchenplatz — mögen wir ihn nun mit diesem Namen bezeichnen oder mit der Transscription, die der Volksmund erfand — hat allemal das Gegentheil biographischer Prädestination für das Kantdenkmal aufzuweisen. Schwerlich wird es gelingen, ihn in einen „Kantsplatz“ umzuwandeln, auch wenn die getroffene Entscheidung keiner endgiltigern weichen sollte. Wir wagen aber, da eine Abänderung in den Händen der wichtigsten und aufopferndsten Pfleger liegt, welche diese Sache gefunden, wir wagen zu hoffen, daß unserm alten Kant und dem hochverehrten Meister Rauch mehr Ehre widerfahren und die Aufstellung der Reliquie, die uns an beide erinnern soll, an einem andern Orte erfolgen werde als auf einem, wie gezeigt ist, gänzlich „unmöglichen“ Platze. Dem Dr. Johannes Luther werde hier, wie geschehen soll, ein Denkstein gesetzt, damit Jeder sich fortan seiner, seines Vaters und der Geistesschlachten erinnere, die vor Jahrhunderten an dieser einst (und also doch eigentlich für immer) geweihten Stätte für die Glaubensfreiheit gefochten wurden. Verlöschen wir solche Erinnerungen nicht, indem wir sie mit anderen vermengen!

Kant, dem „Alles zermalmenden Denker" gebührt ein eigner Platz, eine Stelle, die noch Niemand angehört hat, noch ungeweihter Boden! Wird ihm werden, was ihm gebührt?

Oder soll, wer die nachdenkliche Gestalt im Alltagstreiben der Altstadt unbeachtet die Hand zur Stirn erheben sieht, sich sagen: der Alte sinnt nach, wie er hieher gekommen? —

M

Die Dampfschifffahrt in der Provinz Preußen.

Während unser Jahrhundert stolz ist auf die Erfindung der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen, ist es doch zuversichtlich zu erwarten, daß der Tacitus des sechszigsten Säculums sagen wird:

> die Völker des neunzehnten Jahrhunderts standen auf einer so niedrigen Stufe der Cultur, daß sie sich zur Communication noch sogenannter Dampfschiffe und Eisenbahnen, zum Austausch ihrer Gedanken sogenannter Telegraphen bedienten. Bei der Dürftigkeit der Quellen läßt sich die Construction dieser, jedenfalls sehr einfachen und kunstlosen Maschinen nicht beschreiben, nur soviel steht fest, daß die Bewegung eine äußerst langsame war. Denn jenen Völkern war Raum und Zeit noch ein Hinderniß der Bewegung.

Allerdings werden unsere Epigonen wahrscheinlich in der Lage sein, ungehindert mit der Sternenwelt zu verkehren. Es wird ein Leichtes sein, heute einem Bewohner des Jupiter, morgen einem Mars-Menschen wohlwollend die Hand zu drücken oder der Sage vom Tannhäuser eine historische Basis zu geben, Amts-, Universitäts- und Schul-Jubiläen gemeinschaftlich mit den Sternbürgern zu feiern und manchem kleinen Weltkörperchen den lange gehegten Wunsch zu erfüllen, in dem Europäischen Concert mitzuwirken.

Wenn aber auch jene noch fernen Geschlechter auf die Erfindungen unserer Zeit mit Verachtung herabzusehen Veranlassung haben sollten, so bleiben diese Erfindungen doch was sie sind, die Resultate des erhabenen schöpferischen Geistes des Menschengeschlechts, und es wird denn doch wohl noch eine geraume Zeit vergehen,

ehe die Namen Fulton, Gautier, James Watt, Gäuß u. s. w. ganz und gar der Vergessenheit anheim gefallen sein werden.

Lange schon war die großartige Erfindung, vermittelst Dampfmaschinen Schiffe in Bewegung zu setzen, in anderen Ländern ausgebeutet worden, ehe sie unserer Provinz zu Gute kam. Erst im Jahr 1828 wurde, und zwar von Elbing aus, ein Versuch gemacht, vermittelst eines Dampfboots eine regelmäßige Verbindung zu Wasser zwischen den Städten Elbing und Königsberg herzustellen. Das Boot wurde in Elbing von dem Schiffszimmermeister Fechter gebaut, die Maschinen ließ man von Glasgow kommen. Das Boot erhielt den Namen „Copernicus".

Der Name war glücklich gewählt, in mehrfacher Beziehung. Es wurde damit den Manen jenes großen Denkers, den unsere Provinz zu ihren Söhnen zählt, ein verdienter Tribut gebracht, und diese Beziehung war um so sinniger, als das Schiff täglich an der Stätte vorüber rauschte, an der jene scharfsinnigen Beobachtungen gemacht wurden, die die Welt in ihre richtigen Angeln brachten.

Nicht so glücklich wie in der Wahl des Namens war man in der Wahl des Capitains gewesen. Nachdem nämlich das Schiff am 21. August 1828 seine Fahrten begonnen hatte, waren kaum 3 Monate verflossen, als es durch Schuld des Capitains auf den Strand ging. Am 17. Oct. 1828 wurde es von einem orcanartigen Sturme befallen und ging in Folge dessen gegen Abend vor Anker. Der Capitain verließ mit seinen Leuten über Nacht das Schiff, das Ankertau riß, und das Schiff trieb bei Kahlholz in der Nähe von Balga auf den Strand. Es wurde zum fernern Dienst untauglich befunden, die Maschine zu anderen Zwecken verkauft, das Casco als Bording benutzt.

So endete dieser erste Versuch eben so rasch als trübselig. Sei es nun, daß ein solches Mißlingen abhielt von Versuchen ähnlicher Art, oder haben andere Ursachen darauf hingewirkt — genug, es trat eine lange Pause ein, eine Pause von 12 Jahren, bis wieder an die Eröffnung von Dampfschifffahrts-Verbindungen gedacht wurde.

Im Jahre 1840 machte man ziemlich gleichzeitig in Königsberg und in Elbing erneuerte Versuche, die Dampfschiffahrt in unserer Provinz einzuführen. Zuerst ließ ein Herr Johannsen

in Königsberg ein Schiff aus Schweden kommen, das aber, weil es schon alt war, nicht lange in Thätigkeit gewesen ist. Später, aber auch noch im Jahre 1840, ließen die Königsberger die „Gazelle“ erbauen. Sie war ein stattliches Schiff, und wurde zur Verbindung von Königsberg und Danzig über See verwendet.

Die Elbinger, welche in demselben Jahre sich ein Dampfschiff, „die Schwalbe“, aus England kommen ließen, waren diesmal mit ihrem zweiten Versuche glücklicher als mit dem ersten. Es war eine Gesellschaft von 5 Kaufleuten, welche das Unternehmen gründete, und da es von Hause aus auf eine Verbindung zwischen Elbing und Königsberg berechnet war, so hatte man wohlweislich Bedacht genommen, das Boot so flach gehend bauen zu lassen, daß die Untiefen des Haffs, namentlich des Elbinger Haffs, der Fahrt keine Schwierigkeiten bieten konnten.

Das Schiff, höchst zierlich und elegant gebaut, und als das erste eiserne, das man in unseren Gegenden sah, noch besonders interessant, hatte von London aus, wo es vom Stapel gelassen war, eine beschwerliche Fahrt und bewährte sich hier schon als sehr tüchtig. Es hatte sich im Kattegat sowohl wie im Skager Rack der vollen gastlichen Aufnahme zu erfreuen, die diese Gewässer zu gewähren pflegen, wenn sie übel gelaunt sind. Aber das wackere Boot hatte trotz seiner Kleinheit alle Schwierigkeiten überwunden, die der mißgünstige Pontus ihm in den Weg legte. Es kam Anfangs September 1840 wohlbehalten in Elbing an.

Jeder, der den Tag der Ankunft dieses Boots in Elbing erlebt hat, wird sich dessen mit Freuden erinnern. Es war nicht die bloße Neugierde einer schaulustigen Menge, die Tausende auf beiden Seiten des Stromes versammelt hatte, es war die bewußte und unbewußte Freude, daß ein großer Schritt vorwärts gethan, daß es ein für unsere Provinz, nicht blos für die Stadt allein, Epoche machendes Ereigniß sei.

Solche Momente haben ihren Zauber, ihre Weihe. Der Unempfindliche, der Blasirte geht an ihnen vielleicht kalt vorüber, den fühlenden und denkenden Menschen bringen sie zum Enthusiasmus.

Das Schiff wandte schon am folgenden Tage nach seiner Ankunft sein Rostrum, und führte viele auserwählte Männer aus den westlichen Theilen der Provinz und mit ihnen viele Hoffnungen zum Huldigungs-Landtage nach Königsberg.

Nachdem die Feierlichkeiten vorüber und Alles wieder in das alte Geleise gekommen, begann das Schiff seine regelmäßigen Fahrten. Die Unternehmer wußten dieser neuen Wasser=Verbindung von vorn herein dadurch großes Zutrauen zu verschaffen, daß sie auf die äußerste Regelmäßigkeit bei der Abfahrt hielten. Es machte einen guten Eindruck, daß das Schiff, wie die Post, mit dem Glockenschlage der bestimmten Stunde abfuhr, ohne Rücksicht auf Marodeurs und Nachzügler, sie mochten sein, wer sie wollten. Man sah es gern, wenn sogenannte Standespersonen, die gewohnt waren, Rücksichten zu prätendiren, es erleben mußten, daß die hurtige kleine Schwalbe die Flügel ausbreitete, ehe sie sie haschen konnten, ja wenn dies sogar diesem und jenem der Unternehmer selbst passirte, mochte die böse Fama auch immer von den Letzteren sagen, sie führten ihre Präclusion absichtlich herbei, um zu zeigen, wie unpartheiisch es hergehe.

Bald wurde der neue Wasserweg sehr beliebt. Wir müssen dabei nicht vergessen, daß die Fahrt zu Lande gleich lange dauerte oder häufig noch länger, da an eine Eisenbahn noch nicht zu denken war, daß daher Viele es vorzogen, die Zeit, die nun doch einmal an die Reise gesetzt werden mußte, auf dem bequemen Schiff als in dem engen Postwagen zuzubringen. Für die Meisten wurde durch diese Fahrten überdem eine ihnen bis dahin ganz unbekannte Gegend aufgeschlossen. Wenn das Schiff unter den Mauern Frauenburgs anlegte und die schöne Kathedrale sich dem erfreuten Auge präsentirte oder wenn es weiterhin an den herrlichen Waldbergen von Cadienen vorüberfuhr, aus deren uralten Buchen das Dach des Klosters träumerisch hervorlugte, so war mancher, selbst einheimische, Besucher überrascht zu finden, daß es in unserer Provinz so schöne Gegenden gäbe und kam zu der Ueberlegung, ob es nicht besser sei, statt im Sommer in irgend ein langweiliges Bad zu reisen, sich einmal diese Gegenden genauer anzusehen.

Eine unmittelbare, sehr segensreiche, Folge dieser neuen Dampfschiff=Verbindung war auch die Anlegung des Seebadeortes Kahlberg auf der frischen Nehrung. Wer nicht unmittelbar an der See selbst wohnte, hatte bisher nur die bei Danzig und Königsberg belegenen Seebäder benutzen können. Für Elbing und seine Umgebung war dies um so unangenehmer, als die See in gerader Richtung nur wenige Meilen entfernt liegt. Nur einige wenige

Personen, meistens Lehrer, hatten sich das Fischerdorf Kahlberg zum Ferienaufenthalt erwählt, und verzichteten während dieser Zeit, zufrieden mit dem Genuß des Seebads selbst, auf alle sonstigen Bedingungen menschlicher Existenz. Ein wirkliches, dem größern Publikum zugängliches, Seebad dort anzulegen, wurde erst durch das Dampfschiff möglich. Denn die See war wohl im Stande gewesen, jene Sand-Dünen aufzuwerfen, die die frische Nehrung bilden, aber sie konnte ihnen keinen humus mitgeben, um die Production an Cerealien möglich zu machen.

Man ging von Elbing aus frisch ans Werk, und in wenigen Jahren entstand ein Seebade-Ort, der sich nicht nur mit den meisten anderen messen kann sondern auch seine ganz eigenthümlichen Schönheiten besitzt, sowohl durch seine Lage als durch den Aufwand an kunstsinnigem Geschmack, der auf diesen kleinen Erdenfleck verwendet worden ist.

Die Dampfschiffs-Verbindung zwischen Königsberg und Elbing wurde bereits im Jahr 1841 so frequent, daß die Unternehmer sich entschlossen, ein zweites eisernes Dampfboot aus England kommen zu lassen. Dasselbe wurde „der Falke" benannt und kam im November 1841 in Elbing an. Auch dieser hatte die schwere Seefahrt glücklich überstanden, wenn auch Schnabel und Flügel nicht wenig unterwegs gelitten hatten.

Dieses Boot war etwas größer als die Schwalbe. Diese hatte nur 24, jenes 32 Pferde Kraft. Auch war es noch bequemer und eleganter als die Schwalbe, man hatte die gemachten Erfahrungen bereits benutzt. Durch diese beiden Schiffe wurde nun eine tägliche Communication zwischen den beiden Städten ermöglicht und hat Jahre lang bestanden, zum Nutzen des Publikums sowohl als der Unternehmer. Später trat noch ein drittes Boot hinzu, der „James Watt", das in Elbing selbst erbaut wurde, und versahen nunmehr dieses und der „Falke" den Dienst zwischen Elbing und Königsberg, die „Schwalbe" zwischen Elbing und Kahlberg. Seit der Eröffnung der Ostbahn nahm die Sache indeß eine andere Wendung. Eine Concurrenz mit der Eisenbahn wäre, was wenigstens den Passagier-Verkehr anbelangt, nicht möglich gewesen, und daher beschränkte man sich darauf, nur den „James Watt" zwischen Königsberg und Elbing fahren zu lassen, der Falke wurde nach Stettin geschickt, um von dort aus eine regel-

mäßige Verbindung mit der Stadt Demmin zu unterhalten. Beide Schiffe werden noch heute in dieser Weise verwendet, und ebenso vermittelt die Schwalbe noch jetzt die Communication mit Kahlberg.

Wir haben den von Elbing ausgegangenen Unternehmungen auf diesem Gebiete deshalb ausführlicher gedacht, weil sie den ersten Impuls zur Herstellung regelmäßiger Dampfschiff-Verbindungen zwischen den einzelnen, dazu geeigneten Orten unserer Provinz gegeben haben. Inzwischen waren denn auch andere Städte nicht müßig geblieben. — Namentlich suchte Memel sich auf diese Weise mit Königsberg in Verbindung zu setzen. Das Dampfschiff „Friedrich Wilhelm IV." wurde zu diesem Zwecke angeschafft. Diese Verbindung hat zwar mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß sie nicht ganz und gar zu Wasser hergestellt werden kann, wenigstens nicht für größere Dampfschiffe, weil für diese sich die Fahrt auf dem Pregel oberhalb Königsberg und auf der Deime nicht eignet. Aber man wußte diese Schwierigkeit sehr bald, wenn nicht ganz zu beseitigen, doch erheblich zu verringern. Man ließ die Schiffe von Memel nach Cranz, in die südwestliche Ecke des Kurischen Haffs gehen und richtete von hier nach Königsberg eine Journalieren-Verbindung ein. Ein unweit Cranz auf dem Gute Bledau in das Kurische Haff mündendes Flüßchen wurde so verbreitet und vertieft, daß die Dampfschiffe eine Strecke weit hineinfahren konnten und führte man späterhin auch die neue Königsberg-Cranzer Chaussee über diesen Anlegeplatz. Auf diese Weise ist es schnellfahrenden Schiffen, wie z. B. dem jetzt zwischen Memel und Cranz fahrenden Dampfboot „Reindeer" möglich geworden, die Verbindung zwischen Königsberg und Cranz in einem Tage hin und zurück zu vermitteln.

Bald folgte auch Danzig nach. Die beiden kleinen Dampfboote „der Pfeil" und „der Blitz" fuhren täglich zu verschiedenen Malen zwischen Danzig und Neufahrwasser hin und her, nach Königsberg ging das Dampfschiff „Rüchel-Kleist." In dessen Stelle trat später das Dampfschiff „Danzig." Als wegen der Eröffnung der Ostbahn die Fahrten zwischen Danzig und Königsberg aufgehört hatten, wurde es hin und wieder zu einzelnen anderen Fahrten verwendet und fand dicht vor Memel mit vielen hundert Menschen ein tragisches Ende.

Eine zweite Verbindungslinie über See wurde von Königsberg aus mit Stettin angeknüpft. Das Dampfschiff „Coleraine", von einem Königsberger Hause angeschafft, wurde zuerst dazu verwendet, später folgte das Dampfschiff „Königsberg" und die „Ostsee."

Inzwischen hatte sich auch die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Flüsse und Binnengewässer mit Dampfbooten zu befahren und während durch die Eröffnung der Ostbahn die größeren Course beeinträchtigt, die Fahrten zwischen Königsberg und Danzig ganz eingestellt sind und die zwischen Königsberg und Elbing die frühere Bedeutung verloren haben, ist gerade auf den kleineren Coursen die Lebhaftigkeit der Dampfschifffahrt größer geworden. Es trugen hiezu, außer der Steigerung des Verkehrs in Handel und Gewerbe auch einige specielle Ereignisse das Ihrige bei. Wir meinen den Russischen Krieg und den dadurch herbeigeführten lebhaften Speditions-Verkehr, den unsere Provinz zwischen dem Westen und Rußland in Folge der Sperre der Russischen Häfen zu vermitteln hatte, ferner die Eröffnung des sogenannten Plattenhöfer Kanals zwischen der Weichsel und dem frischen Haff und die Verbindung der großen Masurischen Seen.

Königsberg hatte allerdings schon längst, bevor der Russische Krieg ausbrach, Dampfschiffs-Verbindungen mit seinem östlichen Hinterlande anzuknüpfen versucht. Verschiedene kleine Dampfboote „Vorwärts", „Festina", „Schnell", „Tilsit", „Wehlau" gingen stromaufwärts theils nach den Pregelstädten Tapiau und Wehlau theils weiterhin bis Tilsit; Tilsit seinerseits hatte sich wieder mit Memel in gleiche Verbindung gesetzt. Aber mit Rußland selbst fehlte eine solche Verbindung, und doch war eine solche bei dem Ausbruch des Russischen Krieges sehr wünschenswerth. Einige Elbinger Kaufleute ließen daher 2 Dampfboote bauen, „Elbing" und „Kowno" behufs der Verbindung Königsberg's mit Kowno. Die Bote waren, um die Untiefen des Memelstroms zu überwinden, ganz flach gebaut und außerdem auf eine, für schmale und doch frequente Gewässer, wie der Pregel u. s. w. oberhalb Königsberg, sehr practische Art construirt. Sie hatten nämlich das Rad hinten am Spiegel des Boots und ersparten so einen beträchtlichen Theil der Breite, den sonst Dampfboote vermöge der Ruderkasten einnehmen. Das Geschäft, das diese Boote machten, war

sehr einträglich, das eine verbrannte jedoch, und das andere sollte nach der Bestimmung ihrer Eigenthümer nach Beendigung des Russischen Krieges zwischen Königsberg und Insterburg fahren, falls die anzustellenden Probefahrten das Resultat lieferten, daß der Strom bei Insterburg zu passiren sei. Leider gelang dies aber nicht. Der Pregel wird bald oberhalb Wehlau so flach, daß selbst dieses, eigens für die Dampfschifffahrt auf flachen Gewässern gebaute Boot nicht einmal bis Bubainen gelangen konnte, und diese Absicht, die in Insterburg sofort den lebhaftesten Anklang fand, mußte aufgegeben werden. Es ist zu bedauern, daß ein so lebhafter Handelsort wie Insterburg eine so klägliche Wasser-Verbindung mit dem Platze hat, an dem es die Producte seiner Umgebung absetzt.

Gelang die Verbindung mit Insterburg nicht, so hat sich doch seitdem die Stadt Wehlau einer um so bessern Dampfboot-Communication mit Königsberg zu erfreuen. Das große und elegante Boot „Pinnau" hat der Eigenthümer der bei Wehlau belegenen Pinnauer Mühle zu diesem Zwecke angeschafft und liefern die Fahrten dieses Boots auch wieder den Beweis, wie sehr die Frequenz durch erleichterte Communications-Mittel zunimmt.

Der Platenhöfer Canal, dessen wir oben erwähnten, war eine Folge des Durchbruchs der Weichsel bei Neufähr und der hiedurch entstandenen Versandung der sogenannten Elbinger Weichsel d. i. desjenigen Arms der Weichsel, der vom Danziger Haupt in das frische Haff geht. Die Wasser-Verbindung zwischen Danzig und Elbing war auf diese Weise abgeschnitten, wollte man nicht den mühsamen Weg um die Montauer Spitze herum einschlagen. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes wurde der Platenhöfer Canal angelegt, und dieser denn auch bald dazu benutzt, von Elbing aus erst eins, in neuester Zeit zwei Dampfboote, „Julius Born" und „Linau" nach Danzig gehen zu lassen. Ob die Vollendung der großen Brücken über die Nogat und Weichsel diesem Unternehmen Schaden bringen wird, läßt sich noch nicht absehen, bis jetzt ist es noch nicht der Fall gewesen. Die Fahrt durch diesen Canal ist übrigens nicht ohne Interesse.

Sind es gleich keine pitoresken Gegenden, die man passirt, so macht doch die Wohlhäbigkeit des Landes und die Nettigkeit der Gehöfte einen ungemein freundlichen Eindruck.

Die Sorgfalt endlich, die in neuester Zeit auf die Schifffahrtsverhältnisse der Masurischen Seen verwendet worden ist, hat es möglich gemacht, auch jenen entfernten Gegenden die Wohlthat des Dampfschiff-Verkehrs zukommen zu lassen, und so sehen wir jetzt überall in unserer Provinz, wo es nur angänglich, das „Feuerschiff“ geflügelten Schrittes dahineilen, auch selbst auf der Weichsel, auf der früher gemachte Versuche nie recht gelingen wollten. Jetzt haben wir eine ununterbrochene Kette von Memel bis Thorn.

In neuester Zeit sind denn auch Schraubendampfer in unserer Provinz gebaut worden. So die „Borussia“ in Elbing, die einige Zeit hindurch zwischen Königsberg und England fuhr, der für Königsberger Rechnung in Elbing gebaute „Hippel“, dessen Bestimmung noch unbekannt ist, u. a.

Seit der ersten Einführung der Dampfschifffahrt bei uns sind 17 Jahre verflossen, und wenn gleich der Beginn lange auf sich warten ließ, so sind doch in diesem Zeitraum sehr erhebliche Fortschritte gemacht worden, und diese Fortschritte würden noch viel größer sein, wenn unsere Ströme und Flüsse schiffbarer wären, als sie sind. Aber betrachten wir sie einzeln, so finden wir fast keinen unter ihnen, der eine gehörige Tiefe hätte. Wohl wäre es daher zu wünschen, daß sich die öffentliche Aufmerksamkeit einmal recht eindringlich diesem Gegenstande zuwenden möchte, nicht blos aus dem Gesichtspunkte des Dampfschiff-Verkehrs, sondern aus dem des öffentlichen Interesse's überhaupt. Welche Pulsadern commerziellen Lebens würden die Weichsel und der Niemen sein, wenn diese Ströme die ihrer sonstigen Bedeutsamkeit entsprechende Tiefe hätten!

Die Besprechung dieses wichtigen Gegenstandes würde uns aber zu weit führen und müssen wir uns dies vorbehalten. In den vorstehenden Zeilen haben wir nur einen kurzen Abriß dessen geben wollen, was die Industrie unserer Provinz, trotz vielfacher Ungunst der localen Verhältnisse, durch eifriges Ringen und Schaffen geleistet hat, um einen der Haupt-Mißstände, an dem wir leiden, die mangelhafte Communication, durch die Dampfschifffahrt zu beseitigen, und wir glauben, daß die Provinz mit den bisherigen Resultaten nicht unzufrieden sein darf. †

Digitized by Google

II. Correspondenz.

K. M. **Thorn**, den 10. Decbr. 1857. Die Handels- und Geldkrisis, welche von den Vereinigten Staaten ausging und nach und nach die kommerziellen Verhältnisse fast aller größeren Handelsplätze Europa's in kleinerm oder größerm Grade berührte und erschütterte, ließ auch den hiesigen Platz nicht unverschont. Es wäre wunderbar, wenn das Gegentheil bei den mannichfachen Geschäftsbeziehungen, in welchen die hiesige Geschäftswelt zu denen Stettins, Berlins und Hamburgs einerseits, sowie anderseits zu einzelnen Exporteurs Danzigs steht, eingetreten wäre. Die Rückwirkung jener Krisis wurde hier zuerst am 26sten v. Mts. vom größern Publikum wahrgenommen. Tages zuvor war durch Vermittelung des Telegraphen das Fallissement eines Berliner Hauses gemeldet worden, bei welchem zwei der ersten hiesigen Firmen stark betheiligt waren. Nächstdem machte die Zahlungseinstellung des Danziger Hauses Joel einen tiefen Eindruck. Die Rückwirkung scheint nunmehr ihrem Ende entgegen zu gehen. Wenn wir mit derselben die Zahl der hiesigen Geschäfte und den Umfang des hiesigen Geschäftes in ein Verhältniß bringen, so ist die Erschütterung der kommerziellen Welt bei uns noch eine mäßige, womit keineswegs angedeutet sein soll, daß die beregte Rückwirkung sowol in Bezug auf die einzelnen von ihr Betroffenen als auch rücksichtlich der übrigen Bewohnerschaft keine bedauernswerthe Thatsache wäre. Durch dieselbe wurde immerhin das Jahr 1857 für Thorn ein trauriges Jahr. Drei Geschäftshäuser, leider von den größeren, mußten den gerichtlichen Konkurs eröffnen, darunter eine Materialwaaren- und Weinhandlung, mit welcher eine Destillation nebst Liqueur-Fabrik verbunden ist, welche zu den größten Geschäften der Provinz gehört. Ihr Chef, der Kommerzienrath Kordes, ein sonst besonnener und ruhiger Mann, wurde durch

die Nachricht des vorgedachten Berliner Fallissements so heftig erschüttert, daß ein Gehirnnervenschlag plötzlich und unerwartet seine segensvolle Wirksamkeit endete. Sein Verlust wird von allen Kreisen der hiesigen Bevölkerung gleich sehr empfunden und bedauert: er war ein intelligenter Kaufmann und tüchtiger Bürger, welcher nie Anstand nahm, zur Förderung des Guten und Nützlichen ohne selbstische Bedenken mitzuwirken, sowie eine Stütze der Armen und Hilfsbedürftigen. Außer den drei Konkursen gerieth noch ein großes Geschäft, gleichfalls eine Materialwaaren- und Wein-Handlung nebst Liqueur-Fabrik von bedeutendem Geschäftsumfange, in Verlegenheit; dasselbe ist solvent, mußte jedoch in Folge der Berliner Fallissements von seinen Kreditoren ein *Moratorium* nachsuchen. Andere durch die Krisis berührte Geschäftsmänner konnten ihren Verpflichtungen nachkommen. Dieser traurigen Notiz können wir noch eine Bemerkung hinzufügen, welche den Charakter der hiesigen Geschäftswelt in guter Weise kennzeichnet. In keinem der angegebenen Fälle hatte die Staatsanwaltschaft irgend einen Grund, als solche vorzugehen. Nirgends haben sich Anzeichen gefunden von Unsolidität, einem Geschäftemachen über die Mittel hinaus und Wechselreiterei, von Verschwendung und Schwindel — charakteristische Momente, wie solche doch anderwärts durch die Krisis an das Tageslicht gekommen sind. Die öffentliche Theilnahme fehlt daher den Betroffenen auch nicht. Die übrige Bevölkerung im Ganzen fühlt und weiß sehr wohl, was für sie die Verlegenheit so großer Geschäfte, wie die bezeichneten, für eine Nachwirkung haben muß. Im günstigsten Fall müssen die Betroffenen die Früchte jahrelanger und mühsamer Arbeit im Interesse der Selbsterhaltung und zur Wahrung ihrer Ehre aufopfern, — ersparten Erwerb also, welcher andernfalls der Gesammtheit mittelbar und unmittelbar zu Gute käme. Und diese Nachwirkung macht sich denn auch schon bemerkbar in den offenen Aeußerungen der größeren Grundbesitzer der Umgegend und den Handwerkern mit fabrikartigen Geschäften, während dieselbe wenig oder gar nicht wahrgenommen wird von den unteren arbeitenden Schichten, zumal von dem Taglohnarbeiter, welcher bei den niedrigen Lebensmittelpreisen stets Arbeit findet und daher recht gut fertig wird. — Daß die bezeichneten Vorgänge auf das gesellige Leben niederdrückend einwirken, ist sehr leicht erklärlich. Indessen sind auf

Digitized by Google

diesem Gebiete im Verlaufe der Tage, welche den Aufenthalt im Zimmer anheimelnd schaffen, zwei Erscheinungen ans Tageslicht getreten, von welchen in ästhetischer Beziehung eine günstige Rückwirkung auf das öffentliche Leben mit gutem Recht erwartet werden kann. Die Liebe zur Musik und zum Gesange waren hierorts immer heimisch. Hatte doch zu freireichstädtischer Zeit Thorn seine Stadtkapelle, welche durch allerlei Vergünstigungen favorisirt wurde. Heute besteht sie nicht mehr, da die Kapellen der hier garnisonirenden Regimenter sie überflüßig gemacht haben. Aber Musik, ganz besonders der Gesang, wurde im vorigen Jahrhundert vornehmlich nur im Interesse des Gottesdienstes gepflegt. Ref. erinnert sich noch sehr wohl aus seiner Jugendzeit von alten Bürgern gehört zu haben, wie sie vom Herrn Kantor zum Studium der edlen Gesangskunst angehalten worden wären, bei welchen Exercitien der „Ochsenziemer" hätte wacker mithelfen müssen. Aber sie lernten singen, und gut singen nach den großen kirchlichen Musik-Piecen (Kantaten) zu schließen, die in den evangelischen Gotteshäusern z. B. aufgeführt wurden. Mit dem strengkirchlichen Sinn ließ auch jene Gesangskultur nach, besonders seit der Zeit, da Thorn zum Herzogthum Warschau gehörte. Mit dem Jahre 1840 trat in dieser Sphäre ein Wendepunkt ein. Dem Gymnasiallehrer Dr. Hirsch, einem gebornen Königsberger und musikalisch sehr gebildeten Manne, gelang es eine Liedertafel und einen Singverein zu begründen, da gesangsgeübte Kräfte und Lust zum Singen nicht fehlten. Den Zweck der Liedertafel ergiebt der Name selbst; der Singverein, Damen und Herren, unter Direktion des Genannten, hat es sich zur Aufgabe gestellt, klassische, ernste, besonders kirchliche Musikwerke einzustudiren und öffentlich aufzuführen. Thorn's Bewohnerschaft verdankt diesem Vereine manchen hohen musikalischen Genuß und die Bekanntschaft mit Meisterwerken, wie Mozart's Requiem, Mendelsohn's Paulus, Elias, die Walpurgisnacht, Händel's Judas Maccabäus, Graun's Tod Jesu, Schumann's das Paradies und die Peri, der Rose Pilgerfahrt 2c. Neben diesen Vereinen, welche auf Grundlage von Statuten konstituirt sind, bildeten sich in diesem Winter noch zwei musikalische Cirkel ohne Statuten. Auch diese sind an die Oeffentlichkeit getreten. Der eine Cirkel, gesangsfertige Damen und Herren, studirt klassische Opern ein und führt sie ohne scenische Darstellung aus.

Die Zuhörer werden eingeladen. Die Mehrzahl des andern Cirkels bilden die Mitglieder der Kapelle des hier garnisonirenden 21. Inf.-Reg., an welche sich mehre Dilettanten angeschlossen haben. Sein Zweck ist Pflege der Kammermusik, und der Zutritt zu seinen Konzerten findet gegen ein mäßiges Entrée statt. In den zwei bisherigen Konzerten führte er mehrere klassische Symphonien aus. Schließlich sei noch bemerkt, daß hierorts mehre Musik-Dilettanten auf einzelnen Instrumenten zu einem bedeutenden Grade der Virtuosität sich ausgebildet haben, sowie daß die Eltern, wenn die Mittel es nur gestatten, darauf halten, daß die Kinder Musikunterricht empfangen. Es giebt hierorts verhältnißmäßig sehr viele Lehrer und Lehrerinnen in der Musik, zumal für das Piano, welche sämmtlich mit Stundengeben ausreichend beschäftigt sind.

G. P. **Thorn**, den 13. Decbr. 1857. Die Weichsel ist seit 14 Tagen von den Eisschollen, die einige kalte Tage merkwürdig schnell herbeigeführt hatten, befreit und noch immer werden troß der vorgerückten Jahreszeit Schiffer beladen, die auch der Hoffnung sind, ihren Bestimmungsort Danzig noch zu errreichen. Auch aus Polen sind hier in den letzten Tagen viele tausend Scheffel Weizen nach Danzig durchgegangen. Aber dennoch vermißt ein aufmerksamer Beobachter die sonst in den letzten Tagen vor Schluß der Schiffahrt übliche Hast und drängende Eile während der wenigen Tagesstunden, die die Natur in jeßiger Jahreszeit uns darbietet. Einen großen Theil an dieser Lethargie haben unzweifelhaft die niedrigen und stets sinkenden Getreidepreise, gewiß aber den Hauptantheil die Geschäftskrisis, die wie ein furchtbarer Alp auf der ganzen Geschäftswelt lastet und auf ihrem eiligen von Westen nach Osten gerichteten Gange auch unsern Ort erreicht und schwere Opfer gefordert hat, da die fast gleichzeitige Zahlungseinstellung einiger Berliner und eines Danziger Hauses, die mit dem hiesigen Plaße in engster Verbindung standen, hier bereits vier Concurseröffnungen veranlaßt hat, und zwar traf es unglücklicherweise solche Firmen, deren Träger sehr geachtete Männer, von großem Vertrauen und nicht ohne Vermögen waren, denen viele Private ihre disponiblen Gelder anvertrauten, darunter viele Wittwen. Unter den insolventen Firmen nimmt **L. Dammann & Kordes**

Digitized by Google

den ersten Rang ein*). Die Passiva dieses Hauses übersteigen eine viertel Million, und die Verhältnisse sind so verwickelt, daß man trotz der nicht unbedeutenden Aktiva Forderungen mit 25 Proc., also mit 75 Proc. Verlust, vergeblich ausbietet.

Selbst während des jüngsten Krieges der Westmächte gegen Rußland hatte das russisch-polnische Papiergeld nie einen so niedrigen Cours als jetzt, denn es verliert gegen preußisch Courant 17—18 Proc., ja in einzelnen Fällen, wo preußisch Geld schleunigst geschafft werden mußte, sind 20—22 Proc. Agio gezahlt worden. Polnisch Silbergeld, dessen Ausfuhr aus Polen noch immer verboten ist, verliert gegen preußisch 8—9 Proc. Dieser Zustand ist zwar ein unnatürlicher, aber Niemand kann angeben, wann er sich ändern dürfte.

Das hiesige Comité zur Erbauung einer Eisenbahn von Königsberg nach Thorn setzt die Vorarbeiten rüstig fort, die zur Aufstellung einer Rentabilitätsberechnung nöthig sind.

Ein äußerst kenntnißreicher Mann, der Sekretair des landwirthschaftlichen Central-Vereins zu Marienwerder, hat in den letzten Wochen auf Kosten des Vereins die ganze Strecke von Thorn nach Königsberg bereist, um in einer Brochüre die jetzigen Zustände der betreffenden Gegend, ihre Kulturverhältnisse, die Beschaffenheit von Grund und Boden, den Handel und die Absatzwege der einzelnen Kreise nach amtlichen Berichten und Quellen offen darzulegen, und wir dürfen der Veröffentlichung dieser nicht unbedeutenden und schwierigen Arbeit schon in den ersten Wochen des kommenden Jahres entgegensehen. Eine vorläufige Rentabilitätsberechnung ist zwar bereits vollendet, doch muß dieselbe noch vor ihrer Publikation einer speciellen Revision unterworfen werden, die um so genauer werden möchte, als die jetzigen Geldverhältnisse neuen Eisenbahnbauten äußerst ungünstig sind. —

Wenngleich positive Bestimmungen über den Zeitpunkt fehlen, wann die Eisenbahn von Bromberg nach hier zu bauen begonnen werden soll, hofft man doch allgemein, daß es gelingen wird, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche dem Beginne des Baues im nächsten Frühjahr entgegenstehen.

---

*) S. oben S. 50. D. Red.

††† **Elbing**, 15. December 1857. Die Krisis ist an unserer Stadt ohne irgend erheblichen Schaden gethan zu haben, vorbeigegangen. Zwar weisen nun manche unbefangene Gemüther mit Stolz darauf hin, als einen sicheren Beweis von der Solidität der Elbinger Geschäfte, allein so erfreulich der Umstand auch an und für sich ist, so scheint er uns nur einen neuen Beweis für die Isolirtheit unseres Geschäftslebens zu liefern. Es ist nun einmal eine Thatsache, daß wir von dem Weltverkehr gänzlich ausgeschlossen sind. Erlauben Sie, daß ich hieran ein paar Notizen über die früheren Handelsverhältnisse von Elbing knüpfe.

Als der deutsche Orden unsere Provinz unterjochte, war die Mündung des Elbingflusses die erste, welche in seine Hände fiel. Er legte daher hier eine Burg und eine Stadt an. So viel es ging, wurden zu derselben lübische Kaufleute herangezogen, und dieser Umstand verschaffte der rasch heranblühenden Stadt eine zeitige Verbindung mit dem Hansabunde. Felle, Pelze und Fische — darauf deuten die Netze im Wappen der Stadt — waren wol Anfangs die gangbarsten Handelsartikel. Durch Privilegien aller Art, welche den Elbinger Kaufleuten theils von den Landesfürsten, den Hochmeistern, theils von den Fürsten der benachbarten Länder, von den pommerschen Herzögen, den polnischen Königen u. s. w. verliehen wurden, stieg der Flor der jungen Stadt, und wir haben Grund zu glauben, daß sie im 14. Jahrhundert keiner der beiden Nachbarstädte Königsberg und Danzig, hinter denen sie jetzt so bedeutend zurückgeblieben ist, nachstand. Denn als 1335 ein Zwist zwischen den Hansastädten und den Engländern ausbrach und in England sämmtliche den Hansastädten gehörige Güter zurückgehalten wurden, stellte es sich heraus, daß von den den preußischen Hansastädten gehörigen Waaren 41 Proc. Eigenthum der Elbinger war. So blieb der günstige Zustand Elbings bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, dann traten die unglücklichen Kämpfe zwischen den preußischen Städten und dem deutschen Orden ein, welche den Wohlstand Preußens zerrütteten und zur Folge hatten, daß Theile des deutschen Landes eine polnische Provinz wurden. Zwar geschah auch unter der polnischen Herrschaft manches für Elbing, allein die Stadt hatte jetzt an Danzig einen glücklichen Nebenbuhler erhalten, denn Danzig verband mit dem Vortheil der günstigeren Lage sehr bald größeren Reichthum und größere Begün-

stigung vom polnischen Hofe. Noch zweimal schien unserer Stadt dann das Glück zu lächeln. Zuerst, als sich 1580 hieselbst eine Gesellschaft von Engländern niederließ, welche den Elbinger Bürgern eine bis dahin nicht gekannte Betriebsamkeit zeigten, bedeutende Kapitalien in Umlauf setzten und die Stadt so für eine Zeit hoben. Dann als Friedrich der Große die bekannten Versuche machte, Elbing auf Kosten Danzigs zu heben. Allein beide Male waren diese besseren Verhältnisse nicht von Dauer, und besonders seit dem Anfange unseres Jahrhunderts ist es dann mit dem Handel unserer Stadt immer mehr bergab gegangen. Sie wissen, daß Elbing einigermaßen einen Ersatz dafür gefunden hat in den industriellen Unternehmungen, welche es dem rühmlichen Eifer einiger seiner Bürger verdankt. Wie es scheint wird von dem ferneren Bestehen und von der Vergrößerung dieser Unternehmungen die Zukunft Elbings abhängen *). —

In diesem Winter geht es bei uns ziemlich still zu. Indessen können wir uns eines Genusses erfreuen, der immer und überall zu den seltenen gehört. Herr Oberlehrer Kreyssig setzt seine Vorträge über Shakspeare fort, die er im vorigen Jahre begann. Die im vorigen Winter gehaltenen Vorträge sind der Hauptsache nach in dem vor Kurzem erschienenen ersten Bande seiner „Vorlesungen über Shakspeare" gesammelt. Ich enthalte mich hier jeder weiteren Bemerkung über dieses Buch, denn Sie wissen ja, daß dasselbe schon die freundlichste und anerkennendste Beurtheilung in der Kritik erfahren hat. Höher noch als die Behandlung der Historien, welche den ersten Band bildet, stellen wir diejenigen Vorträge, welche wir in diesem Jahre zu hören Gelegenheit hatten, besonders die über Romeo und Julie und Othello. Kreyssig besitzt in ganz seltenem Grade die Gabe der Rede. Sein Ausdruck ist durchweg gewählt und treffend, der Vortrag mustergültig. Wenn er hier sowol wie in Danzig, wo er in diesem Jahre ebenfalls Vorträge hält, einen glänzenden Erfolg erringt, so hat er denselben allein seiner rhetorischen Begabung und der geistreichen Behandlungsart seines Stoffes zu verdanken.

*) Vergl. hiemit die Correspondenz aus Elbing, N. P. P. B. a. F. XII S. 342. D. Red.

Indessen nahm Kreyssig keinesweges das wissenschaftliche Interesse unserer Stadt allein in Anspruch. Auch Dr. Ohlert hält sehr dankenswerthe Vorlesungen vor gemischtem Publikum „über das Leben der Erde" und wird dieselben hoffentlich nach dem Feste fortsetzen. —

Unsere Bürgerschule gehört zu den besuchtesten der Provinz, sie zählt durchschnittlich c. 400 Schüler. Die Stadt hat das Glück gehabt, für dieselbe fast lauter sehr tüchtige Lehrkräfte zu gewinnen, die wesentlich dazu beigetragen haben, der Schule diese Frequenz zu verschaffen. Auch pekuniär hat sich die Hebung der Anstalt bedeutend bemerklich gemacht, denn während die Stadt in c. 12 Jahren noch über 2500 Thlr. jährlich für dieselbe aussetzen mußte, ist diese Summe jetzt auf 250 Thlr. reduzirt. Da alle unsere Lehrer recht schlecht gestellt sind (der Direktor einer so besuchten Anstalt hat neben freier Wohnung nur 900 Thlr. Gehalt ohne irgend eine Nebeneinnahme, der erste Oberlehrer 700 Thlr. u. s. f.), so daß es ihnen bei den heutigen Preisen der Lebensmittel zur Unmöglichkeit geworden ist, von ihrem Gehalte allein zu leben und sie gezwungen sind, alle ihre Kraft im Nebenerwerbe (durch Privatunterricht u. dgl.) zu verwerthen, so schien der Wunsch derselben nach Verbesserung ihrer Stellung kein gar zu unbilliger. Der Magistrat hatte auch die gute Absicht, wenigstens irgend etwas zu thun. Er schlug daher der Stadtverordneten-Versammlung vor, das Schulgeld so zu erhöhen, daß eine Mehreinnahme von 700 Thlr. dadurch erzielt würde, davon die 250 Thlr. in Abzug zu bringen, welche die Stadt noch für die Schule jährlich zu zahlen hat und den dann verbleibenden Rest von 450 Thlr. zur Verbesserung der Gehalte zu verwenden. Wenn wir schon an sich auch zu einem Zwecke, wie der angeführte ist, eine Erhöhung des Schulgeldes nicht für wünschenswerth halten, so können wir uns um so weniger mit dem nun erfolgten Beschlusse der Stadtverordneten einverstanden erklären, wonach die beantragte Erhöhung des Schulgeldes angenommen, aber die so erzielte Mehreinnahme der Kämmerei-Kasse überwiesen wurde. Wir glauben übrigens, daß dieses das erste Beispiel ist, daß eine Stadt mit einer derartigen Schule „ein gutes Geschäft" macht.

III. Mittheilungen.

[**Die Auffindung des letzten größeren Manuscripts von Immanuel Kant.**] In meiner Biographie Kants*) schrieb ich 1842, gestützt auf Hasse's**) und Wasianski's Berichte***), die als Augenzeugen und vorzugsweise Berechtigte die zuverlässigste Kunde über die letzten Lebensmonate des großen Philosophen und die Reste seiner Arbeitsthätigkeit gewähren konnten, nachstehende Mittheilung über dieses Manuscript: „Nur mit der Darstellung eines Werkes beschäftigte er sich noch ununterbrochen bis in die letzten Monate seines Lebens. Er nannte es „System der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe" und es sollte vornämlich den Uebergang der Physik zur Metaphysik vermitteln. So lange er an seinem Arbeitstische sitzen konnte, lag in dieser Zeit das starke handschriftliche Convolut vor ihm, und man fand ihn oft noch 1802 und 1803 darin bis zum Mittag schreiben. Es sollte nach seiner Ansicht ein Hauptwerk werden, aber Schulz und Gensichen, die nach seinem Tode zur Durchsicht dieser Papiere bestimmt waren, fanden nur Wiederholungen aus seinen älteren Werken, ungeordnete Gedanken, bisweilen untermischt mit Allotria. Dies Manuscript ist jetzt spurlos verschwunden."

Bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin in den ersten Tagen des October 1857 wurde mir durch die freundliche Vermittelung der Herren Buchhändler Dr. Veit und Lehfeldt die Gelegenheit gegeben, ein starkes Convolut unzweifelhaft echter Handschriften Kants einige Stunden in meinem Zimmer zu durchblättern —

*) Bd. XI., 2te Abtheilung der von mir und: Rosenkranz herausgegebenen Werke Kants, S. 160—61.

**) Merkwürdige Aeußerungen Kant's S. 19—20.

***) Kant's Biographie S. 194—95.

und ich fand in diesen das bis jetzt für verloren erachtete Convolut über den Uebergang der Physik zur Metaphysik. Durch einige vorläufige Notizen in den Berliner Zeitungen hatte ich schon Kenntniß von diesen umfangreichen Handschriften Kant's erhalten. Der Besitzer derselben soll in Riga leben und nach der Aeußerung seines Bevollmächtigten in Berlin zu den Verwandten Kant's gehören. Ich halte allerdings für möglich, daß jetzt noch Verwandte Kant's in Rußland leben, weil sein einziger Bruder, der zu Alt-Rhaden in Kurland (Febr. 1800) als Prediger verstarb, zwei Kinder hinterlassen hat, die nach dem Testamente unseres Philosophen als Erben der Hälfte seines durch Legate stark verkürzten Vermögens*) eingesetzt waren. Aber soviel steht durch Augenzeugen fest, daß keiner seiner Verwandten sich um die Manuscripte gekümmert hat, die mit der Bibliothek (nur 500 Bände stark) in den Besitz des Prof. Gensichen kamen. Nach dessen Urtheil wurde sehr sorglos mit der Vertheilung der vorhandenen Manuscripte umgegangen. Sehr viel erhielt Buchhändler Nicolovius, um es gelegentlich bei der Redaction einer von ihm projectirten Gesammtausgabe der Werke Kant's zu benutzen**). Manches bewahrte Wasianski als Andenken, mehr wohl noch Gensichen, um es gelegentlich zu verschenken, wie er dies bis an seinen Tod gethan hat. Gensichen selbst ging von der Ueberzeugung aus, daß nur Vollendetes von Kant gedruckt werden solle und daß schon mit den Ausgaben der Logik durch Jäsche, mit der physischen Geographie und Pädagogik durch Rink der Schluß für die zum Druck noch reifen Arbeiten gemacht wäre. In dieser Weise hatte er auch in Gemeinschaft mit dem ehrenwerthen Hofprediger und Professor der Mathematik Schulz, den man damals in Königsberg für den gründlichsten Kenner der Kantischen Philosophie hielt, das verwerfende Urtheil über das letzte größere Manuscript ausgesprochen, wie ich es am Anfange dieser Mittheilung habe abdrucken lassen. Daraus möchte ich die Folgerung ziehen, daß das Manuscript bald nach dem Tode des großen Mannes als eine für den Druck noch nicht

*) Vergl. meine Biographie, S. 200—201.

**) Diese Manuscripte, jedoch wohl kaum vollständig, wurden von mir auf der Auction des Nicolovius für die hiesige königliche Bibliothek angekauft. N. P. P. B. a. F. XII. S. 54.

reise und durch viele Wiederholungen aus den früheren Werken, namentlich aber aus den noch von dem Verfasser selbst in den J. 1797 u. 1798 herausgegebenen, überladene Vorarbeit für werthlos erachtet und von irgend einem Freunde solcher autographischen Andenken in Besitz genommen ist. Sein Name blieb unbekannt, weil eben die Verschenkung der Kantischen Manuscripte zu sorglos und übereilt erfolgt war. Deshalb ist auch späterhin jede Nachforschung nach diesem Manuscripte vergeblich gewesen, und so war die Annahme des spurlosen Verschwindens wohl eine gerechtfertigte, wenn man sich erinnert *), wie ich selbst in den Besitz der so äußerst schätzbaren handschriftlichen Bemerkungen Kant's zu seinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen gekommen bin.

Jetzt aber besitzen wir dieses Manuscript als ein noch vorhandenes und dürfen uns vollkommen beruhigen, wie es in die Hände des gegenwärtigen Besitzers gekommen, und ob es die verloren gegangene und vollkommen ächte Handschrift des großen Meisters ist. Wer einmal Kant's so leicht erkennbare Handschrift gesehen hat, wird bei dem Anblicke der vorliegenden jeden Zweifel aufgeben, und wer sich gleich mir mit der Arbeitsweise, mit der sonderbaren Benutzung jeder Art des Schreibapparats, mit der Durchmischung des ernsten und scherzhaften Stoffes, wissenschaftlicher Gegenstände und täglicher Bedürfnisse des Lebens und der Gesellschaft vertraut gemacht hat, wie sie Kant in den letzten neun Jahren seines Lebens an seinem Schreibtische sich erlaubte, wird mit Freude aber auch mit wehmüthiger Rührung auf diese letzte Werkstätte des großen Geistes sehen.

Das Manuscript besteht aus 12 Lagen Conceptpapier in Folio, jede Lage von 5 bis 12 Bogen, angelegt zur Reinschrift, zum größten Theil von Kant selbst geschrieben, theilweise von anderer Hand geschrieben und von Kant eigenhändig durchcorrigirt, wie die übergeschriebenen Correcturen bezeugen. Die Bogen sind ungeheftet, ein drei Finger breiter Rand ist nicht nur mit Bemerkungen zur Sache, sondern auch mit Notizen für die Häuslichkeit, für den Tisch, für die eingeladenen Gäste, für die verhandelten oder zu verhan=

*) Vergl. N. P. P. B. a. F. XII. S. 51–61. „einige Blätter Kant's aus seinen Vorarbeiten" u. s. w.

delnden Tischgespräche beschrieben. In den einzelnen Bogen liegen wieder Zettel, beschriebene Briefcouverte, in gleicher Weise benutzte Rechnungen, akademische Schriften, von oben bis unten beschrieben, welche Erläuterungen zu den behandelten Materien darbieten, oder sich auch wieder über die verschiedenartigsten Gegenstände ausbreiten. Diese eingelegten Zettel sind nicht zu derselben Zeit als der größere Theil der Reinschrift geschrieben; die meisten wohl später, wie dies aus der Jahrszahl und den Namen der geladenen Tischgäste hervorgeht. Der Anfang der Reinschrift scheint mir aus den Jahren 1795—98 herzurühren, ist oftmals unterbrochen und dann durch Randbemerkungen oder eingelegte Zettel wieder fortgesetzt. Die ganze Arbeit ist als ein Bruchstück oder eine Vorarbeit zu betrachten, über die ich ein vollständiges Urtheil abzugeben bei der Kürze der mir zur Durchsicht des Manuscriptes vergönnten Zeit mir nicht verstatten mag. Aber der erste Eindruck scheint ein Urtheil zu unterstützen, wie Schulz und Gensichen es bereits vor 53 Jahren gefällt haben. Dadurch bleibt aber die Handschrift als solche nicht weniger beachtenswerth, sie gehört der Geschichte des Entwickelungsgangs und des gesammten geistigen Lebens unsres großen Denkers an. Sie bleibt das lebendige Zeugniß für die Beschäftigungen des großen Mannes in dem letzten Stadium seines Lebens. Und wer möchte nicht gerne der Hoffnung sich hingeben, daß bei dem genauern Studium dieser Handschriften nicht auch noch manches Goldkorn originaler Gedankenfülle und selbstständiger geistiger Production gefunden werden dürfte? Der Preis für den Erwerb dieser Handschriften ist hoch gestellt; möge seine Ermäßigung den Besitz derselben dem Vaterlande des großen Mannes erhalten; die passendste Aufbewahrungsstätte würde neben dem übrigen Nachlasse Kant's die hiesige Königliche und Universitätsbibliothek darbieten.

Geh.-Rath Prof. Dr. Schubert.

[Termiten im Bernsteinwalde.] Wenn ein Naturforscher seine Erlebnisse in Brasilien oder in irgend einem andern Striche des heißen Erdgürtels mittheilt, so können wir fast sicher sein, daß wir Etwas zu erfahren bekommen von den seltsamen vielbesprochenen und vielverrufenen Termiten-Colonien. Der Eine beschreibt uns die backofenförmigen, 6 bis 10 bis 15 Fuß hohen Hügel, in

die selbst der scharfkrallige Ameisenfresser nur mit Mühe einzudringen vermag; der Andre giebt uns ein Bild von einem auf einem Baume angelegten kugelförmigen Neste und dem schlangenartig den Baumstamm umziehenden verdeckten Gange, durch den die kleinen lichtscheuen Thiere zum Neste gelangen. Dann und wann wird uns das Schauspiel des Schwärmens geschildert. Männchen und Weibchen, zu dieser Zeit geflügelt, erheben sich wie eine Rauchwolke in die Luft, während die geschlechtslosen Arbeiter und die mit großen Zangen bewehrten Soldaten im Neste bleiben. Nach einigen Stunden fallen jene ermüdet herab und streifen ihre Flügel ab, wobei eine der andern behülflich ist. Aber schon haben sich Vögel und kleinere Säugethiere gesammelt, um Millionen dieser jetzt hülflosen Thiere zu vertilgen. Auch der Mensch hat sich als Rivale eingefunden, da er die Erfahrung gemacht, daß die Termiten getrocknet wie Zuckerbrot schmecken. Von dem zahllosen Schwarme haben sich nur wenige Paare gerettet, um im alten Neste den Stammbaum fortzusetzen oder neue Colonien zu gründen. Vielfach werden uns die Verwüstungen geschildert, die von den kleinen unbedeutenden Thieren herrühren, Verwüstungen, denen ganze Dörfer und Städte unterliegen, da kein Mittel ausreicht, den nur zur Zeit des Schwärmens sichtbaren Feinden erfolgreich entgegen zu treten. Sie führen ihre Laufgräben unter die Häuser, steigen in die Ständer und verzehren sie, wobei sie stets die äußerste Rinde unversehrt lassen. Selbst Tische und Stühle werden von ihnen ausgehöhlt, so daß sie bei der leisesten Berührung zusammenbrechen. Unwillkührlich wenden wir uns ab von den sonst so interessanten Thieren und freuen uns, daß der Norden diese Plage nicht kenne.

Und doch ist der Norden vor Zeiten ziemlich reich an Termiten gewesen. Sie finden sich nehmlich, nicht gerade selten, in unserm Bernstein. So treten denn immer mehr und mehr, wenn auch stumme, Zeugen dafür auf, daß wenigstens in Rücksicht auf thierische Bildungen die Naturverhältnisse unsrer Gegend in jener Zeit, in der unsere Braunkohlenstämme noch grünten und unser Bernstein noch ein ätherisch-flüssiges Harz war, andere gewesen als die heutigen es sind. Dr. H. Hagen, der für das große Berendtsche Werk die im Bernstein erhaltenen Netzflügler bearbeitet, hat sich mit besonderem Interesse gerade den Termiten zugewendet,

Und sie hätten in keine besseren Hände fallen können, da er der gediegenste Kenner dieser Thiergruppe ist und seit mehreren Jahren an einer umfangreichen Monographie derselben arbeitet. In den 153 Termiten enthaltenden Bernsteinstücken, die Hagen untersucht hat, findet er 5 verschiedene Arten, die zum Theil durch ihre Gruppirung im Bernstein darauf hinweisen, daß sie dem Wesen nach ebenso gelebt haben, als ihre Gattungsgenossen noch heute leben. Sämmtliche Arten sind indeß von den jetzt lebenden verschieden, also zu den ausgestorbenen zu zählen, auch verschieden von denjenigen fossilen Termiten, die andre Naturforscher in Braunkohlenlagern des mittleren und südlichen Deutschlands aufgefunden haben. Hiernach scheint schon in jener alten Zeit jede Art einen beschränkten Verbreitungsbezirk gehabt zu haben, ähnlich wie wir es heute z. B. in Neuholland, Südamerika und West-Afrika finden. Daß unter den Bernstein-Termiten fast nur Männchen und Weibchen, und zwar mit und ohne Flügel, angetroffen werden, ist wohl dadurch erklärlich, daß sie zur Zeit des Schwärmens und kurz darauf in die ihnen unheilvolle Harzmasse gerathen sind, die in ihre unterirdischen Gänge nicht einzudringen vermochte. Nur ein Arbeiter ist Zeuge, daß auch der Stand der Arbeiter in jener Zeit vertreten war. Dagegen hat man bis jetzt noch keinen Soldaten im Bernstein gefunden.

Hagen bedauert es, nicht mit Sicherheit entscheiden zu können, ob die verschiedenen Arten zu den Hügeltermiten, zu den Baumtermiten oder zu denjenigen gehört haben, die in Gängen unter der Erde leben, da die Gewißheit hierüber einiges Licht auf die Bodenbeschaffenheit des Bernsteinwaldes werfen möchte. Diese Lücke wird indeß durch die Natur der anderen Netzflügler theilweise ausgefüllt. Es fehlen nehmlich sämmtliche Ameisenlöwen und verwandte Insecten, die zur Zeit des Larvenzustandes im Sande leben. Sehr reich dagegen sind die sogenannten Wassermotten vertreten, deren Larven nur im Wasser und zwar in schnell fließenden Bächen ihrer Ausbildung zum vollständigen Insecte entgegen gehen.

Eine schwierig zu beantwortende Frage ist die nach der Temperatur, die einst in der Zone des Bernsteinwaldes herrschte. Hierüber spricht sich Hagen in den Schriften des Wiener zoologisch-botanischen Vereins mit großer Vorsicht aus, da die 82 von ihm untersuchten Netzflügler des Bernsteins sämmtlich ausgestorben sind

somit nur aus den Lebensverhältnissen ihrer heutigen Verwandten Folgerungen gezogen werden konnten. „Eine Bestimmung oder Vergleichung der Bernsteinfauna mit den Gebieten der Jetztwelt nur aus der Untersuchung der Neuropteren (Netzflügler) zu ziehen, scheint gewagt und wenig verläßlich. Was sich darüber sagen läßt, ist Folgendes. Die überwiegend größte Zahl der Arten finden in der heutigen Fauna von Mitteleuropa und selbst Preußen ihre Repräsentanten." Ausgeschlossen davon sind 15 Arten von 82. Von diesen finden 3 ihres Gleichen schon in der Fauna des Mittelmeerbeckens, 2 in Nordamerika, 10 dagegen nur unter den Tropen. „Es sind also, wie bei den Dipteren nach Löw's Angabe, einer Fauna, welche der der norddeutschen Ebene, also dem heutigen Fundorte des Bernsteins durchaus analog ist, einige wenige allerdings sehr ausgeprägte tropische Formen beigemengt, die jetzt in den verschiedensten Theilen der Erde ihre Repräsentanten haben."

⊙

[Archäologische Miscellen.] **Chmielno.** Das durch seine vorzüglich schöne Lage am nordwestlichen Rande des Thales der Radaunenseen bekannte Dorf Chmielno bei Carthaus bietet von Erinnerungen an seine einstige Blüthe als Hauptort einer Kastellanei im XIII. und XIV. Jahrhunderte nur noch die malerisch auf einer bis vor Kurzem wegen des sumpfigen Terrains nur schwer zu passirenden Landzunge gelegenen Wälle des alten Schlosses (Zamczysko, Grodzisko, Białogrod, an den Namen des benachbarten Białosees anklingend) dar. Von Mauerwerk sind nur einzelne Ziegelstücke zu bemerken. Man erkennt noch die zwei Abtheilungen der Burg, durch welche beide der Länge nach die von Chmielno nach Carthaus führende Landstraße hindurchgeht. Der östliche Theil, ein längliches Viereck, im Innern etwa 73 Schritt lang und 40 Schritt breit, wird ringsum von Wällen umgeben, welche auf der schmalen Seite im Osten 30—40 Schritt Grundbreite und an 20 Fuß Höhe, an den übrigen Seiten geringere Dimensionen haben. Im Westen legt sich nach dem Dorfe zu, durch einen trocknen Graben von der Hauptburg geschieden und gegen dieselbe ohne Wall, eine Vorburg von etwa 70 Schritt Länge und gleicher Breite wie jene an, ebenfalls von länglich viereckiger Gestalt, aber mit etwas niedrigerer Wallkrone. —

Die alte ganz mit eichenen Schindeln bedeckte Holzkirche, welche im J. 1845 der modernen Platz machte, dürfte nach dem Urtheile sachkundiger Forscher über neuerdings bekannt gewordene Abbildungen derselben nicht, wie man annimmt, bis in das Zeitalter der pommerellischen Herzöge hinauf zu versetzen sein, sondern einer späteren Zeit angehören; immerhin stand sie in ihrer Art einzig in unseren Gegenden da.

Jetzt ist Chmielno ein durchaus slavisches Dorf. Dafür, daß daneben einst auch in der Ordenszeit ein deutsches Dorf bestanden habe [Vgl. Hirsch, Pommerellische Studien. I. das Kloster Zuckau im 13. und 14. Jahrhundert. N. Pr. Pr. Bl. a. F. 1853. Bd. *III*. S. 36. Note *)], dürfte auch die Inschrift der ältesten und größten der drei in einem hölzernen Glockenstuhle neben der Kirche daselbst hängenden Glocken abgeben. Dieselbe ist ungefähr 2 Fuß hoch und hat unten eine lichte Spannweite von etwa vier Spannen. Oben umher laufen in einer Minuskel etwa vom Beginne des XV. Jahrhunderts die Worte:

| barbera (eine Rose) help vnte katerina (Lilie) help (Lilie) gemal?ktna (Lilie) help svnt anna | svix drvoc(?) (Lilie) hepl^i^s (so!)

In der Mitte des Glockenmantels unter dem Worte Barbera steht folgende Inschrift in drei Zeilen in derselben Minuskel wie die andere:

do der cloc gegaten | vort do vas dar en karken | uader de gosvein.

Die mittlere Glocke hat 1752 J. Wittwerck in Danzig gegossen; die kleine rührt erst von 1814 her.

Ueber die alte große Glocke erzählen die polnischen Landleute der Umgegend Folgendes. Vor langen Zeiten, in einem der Schwedenkriege, welche dieses Land verwüsteten, litt auch Chmielno viel von den feindlichen Schaaren. Auf den Höhen, welche sich auf der gegenüberliegenden Seite des Klodnosees hinter Zaworry erheben, standen die Schweden und beschossen das unglückliche Dorf Chmielno.

Da erhoben sich bei der Gefahr, welche auch der Kirche drohte, von den Ketzern zerstört zu werden, durch göttliche Fügung die drei Glocken von ihrem Platze und wandten sich einem der beiden Seen zu, an welchen der Ort liegt, um der Entweihung zu entgehen. Ein kleines Mädchen sah das von ungefähr, als die Glocken schon halb vom Wasser bedeckt waren; sie eilte ihnen nach und faßte nach der einen, welche ihr willig folgte; die anderen beiden ruhen noch im Wasser. Jene, wieder an ihrer Stelle aufgehängt, ist jetzt die größte der drei Glocken, während sie von den drei alten die kleinste war. —

Lalkau. Das etwa eine Meile von dem Bahnhofe Czerwinsk an der Ostbahn gelegene Dorf Lalkau besitzt in seiner Kirche einen der vorzüglicheren architektonischen Schätze der Provinz. Der dreitheilige Ostgiebel mit den freistehenden Rundstäben um die vier Ständer desselben dürfte in seiner Art kaum anderswo übertroffen sein. Die Chorkirche, welche derselbe schließt, ist nur wenig schmäler, als die wie jene ursprünglich auch mit Gewölben überdeckt gewesene, von außen ziemlich schmucklose Hauptkirche, an welche sich im Westen mit der breiten Seite ein im Grundrisse oblonger Thurm lehnt, der an jeder Seite mit zwei langen Spitzbogennischen verziert ist. Innerhalb derselben liegen die die einzelnen Stockwerke erhellenden Fenster. Sehr merkwürdig durch ihre Bildwerke ist eine Glocke, welche in diesem Thurme hängt. Es finden sich nämlich auf ihr innerhalb einer Inschrift sechs spitze Wappenschilder, auf denen je zweimal drei Wappen wiederkehren und zwar 1) das hochmeisterliche, ein Herzschildlein mit dem Adler auf einem einfachen Kreuze ruhend, 2) ein nach links aufrecht schreitender Löwe, (wir enthalten uns jeder Vermuthung darüber), 3) das seit dem Abfalle vom Orden von dem fortan polnischen Preußen geführte Wappen, der Adler mit dem hauenden Arme und der Krone um den Hals, wie es z. B. auch auf den Siegeln des ersten Gubernators vorkommt; alle drei in vortrefflicher Arbeit ausgeführt. Die Inschrift lautet, soweit sie sich wegen der Entfernung lesen ließ: sancta [1] ana [2] saib [3] drvica *) d. m. i. v. vi .

*) Auf einem Amulet in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" I. S. 388. und daraus bei Voßberg „Geschichte der Preußischen Münzen und Siegel bis

hilf [1] got [2] maria [3] berot. — In der Kirche selbst verdient ein gewaltiges Taufbecken aus Granit, wie ein großer, von vier verticalen und am Rande oben einem querliegenden Bande eingefaßter Römer gestaltet, Aufmerksamkeit. —

Kirchen-Jahnia. Eine Glocke in dem nicht weit von Lalkau abliegenden Kirchenjahnia, wo nur noch der Thurm der Kirche dem XV. Jahrhunderte, diese selbst dem XVII. angehört, enthält gleichfalls in der Schrift des XV. Jahrhunderts eine einfache Anrufung Gottes und der Jungfrau Maria. Werthvoll ist ein lebensgroßes Bild des h. Mauritius und der h. Catharina auf Goldgrund in dieser Kirche. —

Berlin. Dr. E. Strehlke.

[**Beitrag zur Naturgeschichte Preußens.**] Unsere Provinz hat bekanntlich noch heutiges Tages nicht aufgehört, für die westlicher gelegenen Landstriche in gewissem Sinne eine terra incognita zu sein. Nicht allein in dem entferntern Auslande sondern selbst in dem benachbarten Deutschland tauchen bisweilen die abentheuerlichsten Vorstellungen von unserm Klima und unseren Kulturverhältnissen auf. Als Beleg hierfür mögen nachstehende Proben dienen. Es sind Citate aus einem im Jahre 1856 in Halle erschienenen Buche über Preußen, das noch zu den besseren der Art gehört.

„Der veränderliche Hase, der im Schilfe sitzt, spitzt die Ohren und die Sumpfotter [die in Preußen fehlt] schaut auf. Ein Rudel Elennthiere mit bemähntem Nacken, langbehaartem Halse, von dem zwei kurze Wammen herabhängen, tritt auf die Waldwiese .... Plötzlich stutzen sie, stoßen einen Klagelaut aus und wenden sich zur Flucht, denn hinter jenem Eichenbusch erschien ein Bär [nach dem bekanntlich Preußen das „Bärenland" heißt], dessen funkelndes Auge beutegierig herüberschaute."

zum Ende der Herrschaft des Deutschen Ordens" (Berlin 1842) S. 41. steht die Inschrift Jesus . Maria . Sant . Anna . hilf . sal . drit . mier Margret Ellena . Kasper . Baltasar . Melcher . hilf vns. —

„In den Wäldern hausen noch Bär und Wolf, Luchs [vor etwa 40 Jahren ist wirklich einer im Samlande, vor 20 Jahren einer an der russischen Grenze erlegt worden] und wilde Katze [!]; dort weidet das Elenn und mitunter ein verirrter Auerochse [in der That sehr verirrt, da den letzten vor mehr als 100 Jahren ein Wildschütze in Lithauen fällte]; an den Sümpfen raubt die Fischotter, an der Weichsel baut der Biber [vor etwa 15 Jahren wurde einer bei Thorn, einer in der Gegend von Memel gefangen] sein Wasserhaus.“ ⊙

IV. Bücherschau.

Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beischriften von Dr. A. Hagen. Berlin; H. Schindler; 1857. Bd. I. Vorlesungen I—X: die Künstler in den letzten 60 Jahren.

Der berühmte Verfasser der „italienischen Künstlergeschichten" und der „Norika" macht seit einigen Jahren auch dem größeren Kreise der Gebildeten die Fülle seines Wissens zugänglich, indem er einen Cyclus freier Vorträge dazu bestimmt, die Haupterscheinungen verschiedener Kunstepochen in Wort und Bild seinen Hörern vorzuführen *). Eine Nachschrift solcher Vorlesungen, die er durch Beischriften vervollständigte, sollen wir unter dem oben verzeichneten Titel in zwei Bänden empfangen, deren erster vollendet vorliegt. Der zweite Band, der ein ausführliches Register enthält, wird in Kurzem erscheinen **).

Seit lange hat eine Arbeit gefehlt, die zwischen Geschichtschreibung und Compendienvortrag den Mittelweg haltend, den gebildeten Kunstfreund darüber orientiren kann, woher wir gekommen und wohin wir gehen. Es ist kein Zweifel, daß des gelehrten Verfassers Werk also mit großem Danke wird aufgenommen werden und zu den Vielen, die seiner Belehrung ihr Wissen verdanken, ihm Viele verpflichten wird, denen größere Werke nicht zugänglich oder zu unbequem sind. Was aber seinem Buche einen unvergänglichen Werth verleiht, ist, daß der Verfasser darin nicht nur Bericht, sondern auch Zeugniß von dem

*) In diesem Winter hat er Vorlesungen über die deutsche Malerei bis zur Verflachung der Kunst im 18. Jahrh. begonnen. Dieselben werden jeden Montag in einem Saale der deutschen Ressource gehalten.

**) Derselbe ist inzwischen bereits erschienen, so daß nunmehr das Werk vollständig im Buchhandel zu haben ist. Eine Besprechung des zweiten Bandes, welche der Verfasser des nachstehenden Artikels in nahe Aussicht gestellt, wird in einem der folgenden Hefte d. N. Pr. Prov.-Bl. veröffentlicht werden. D. R.

ablegt, was er miterlebt und miterstrebt hat. Achtsam auf das Kleinste selbst, mit feinster Empfindung hat er jedes Stadium in der Entwicklung der Künste seiner Zeit bis in die unmittelbare Gegenwart verfolgt und von allem Bedeutenden in treuester Weise Akt genommen. So nehmen wir gern entgegen, was er giebt, ob aus dem Schatze seiner Collectaneen, aus seinem reichen Briefwechsel oder aus unmittelbarer Anschauung, und wieviel er auch giebt, wir empfinden, — so zufrieden wir sind, daß er endlich giebt, womit er länger fast, als billig zurückgehalten, — wir empfinden, daß er noch gar viel mehr geben könnte. So reich er belehrt und so vieles er erklärt, er will kaum belehren und kaum erklären; indem ein solcher Zweck fehlt, horchen wir andächtiger fast und mit gespannterer Erwartung und fordern von ihm Nichts, als daß er — fortfahre. . . .

Gewiß wäre es angänglich gewesen, daß er sein großes Material anders ordnete. Ein anderer Autor hätte es vielleicht philosophisch durchdrungen, wieder ein anderer rein historisch construirt, ein dritter hätte wie E. Förster in seiner musterhaft populären Geschichte der deutschen Kunst bei geringen Voraussetzungen aus der Aesthetik und aus der Zeitgeschichte Anschauung und Beurtheilung der Erscheinungen dergestalt verwoben, daß logische Folge und historische Entwicklung zusammenfielen, — für das vorliegende Buch hat der Verfasser die dem Inhalt congruente Form mit Recht in der gefunden, die er nur beizubehalten nöthig hatte. Wo ein Zeitgenosse als solcher spricht, über einen Zeitabschnitt also, auf den die Geschichte noch kein volles Anrecht hat, hören wir am liebsten ihn selber und in der ihm eigenen Weise sprechen. Bericht, Anschauung und Urtheil behalten in solcher Mittheilung die volle Wärme der Ursprünglichkeit; logische Geschlossenheit beanspruchen wir aber nicht, wenn ein Gelehrter, der im Stande ist, bei jedem Anlaß hundert Gedanken und Schöpfungen einer Epoche zum Verständniß des Kunststrebens in einer anderen heranzuziehen, es unternimmt Kunstwerke und Kunstrichtungen seiner Zeit in freier Eingebung des Augenblicks zu besprechen. Wer sich nicht dazu verstehen will, von einer scharfen dialektischen Gliederung des weitschichtigen Stoffes abzusehen, wird freilich, so lange er nur den ersten Band in Händen hat, oft genöthigt sein, Zusammengehöriges selber zusammen zu holen und von Neuem anzuknüpfen, wenn der Verfasser sich durch eine Beischrift oder Anmerkung unterbrach. Das Wort des Redners wirkt einmal nicht mit derjenigen Absichtlichkeit, welche dem des Schriftstellers

eigen sein muß. Allein das Register, das der zweite Band bringen soll, wird überall vermitteln helfen und die Lectüre erleichtern. Zudem waren Beischriften ein sehr glücklich getroffenes Mittel, dem Leser einen bald nothwendigen und bald höchst willkommenen Beirath an Beschreibungen und historischen Notizen zur Hand zu stellen, ohne sie ihm zugleich aufzunöthigen. Mittelst eines sorgfältigen Verzeichnisses an einen Faden gereiht, werden sie dem Nachschlagenden so bequem zugänglich sein, als irgend erforderlich, und man wird dann übersehen, wie viel halb Verlorenes oder schwer Zugängliches hier gesammelt, wie manche interessante Aeußerung, die in einem vergessenen Buche gefunden ward, hier zu schätzbaren Fingerzeigen und lichtvollen Charakteristiken benutzt ist. Jede Beischrift für sich giebt überdies äußerlich Gesondertes in fortlaufender und möglichst geschlossener Folge; manche fügen der Vorlesung gerade das Interessanteste an und einige sogar Mittheilungen, die wir weder anderswo, noch sonst verbürgt finden.

Wenn der Leser, dem es nur um Einsicht in die Entwickelung der Kunst zu thun ist, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen, ein anderer, dem die Angaben schätzbar sind, es gar nicht von der der Hand lassen wird, so möchte der dagegen allerlei Postulate vergebens gestellt haben, welcher seine Ansichten erweitert, sein Urtheil herangebildet wissen wollte. Die noch zu erwartende Vorrede wird uns vielleicht darüber belehren, ob es in den specielleren Intentionen des Verfassers lag, solche Postulate zu erfüllen oder sie abzulehnen. Er liebt es, verschiedene Urtheile neben einander und fremde Urtheile dermaßen in den Vordergrund zu stellen, daß die Entscheidung meist dem Leser überlassen bleibt; die Principien, die darauf führen könnten, enthält er ihm, bis auf Brocken, ebenfalls vor. So könnte, wer nicht besser unterrichtet ist, meinen, es fehle an festen Kunstansichten ganz und gar. Dem ist nicht also. Der Verfasser, selbst Künstler und auf verwandtem Gebiete längst anerkannter Meister, steht mit seinen Ansichten entschieden in seiner Zeit und hat, gestützt auf seine Werke, ein Recht zu stehen, wo er steht; mit liebenswürdiger Bescheidenheit hat er sich also auf den Widerstreit der Meinungen nicht anders eingelassen, als Notiz nehmend und berichtend, und wo das Urtheil eine objectivere Haltung annehmen wollte, sich kaum dazu verstanden, über Andeutungen hinauszugehen.

Die Ausstattung des Buches ist zwar in jetzt gewohnter Weise splendid, allein der Druck in einer Weise fahrlässig, an die wir

nicht gewöhnt sind. Wenn wir auch bald merken, daß der Verfasser, dessen Prosa und Poesie wir in Chrestomathien ausgehoben finden, es müde ist, eine mustergültige Sprache zu schreiben und mancherlei Experimente vornimmt, die der Sprachgeist nicht verzeihen kann, so würden wir doch sehr großes Unrecht thun, alle Wunderlichkeiten, für die Setzer und Corrector in bester Eintracht gesorgt haben, dem Autor aufzubürden. Anakoluthe, lächerliche Orthographie, unerhörte Wortinversion verrathen unwillkommen oft ihre störende Gegenwart, und nicht selten bedarf es einer Interpretation, um in den Besitz des Verständnisses hier unkenntlich gewordener Beziehungen, dort ohne ihre Schuld vereinigter Perioden zu gelangen. Der Verleger wird unter solchen Umständen ein ziemlich umfangreiches Druckfehlerverzeichniß dem folgenden Bande beizulegen haben.

Zum Nutzen des Buches und der Leser wünschen wir, daß der noch fehlende Band recht bald erscheinen möge. Nach Vollendung des Ganzen kommen wir auf seinen Inhalt und einige Einzelheiten zurück.

Rud. Philippi.

Berichtigung. In dem Aufsatze von A. H. Rathke: „Erinnerungen an ꝛc. A. E. Preuß" (N. P. P. B. a. F. XII. S. 62 ff.) findet sich die beiläufige Mittheilung, daß dem Vernehmen nach von dem größern Lehrbuche von Preuß (Die Landes- und Volkskunde der Provinz Preußen; Königsberg, 1855; Verlag von Gebr. Bornträger) eine zweite Auflage vorbereitet werden solle. Diese Mittheilung beruht auf einem thatsächlichen Irrthume und wird hiedurch auf Ansuchen der genannten Verlagsbuchhandlung widerlegt. Nach einer von Seiten der Letzteren eingegangenen Erklärung ist durchaus kein Bedürfniß zu einer neuen Auflage des genannten Lehrbuches vorhanden, da von der ersten noch unvergriffenen Auflage noch viele hundert Exemplare auf dem Lager vorräthig und durch alle Buchhandlungen (für den Preis von 20 Sgr. pro Ex. [41 Bogen]) zu beziehen sind.

Ȯ

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.

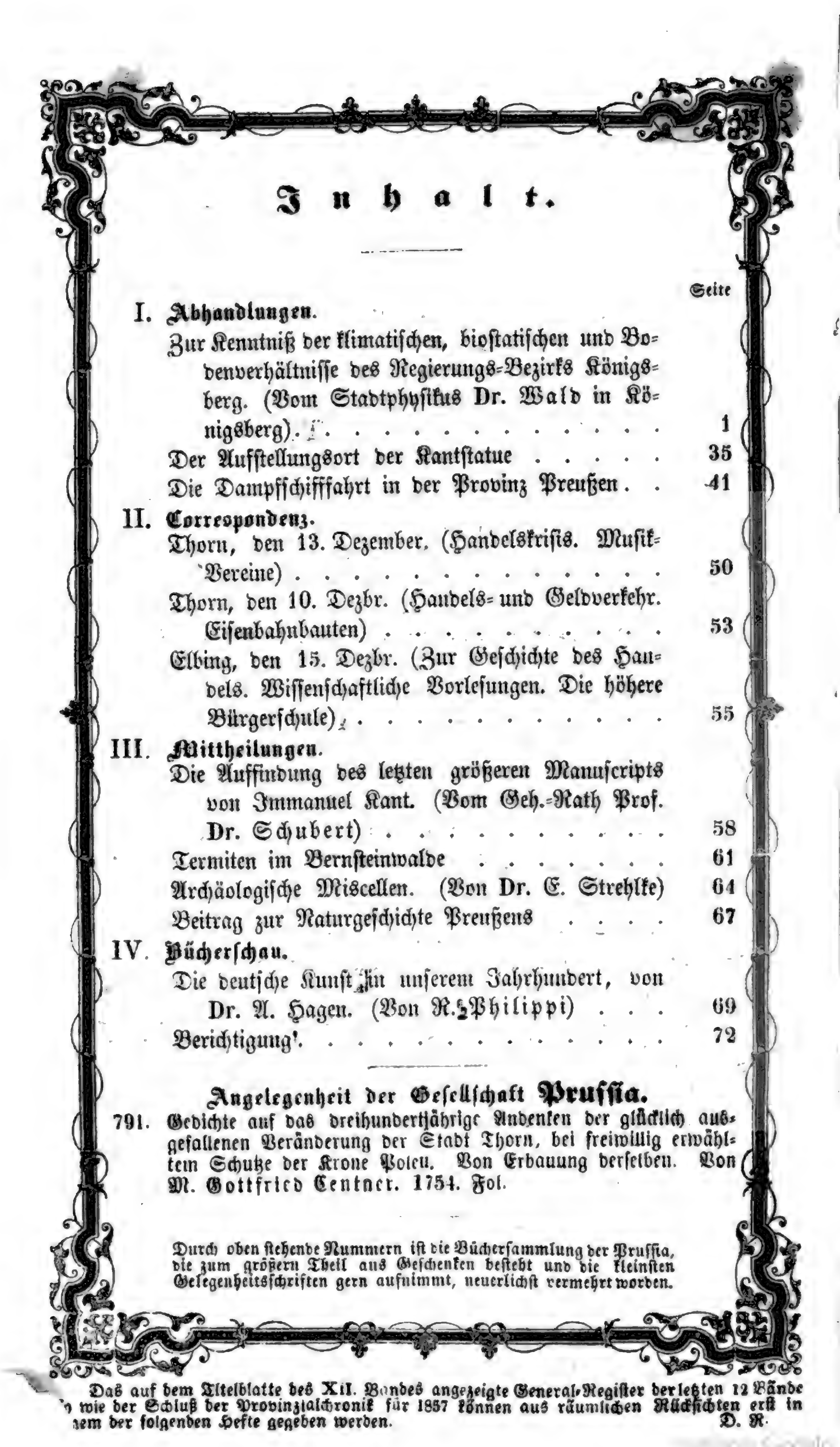
Bei musikalischen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite desselben mit 1 Thlr. 20 Sgr.
   und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieselbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „
   und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer sein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (8 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen bestimmen sollte, mehrere solcher Aufträge zu verbinden suchen, damit die Kosten vermindert werden.

Das Rieß Papier kostet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im ersten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „



Inhalt.

Seite

I. **Abhandlungen.**

Zur Kenntniß der klimatischen, biostatischen und Bodenverhältnisse des Regierungs-Bezirks Königsberg. (Vom Stadtphysikus Dr. Wald in Königsberg) 1

Der Aufstellungsort der Kantstatue 35

Die Dampfschifffahrt in der Provinz Preußen . . 41

II. **Correspondenz.**

Thorn, den 13. Dezember. (Handelskrisis. Musik-Vereine) 50

Thorn, den 10. Dezbr. (Handels- und Geldverkehr. Eisenbahnbauten) 53

Elbing, den 15. Dezbr. (Zur Geschichte des Handels. Wissenschaftliche Vorlesungen. Die höhere Bürgerschule) 55

III. **Mittheilungen.**

Die Auffindung des letzten größeren Manuscripts von Immanuel Kant. (Vom Geh.-Rath Prof. Dr. Schubert) 58

Termiten im Bernsteinwalde 61

Archäologische Miscellen. (Von Dr. E. Strehlke) 64

Beitrag zur Naturgeschichte Preußens 67

IV. **Bücherschau.**

Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert, von Dr. A. Hagen. (Von R. Philippi) . . . 69

Berichtigung 72

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

791. Gedichte auf das dreihundertjährige Andenken der glücklich ausgefallenen Veränderung der Stadt Thorn, bei freiwillig erwähltem Schutze der Krone Polen. Von Erbauung derselben. Von M. Gottfried Centner. 1754. Fol.

Durch oben stehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Das auf dem Titelblatte des XII. Bandes angezeigte General-Register der letzten 12 Bände so wie der Schluß der Provinzialchronik für 1857 können aus räumlichen Rücksichten erst in einem der folgenden Hefte gegeben werden.

D. R.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

A. v. Hasenkamp.

Band I. (LXV.) Heft 2.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

10. Der Verein zur Unterstützung armer Schulkinder mit Kleidungsstücken, Lehrmitteln und Schulgeld.

Die Klagen über das schädliche Herumtreiben der Jugend auf den Straßen und über die Vernachläßigung des Schulbesuches hatten sich im Jahre 1825 so sehr vermehrt, daß die Behörden Königsbergs ein ernstes Einschreiten für durchaus nothwendig erachteten. Noch in demselben Jahre veranstaltete das Königl. Polizei-Präsidium eine genaue Untersuchung und ermittelte durch dieselbe, daß 1100 Kinder in der Stadt vorhanden seien, die, obwohl in dem schulpflichtigen Alter von 7—14 Jahren, dennoch keine Schule besuchten. Solch ein Ergebniß mußte schmerzen, zumal weil durch übergroße Strenge bei der Armuth vieler Eltern doch nichts zu erlangen war und die sonstige Abhilfe von der Kommune nicht gefordert werden konnte. Es blieb also nur übrig, die Privat-Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen, und so traten denn mehrere menschenfreundliche Männer, an ihrer Spitze der damalige Ober-Bürgermeister Geh.-Rath Dr. Horn zu einem Verein zusammen. Dieser, dessen Zweck schon in dem von ihm gewählten, oben angegebenen Namen sich klar ausspricht, stellte die Bedingungen seiner Wirksamkeit in dem Statute vom 5. Juli 1826 fest und legte sofort Hand an's Werk. Die guten Erfolge blieben nicht

aus. Schon im Dezember zählte der Verein 317 zahlende Mitglieder. Waren deren Beiträge auch lange nicht hinreichend, den Uebelstand ganz zu beseitigen, so kam doch anderweitige Abhilfe. Die städtischen Behörden nahmen viele armen Kinder in die öffentlichen Elementarschulen und bezahlten für sie die Schulgelder. Sie gingen später noch weiter und gründeten mit dem Jahr 1828 mehrere Armenschulen, in welchen die Zöglinge nicht allein den Unterricht sondern auch die unentbehrlichsten Lehrmittel ganz unentgeltlich erhielten. Dagegen trat nun aber auch für die Armenschüler während des schulpflichtigen Alters der Schulzwang ein. So konnte denn der Verein sich nach und nach darauf beschränken, vornämlich die Bekleidung der armen Kinder ins Auge zu fassen, und dies blieb immer eine bedeutende Aufgabe, weil ohne ihre Erfüllung die getroffenen Erleichterungen nicht wirken konnten. Auch hier fand er Unterstützung. König Friedrich Wilhelm III. nahm die Bestrebungen des Vereins wohlgefällig auf, ließ ihm reichliche Geschenke zugehen und bewilligte mittels Kabinets-Ordre vom 6. Januar 1827 eine zweimalige Collecte in jedem Jahre, die in allen Kirchen Königsbergs gehalten werden durfte. Der Kronprinz, der jetzige regierende König, gewährte eine jährliche Summe von 50 Thlr. und übernahm unterm 21. Januar 1827 das ihm angetragene Protectorat des Vereins. Der Prinz von Preußen bewilligte jährlich 50 Thlr. und die Stadtverordneten-Versammlung von Königsberg einen jährlichen Zuschuß von 100 Thlr.

Unter solchen Umständen konnte der Verein im Jahre 1846, also nach 20jährigem Bestehen mit wohlthuender Freude auf seine Wirksamkeit zurückblicken. Er hatte in der abgelaufenen Zeit 6478 arme Schulkinder beiderlei Geschlechts, also durchschnittlich jährlich 324, mit Winterkleidern, und zwar größtentheils vollständig versehen, außerdem aber noch bis zum Jahre 1840 jährlich 100 bis 200 Thlr. für Schulgeld nnd Lehrmittel bewilligt. Die letztere Ausgabe mußte aber seit dem Jahr 1840 immermehr wegfallen, weil sie nicht so nöthig war als die für Bekleidung, die Mittel des Vereins auch immer abnahmen. Selbst bei der Bekleidung hielt man sich strenger an die statuarischen Bestimmungen, nach welchen nur das ältere oder mindestens vaterlose Kind und letzteres auch nur dann berücksichtigt werden soll, wenn dessen noch lebender Vater wirklich nicht im Stande ist, dem Kinde die nothwendigsten Kleider zu be-

schaffen. Wenn gleich bei dem Antrage auf Unterstützung die Confession des Kindes so wie sein Geschlecht keinen Unterschied macht, so wird doch bei der Bewilligung streng darauf gehalten, daß das Kind eine Armen- oder öffentliche Elementarschule besucht und hier das Zeugniß des Fleißes und der moralischen Führung erhält. Die bewilligte Kleidung muß, mit Ausnahme der Fußbekleidung, 2 Jahre vorhalten, weshalb von den Districts-Commissarien auch Kontrolle geübt wird.

In der späteren Zeit, d. h. von 1846 bis 1856 hat der Verein in derselben Weise fortgefahren, das Gute zu stiften. Es sind bis zum 13. November 1856 überhaupt 9159 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts bekleidet und außerdem noch mancherlei Ausgaben für Schulgelder und Lehrmittel bewilligt worden.

Die Geschäftsführung des Vereins geht von einem Vorstand aus, der aus 24 Mitgliedern besteht. Diese wurden das erste Mal von der General-Versammlung gewählt und ergänzen sich bei Vacanzen durch eigene Wahl. Von diesen Vorstehern wird das Directorium ernannt, das aus 5 Mitgliedern zusammengesetzt ist, dem Ober-Vorsteher, dem Stellvertreter desselben, welcher die schriftlichen Arbeiten besorgt, dem Kassenhalter, dem Bekleidungs-Commissarius und dem Stellvertreter desselben. — Die gewöhnlichen Sitzungen des Vorstandes finden 8 Mal im Jahre und zwar am ersten Mittwoch des dazu bestimmten Monats Statt. Hier wird auch über die Unterstützungs-Gesuche durch Stimmenmehrheit entschieden, und zwar nachdem sie von den Bezirks-Commissarien untersucht worden. Die Bewilligungen werden speciell ertheilt und in der jedes Mal aufzunehmenden Verhandlung über die Sitzung registrirt.

Die Jahresfeier der Stiftung wurde am 15. October jeden Jahres gehalten, weil dieses der Geburtstag des Kronprinzen war und derselbe das Protectorat über den Verein übernommen hatte. Später, als der Kronprinz den Thron als König bestiegen hatte, verlegte man zur Vermeidung der Häufung von Festlichkeiten, die Jahresfeier auf den 13. November, den Geburtstag der Königin. Der Jahrestag war immer ein Festtag; nicht allein die für das Jahr bekleideten Kinder sondern auch ihre Eltern, die Behörden und eingeladenen Gäste waren in dem großen Saale der Bürger-Ressource versammelt. Ein Choral machte den Anfang

und beschloß die Feier, die jedes Mal den Vortrag eines Geistlichen und den Rechenschafts-Bericht enthielt. Die Kinder, von denen Einige Worte des Dankes aussprachen, wurden mit Schulbüchern u. s. w. beschenkt.

Man muß es rühmend anerkennen, daß die Vorsteher des Vereins demselben ihre Kräfte sehr eifrig zugewandt und dabei zum großen Theile sehr lange ausgehalten haben Ein gutes Beispiel gab auch hier der Kanzler des Königreichs Preußen Dr. v. Wegnern, welcher vom Jahre 1836 ab bis zu seinem Tode im Jahre 1854 als Ober-Vorsteher segensreich gewirkt hat. Es leuchtet daher auch ein, daß das Institut in möglichst guten Umständen sich befinden muß. Zwar haben die jährlichen Beiträge sehr nachgelassen, aber es hat nicht an besonderen Einnahmen gefehlt. Nach dem letzten Berichte für die beiden zusammengefaßten Jahre 1855 und 1856 hat eine Einnahme von 3946 Thlr. 12 Sgr. 1 Pf. Statt gefunden. Die Ausgabe betrug 1872 Thlr. 10 Sgr. 4 Pf., so daß ein Bestand von 2074 Thlr. 1 Sgr. 9 Pf. blieb.

Das Vermögen besteht in 2072 Thlr. 1 Sgr. 9 Pf.

11. Der Kunstverein.

Die Cholera lastete bei ihrem ersten Auftreten in Königsberg im Juli 1831 sehr schwer auf dessen Bewohnern, gab aber auch dazu Veranlassung, daß der Sinn für bildende Kunst bei den Königsbergern sich in einer Weise zeigte und entwickelte, wie man es bis dahin kaum für möglich gehalten hätte. Der Stadtrath, spätere Commerzienrath H. Degen hatte als Mitglied der damals bestehenden Sanitäts-Commission den 7ten Bezirk zur besondern Aufsicht und Fürsorge übertragen erhalten und fand hier, wo die Cholera zuerst sich geltend gemacht, so viele Uebel von ihr angerichtet, daß ihm die gewöhnlichen Mittel keine genügende Abhilfe darzubieten schienen. Um nun den Verunglückten außerordentliche Einnahme zufließen zu lassen, kam er auf den Gedanken, durch eine Ausstellung die Bewohner Königsbergs zum Darbringen von Spenden zu bewegen. Er befand sich selbst im Besitze einiger Gemälde und sonstiger sehenswerther Gegenstände und wußte auch andere Eigenthümer solcher Sachen dahin zu vermögen, daß sie ihm

dieselben für seinen Zweck anvertrauten. Die Stadt-Behörden überließen ihm unentgeldlich dazu das Lokal in dem leerstehenden vormaligen oberbürgermeisterlichen Hause in der Höckergasse (der jetzigen Altstädtischen Mädchenschule). Die Ausstellung fand im Februar und März 1832 Statt und führte nach dem Verzeichniß 311 Nummern der verschiedensten Art vor. Sie fand so viel Beifall, daß der Zweck des Stadtrathes Degen nicht allein erreicht wurde, sondern auch der Wunsch sich allgemein kund gab, derartige und vergrößerte Ausstellungen auch ferner zu haben! Dies war am leichtesten möglich durch die Bildung eines Vereines, der sich die Aufgabe stellte, Gegenstände der bildenden Kunst den Königsbergern zugänglich zu machen. Die Sache war keinesweges mehr neu, denn schon in verschiedenen Städten Deutschlands waren derartige Vereine gegründet, und der Rheinisch-Westphälische Kunst-Verein hatte, auf die blühende Akademie in Düsseldorf gestützt, bereits ein hohes Ansehn erlangt. Man entschloß sich daher leicht zur Bildung eines solchen Vereins für Königsberg und war auch so glücklich drei Männer zu finden, welche mit dem lebhaftesten Interesse für die Angelegenheit das Geschick verbanden, den Verein in einem blühenden Zustande zu führen. Es waren dies die Hrn. H. Degen, Professor A. Hagen und Kaufmann C. M. Friedmann, welche vereint 12 Jahre lang wirkten; nur glaubte man nicht, daß die Kunst allein im Stande sein werde, den Verein zu erhalten, und erachtete es daher für angemessen das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden und der Kunst das Gewerbe beizufügen. Die neue Verbindung erhielt daher den Namen des Kunst- und Gewerbe-Vereins. Das im Mai 1832 entworfene Statut wurde unterm 3. November 1832 vom Königl. Ober-Präsidium bestätigt und stellte dem Verein (§. 1.) die Aufgabe, den Kunstsinn und Gewerbefleiß in der Provinz zu beleben; indem er Jeden zu seinem Mitgliede erklärte, welcher einen jährlichen Beitrag von 2 Thlr. erlegt, verspricht er alle 2 Jahre eine Ausstellung und außerdem, namentlich in den Wintermonaten Vorträge über Kunst und Gewerbe. Seine Einnahme verwendet er zum Ankaufe von Gemälden lebender Künstler, welche ein Eigenthum der Stadt werden (Stadt-Museum), und zur Renumeration, wie er denn auch die Transportkosten der eingelieferten Gegenstände trägt. Der Verein gedenkt auch die Kunst in der Provinz dadurch zu erhalten

Digitized by Google

und zu befördern, daß er Gemälde restaurirt, zur öffentlichen Anschauung bringt, abbilden läßt und geschichtliche Denkmale wieder herstellt. Ein vom Vereine erworbenes gutes Bild wird von demselben lithographirt und unentgeltlich an die Mitglieder in denjenigen Jahren vertheilt, in welchen keine Ausstellung stattfindet. Der Vorstand des Vereins besteht aus den drei oben genannten Mitgliedern desselben, die sich zur Uebernahme des Amtes auf vier Jahre bereit erklären, dann aber einer fernern Wahl unterliegen. Ihm zur Seite steht ein Comité von 5 Mitgliedern des Vereins, der alle zwei Jahre wählbar ist. Der neue Verein erfreute sich einer allgemeinen Theilnahme. Schon im ersten Jahre (1832) hatte er 435 Mitglieder und im folgenden 617. Er konnte bereits im Januar 1833 die zweite Ausstellung veranstalten, die freilich nur 131 Nummern, dafür aber ausgezeichnete Werke der Düsseldorfer Schule brachte. Dasselbe Jahr gewährte noch eine zweite Ausstellung (die dritte), welche im Mai eröffnet wurde und 369 Nummern auswies. Es wurde schon möglich, dem Stadt-Museum werthvolle Gemälde als Eigenthum zu überweisen. Die nächsten Jahre waren dem Vereine günstig. Die Ausstellungen wurden fleißig besucht und verdienten dies auch, da sie immer Gutes brachten. Nur zeigte sich das Lokale des Vereins für die Dauer nicht genügend, und man mußte an die Erlangung anderer Lokale denken. So veranstaltete man eine Ausstellung im Concertsaale des Schauspielhauses und hatte schon vor dem Jahre 1840 die Freude, den Moskowiter-Saal des Königl. Schlosses von dem Könige zu den Kunstausstellungen hergegeben zu sehen. Nun gewannen diese Ausstellungen erst die rechte Bedeutung und führten dem Vereine eine immer wachsende Zahl von Mitgliedern zu. Auch von einer andern Seite her erwuchsen dem Vereine neue Vortheile. Den unermüdeten Bestrebungen des Ober-Präsidenten v. Schön war es gelungen, die Staats-Regierung für die Errichtung einer Maler-Akademie und eines Kunst-Museums zu gewinnen.

Auf der Stelle, wo früher der Jägerhof auf der Königsstraße gestanden hat, war ein stattliches Gebäude erbaut worden. Ein Theil desselben wurde im Jahre 1842 dem Kunst- und Gewerbe-Verein für seine Zwecke und als Lokale für das von ihm begründete städtische Museum übergeben. So stand denn der Verein in

voller Blüthe und zählte über 1300 Mitglieder, als im Jahre 1845 gewitterschwere Wolken sich über ihn zusammen zogen.

Das Gewerbewesen hatte in jüngst vergangener Zeit, sowohl durch die Bestrebungen der Regierung, als durch die Anstrengungen der Gewerbetreibenden, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Man glaubte in Königsberg, daß es wohl an der Zeit sei, einmal eine Provinzial-Gewerbe-Ausstellung zu veranstalten, um nicht allein den Zustand des Gewerbefleißes in der Provinz kennen zu lernen, sondern auch die Gewerbetreibenden selbst dadurch zu belehren und anzuspornen. Veranlassung zu Gedanken dieser Art gaben die Gewerbe-Ausstellungen, welche in jener Zeit in gar vielen Städten stattfanden. Die Ausstellung in Königsberg, die auch von den Staats-Behörden begünstigt wurde, sollte schon im Jahr 1844 stattfinden, mußte aber wegen besonderer Umstände noch um ein Jahr verschoben werden. Der Kunst- und Gewerbe-Verein betheiligte sich bei dem Unternehmen nicht allein dadurch, daß er es überall nach Kräften förderte, sondern auch aus der Mitte seines Vorstandes den Stadtrath Degen in die zu ernennende Kommission abordnete und für das Unternehmen einen Vorschuß von 600 Thlr. anwies. Die besondere Kommission bestand außer dem ebengenannten Degen aus dem Gewerbe-Departementsrath, Regierungs-Assessor Schmitz und dem von den Gewerbetreibenden ernannten Maschinen-Fabrikanten L. Steinfurt. Hier mag nur noch angeführt werden, daß die Gewerbe-Ausstellung von gutem Erfolge begleitet war, daß auch der König sie besuchte und günstig beurtheilte. In Bezug aber auf unsern Verein hatte sie noch weitere Folgen.

Schon immer hatte man darüber geklagt, daß die Gewerbe in ihrer Vereinigung mit der Kunst zu kurz kämen. In der That muß man auch eingestehen, daß für die Gewerbe nicht so viel geschehen als für die Kunst. Dies lag aber in der Natur der Sache, keinesweges in dem Willen des Vorstandes. Derselbe that vielmehr alles Mögliche, um die Vortheile des Vereins auch über die Gewerbetreibenden zu verbreiten. Ein technischer Lese-Zirkel war eingerichtet worden, die Sammlung einer Bibliothek angefangen und ein besonderes Lesezimmer eingerichtet. Wenn bei Gelegenheit der Ausstellung aber die Gewerbe immer geringe vertreten waren, so lag der Grund davon eigentlich nur in der

Digitized by Google

Abneigung der Gewerbetreibenden, ihre Erzeugnisse neben der Kunst zur Anschauung zu bringen. Abgesehen schon davon, daß die Erzeugnisse der Gewerbe einen größern Raum in Anspruch nehmen und einen andern Gesichtspunkt zu ihrer Beurtheilung fordern als die Erzeugnisse der Kunst, so konnte man sich gar nicht von dem Gedanken losmachen, daß bei Ausstellungen nur diejenigen Gegenstände vorzuzeigen seien, welche das Gebiet der Kunst berührten. Natürlich wurde damit nicht allein nichts erreicht sondern nur geschadet.

In vielen Gemüthern war aus allen diesen Gründen schon der Gedanke vorbereitet, das Gewerbe von der Kunst zu trennen und einen besondern Gewerbe-Verein zu gründen. Die glücklichen Ergebnisse der veranstalteten Gewerbe-Ausstellung stärkten diesen Gedanken so sehr, daß er zur That wurde und 1846 ein Gewerbe-Verein (s. diesen, Nro. 28.) sich bildete. Die Trennung von dem bisherigen Kunst- und Gewerbe-Verein ging ruhig und unter gegenseitiger Zufriedenheit von Statten. Der ältere Verein, welcher sich von jetzt an nur Kunst-Verein nannte, erfuhr aber durch diese Trennung auch manche innere Veränderung. Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß bei der Stiftung des Vereins eine größere Macht dem Vorstande zugetheilt worden, als bei dergleichen Anlässen sonst zu geschehen pflegt, und daß gerade dieser Umstand zu dem raschen Aufblühen des Vereins wesentlich beigetragen. Nun, da der Verein gesichert dastand, schien es auch wieder angemessen, den natürlichen Zustand herbei zu führen und namentlich den Vorstand in das rechte Verhältniß zu seinen Committenten, den Vereins-Mitgliedern, zu setzen. Das Statut, welches fortan die Richtschnur für den Verein werden sollte, war aus commissarischen Berathungen hervorgegangen und von der General-Versammlung unterm 3. Mai 1845 angenommen. Es bestimmte den Zweck des Vereins mit folgenden Worten:

§. 1.

Der in Königsberg seit dem Jahre 1832 bestehende Kunst- und Gewerbe-Verein beschränkt vom 1. Januar 1846 ab seine Wirksamkeit auf das Gebiet der Kunst. Er heißt von da ab Kunst-Verein und bezweckt die Belebung des Kunstsinnes in der Provinz Preußen.

§. 2.

Derselbe sucht diesen Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen, daß er:

a) Kunst-Ausstellungen anordnet,

b) ein Museum von Gemälden lebender Meister bildet,

c) Gemälde, Kupfer-, Stahlstiche und Lithographien unter seine Mitglieder verloost, resp. vertheilt. Der Verein kauft, je nach seinen Mitteln, Gemälde lebender Meister und übergiebt sie entweder dem Stadt-Museum als bleibendes Eigenthum oder bringt sie zur Verloosung unter seine Mitglieder. Die Gemälde-Ausstellungen finden in der Regel alle 2 Jahre Statt. In dem Jahre, in welchem keine Ausstellung Statt findet, wird ein Kupferstich oder eine Lithographie, meist nach einem Gemälde im Stadtmuseum, an die Mitglieder vertheilt. Mitglied wird Jeder, der einen jährlichen Beitrag von 2 Thlr. entrichtet. Er hat dafür das Recht, die Kunst-Ausstellungen unentgeldlich zu besuchen, kann für jedes mit ihm in ungetrennter Oekonomie lebende Glied seiner Familie für die Dauer der jedesmaligen Ausstellung eine Eintrittskarte zu 15 Sgr. erhalten, während sonst jedes Eintrittsbillet 5 Sgr. kostet, nimmt an den Gemälde-Verloosungen u. s. w. Theil und kann in den Vorstand und den Ausschuß gewählt werden. Die Angelegenheiten des Vereins besorgt ein Vorstand, der aus drei von dem Vereine gewählten Mitgliedern, dem Ordner, dem Schriftführer und dem Schatzmeister besteht. Neben ihm steht ein Ausschuß von 9 Mitgliedern, welcher von dem Vorstande zu den Berathungen zuzuziehen ist Alle Beamte verwalten ihre Geschäfte unentgeldlich. Ein Drittel derselben scheidet alle 2 Jahre aus, ist aber wieder wählbar. Die General-Versammlung findet jährlich im Monat April statt. —

Das hier erwähnte Statut erhielt die Bestätigung von Seiten der Staats-Behörde unterm 11. Juni 1845. Eine Vergleichung dieses Statutes mit dem frühern wird keine so entschiedene Abweichung ergeben, daß daraus auf eine bedeutende Veränderung des Vereins zu schließen wäre. Interessant möchte es aber noch sein, die statistischen Verhältnisse zu vergleichen, wie sie bei der Verbindung der Kunst mit dem Gewerbe waren und wie sie nach der Trennung von dem Gewerbe sich gestalteten. Am Schlusse

des Jahres 1845 war die Zahl der Mitglieder 1342; hierzu kamen im Laufe des Jahres 1846 70, also 1412. Dagegen traten aus 126. Es blieben daher am Ende des Jahres 1846 1286 Mitglieder, und es fand also eine Verminderung von 56 Mitgliedern Statt. Indessen war dieses Ergebniß schon deshalb nicht auffällig, da dasselbe sich nach den gewonnenen Erfahrungen stets in den Jahren herausgestellt hat, in denen eine Ausstellung nicht stattfindet. Jedoch im Jahre 1847 vermehrte sich die Zahl der Mitglieder beträchtlich, denn während 224 hinzutraten, gingen 55 ab, so daß also eine Vermehrung von 169 erfolgte und die Zahl der Mitglieder am Ende des Jahres 1847 auf 1455 abschloß und 113 mehr betrug als vor der Trennung des Gewerbe-Vereins.

Das Stadt-Museum, das, wie gezeigt worden, dem Kunst-Verein seine Begründung zu verdanken hat, erfreute sich im Jahre 1847 schon einer beachtenswerthen Bilder-Gallerie. Außer den von dem Könige Friedrich Wilhelm III. schon in den ersten Jahren des Vereins dem Stadt-Museum anvertrauten 63 Gemälden aus der alt-italienischen Schule und den 47 Bildern, welche, meistens der niederländischen Schule angehörend, aus der Gallerie des früheren Stadt-Präsidenten v. Hippel laut testamentarischer Bestimmung überwiesen waren, hatte der Verein 60 Bilder von neueren Künstlern erworben, welche den Werth von 21,000 Thlr. hatten. Das Stadt-Museum zählte daher im Jahre 1847 in seiner Sammlung schon 170 Gemälde. Im Jahre 1857 fand eine Kunst-Ausstellung, und zwar die 16te, im Moskowitersaale statt. Sie war die umfangreichste von allen — denn sie wies über 400 Nummern nach — und dauerte vom 8. Februar bis incl. 15. März. Der zahlreiche Besuch derselben läßt sich schon aus den Erträgen der Eintritts-Gelder ermessen.

Es gingen nämlich ein:

a)	für 3191 Partout-Billets à 15 Sgr. und 20 Sgr.	1649 Thlr.	15 Sgr.
b)	für 8777 Eintrittskarten à 5 Sgr. .	1462 „	15 „
	Summa	3112 Thlr.	— Sgr.

Die Zahl der Vereins-Mitglieder belief sich am Schlusse der Ausstellung auf 1545. — Angeschafft wurden von dem Vereine

2 Gemälde, das eine von Rosenfelder für 3000 Thlr., das andere von Leu für 800 Thlr. Beide wurden dem städtischen Museum überwiesen. Zur Ausloosung unter die Mitglieder des Vereins erwarb man Kunst-Gegenstände zum Werthe von 2186 Thlr. 10 Sgr. Privatpersonen kauften bei Gelegenheit der Ausstellung verschiedene Werke für den Preis von 3634 Thlr. 10 Sgr.

Das Stadt-Museum enthält nach dem neuesten Verzeichnisse 250 Nummern. Es ist gegen Feuersgefahr mit 28,500 Thlr. versichert.

12. Der Hilfs-Verein für städtische Armenpflege.

Graf Luckner, der jüngere Sohn aus einem im Königreich Hannover begüterten Hause, kam gegen das Jahr 1830 nach der Provinz Preußen, um sich daselbst als Gutsbesitzer nieder zu lassen. Er erkaufte das 3 Meilen von Königsberg belegene Rittergut Gr. Lauth und nahm daselbst, nachdem er sich vermählt, seinen Wohnsitz. Nach nicht langer Zeit gelangte er durch den Tod des älteren Bruders zu dem Besitze der Hannöverschen Güter, ging aber dahin nicht zurück, sondern blieb in Preußen und verlegte seinen Wohnsitz nach Königsberg. Auf seinen Wunsch wählte die Stadtverordneten-Versammlung ihn im Jahre 1833 zum unbesoldeten Stadtrathe, und er unterzog sich den ihn übertragenen Arbeiten mit großem, bisweilen zu großem Eifer. Aber diese magistratualischen Geschäfte genügten seinem Thätigkeitstriebe nicht, er suchte für sich noch andere Kreise. Insbesondere hatte das Armenwesen seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und er suchte nicht allein hier helfend und ergänzend einzuwirken, sondern auch der gänzlichen Verarmung und Versunkenheit entgegen zu arbeiten. Diese und ähnliche Ansichten vermochten ihn zur Ausführung eines Planes, den er zunächst privatim und auf eigene Kosten in Ausführung brachte.

Von der thatsächlichen Erfahrung ausgehend, daß die Armen für ihre Schlafstelle monatlich 10 bis 20 Sgr. und somit einen großen Theil ihres Armengeldes oder ihres Verdienstes allein für ihr Obdach hingeben müssen, glaubte er zuerst für eine billigere

Unterkunft sorgen zu müssen. Er miethete daher das in der Sackheimer rechten Straße Nro. 39. belegene Grundstück, bestehend aus 24 Stuben, und bestimmte es zur Aufnahme von mittellosen Personen. Er bat die Stadtverordneten-Versammlung, die Garantie der verabredeten Miethe von 240 Thlr. zu übernehmen und erhielt am 23. Juni 1833 einen willfahrenden Bescheid. Es wurde die Bedingung beigefügt, daß in der Herberge 20 Familien und 20 ledige Personen eine Aufnahme finden müßten. In kurzer Zeit waren in der Herberge, wenn auch nur zeitweise, etwa 100 Personen aufgenommen, und vornehmlich solche, welche ihr Armengeld für ihre Schlafstelle hatten hingeben müssen uud wegen ihres Unterhaltes nur auf's Betteln gewiesen waren. Man konnte in der Stadt die wohlthuende Bemerkung machen, daß man von Bettelnden nicht mehr so sehr behelligt werde. Die Erfahrung bewog den Gründer der Anstalt, an eine Erweiterung derselben zu denken. Außerdem entschloß er sich aber auch, die aus dem Gefängniß entlassenen Sträflinge in seine Herberge aufzunehmen, um ihnen in der ersten Zeit Obdach und Unterhalt zu gewähren. Grundsätzlich wurde der Unterhalt auf die ersten acht Tage, das Obdach auf vierzehn Tage beschränkt. Endlich wandte Graf Luckner sein Augenmerk auch auf die hilflosen Knaben, die Armengeld von der Kommune erhielten und wegen des Mangels an Aufsicht der Verwahrlosung entgegen reiften. Der Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder umfaßte die ganze Provinz und konnte bei seinen nicht ausreichenden Mitteln nicht immer aushelfen, abgesehn schon davon, daß er nur mit denjenigen Kindern zu thun hatte, welche der Verwahrlosung bereits verfallen waren. Graf Luckner beschränkte sich auf die Stadt Königsberg und versammelte in seiner Herberge 30 Knaben, welche unter der Aufsicht eines Hausmeisters unterrichtet und nach ihrer Einsegnung bei Handwerkern als Lehrlinge sollten untergebracht werden.

Die so eingerichtete Anstalt stellte der Graf im November 1833 der Stadtverordneten-Versammlung zur Prüfung durch eine Kommission; gleichzeitig bat er um weitere Unterstützung. Der Befund war dem Unternehmen günstig, und die Stadtverordneten-Versammlung bewilligte ein für alle Mal 200 Thlr. zur Einrichtung, und dann gab er für die nächsten Jahre jährlich

1) Miethe für das Armenhaus	. . . .	240	Thlr.
2) zur kleinen Unterstützung	. . . .	48	„
3) Unterhalt für 30 Kinder à $1\frac{1}{2}$ Thlr. monatlich		540	„
4) Bekleidung für 30 Kinder à $4\frac{1}{2}$ Thlr.	. . .	135	„
5) zu kleinen Ausgaben bei der Erziehungs-Anstalt		60	„
	Summa	1023	Thlr.
Hierzu noch 12 Achtel Holz à 12 Thlr	. . . .	144	„
so daß das Institut Seitens der Stadt einen jährlichen Beitrag von	. . . .	1167	Thlr.

bezog.

Nachdem die Angelegenheit soweit geführt worden, hielt es der Graf Luckner für angemessen, mehrere Personen dafür zu interessiren und so nicht allein die Erhaltung zu sichern, sondern auch die Ausdehnung zu ermöglichen. Er forderte daher zur Bildung eines Vereines auf, welcher den Namen eines städtischen Hilfsvereins für Armenpflege führen sollte. Die Aufforderung hatte einen sehr günstigen Erfolg, und es wurden von 767 hiesigen Einwohnern 2049 Thlr. an jährlichen Beiträgen gezeichnet. In einer General-Versammlung, welche der Graf mit einer längern Rede eröffnete und darin nicht nur das Armenwesen überhaupt, sondern auch das von Königsberg ins Besondere behandelte, wurden die vorgelegten Statuten des Vereins angenommen und derselbe für constituirt erklärt. Diese Statuten, welche noch die höhere Bestätigung erhalten sollten, sind vom 14. April 1834 datirt und sprechen sich über den Zweck in folgenden Worten aus:

§. 1.

Der Hilfsverein für die städtische Armenpflege hat im Allgemeinen den Zweck: die hiesige Behörde bei der städtischen Armenpflege durch solche Anstalten und Einrichtungen zu unterstützen, für welche entweder der öffentliche Armenfonds nicht hinlängliche Geldmittel darbietet, oder deren Hinstellung und Fortführung ihrer Natur nach zweckmäßiger von dem Gemeinsinn und dem Eifer der für solche Anstalten sich besonders interessirenden Privat-Personen erwartet werden kann.

§. 2.

Der nächste Zweck des Vereins bleibt vorläufig die Abschaffung der Bettelei, und übernimmt derselbe zu diesem Behufe im Ein-

Digitized by Google

verständnisse mit dem Stadtrathe Luckner, die von Letzterem in gleicher Absicht bereits gegründete Armenanstalt, in der Voraussetzung, daß ihm von der hiesigen verehrlichen Stadtverordneten-Versammlung der bewilligte Zuschuß gegen gleichmäßige Erfüllung der dafür übernommenen Verpflichtungen auch ferner belassen wird.

§. 3.

Die Armenanstalt des Vereins ist bestimmt:

a) der Kommune angehörige Kinder, welche durch fortgesetztes Ansprechen das Publikum belästigen oder wohl gar die öffentliche Sicherheit gefährden, weshalb ihre Unterbringung bei Privat-Personen bedenklich erscheint, zur Verpflegung und Erziehung aufzunehmen;

b) obdachlosen Bettlern und aus den Zwangs-Anstalten kommenden hier heimathlichen Verbrechern ein einstweiliges Unterkommen zu gewähren, um ihnen dadurch Zeit und Gelegenheit zu geben, sich selbst anderweit einen angemessenen Erwerb zu beschaffen;

c) solche vorgebliche Arme der Stadt unter Obdach und Aufsicht zu nehmen, welche ganz oder doch theilweise arbeitsfähig ihren Erwerb und resp. den aus dem städtischen Armenfonds bewilligten Zuschuß schlecht anwenden und deshalb an die Kommune unbegründete Ansprüche auf weitere mittelbare oder unmittelbare Unterstützung machen;

d) endlich auch ortsangehörige, arbeitslose Personen, welche in der städtischen Beschäftigungs-Anstalt eine ihren Kräften und Fähigkeiten angemessene Beschäftigung nicht finden können, so weit es möglich, Gelegenheit zum Erwerbe und Fortkommen zu verschaffen.

Im §. 4. wird noch die Einrichtung einer Klein-Kinder-Schule in Aussicht gestellt, sie ist aber nie zu Stande gekommen. — An der Spitze des Vereins befindet sich ein Vorsteheramt, welches aus 10 von Vereinsmitgliedern erwählten Personen, aus einem Abgeordneten des Magistrats, einem des Polizei-Präsidiums und drei der Stadtverordneten-Versammlung besteht. — Mitglied des Vereins endlich wird Jeder, der sich zu einem jährlichen Beitrage von mindestens 1 Thlr. anheischig macht. Die darunter Zahlenden sowie die, welche einmalige Gaben als Geschenke geben, werden in die Liste der Wohlthäter eingetragen.

Die vorerwähnte General-Versammlung wählte die 10 Mitglieder des Vorstandes und bestimmte den Stadtrath Grafen Luckner zum Ober-Vorsteher. Das Ehrenamt eines Protektors nahm der kommandirende General von Natzmer an.

Die zur Abhilfe der Noth eingerichtete Anstalt war gar bald so sehr in Anspruch genommen, daß das gemiethete Grundstück Sackheim Nro. 39. nicht ausreichte, und es wurde daher das in der Königsstraße Nro. 88. belegene für die Summe von 4333 Thlr. 10 Sgr. erworben. Auf das Kaufgeld zahlte man nur 1333 Thlr. 10 Sgr., die übrigen 3000 Thlr. blieben eingetragen für die Regierungsrath Schreibersche Stiftung, welche nach der Anordnung ihres Stifters ein Kapital von gleichem Betrage zur Errichtung einer Armen-Herberge verwenden sollte. Dieses war bisher nicht geschehen, und die Kuratoren schlossen sich daher dem neuen Institute der Anstalt dergestalt an, daß sie die zum gedachten Zwecke ausgesetzten 3000 Thlr. auf das Grundstück hypothekarisch und zinsenfrei, jedoch auf nur so lange, als mit demselben eine Armen-Herberge verbunden blieb, hergaben. Außerdem überließ Herr Geheimer Kommerzienrath Tamnau ein ihm zustehendes Kapital von 333 Thlr. 10 Sgr. zu gleichem Zwecke. Das erworbene Grundstück empfahl sich nicht allein durch seine Größe sondern auch durch ein Nebengebäude von 16 Stuben, welches gut zur Armen-Herberge zu verwenden war, und durch Hof und Garten.

Die Sorge für die Beschäftigung der in die Armen-Herberge Aufgenommenen war keine unbedeutende. Diese Individuen, so verschieden an Geschlecht, Alter, Geschicklichkeit und Arbeitsfähigkeit konnten nicht leicht zusammen und mit derselben Arbeit beschäftigt werden. Es wurden daher die mannichfachsten Versuche mit geringerm oder größerm Erfolge gemacht. Zuletzt kam Graf Luckner auf den Gedanken, die Armen zum Zusammenbringen und Zerschlagen von Steinen zu Chausseezwecken zu verwenden. Er nahm daher eine der Stadt zugehörige, vor dem Friedländer Thore belegene Palve, die reichlich mit Steinen versehen war, für 45 Thlr. in Pacht und ließ die Armen, die keine andere Beschäftigung hatten, hier unter Aufsicht nach Steinen graben und dieselben zerklopfen. Weil damals in der Nähe verschiedene Chausseen gebaut wurden, fanden die zerschlagenen Steine auch ihren Absatz, und

die Vereinskasse machte dabei kein schlechtes Geschäft. Die Palve aber ward in ein brauchbares Land umgewandelt und später zu Kartoffelacker benutzt. — Die Kinder, welche in die Armen-Herberge geliefert wurden, erhielten von besonderen Lehrern Unterricht in den nothwendigen Kenntnissen und außerdem Beschäftigungen in mancherlei Arbeiten, z. B. in der Anfertigung von Wollkratzen.

In der geschilderten Einrichtung wurde das Institut fortgeführt, auch als der Graf Luckner Königsberg verließ und somit aus dem Vorstande trat. Die Bewilligungen von Seiten der Stadt blieben bis auf den heutigen Tag dieselben, doch nahmen die Beiträge der Mitglieder sehr ab; schon im Jahre 1842 betrugen sie nur 1144 Thlr. 27 Sgr., im folgenden Jahre 1099 Thlr. 12 Sgr. und im Jahr 1857 erreichten sie gar nur die Summe von 483 Thlr. 12 Sgr. — Die Pflege und Erziehung von Knaben, welche des Bettelns überführt worden sind, bleibt noch immer die Aufgabe des Vereins. Während früher neben den Knaben auch Mädchen aufgenommen wurden, hat man sich jetzt lediglich auf Knaben beschränkt und das einzige Mädchen, das aus dem frühern Bestande noch übrig geblieben, für Rechnung des Vereins bei einem Landschullehrer zur Erziehung untergebracht. Die Knaben, welche bis zur Zahl von 42 vermehrt worden waren, sind bis auf die Normalzahl von 30 zurückgeführt. Sie werden durch einen besondern Lehrer unterrichtet und außer der Schulzeit mit allerlei technischen Arbeiten beschäftigt. Sie verfertigen Strohmatten, Kränze, Decken von Tuch-Abgängen u. s. w. mit einer anerkennenswerthen Geschicklichkeit. Nach erfolgter Einsegnung giebt man sie zu einem Handwerker in die Lehre, oder sorgt für ihre Unterkunft mit Berücksichtigung ihrer Neigungen.

Die Armen-Herberge wird in den dazu bestimmten Lokalitäten fortgeführt und steht unter der Controlle des Polizei-Präsidiums.

13. Der Verein für Pferderennen in Preußen.

Hatten die englischen Pferderennen die Aufmerksamkeit des Continents schon früher auf sich gezogen, so geschah dieses noch in einem viel höhern Maaße, als die beiden Pariser Friedensschlüsse von 1814 und 1815 den lange unterbrochenen Verkehr mit England wieder frei gaben. Der Continent wurde mit englischen

Erzeugnissen jeder Art überschwemmt, und ihnen folgten die Engländer selbst in Schaaren. Nach ihrer Gewohnheit, ihre Gebräuche und Vergnügungen im Auslande zu bewahren, konnten sie auch der Pferderennen nicht völlig entbehren und veranstalteten dieselben daher, wo es nur irgend anging. So hatten denn auch die Bewohner von Königsberg in den zwanziger Jahren Gelegenheit, auf dem Exerzierplatze ein von Engländern unternommenes Rennen zu schauen. Dergleichen Veranstaltungen standen aber vereinzelt da und hatten keine Nachfolge, doch blieben sie auch nicht ohne Eindruck und Einfluß. Wichtiger war ein anderer Umstand. Der große Ruhm, welchen die englische Viehzucht sich erworben, bewog die preußischen Landwirthe, nicht allein mit dem dort eingeschlagenen Verfahren sich bekannt zu machen, sondern auch Exemplare von den verschiedenen nutzbaren Thieren von England kommen zu lassen, um durch Kreuzung und Zucht die inländische Race zu veredeln. Daß Bestrebungen dieser Art sich auch auf Pferde ausdehnten, wird man bei den Bewohnern einer Provinz, die von der Natur schon für Pferdezucht begünstigt ist und sich eines anerkannt guten Pferde-Schlages erfreut, wohlbegreiflich finden. Hier mußte denn die Einführung der Pferderennen ein willkommenes, ja nöthiges Mittel zur Verbesserung erscheinen. Inzwischen hatten sich in anderen Provinzen des preußischen Staates Verbindungen für Pferderennen gebildet und nicht allein Beifall gefunden sondern auch die Billigung und anerkennende Beihilfe der Staats-Regierung erhalten. Als daher im Jahre 1834 17 Männer aus verschiedenen Theilen der Provinz, die Herren Ammon, Bachmann, Major v. Below, Landstallmeister v. Burgsdorff, Graf zu Dohna-Wundlacken, v. Farenheid-Angerapp, Major Gegorowius, Graf Lehndorff-Steinort, v. Sanden-Toussainen, v. Saucken-Tarputschen, Graf Schlieben-Sanditten, v. Schön-Kleinhoff-Tapiau, v. Simpson-Georgenburg, Regierungs-Chef-Präsident Thoma, Oberst v. Tietzen, Kaufmann Toussaint in Königsberg, Rittmeister v. Zierhen, die öffentliche Aufforderung erließen, einen Verein für Pferderennen und Thierschau zu gründen, fand dieser Aufruf genügenden Anklang. Schon im nächsten Jahre, 1835, konnte auf dem großen Exerzierplatze bei Königsberg Pferderennen und Thierschau stattfinden. Nicht allein die Mitglieder des Vereins

Digitized by Google

betheiligten sich dabei, sondern auch das Volk nahm daran den größten Antheil. Die für Zuschauer errichteten Tribünen waren gefüllt. und unterm freien Himmel fanden sich starke Massen ein, bei denen die vielen rasch aufgerichteten Restaurationen ihre Rechnung fanden. Die damaligen Pferderennen konnten geradezu als Volksfeste angesehen werden.

Die im Jahre 1836 entworfenen Statuten des Vereins erhielten unterm 5. November 1838 die Bestätigung der Staatsbehörde. Ueberhaupt war das ganze Unternehmen von der Regierung begünstigt. Sie bewilligte Beihilfe und setzte Preise aus. Sowohl der König wie die Königl. Prinzen betheiligten sich durch Zeichnung von Aktien, und der Prinz Albrecht von Preußen nahm das angetragene Protektorat des Vereins nicht nur an sondern stiftete auch einen besondern Preis.

Pferderennen und Thierschau fanden alljährlich im Monate Juli auf dem früher genannten Platze bei Königsberg statt, und die Theilnahme hielt sich lange rege. Aber die Liebe zu Veränderungen und zum Neuen machte sich endlich auch hier geltend. Es stellte sich allmählich heraus, daß die Pferderennen bei der Mehrzahl der Vereins-Mitglieder doch die Hauptsache seien und die Thierschau mehr nur einen Nebenzweck ausmache. Sie fiel daher auch immer dürftiger aus. Außerdem aber hatten sich die angenommenen Statuten auch nicht ausreichend erwiesen, und seit 1836 schon beschloß jede General-Versammlung Abänderungen. So geschah es denn, daß schon im Jahre 1844 die Entwerfung neuer Statuten beschlossen wurde, und dies war um so nöthiger, als ein früherer Beschluß den gänzlichen Wegfall der Thierschau angeordnet hatte. Weil man aber erfuhr, daß es im Werke sei, allgemeine Bestimmungen wegen der Pferderennen im preußischen Staate zu erlassen, schob man die Redaction des neuen Statuts bis zum Erlasse jener Bestimmungen auf. Das ministerielle Reglement für die Rennbahnen im preußischen Staate erschien unterm 4. Juni 1846 und nachdem dasselbe von der General-Versammlung des Vereins angenommen war, wurden die Satzungen desselben im August 1847 anerkannt. Sie geben in ihrem ersten Abschnitte das vorerwähnte Reglement als integrirenden Theil und in dem zweiten die besonderen Bestimmungen des Statuts für

Pferderennen in Preußen und sind unterm 9. September 1847 vom Königl. Oberpräsidio bestätigt.

Der nunmehrige Zweck des Vereins wird §. 1. des Statuts in folgender Weise angegeben:

> Der Zweck des Vereins ist, Pferderennen, in soweit sie den Lokal-Verhältnissen der Provinz Preußen und der eigenthümlichen Tendenz der hier sehr ausgebreiteten Pferdezucht angemessen sind, zu veranstalten und durch dieselben die Vollblutzucht zu fördern. Mitglied des Vereins kann jeder Unbescholtene werden, welcher Interesse für die Zwecke desselben hat und eine Actie löset, deren Betrag mit 3 Thlr. jährlich praenumerando zu erlegen ist. Jeder Actien-Inhaber hat eine Stimme, welche sich nicht vergrößert, wenn er auch im Besitz von mehreren Actien ist.

Die Pferderennen fanden, auch bei den veränderten Statuten, alle Jahre statt, nur in sofern zeigte sich eine Abänderung, als der Schauplatz nicht immer der große Exerzierplatz bei Königsberg blieb, sondern die Rennbahn nach Maulen, einem 1½ Meilen von Königsberg entfernten Gute an der Straße nach Berlin, verlegt und hier auch eine Trainir-Anstalt eingerichtet wurde. Außerdem hielt man es angemessen, für den östlichen Theil der Provinz (Litbauen, das eigentliche Pferdeland) eine zweite Rennbahn und zwar bei Insterburg herzustellen. Seit dieser Zeit finden jährlich zwei Pferderennen statt, und zwar das erste zu Maulen im Monate Juli, das zweite bei Insterburg im Monate September. Außer den Beiträgen der Mitglieder bezieht der Verein noch verschiedene Subventionen vom Staate und zwar für die Rennbahn bei Königsberg 2400 Thlr., für die Rennbahn bei Insterburg 1200 Thlr. und für die Trainir-Anstalt zu Maulen 400 Thlr. jährlich.

Nach dem 21sten Jahresberichte des Vereins d. d. Königsberg den 7. April 1856 zählte derselbe am Schlusse des Jahres 1855 137 Mitglieder mit 168 Actien. Die Gesammt-Einnahme im gedachten Jahre betrug 6695 Thlr. 17 Sgr., die Ausgabe 6288 Thlr. 17 Sgr. 2 Pf., so daß ein Bestand von 406 Thlr. 29 Sgr. 10 Pf. verblieb.

(Fortsetzung folgt.)

K. H. Partisius.

Digitized by Google

Ein einiges Deutschland und Eines.

Der Gedanke an ein einiges Deutschland und Eines, der nach Beendung der Freiheitskriege in unserm Vaterlande erwachte, die ganze Nation ergriff und sich bis zum Jahre 1848 unglaublich steigerte, aber auch nach dem erfolglosen Versuche seiner Verwirklichung bis jetzt noch keinesweges geschwunden ist, sondern in seiner vorigen Lebendigkeit und Allgemeinheit unter uns fortlebt, bedarf doch, da jede Spannung der Gefahr der Abspannung und Erschlaffung unterworfen ist, wiederholter Auffrischung und wo möglich der Steigerung und Verallgemeinerung.

Was der Deutschen Einheit im Wege steht, ist bekanntlich die Zersplitterung Deutschlands in eine Reihe einzelner Staaten, die nach alter Gewohnheit, statt die allgemeinen Interessen aller an die Spitze zu stellen, nur ihre Sonderinteressen verfolgen, ja zum Theil nicht einmal ihre gegenseitige Feindschaft verhehlen.

Unter solchen Umständen ist kein Versuch die Deutschen einander zu nähern, wie gering er auch sein mag, geradezu verwerflich. Ein geringer Versuch ist aber allerdings der, für welchen wir die Aufmerksamkeit des Lesers einen Augenblick in Anspruch nehmen.

Die Erleichterung des Reisens in unsern Tagen, der Zollverein, der Besuch fremder Universitäten, die Versammlungen von Gelehrten einzelner Fächer, dies und anderes dient gewiß dazu den Deutschen mit dem Deutschen bekannter zu machen und sie, in welchen allen wir doch dieselben nationalen Grundzüge des Charakters und der Lebensweise antreffen, enger mit einander zu verbinden und mehr und mehr zu befreunden. Aus dieser Nationalähnlichkeit ist es auch zu erklären, daß jedes Deutsche Land zahlreiche Bewohner aus den übrigen zählt, was selbst in unserm entfernten Ostpreußen der Fall ist. Das Einigungsmittel nun, welches wir hier vorschlagen, besteht in einer Sammlung Deutscher Denkmäler in treuen lithographirten Umrissen. Bevor wir jedoch den Nutzen dieser Abbildungen darlegen, wird es rathsam sein ihren Inhalt und ihre Einrichtung zu besprechen. Den Inhalt nun bilden öffentliche Standbilder, Basreliefs und Gedenktafeln, ohne Medaillen auszuschließen,

wenn sie eine Lücke füllen oder sonst bedeutsam sind. Es müssen aber diese Monumente entweder von Fürsten oder Kommunen oder wenigstens von namhaften Societäten errichtet sein; die von Privatpersonen herrührenden bleiben in der Regel unbeachtet.

Was die Einrichtung anlangt, so wird für die gewöhnlichen Exemplare festes Schreibpapier in Großquart am zweckmäßigsten sein und Deutlichkeit mit Wohlfeilheit verbinden. Jedem Denkmale wird eine Beschreibung in gleichem Formate und zwar zu zwei Kolumnen beigefügt, wodurch mehr Raum gewonnen und zugleich Kosten erspart werden. Die Beschreibung hat es weniger mit der Kunst zu thun als mit der Erklärung des Dargestellten und der Darlegung der Verdienste der dargestellten Personen um Deutschland oder ihr besonderes Vaterland. Namentlich wird dabei auch jedes Verdienstes gedacht, das sich die Deutschen Länder eines um das andere erworben haben, wie z. B. Preußen 1686 Oestreich mit einem Corps von 8000 Mann gegen die Türken unterstützte und Friedrich II im Erbfolgekriege 1778 Baiern in Schutz nahm. Doch bleiben Feindseligkeiten Deutscher Staaten, so weit es die Umstände gestatten, unberührt und werden jedenfalls möglichst schonend behandelt.

Die Herstellung dieser Sammlung erfordert zwei verschiedene Persönlichkeiten, einen geschickten Zeichner und einen Historiker: jener sorgt für richtige und vollständige Lithographien der Monumente, dieser für ihre Sammlung und den Text.

Da die Gebildeten unter uns eines solchen Hilfsmittels weniger bedürfen, als der Mittelstand und die untern Volksschichten, so ist die bezweckte Sammlung vorzugsweise den beiden letzteren bestimmt und fordert mithin die größte Wohlfeilheit, die nur zu erreichen ist, wenn man der in Werken der Art herrschenden Eleganz entsagt und sich auf Richtigkeit und Deutlichkeit beschränkt. Bei geringem Preise kann unter Zutritt der Kommunen jede städtische Schule und manche Dorfschule mit einem Exemplare bedacht werden.

Die Wirkung dieses Hilfsmittels ist natürlich viel größer als die der bloßen Erzählung oder gar des Lesens. Was mit zwei oder mehreren Sinnen zugleich wahrgenommen wird, macht immer einen stärkeren Eindruck. Bei der Betrachtung einer auf Leinwand gemalten Mordgeschichte, die der Besitzer zugleich absingt, behält

Digitized by Google

das Volk dieselbe ohne Anstrengung, weil es zugleich sieht und hört. Man kann sich daher wundern, daß diese Art von Unterhaltung noch nicht veredelt und verallgemeinert ist. Das Theater ist den ärmern Leuten ein zu theures Vergnügen, dieses Surrogat der Schaubühne hat es fast umsonst. Wer kann also noch zweifeln, daß die erläuterten Denkmäler Friedrichs II von Preußen, Karl Augusts von Weimar, Blüchers, Göthes, Schillers und anderer bedeutenden Männer theils Eindruck machen, theils frühere Eindrücke auffrischen werden? Nach dem gemeinsamen Nutzen kann nichts die Menschen so einigen als der Enthusiasmus für das Große, Gute und Schöne. Wurde doch der große Friedrich von seinen Feinden nicht nur bewundert, sondern auch verehrt, ja geliebt. Das Geheimniß liegt darin, daß keine Begebenheit, kein Ereigniß, kein noch so großes Besitzthum, kurz nichts den Menschen so unwiderstehlich anzieht als der Mensch den Menschen. Und das ist es denn auch, was uns die Hoffnung gewährt, der hier dargelegte Plan werde nicht ohne weiters bei Seite gelegt werden. Uebrigens sieht man ohne unser Zuthun, daß eine Sammlung patriotisch erläuterter Denkmäler unseres gemeinsamen Deutschen Vaterlandes auch an und für sich ihren Werth habe, da sie eine anschauliche monumentale Geschichte und Geographie unseres Deutschen Vaterlands enthält.

Noch fragt sich, wie man bei der Veranstaltung einer solchen Sammlung zu Werke gehn solle: ob es rathsam sei, daß jeder Deutsche Staat die Sache für sich aufnehme, oder daß einige Zeichner ganz Deutschland durchreisen und die einschlagenden Denkmäler kopiren, falls nicht schon genügende Kopien vorhanden sind. Wir unserseits würden letzteres vorziehn, weil so nur ein einziger Plan befolgt und die Uebereinstimmung in der Manier und im Format unschwer erreicht würde.

Da übrigens dieser Aufsatz ein erster Wurf und Entwurf ist, so mögen Sachkundige bessern und ergänzen, dem Unterzeichneten kann das nicht anders als erwünscht sein.

Königsberg, 12. Januar 1858.

Gotthold.

Käfer-Brief.

Herr Redacteur! Wenn ich auch kein Mandat von meinen Genossen erhalten habe, so glaube ich doch im Namen meiner ganzen Sippschaft, der Käfer, auftreten zu müssen, um mit Ihnen ein Wort des Verständnisses zu sprechen. Als ich nehmlich gestern in dem Bücherschranke des Pastors, mit dem ich in einem Hause wohne, herumwanderte — es war Nachts, aber der Mond schien helle — da bemerkte ich auch mehrere Hefte der Neuen Preußischen Provinzialblätter, die ich noch nicht kannte. In früherer Zeit hatte ich öfters in diesem Werke studirt, theils um überhaupt die culturhistorische Entwicklung der Mannthiere — so nenne ich Ihr Sippschaft, Herr Redacteur! — zu verfolgen, insbesondere aber um zu sehen, mit welchem Interesse sie uns Käfer betrachten. Namentlich machte es mir Vergnügen zu sehen, wie sie sich bemühen, die Verwandschaft unsrer Geschlechter und Familien herauszugrübeln, wobei sie denn freilich oft arge Verstöße gegen die wahre Genealogie machen. Selbst die Besten treffen die Wahrheit nie, das Aeußerste, was sie erreichen, ist dies, daß sie hart an ihr vorbeigehen. Immerhin ist mir ihre Theilnahme interessant. Daß sie es nicht weiter gebracht haben, mag wohl in der beschränkten Organisation der Mannthiere liegen, die gleichwohl wenigstens so weit befähigt sind, die hohe Bedeutung der Käfer dunkel zu ahnen. Ja, was wäre aus der Cultur der Mannthiere geworden, wäre sie nicht durch uns angeregt worden! Der heilige Pillenkäfer war es, der in alter Zeit die Geschichte und die Gesellschaftsverhältnisse der Käfer auf eigens dazu gearbeiteten Steinsäulen eingrub, und diese Schriftzüge wurden von den alten ägyptischen Priestern studirt und wieder studirt, bis sie wenigstens einige Züge unseres Staatenwesens erkannten, die sie denn, so gut es ging, auf das Volk der Aegypter übertrugen. Nach dem Tode des heiligen Pillenkäfers wurde er einbalsamirt und in einer schon zu Zeiten seines Lebens erbauten Pyramide feierlich bestattet, die alsbald auch die Reste des Königs Cheops aufnahm. Eine gleiche Auszeichnung erhielten mehrere Nachkommen jenes alten Hierographen. Später verlor sich die Kunde von ihm und von der Bedeutung seines Werkes. Man stellte die Hypothese auf, daß

jene Hieroglyphen von Mannthieren eingemeißelt seien, aber man verzweifelte daran, sie zu entziffern. Endlich ging man in der Verblendung so weit, sich einzubilden, daß man sie lesen könne wie den Cornelius Nepos. Aber glauben Sie dem Lepsius nicht! Es wird einmal eine Zeit kommen, in der auch den Mannthieren der wahre Ursprung der Hieroglyphen und Pyramiden wieder klar werden wird. Gehen wir indeß zu den Griechen, durch welche die ägyptische Cultur auf europäischen Boden verpflanzt wurde. Als unter ihnen ein mächtiger Held auftrat, der den calydonischen Eber, den nemäischen Löwen und andere Unthiere bezwang, selbst den Stall des Augias — jedoch nach unsern historischen Documenten mit Hülfe von Pillenkäfern — in einem Tage reinigte, da beschlossen seine Mitbürger, ihn besonders auszuzeichnen. Als illegitim erzeugt, war er bisher namenlos durch die Welt geirrt. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, gaben die Griechen ihm den Namen des bedeutendsten unsrer Heroen. Man nannte ihn fortan Hercules. Dies Zeichen der einstigen Achtung vor den Käfern wurde später zwar nicht vergessen, aber doch die Thatsache vollständig verkehrt dargestellt. Ich könnte Ihnen noch viele Beispiele anführen, die auf einen alten Käfer-Cultus hinweisen, würde aber wahrscheinlich wenig Glauben bei Ihnen finden, da Ihre Geschichtsbücher Nichts davon wissen. Zum Glücke brauchen wir die Mannthiere nicht, wir können auch ohne sie und ihre Anerkennug bestehen. Seit uralten Zeiten leben wir in einem unabhängigen, wohlgeordneten Staate. Was die Mannthiere allmählig erst zu begreifen anfangen, daß die Theilung der Arbeit zum vernünftigen, anständigen Leben nothwendig sei, darüber sind wir von Haus aus einig gewesen. Für Kleidung, Wohnung und Geräthschaften sorgen bei uns Gerber, Schuster, Walker, Zimmerleute, Schmiede und andre Handwerker; die hohen Herren haben ihre Läufer und Jäger und Spielmänner; in unsern Kriegen brauchen wir Trompetenkäfer und Bombardiere. Auch fehlt uns ein geistlicher Beistand nicht, wir haben ächte und unächte Cardinäle und als Obergott verehren wir den auf Reben lebenden Bacchus. Wenn uns das letzte Stündlein geschlagen, so bestattet uns der Todtengräber, der, seinem Lebensberufe treu, zum Schluß sich selbst begräbt. Aber wir theilen nicht nur die Arbeit; auch der Charakter ist bei uns getheilt. So haben wir z. B. eine Familie Trotzköpfe, die überall

sich als Trotzköpfe bewähren. Sollte man sie auch langsam zu Tode martern, sie rühren sich nicht, indem ihr Ideal der passive Widerstand ist. Unter den vielen Familien, die sich vom Raube nähren, giebt es einige, die nur Larven, andre die nur Puppen, wieder andre die nur vollendete Insecten rauben. Die Glieder einer unserer angesehensten Familien huldigen dem Diebstahl, den sie selbst unter den ungünstigsten Umständen so geschickt ausführen, daß der feinste Londner Taschendieb bei ihnen in die Lehre gehen könnte. Doch ich will nicht mehr ausplaudern, will nicht der ruhigen Entwickelung der Mannthiere vorgreifen, die langsamen Schrittes uns folgen.

Sie sehen, Herr Redacteur! ich habe Theilnahme für das Gedeihen der Mannthiere. Ja, diese allein war es, die mich gestern in den Schrank meines Pastors führte, nachdem ich wegen der Cholera-Epidemie längere Zeit auswärts beschäftigt gewesen. Ich war neugierig zu erfahren, was die Mannthiere in der Zwischenzeit getrieben, welche Entdeckungen gemacht zu haben sie sich eingebildet, namentlich was sie über uns Käfer gedacht. Im ersten Hefte nun fand ich ein Wort an die Leser und somit auch an mich selbst. Sie sagen darin, daß es die Aufgabe des Blattes sei, zu zeigen, was die Provinz war, was sie ist, was sie sein könnte durch die völlige Ausbeutung der ihr zu Gebote stehenden Kräfte. Sie haben dabei, so dachte ich, theils auf das Studium des alten Kugelan hinweisen, theils an das Wort des ebenso verdienstvollen Herrn v. Siebold erinnern wollen, der während seines Aufenthalts in Preußen eifrig den Käfern sich zuwandte und später, von Erlangen aus, die Naturforscher der Provinz mahnte, die Schätze, die in unsern nordischen Wäldern verborgen seien, auszubeuten, bevor die grausame Art der rationellen Landwirthe sie vernichtet habe. Voller Erwartung las ich das ganze Heft durch — aber ich fand auch nicht ein einziges Wort von uns Käfern. Und doch bot sich manche Gelegenheit dazu dar. So z. B. hätte ein sachkundiger Kritiker bei Beurtheilung der Arbeit „Aus dem Weichseldelta“ tadelnd hervorheben müssen, daß der Verfasser Nichts berichtet über Melolontha fullo, den Walker, der, obwohl sonst ein Strandbewohner, eine eigenthümliche Vorliebe gerade für das Weichselthal hat, da er selbst bis Thorn hinaufsteigt. Das zweite Heft beginnt mit den Vereinen in Königs-

berg. Ich erwartete an die Spitze gestellt zu sehen den am 1. October 1844 gegründeten Verein für die Fauna der Provinz Preußen, fand aber statt dessen den Verein für die junge (?) Kaufmannschaft. Ich sah darauf in die Liste aller zu besprechenden Vereine und vermißte gerade denjenigen, dessen Leistungen wenigstens von den Mannthieren noch nach Jahrhunderten werden anerkannt werden, den Fauna-Verein. Auch ist in der Mittheilung über den Weinbau Thorns, so lesenswerth sie sonst ist, mit keiner Sylbe des Umstandes Erwähnung gethan, daß seit dem Untergange der dortigen Weincultur auch der Bacchus auf bedenkliche Weise selten geworden sei, woraus wieder manche Erscheinungen auf dem Gebiete der Moral und Philosophie zu erklären sein dürften. Ebenso enthalten die folgenden Hefte eigentlich Nichts, was des Lesens werth ist. In dem Berichte über die vormannthierlichen Termiten des Bernsteinwaldes wird seltsamer Weise noch gezweifelt, ob sie zu den Hügel- oder Baumtermiten zu zählen seien. Man braucht ja nur auf die ihnen beiliegenden Symbole zu sehen! Mir ist wenigstens kein Fall vorgekommen, bei dem ich in Zweifel geblieben wäre. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich auch Interesse für Termiten habe, obwohl ich ursprünglich nur im Namen und als Vertreter der Käfer aufgetreten. Die Sache verhält sich also. In alter Zeit nannten die Mannthiere, ihrem noch ungetrübten Instincte folgend, alle kleineren Thiere Käfer oder Geziefer und diejenigen von ihnen, die ihnen lästig waren, Unkäfer oder Ungeziefer. Bei schärferer Beobachtung schien es ihnen nöthig, uns eigentliche Käfer von den übrigen auszusondern. Sie setzten uns fortan, wie es in der Ordnung ist, an die Spitze der ganzen Gruppe. Dies der Grund, daß ich mich Ihnen gegenüber als Repräsentant auch aller übrigen Insecten fühle, also als eine Person, die berechtigt ist, ihr Votum auch über die Neuen Preußischen Provinzialblätter abzugeben. Denn daß die Insectenwelt die Krone der Schöpfung bildet, werden Sie selber einräumen müssen. Sie zweifeln noch oder lächeln wohl gar? Nun denn, so gehen Sie auf die blumige Wiese und schauen die golden und purpurn glänzenden Käfer, die buntbeschuppten schillernden Schmetterlinge. Vergleichen Sie diesen Schmuck mit dem Pomp aller Könige des Morgenlandes — und Sie müssen zugeben, daß die Wage zu Gunsten der Insecten ausschlägt. Aber wir sind nicht

nur schöner, wir sind auch die kräftigeren. Ich brauche nur an Termiten, an Kornwürmer, an Nonnen, an Mosquitos zu erinnern und an die mit uns verschwägerten Bohrwürmer. Vor Allem sind wir die verständigeren. Vergleichen Sie z. B. Ihre Werkzeuge mit den unsrigen, die Bohrer und Sägen und Zangen, die Sie in Ihren besten Werkstätten finden, mit den viel mannigfaltigeren, erfolgreicheren, sinnigeren, die wir brauchen. Sehen Sie einmal, aber recht genau, die Kiefer, die Klauen und die Spinnwarzen einer einfachen Winkelspinne, den Legestachel einer Blattwespe, die verborgene Feder eines Springkäfers, das Pumpenwerk einer Stechmücke, die Doppelsäge einer Biene! Sie werden stutzig? Vielleicht, daß sie darauf stolz sind, daß die Mannthiere die Buchdruckerkunst erfunden. Gehen Sie in den Wald und reißen von einer alten Tanne ein Stück Borke ab. Da finden Sie den wahren Typographus, der vernünftiger Weise auf seinem Felde der Theilung der Arbeit abhold ist, da hier Alles aus einem Guß sein muß. Sie finden in ihm den Setzer, den Drucker und den Schriftsteller in einer Person. Wären Sie befähigt zu lesen, was er gedruckt hat, Sie würden in streng logischer korrekter Form die Culturgeschichte des Schriftstellers selbst finden, von der jede Zeile lesenswerther ist als Alles, was Ihre Bibliotheken aufbewahren. Von einem solchen nun hat einst Faust seine Kunst gelernt, wie der erste Papiermacher die seinige einer Wespe abgelauscht hat. Und die Dampfkraft? Auch die ist bekanntlich von einem meiner Genossen entlehnt. Aber wie überall so ist das Mannthier auch hier auf halbem Wege stehen geblieben, da es noch immer Steinkohlen zur Fütterung der Maschine braucht, die unser kleiner Dämpfer nicht nöthig hat.

Wie ich aus Ihrem Aufsatze „Ueber den Wehlauer Vertrag“ ersehe, beschäftigen Sie sich mit der geschichtlichen Entwickelung der Mannthiere. Doch muß ich aus Ihren Quellen, dem schweinsledernen Pufendorf et Consorten schließen, daß Sie die Sache vom unrechten Ende anfangen. Wenn ich Ihnen rathen darf, stellen Sie die dickleibigen Bände wieder an Ort und Stelle und überlassen es uns und unsern Kindern, den Bücherwürmern, sie zu verdauen. Nehmen Sie Stab, Spatel, Lupe und Fläschchen mit und wandern in den nächsten Wald. Auch zur Winterzeit wird er Ihnen reiches Material zum Studium geben. Durchsuchen Sie

Digitized by Google

namentlich alte Stubben und, wie Herr v. Siebold richtig bemerkt, die Moosdecke. Da finden Sie die wahren Quellen der wahren Geschichte. Aber Sie müssen sich nicht damit begnügen, meine Genossen in Reih und Glied zu stellen und einzuregistriren. Wenn Sie von einem derselben nichts weiter wissen als

Onthophagus Schreberi selten, im Mist,

so haben Sie noch spottwenig von ihm. Beobachten Sie ihn in den verschiedenen Situationen des Lebens, sehen Sie zu, wie er sich bei den Wechselfällen des Schicksals benimmt, namentlich wie er die seinen Plänen entgegenstehenden Hindernisse überwindet oder umgeht, bisweilen selbst so umformt, daß sie ihm förderlich werden, und suchen Sie dann, von richtiger Philosophie geleitet, aus allen concreten Fällen seinen wahren Character zu resultiren. Haben Sie sich allmählig in die Neuzeit eingelebt, dann erst sind Sie befähigt in den Sinn der Urgeschichte einzudringen. Sammeln Sie Bernsteinstücke mit Einschlüssen. Sondern Sie die Käfer, die Sie voranstellen müssen, von den Zweiflüglern, Netzflüglern und den andern und studiren dabei die verschiedenen Lager der alten Mumien aber auch alles Beiwerk, namentlich die Symbole und Todtenkronen. Denn schon in jener alten Zeit, in der es noch keine Mannthiere gab, verwirklichte man bei uns den Gedanken, die Todten einzubalsamiren und dadurch zugleich vor unsern Feinden, den Vögeln, sicher zu stellen. Welche Stoffe man zur Umhüllung der sterblichen Reste anwandte, will ich nicht verrathen. Soviel nur, es waren die köstlichsten Speccreien, welche man zu diesem Zwecke der damaligen Natur entnahm und nach einem Recepte, das einst ein weiser, in der Chemie bewanderter Käfer ersonnen, künstlich vermischte. Hatten meine Vorfahren des Stoffes mehr bereitet als sie brauchten, so klebten sie ihn meistens an die Rinde der Bäume oder verwahrten ihn zwischen Rinde und Holz, bisweilen, wenn sich die Jahresringen von einander gelöst hatten, zwischen denselben. Und so ist denn bei den Mannthieren die Meinung entstanden, daß der Bernstein, richtiger gesprochen Mumienbalsam, ursprünglich Harz gewesen. Gehörte der Verstorbene zu den Holzfressern, so legte man ihm als Symbol einige Stückchen seines Lieblingsholzes bei; hatte er sich von Blättern oder Knospen genährt, so wurden sie der Leiche beigefügt. Andere wieder erhielten Blüthen oder nur einzelne Staubfäden, Moosstückchen

und ähnliche Symbole. Dem Wasserkäfer legte man ein Fläschchen mit Wasser an die Seite. Als Todtenkronen nahm man allgemein die Sternhaare einer damaligen Eiche. Aus ihrer Zahl und Lage kann der Eingeweihte noch heute die Thaten und den Character des Verstorbenen ablesen. Nicht wenige meiner Vorfahren starben in Folge eines Zweikampfs oder eines räuberischen Ueberfalls, andere in offener Feldschlacht. Hiedurch wird es erklärlich, daß man Viele unter den Einbalsamirten ohne Fühler und Beine antrifft. Ja von Manchen konnte nur der Kopf oder ein Flügel bestattet werden. War ein vornehmer Herr gestorben, so wurde die ganze lebende Hausgenossenschaft mit einbalsamirt. Diese Winke mögen Ihnen genügen, um Sie vor den gangbaren Irrthümern zu bewahren. Im übrigen mögen Sie sich selber helfen. Haben Sie sich so in unserer Insektenwelt orientirt, dann mögen Sie, wenn Sie sonst dazu Lust verspüren, zu dem Studium der Mannthiere zurückkehren. Sie werden dann alles mit anderen Augen betrachten. In Ihnen wird dann erst der Gedanke klarer und klarer werden, daß es der Mannthiere Aufgabe sei, sich durch das Studium der Insekten, namentlich der Käfer, allmälig in den Stand eines vernünftigen Wesens, das heißt eines Käfers, hinaufzuarbeiten. Die in diesem Sinne redigirten Provinzialblätter würden anders aussehen als die heutigen. Hätte ich Zeit, so würde ich Sie noch auf manche Irrthümer aufmerksam machen, die mir beim Durchblättern jener Hefte aufgefallen, z.B. in den Mittheilungen über die biostatischen Verhältnisse unserer Provinz. Auch über die Weinrechnungen des Grafen Derby (wo der historische Beweis vermißt wird, daß sie wirklich bezahlt sind) und über das Kantsche Manuscript (wo der archivalische Beweis fehlt, daß es nicht thatsächlich Lampe's Sammlung von Küchenzetteln ist) hätte ich Manches zu sagen. Vielleicht über dergleichen ein andermal. Jetzt aber mahnt die Zeit, der Morgen graut, und es ist nöthig, daß ich noch ein paar Worte über mich selber spreche.

Mitten in der Gruppe der Käfer steht das hervorragende Geschlecht der Blapse, die so genannt werden, da es in ihre Hand gelegt ist, jedem Plane, jedem Streben, selbst jeder schon vollendeten That den Erfolg abzuschneiden. Sie sind unsere Senatoren, die mit der gewaltigen Macht des **Veto** ausgerüstet sind. Unter ihnen bin ich selber der Erste. Man hat mir mit Recht den Bei-

Digitized by Google

namen mortisaga gegeben. Ich allein verfüge über Leben und Tod. Sie sehen aus diesen Mittheilungen, daß Sie es mit einem Käfer zu thun haben, der dem Worte Nachdruck zu geben im Stande ist. Ohne mich kein Redakteur, ohne mich selbst keine Neuen Preußischen Provinzialblätter! Doch ich will Sie nicht schrecken. Wohl aber erwarte ich von Ihnen, daß Sie bereits in den nächsten Heften der wahren Aufgabe der Provinzialblätter zu entsprechen sich bemühen werden. Wenn ich wieder gelegentlich in dem Bücherschranke meines Pastors Revision halte, so werde ich etwas Lesbares finden von der Fauna unserer Provinz, namentlich von den Käfern. Eine besondere Anwort erlasse ich Ihnen, da ich an dem Grundsatze halte: Facta loquuntur!

Blaps mortisaga.

II. Correspondenz.

† **Elbing,** 18. Januar 1858. Da der Zweck Ihrer Blätter doch hauptsächlich nicht auf den flüchtigen Reiz momentaner Unterhaltung, sondern darauf gerichtet ist, historisches Material, so weit es unsere Provinz betrifft, niederzulegen und zu verarbeiten und somit auch für unsere Nachkommen zu sorgen, damit sie unsere in vielen Dingen ziemlich schwer begreifliche Zeit einst richtig verstehen — so wird es Ihnen nicht unwillkommen sein, auch über anscheinend untergeordnete Gegenstände, die aber doch tief in das Leben eingreifen, von hier aus Nachricht zu erhalten. Welterschütternde Ereignisse lassen sich ja ohnehin aus einer Mittelstadt nicht berichten.

So erlauben Sie mir, heute über eine Einrichtung zu sprechen, die hier seit etwa 10 Jahren besteht, und die, wenn sie auch in Königsberg und Danzig ebenfalls existirt, und vielleicht auch in einigen andern Städten unserer Provinz, doch sicherlich in vielen noch nicht, und die doch in keiner auch nur einigermaßen bedeutenden Stadt fehlen sollte. Ich meine unsere Kleinkinderbewahranstalten.

Es bildete sich hier vor 10 Jahren ein Verein von Privatpersonen — der indessen des Beistandes der städtischen Behörden sicher sein konnte — um eine Kleinkinderbewahranstalt zu gründen. Die nächste Veranlassung dazu war, außer der allgemeinen Anerkennung der Nützlichkeit solcher Anstalten, der Umstand, daß wiederholentlich kleine Kinder, die von ihren auf Arbeit gegangenen Eltern allein zurückgelassen und eingeschlossen waren, durch zu nahe Berührung mit Kohlentöpfen oder mit sonstigen brennbaren Stoffen, auf jämmerliche Weise um das Leben gekommen waren. Zweck war, den Eltern Gelegenheit zu geben, ihre noch nicht im schulpflichtigen Alter befindlichen Kinder, die sie sonst den Tag

Digitized by Google

über in den meisten Fällen ohne Aufsicht, zurücklassen mußten, einer sichern Obhut zu übergeben, einer Obhut, die zugleich eine zweckentsprechende Erziehung böte.

Wie alles Neue, stieß diese Einrichtung bei den untern Volksklassen, deren Interesse sie gerade betraf, auf Mißtrauen und Abneigung. Es ist merkwürdig, was diese Klasse in dieser Beziehung leistet. „Das ist sein' Tag' nicht gewesen" — sagt der Mann aus jener Sphäre. In dieser Phrase liegt die ganze Gewalt, die die ganze vis inertiae, die ganze gewichtige moles der Dummheit, mit welcher bekanntlich selbst die Olympischen und sonstigen Götter und Heroen vergeblich kämpften.

Indessen war in diesem Falle das Vortheilhafte doch so sehr in die Augen springend, daß die Abneigung nicht so lange anhielt. Die Zahl der Kinder wuchs von Monat zu Monat, eine tüchtige Aufseherin überwachte sie und ihre Spiele, die Damen des Vorstandes nahmen sich mit mütterlicher Sorgfalt der Kleinen an, kurz die Anstalt kam sehr rasch zu gedeihlicher Blüthe, und es wurde dem Verein möglich, vor einigen Jahren der ersten Anstalt eine zweite hinzuzufügen, die auf einer entgegengesetzten Seite der Stadt eingerichtet wurde.

Es befinden sich in der ersten Anstalt in diesem Augenblicke 135, in der zweiten 70 Kinder. Die Verwaltung der Fonds des Vereins ist vortrefflich; trotz des großen Andrangs und der bedeutenden Ausgaben für Miethe, Besoldungen, Bespeisung, Weihnachtsbescheerung der Kinder u. s. w. ist doch ein nicht unbedeutender Reservefond angesammelt.

Der Vorstand solcher Anstalten muß, wie es hier auch der Fall ist, stets zum Theil aus Damen zum Theil aus Herren bestehen. Die äußere Verwaltung wird am besten von Männern besorgt, wogegen die Aufsicht über Kinder in so jugendlichem Alter sich mehr für das weibliche Geschlecht eignet, und es des Beirathes der Männer nur in den Fällen bedarf, in denen die weibliche Sentimentalität sich vielleicht zu pädagogischen Extravaganzen hinreißen lassen möchte, Fälle, die auch vorkommen, und ein schwerer Probirstein für die durch Galanterie nur zu leicht beeinträchtigte männliche Selbstständigkeit sind.

Wer ein Gefühl für seine Mitmenschen hat, der wird sich durch das stille aber segensreiche Wirken solcher Anstalten in hohem

Grade befriedigt fühlten. Wie manches Kind, das zu Hause vielleicht in Unreinlichkeit verkommen wäre, wird hier zur Sauberkeit angehalten und dadurch leiblich und somit auch geistig frisch! Wie manche schlummernde Kraft wird durch den Umgang mit den Altersgenossen in verständig geleitetem und belehrendem Spiel geweckt und gefördert! Mit wie viel ruhigerem Herzen können die Eltern an die schwere Tagesarbeit gehen, wenn sie die Kinder inzwischen gut aufgehoben wissen, als wenn sie befürchten müssen, bei der Heimkehr statt des ihnen fröhlich entgegen springenden Kindes nur ein Häuflein verbrannter Asche zu finden! Welchen wohlthätigen Einfluß hat die liebevolle Behandlung, die die niedere Volksklasse auf diese Weise in ihren Kindern durch die höhere erfährt, auf die sozialen Verhältnisse selbst!

Es ist kaum nöthig, den Nutzen dieser Einrichtung zu detailliren; man kann nur den Wunsch hegen, daß sie allgemeiner verbreitet werde, als es bis jetzt der Fall ist, und wenn diese Zeilen dazu irgend etwas beigetragen haben möchten, wäre ihr Zweck erreicht.

Digitized by Google

III. Mittheilungen.

[Bericht über die Auffindung eines menschlichen Skeletts nebst einem Todtenschmucke bei Nordenburg.] Im vergangenen October ließ ich auf meinem Dienstmorgen, welcher zum Theil auf einem Hügel, etwa 500 Schritte nordnordwestlich von der Stadt und 100 Schritte westlich vom Schloßberge liegt, pflügen, da brachten die Pflugeisen ein etwa 13½ Fuß langes und 3½ Pfund schweres, grünes, aus 3 Dräthen zusammen gesponnenes, bronceneS Seil zu Tage. (Ich nenne es Seil, weil ich dasselbe nur nach seiner Gestalt und nicht nach seinem Zwecke benennen kann, da ich letztern nicht genau kenne). Das Seil hat genau die Form und Dicke einer Wäschleine, ist grün, als wäre es mit einem grünen, mattglänzenden Firniß überzogen, — nach Pierer Bd. V. Kennzeichen echter Bronçe — hat an einem Ende ein Kettchen aus 6 Gelenken von derselben Masse und ist recht sorgfältig, wie vom Seiler, zusammengesponnen. Es war sprungfederartig, etwa wie das den Zeiger am Breguetschen Thermometer bewegende Metallplättchen. Schade, daß das Zocheisen die sonst so schöne Windung etwas zerstört hat.

Weil schon früher Theile von Menschenschädeln auf diesem nach Westen, Norden und Osten abdachenden Hügel, auch vor ein Paar Jahren der Knochen eines Fingergelenks mit einem seltsam geformten kupfernen Ringe gefunden wurden, so begann ich das schon früher versuchte aber an dem harten Thonboden gescheiterte Nachgraben, zumal ich jetzt einen bestimmten Anfangspunkt hatte. Nach wenigen Spatenstichen fand ich das vollständige Skelett einer augenscheinlich ordentlich bestatteten Leiche. Der unversehrte Unterkiefer mit vollständiger Zahnreihe war an den oberen Theilen von Grünspan durchdrungen, ebenso das Hinterhaupt-, Schläfe- und Stirnbein; das Schädelbein, der unterste Theil des Hinterhaupt-

beins, so wie der untere Theil des Unterkiefers hatten die gewöhnliche gelbbraune Farbe der übrigen Knochen. Sonach ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Leiche genanntes Seil einst um das Haupt gewunden sein müsse; es dürfte also wol eine Todtenkrone gewesen sein.

Auf dem Knochen eines Fingergelenks dieses Skeletts fand ich einen gewöhnlich geformten Ring, scheinbar von der Masse der s. g. Todtenkrone. Die Hand lag auf den Lendenwirbeln, bekam also bei der Bestattung jedenfalls ihre Lage auf dem Bauche und erst beim Einfallen desselben in Folge der Verwesung die auf den Wirbeln; auch die andere Hand lag daselbst.

Das Skelett lag ausgestreckt mit dem Kopfe nach Westen, die Beine ausgestreckt nebeneinander auf einer Unterlage von Holz; ob es Bretter gewesen sind, konnte ich nicht erkennen, weil nur die sehr leicht zerbrechlichen, schichtenweise übereinander liegenden Jahrringe des Holzes da waren. Diese Holzreste, von welchen sich, wie beim zubereiteten Bast, die einzelnen Schichten ablösen ließen, waren dunkel zimmetfarben und befanden sich nur unter dem Skelett; Spuren eines Sarges waren nicht vorhanden, sondern oben und seitwärts schloß sich der Lehm fest an die Knochen. Uebrigens waren nur auf einzelnen Stellen Holzreste zu finden, und ich vermochte nur circa 6—8″ lange und bis 1″ breite Streifchen aufzufinden.

Das Skelett lag nur 8—10″ unter der Erdoberfläche, und wenn auch anzunehmen ist, daß durch das Ackern etwas Erde von der Spitze des Hügels an seinen Fuß gebracht worden sei, so hat die Leiche doch kein tiefes Grab gehabt. Kohlen oder andere Gegenstände, welche die alten Preußen in die Todtenurnen zu legen pflegten, waren nirgend zu finden.

Jedenfalls sind auf diesem sanft abdachenden Hügel mehrere Leichen bestattet, denn der oben erwähnte, seltsam geformte kupferne Ring wurde auf einer ganz andern Stelle gefunden. Auch wurde vor einigen Jahren ein Stück Bronze in Form und Größe einer Schlittenschiene gefunden, über deren Verbleib ich jedoch nichts berichten kann, da der Pflüger das Stück Kupfer (wie er es nannte) sogleich verhandelt hat und ich zufällig verreist war. Bei meiner Heimkunft konnte ich ungeachtet alles Nachfragens es nicht mehr zu Gesichte bekommen. — Gern hätte ich noch in

8*

diesem Herbste weiter gegraben, aber der ohnehin feste Boden war bei der diesjährigen Dürre so fest geworden, daß von einem vorsichtigen Graben gar nicht die Rede sein konnte, vielmehr mußte mit der Spatenecke der Boden aufgehackt werden, weshalb denn auch die meisten Knochen — die freilich sehr mürbe waren — beim Herausnehmen zerbrochen wurden *).

Urlaub.

[**Der Copernikus-Verein für Kunst und Wissenschaft in Thorn.**] Man hört nicht selten — und namentlich aus dem Munde von Fremden, die ihr Schicksal aus anderen Theilen Deutschlands in unsere Heimath verschlagen hat — ernstliche Klagen über die geistige Apathie, welche sich besonders in der kleinstädtischen Bevölkerung dieser Provinz kund gibt und dem fremden Reisenden und Einzöglinge ein so unvortheilhaftes Bild unseres provinziellen Lebens aufdrängt. Solche Klagen berühren das Ohr des preußischen Lokalpatriotismus um so empfindlicher, als der Vorwurf in der That nicht unbegründet erscheint. Die gerügte und mit jedem Jahrzehnde zunehmende Lethargie der Bevölkerung in den kleineren Städten Ost- und Westpreussens, die sich auf dem industriellen Gebiete in dem durchgängigen Mangel an Unternehmungsgeist zu erkennen gibt, offenbart sich auf dem geistigen Gebiete in dem Mangel an wissenschaftlichem Streben und geistigem Interesse. Diese schwer abzuläugnende Thatsache ist theilweise eine Folge der

*) Die in Rede stehende Todtenkrone nebst dem oben erwähnten Fingergelenkknochen und dem daran befindlich gewesenen Ringe, sowie der auf derselben Stelle früher aufgefundene kupferne Ring befinden sich gegenwärtig noch im Besitze des Finders und können von Antiquitätenliebhabern in der Behausung des Redacteurs dieser Blätter während der nächsten Wochen in Augenschein genommen werden. Der Fingerknochen ist von dem grünen Metallroste theilweise afficirt, sonst aber noch wohlerhalten. Der dazu gehörige Ring, ist ein einfacher glatter Kupferreif von der Farbe der Todtenkrone. Der zweite, von dem Berichterstatter als „seltsam geformt" bezeichnete Ring, statt der Löthung zusammengebogen, trägt an der Stelle, wo auf unseren modernen Ringen ein Stein angebracht ist, ein Geflechte von Kupferdraht. — Ueber die aus den heidnischen Gräbern unserer Provinz zu Tage geförderten preußischen Alterthümer und die darauf bezügliche Literatur finden sich ausführlichere Mittheilungen in den N. Pr. Prov.-Bl. VI. 321 und 347. D. Red.

isolirten Lage, der gehemmten industriellen Entwicklung und der daraus resultirenden Armuth und Bildungslosigkeit in den meisten unserer Provinzialstädte. Um so rühmlicher treten die Ausnahmen hervor. In die Zahl der Letzteren gehört die Bevölkerung Thorns, welche auch in den letztverwichenen Jahren erfreuliche Zeichen eines regern geistigen Lebens gegeben hat. Der Grund dieser Erscheinung ruht zum Theil in der Entwicklungsgeschichte der Stadt, die ehemals, getragen durch den Aufschwung ihres blühenden Handels, nicht ohne provinzielle Bedeutung war. Gleichsam ein Grenzposten des germanischen Kulturlebens, blieb Thorn längere Zeit der Schauplatz eines heftigen Kampfes zwischen Deutschthum und Protestantismus einerseits, Slaventhum und Katholizismus andererseits. Reste dieser frühern Bedeutsamkeit sind noch an dem heutigen Thorn erkennbar. Dahin gehört die verhältnißmäßig größere Wohlhabenheit des Ortes, der aus alten Zeiten ein nicht unbedeutendes Kämmerei-Vermögen besitzt. Es fehlt hier an bedeutendem, in wenigen Händen cumulirtem Reichthum; aber der durchgängige Wohlstand der Mittelklasse verschafft dieser ein bedeutsames Uebergewicht über die ganze städtische Bevölkerung. Dies wirkt um so heilsamer, als in dem Thorner Mittelstande vielleicht der alte, noch aus den Zeiten des nationalen und religiösen Kampfes stammende Sinn für geistige Interessen nicht völlig erloschen ist. Die Stadt besitzt ein Gymnasium (das in früheren Jahrhunderten berühmt und ein intellektuelles Centrum ihrer Bevölkerung war) und im Verhältnisse zu ihrer Einwohnerzahl eine Menge von Beamten. Es fehlt somit nicht an Bildungs-Elementen, und es ist erklärlich, daß hier die Intelligenz dominirt. So hat denn Thorn trotz seiner versteckten Lage in einem isolirten Winkel unserer Provinz sich über dem geistigen Niveau der meisten Mittel- und Kleinstädte Westpreußens zu erhalten gewußt. Und selbst diese lokale Isolirung hat in gewissem Sinne dazu mitgewirkt, indem sie in dem Bewohner von Thorn den ererbten Bürgersinn wach erhalten und das Heimathsbewußtsein gekräftigt hat. Es ist u. A. eine Eigenthümlichkeit des Thorners, daß er nur ungern seinen Geburtsort verläßt und zur Uebersiedelung in eine fremde Stadt sich entschließt. Es hat dadurch sich gewissermaßen ein fester Kern der Bevölkerung herangebildet, der in den socialen Beziehungen tonangebend ist und dessen Bestrebungen auch die neuen

Anzöglinge von auswärts, um nicht isolirt zu bleiben, mehr oder weniger sich anschließen müssen. Diesen Bestrebungen verdankt auch die wissenschaftliche Association ihren Ursprung, deren Geschichte diese Zeilen gewidmet sind.

Seit mehr als drei Jahrhunderten ist es der Ruhm und der Stolz Thorns, die Wiege eines der größten Reformatoren der Wissenschaft zu sein. Wie Königsberg seinen Kant, so hat Thorn seinen Copernicus. Wenn das Streben, durch monumentale Darstellungen das Andenken ruhmvoller Namen zu verewigen, in unserm Zeitgeiste seine tiefe Begründung hat, so wird es nicht verwundern, Thorn eine Reihe von Jahren hindurch für die Herstellung eines Copernicus-Denkmals ebenso thätig zu finden wie in dem letzten Decennium Königsberg für die Errichtung seiner Kantstatue. Thorn ist uns hierin sogar vorangegangen und hat die Realisirung seiner Aufgabe mit Beihilfe der Provinz früher vollendet als wir die der unserigen. Schon im Jahre 1839 (am 19. Februar, dem Geburtsfeste des großen Astronomen) constituirte sich dort ein „Copernicus-Verein", welcher sich die Aufstellung eines würdigen Denkmals für den kühnen Reformator an seiner Geburtsstätte als Ziel setzte. Dieser patriotische Zweck war durch die andauernde Thätigkeit jener Männer Thorns erfüllt, als am 15. Oktober 1853 die Enthüllung des ehernen Monumentes erfolgte — und der (ältere) Copernicus-Verein löste sich auf*). Aber das in der Mehrzahl seiner Mitglieder lebendig gewordene Verlangen, in geistigem Streben und praktischem Wirken noch länger beisammen zu bleiben, führte zur Begründung eines neuen Vereines, welcher, von dem ältern den Namen entlehnend, sich „Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst" nannte und dem die meisten der Mitglieder des Erstern sich bereitwillig anschlossen. Der neue Verein constituirte sich am 15. Oktober 1853 und erhielt die Sanktion von Seiten des Magistrats zu Thorn und des Oberpräsidiums der Provinz.

*) Vergl. über diesen Verein K. Marquart: Die Grundlegung zum Copernicus-Denkmal" (Thorn, 1853), im Auszuge in den N. P. P. B. a. F. IV. S. 445, und Körner: „Denkschrift zur Enthüllungsfeier des Copernicus-Denkmals zu Thorn" (Thorn, 1853) im Auszuge in den N. P. P. B. a. F. V. S. 284. mitgetheilt.

Die Statuten des Vereins bezeichnen als seinen Zweck:

Förderung der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen in der Stadt Thorn theils durch Aufsuchung und Nutzbarmachung der Quellen Thornscher Lokalgeschichte, theils durch Erforschung und Erhaltung der Alterthümer und Denkmale, so wie überhaupt der zugänglichen Erzeugnisse der Kunst, theils durch Errichtung einer Vereinsstiftung zu Unterstützungen für wissenschaftliche und künstlerische Leistungen innerhalb der Stadt und Provinz aus den Mitteln des Vereins.

Die Organisation desselben stellt an die Spitze ein auf ein Jahr gewähltes Direktorium, gebildet von dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, den Stellvertretern beider und dem Schatzmeister des Vereins. Der Verein besteht aus ordentlichen und Ehrenmitgliedern. Die ordentlichen Mitglieder bilden die Generalversammlung, welche außer der legislatorischen Thätigkeit die Wahl neuer Mitglieder und des Direktoriums sowie die Controlle über die Verwaltung des Vereinsschatzes hat. Die Generalversammlungen sind theils ordentliche theils außerordentliche. Jene finden zweimal im Jahre statt: eine öffentliche am Geburtstage Copernicus' (19. Febr.), worin der Vorsitzende einen Bericht von der Vereinsthätigkeit abstattet, die Decharge der Rechnungslegung erfolgt und ein Vereinsmitglied einen wissenschaftlichen Vortrag hält *), die zweite geheim (im Dezember) zur Wahl des Vorstands und zur Feststellung des Etats für das folgende Jahr. Außerordentliche Generalversammlungen sowie Versammlungen des Direktoriums werden von dem Vorsitzenden je nach dem Bedürfnisse berufen. Von den drei vorliegenden Jahresberichten sind die beiden ersten durch den Druck veröffentlicht (Thorn, 1855 und 1856). Der Copernicus-Verein zählt gegenwärtig 16 ordentliche und 7 Ehrenmitglieder (3 in Berlin, 2 in Thorn, 1 in Danzig, 1 in Krakau). Der zeitige Vorstand ist aus folgenden Personen zusammengesetzt: Oberbürgermeister Justizrath Körner, Vorsitzender, Pfarrer Dr. Güte, Stellvertreter des Vorsitzenden, Gymnasial-

*) Von den bisher gehaltenen Vorlesungen sind zwei, beide von Dr. L. Prowe, im Druck erschienen: „Nicolaus Copernicus in seinen Beziehungen zu dem Herzoge Albrecht von Preußen" (Thorn, 1855. E. Lambeck) und „Ueber den Weinbau Thorns im Mittelalter" (in den N. P. P. B. a. F. XII. 320).

lehrer Dr. L. Prowe, Schriftführer, Dr. med. Lehmann, Stellvertreter des Schriftführers, Calculator Schönfeldt, Schatzmeister.

Die finanziellen Mittel des Copernicus-Vereins bestehen zunächst in einem eisernen Fonds (dem Ueberschusse aus den Beiträgen für das Copernicus-Denkmal, der von dem ältern Vereine dem heutigen übermacht ward) von 500 Thlr. in Pr. Staatsschuldscheinen, welchen der Magistrat von Thorn in Asservation auf das Depositorium der milden Stiftungen genommen hat. Die Zinsen dieses Stamm-Capitals sind wiederum zu seiner Vermehrung bestimmt. Hierzu kommen die Beiträge der ordentlichen Mitglieder von 1 Thlr. jährlich und hin und wieder außerordentliche Geschenke von Mitgliedern und Gönnern des Vereins. Die Thorner Stadtverordneten-Versammlung hat überdies seit 1855 dem Vereine einen jährlichen Zuschuß von 30 Thlr. aus Communalfonds bewilligt. Nach dem letzten Jahresberichte (von 1857) betrug die Höhe des Stammcapitals 575 Thlr. in Staatsschuldscheinen, die Jahreseinnahme incl. des Baarvorrathes 220 Thlr. 4 Sgr. 5 Pf., die Ausgabe hingegen 160 Thlr. 18 Sgr. 2 Pf. Mithin verblieb am Schlusse des Rechnungsjahres noch ein Kassenbestand von 59 Thlr. 16 Sgr. 3 Pf.

Ueber die Thätigkeit des Copernicus-Vereins entnehmen wir schließlich den erwähnten Jahresberichten Folgendes. Das erste Lebenszeichen der neuen Verbindung war eine öffentliche Ausstellung von Gemälden und Kupferstichen im Saale der „Ressource zur Geselligkeit“ im Juni 1854. Veranlassung dazu gab die Ankunft einer kleinen Gemäldesammlung, die für einen in Valparaiso lebenden Thorner bestimmt war. Sie wurde auf der genannten Kunstausstellung durch eine Reihe anderer im Privatbesitze befindlicher Bilder verstärkt. Dem Beispiele Königsbergs folgend, veranstaltete der Copernicus-Verein im Anfange des folgenden Jahres (1855) einen Cyklus von sechs öffentlichen wissenschaftlichen Vorlesungen, deren Reinertrag (von 40 Thlr.) dem Comité zur Errichtung des Kantdenkmals überwiesen wurde. Bei der sechsten Säcularfeier der Hauptstadt Preußens (Sept. 1855) legte der Copernicus-Verein seine Theilnahme

durch Herausgabe eines Festprogramms an den Tag*). In demselben Jahre tauchte in dem Vereine die Idee auf, durch Gründung eines städtischen Museums die Zahl der öffentlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft zu vermehren. Ein Anfang dazu ist gemacht. Der Hofrath Dr. v. Sömmering in Frankfurt a. M., ein Sohn des wie Copernicus aus Thorn gebürtigen, gefeierten Anatomen Thomas v. Sömmering, übersandte dem Vereine außer einer Gypsbüste seines Vaters (welche der Vorstand dem Gymnasium zur Aufstellung in der Aula überließ) eine Sammlung von Münzabdrücken und etliche alte Handschriften, auf die Geschichte Thorns bezüglich, aus dem Nachlasse seines Oheims, des Thorner Stadtraths Sömmering. Diese Manuskripte und Münzabdrücke, vereinigt mit einer schon vorhandenen derartigen Sammlung, sollten die Basis des städtischen Museums bilden. Der Plan scheiterte vorab an dem Mangel eines geeigneten Lokals zur Aufstellung, da der Antrag auf Ausbauung eines großen Bodenraumes auf der Westseite des Rathhauses der Kostspieligkeit halber von den Stadtverordneten abgelehnt ward. Die Beschaffung eines derartigen Raumes war aber um so wünschenswerther, als eine reiche Vermehrung des Kunstkabinets durch eine Sammlung von Gypsabgüssen von Antiken des Berliner Museums in naher Aussicht steht. Inzwischen ist nach der Vollendung des Gymnasialgebäudes in den Räumen der Bibliothek und in dem Zeichnensaale der Real-Abtheilung ein passendes Lokal für die Placirung der Statuen gewonnen. Dagegen ist der von dem Copernicus-Vereine gehegte Wunsch, durch Gründung eines besondern Kunst-Vereins in Thorn die Stadt zur Theilnahme an den Ausstellungen der östlichen Kunstvereine in Preußen vorzubereiten, bis heute noch ohne Erfüllung geblieben. Der Copernicus-Verein hat in Erwägung der großen Kostspieligkeit des Transportes bei der Entfernung Thorns von der Ostbahn dieses Projekt bis auf bessere Zeiten vertagen zu müssen geglaubt. — Noch im Jahre 1855 wurde auf Antrag des Magistrats eine aus vier Personen bestehende Commission von dem Vereine niedergesetzt zur Ermittlung und historischen Rechtfertigung der alten deutschen

*) Es ist dies der oben genannte Vortrag von L. Prowe: Nicolaus Copernicus in seinen Beziehungen zu dem Herzoge Albrecht von Preußen.

Namen von Ortschaften im Kreise Thorn, welche im Laufe der Zeiten durch polnische verdrängt worden sind. „Es mag hiebei nicht überflüßig sein — heißt es in dem dritten Jahresberichte — zu erinnern, daß die Anregung zu dieser Arbeit keineswegs aus nationalen Antipathien sondern aus dem Bewußtsein hervorgegangen ist, daß Thorn von Rittern des deutschen Ordens gegründet und ursprünglich eine durchaus deutsche Stadt, sich seines Berufes als Markstein deutscher Gesittung stets eingedenk zu erhalten habe und daß es daher einen Verein, der sich nach unserm größten Landsmanne benannt, wohl gezieme, die deutschen Elemente auch in der Umgegend aufzusuchen und zu beschützen." Die genannte Commission hat im Laufe eines Jahres ihre archivalischen Nachforschungen vollendet, und der von ihr entworfene Catalog altdeutscher Ortsnamen soll mit Nächstem publicirt werden. Auf Anregung des Vorstandes unternahm der Pfarrer Markull eine archivalische Arbeit, welche als Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der altstädtischen evangelischen Kirche zu Thorn 1856 veröffentlicht ist *). Der Ertrag dieser Druckschrift wurde zur Begründung eines Stammkapitals zur ferneren Ausschmückung der Kirche bestimmt.

Im Winter 1855/56 brachte der Vorstand einen neuen Cyklus öffentlicher populär-wissenschaftlicher Vorlesungen zu Stande, deren Reinertrag von 50 Thlr. zur Hälfte dem Stamm-Kapitale des Vereins, zur Hälfte einer Stiftung zur Errichtung eines Denkmals für Thomas v. Sömmering überwiesen ward. Im folgenden Winter 1856/57 hielt Hr. Bogumil Goltz auf Anregung des Vorstandes vier derartige Vorlesungen über Anthropologie, deren Ertrag zur Unterstützung eines mittellosen Studirenden aus Thorn bestimmt war. Im diesjährigen Winter haben ähnliche Vorlesungen nicht statt gefunden. — Eine neue Quelle wissenschaftlicher Thätigkeit hat der Copernicus-Verein durch Stiftung einer zweiten, unter seiner Leitung stehenden Gesellschaft eröffnet, welche im Januar 1857 als „Wissenschaftlicher Zweig-Verein des Copernicus-Vereins" ins Leben getreten ist, und dessen Mitglieder nur theilweise dem letztern Vereine

*) Der Bau der altstädtischen evangelischen Kirche in Thorn. Von C. G. Markull. Thorn, 1856. (s. N. P. P. B. a. F. X. 312.)

angehören. Dies wissenschaftliche Kränzchen versammelt sich monatlich zweimal, und es werden in jeder Versammlung zwei Vorträge gehalten, denen eine Debatte über die abgehandelten Gegenstände folgt. — Seit den letzten zwei Jahren ist vom Vereine ferner eine Anzahl von Zeitschriften für Wissenschaft und Kunst, soweit sie in das deutsche Kulturleben eingreifen, angeschafft und unter seinen Mitgliedern in regelmäßige Circulation gesetzt worden. — Endlich ist der Verein seit den Anfängen seines Bestehens für die Lokalgeschichte Thorns thätig gewesen. Schon 1854 machten sich die Schriftführer an die Durchforschung des städtischen Archivs (welches bereits früher durch die Thätigkeit des Dr. L. Prowe eine wesentliche Umgestaltung erfahren hatte) und der Rathsbibliothek, die u. A. eine nicht unbedeutende Sammlung von Charten und Plänen enthält. Desgleichen wurde Dr. Brohm mit der Redaktion einer fortlaufenden Stadtchronik und Justizrath Körner mit der Bearbeitung der Geschichte Thorns seit seiner Amtsführung als Bürgermeister beauftragt. Positive Resultate ihrer Thätigkeit sind aber wohl erst in der Zukunft zu erwarten. Gleichzeitig hatte der Verein die Vollendung der von Prof. Dr. Wernicke edirten aber mit dem 3. Hefte unterbrochenen „Topographischen Beschreibung der Stadt Thorn und ihres Gebietes" beschlossen. Mit Unterstützung aus Communalfonds konnte die Anschaffung des zum 4. Hefte nöthig gewordenen Manuskripts von Prätorius und anderer auf die Geschichte der Stadt bezüglicher gedruckter uud ungedruckter Quellen für die Rathsbibliothek im Jahre 1856 ermöglicht werden. —

Ueberschauen wir die vierjährige Thätigkeit des Copernicus-Vereins, so ist diese, wie der erste Jahresbericht hervorhebt, „mehr eine vorbereitende als eine schaffende gewesen." Vergessen wir dabei nicht, daß bei der geringen Mitgliederzahl, bei dem Mangel an umfassenderen Geldmitteln und bei den beschränkteren Verhältnissen einer kleinen Stadt in der That einstweilen nicht mehr zu beanspruchen ist. Wir wünschen aber nichts desto weniger dem begonnenen Unternehmen den besten Fortgang, und dem dadurch gegebenen Beispiele eine rege Nacheiferung von Seiten anderer Städte und sind gern bereit, auch dem bloßen Streben unsere Anerkennung zu zollen, weil es den erfreulichen Beweis liefert, daß

der Sinn für Wissenschaft und geistigen Fortschritt in der Heimath von Copernicus und Sömmering nicht erloschen ist. ♂

[Münzenfund in Klentzkau.] Am 9. Novbr. 1857 sind beim Lehmgraben auf der Feldmark des Dorfes Klentzkau, Dom.-Rent-Amt Soldau, 310 Silbermünzen gefunden worden, wovon eine die Größe eines Guldenstücks, alle übrigen die eines Silbergroschens haben. Es sind sämmtlich Münzen des Polnischen Königes Sigismund III. vom Jahre 1629. ✕

[Aus der Chronik für das Jahr 1857.]

IV.

(Fortsetzung aus Bd. XII. S. 218—224.)

Witterung. Das letzte Drittel des Monats August blieb warm und trocken. Die Hitze steigerte sich, und die vorkommenden Gewitter halfen ihrem drückenden Einflusse nicht ab. Der September zeigte denselben Charakter, und erst am 12ten trat eine Aenderung ein, aber diese war auch so plötzlich und bedeutend, daß die Gesundheit der Menschen darunter litt. Das Getreide war fast durchweg gut eingebracht worden. Roggen und Weizen zeigten vorzügliche Güte, das Sommergetreide aber nur Mittelmäßigkeit, in einzelnen Gegenden nicht einmal dieselbe. Wegen des Mangels an Futter für das Vieh sah man mit Sorge dem Winter entgegen. Gewitter verursachten manchen Schaden. Die ungewöhnliche Hitze brachte manche auffallende Erscheinungen. Einzelne Bäume trieben zum zweiten Male, besonders Linden und Kastanien. Ein Kastanienbaum in Danzig hatte gegen die Mitte September sein altes Laub schon abgeworfen und trieb nun neues, das gegen die Früchte seltsam abstach. In Marese (bei Marienwerder) blühte ein Weinstock drei Mal und hatte reife und unreife Trauben und Blüthen zu gleicher Zeit. In Königsberg fiel der erste Schnee am 22. September, und der erste Frost zeigte sich am Morgen des 24sten. Der 22ste brachte großen Sturm, der auch vielen Schiffen längs der ganzen Küste der Ostsee verderblich wurde. Die letzten Tage des Septembers, wie die ersten des Octobers waren warm, ja heiß und trocken. Wechselte auch die Witterung, so war sie doch im Allgemeinen nicht kalt, und erst am 18. und 19. October traten Nachtfröste ein. Auch der übrige

Theil des Octobers blieb mild, und die Bäume behielten lange ihr Laub. Am 30sten fiel endlich Regen, der sehr erwartet wurde, weil überall Wassermangel sich einstellte. Auch die Monate November und December behielten den ungewöhnlichen Charakter der Lauigkeit und Trockenheit. Nachtfröste kamen zwar vor, mußten aber der milden Witterung weichen. Der Mangel an Wasser wurde sehr fühlbar. Die Seichtigkeit der Flüsse hinderte die Schifffahrt, die Wasser-Mühlen konnten nur zeitweise in Betrieb erhalten werden, und das Tränken der Hausthiere wurde oft erschwert. In der Mitte des December fiel wieder Regen.

Gesundheitszustand. Er war trotz der übermäßigen Wärme im Anfange kein ungewöhnlicher, aber die Hitze zu Ende August und Anfangs September brachte mancherlei Krankheiten zu Wege. Die Cholera, welche schon am Ende des August sich in Königsberg sporadisch gezeigt hatte, wurde daselbst im September epidemisch und forderte vom 12ten ab, wo die Hitze in Kälte umschlug, viele Opfer. Beim Rindvieh kamen auch viele Krankheiten vor, namentlich der Milzbrand. — In Königsberg starben in der Woche vom 11. bis zum 18. September 59 Männer und 86 Frauenspersonen, sowie 59 Kinder männlichen und 71 Kinder weiblichen Geschlechts, in Summa 275 Personen. Bemerkt mag hier noch werden, daß die Durchschnittszahl der in jener Woche Verstorbenen in gewöhnlichen Zeiten 50—60 beträgt.

Die Cholera zeigte in den 4 Regierungs-Bezirken der Provinz verschiedene Erscheinungen. Während sie in dem von Königsberg am heftigsten auftrat, zeigte sie sich in dem von Gumbinnen und Danzig nur in einzelnen Theilen und in dem von Marienwerder am wenigsten verderblich. In Königsberg, wo sie zuweilen mit großer Heftigkeit wüthete, war sie im December noch nicht erloschen. Neben der Hauptstadt litten noch besonders die nächste Umgebung derselben und die Gegend von Rastenburg und Nordenburg. In Danzig hielt die Cholera nur 8 Wochen an forderte von 481 Erkrankten 259 als Opfer. In Elbing und Thorn war die Zahl der an der Cholera Erkrankten verhaltnißmäßig gering. Man will kompetenter Seits ausgerechnet haben, daß die Cholera seit ihrem Entstehen, also seit dem Jahr 1830/31 bis incl. 1855 in der Provinz Ostpreußen allein 73,000 Menschenleben gefordert hat. Im Monat December war die Grippe epidemisch.

Rechtspflege und Gesetzgebung. Die dritte Schwurgerichts-Periode in Königsberg, welche vom 7ten bis zum 15ten Septbr. abgehalten wurde, war dadurch merkwürdig, daß unverhältnißmäßig viel Vergehen gegen die Sittlichkeit zur Entscheidung vorkamen. Von dreizehn Fällen, die abgeurtheilt werden sollten, betrafen 6 solche sittliche Verbrechen, die eine Ausschließung der Oeffentlichkeit nothwendig machten. Sogar Unzucht zwischen Mutter und Sohn und Vater und Tochter kamen dabei vor.

Nach einer andern bei verschiedenen Schwur-Gerichten der Provinz gemachten betrübenden Erfahrung kamen jugendliche Verbrecher häufig von Neuem auf die Anklagebank. Wie aus ihren Vernehmungen hervorgeht, haben sie, die wegen kleiner Vergehen bestraft werden mußten, in den Strafanstalten die Anleitung und die Verleitung zu den neuen Verbrechen von den Mitgefangenen erhalten.

Als Mittel gegen die im November eingetretene Geldklemme ist auch die seit langer Zeit gewünschte Aufhebung der Wuchergesetze eingetreten. Die Verordnung vom 27. November c. hebt die bisherigen Beschränkungen des Zinssatzes für 3 Monate auf, erlaubt aber die Verabredung eines höhern Zinssatzes nur für die Dauer von 12 Monaten. Die gesetzlichen Bestimmungen wegen des Creditgebens an Minderjährige und wegen des Leihens auf Pfänder bleiben in Kraft.

Verwaltung. In dem Landarmen-Institut in Tapiau waren an Landarmen, Ortsarmen und Vagabonden am Ende des Jahres 1855 vorhanden 273 Männer und 100 Frauen. Dazu wurden im Laufe des Jahres 1856 eingeliefert 881 M. und 334 Fr., in Summa also 1154 M. und 434 Fr. Davon sind gestorben 44 M., 9 Fr.; entlassen 817 M. und 296 Fr., so daß also am letzten Decbr. 1856 an Bestand verblieben: 293 M. und 129 Fr., in Summa 422 Personen. Kinder, welche auf Kosten der Anstalt untergebracht sind, verblieben 116, Gebrechliche und Irre, die theils im Löbnichtschen Hospital, theils in Litthauen in Pflege gegeben sind, 164; es wurden also am Schlusse des Jahres 1856, ausschließlich der in der Taubstummenanstalt zu Angerburg auf Kosten des Landarmenfonds lebenden Individuen und derjenigen Invaliden, die à Conto dieses Fonds Gnadengehalt beziehen, 702 Personen aus Landarmenfonds unterhalten. Dafür und

zu den dazu nothwendigen Nebenausgaben wurden im Ganzen 79,227 Thlr. 1 Sgr. bezahlt, während die Einnahme nur 67,694 Thlr. 2 Sgr. betrug. Es blieb also Vorschuß 11,532 Thlr. 27 Sgr. 8 Pf.

Die Verbesserung des Einkommens der Elementarlehrer im Regierungsbezirk Danzig hat in den Jahren 1852 bis Ende 1856 überhaupt jährlich 5328 Thlr. 15 Sgr. betragen, wovon 4643 Thlr. 11½ Sgr. aus Gemeindemitteln und 686 Thlr. 3 Sgr. 10 Pf. aus Staatsfonds jährlich aufkommen.

Aus der veröffentlichten Uebersicht und Verwaltung der Stadt Königsberg für das Jahr 1856 theilen wir nachstehende Angaben mit. Die Gesammt-Einnahme betrug 700,161 Thlr. 29 Sgr. 2 Pf., die Ausgabe 680,573 Thlr. 2 Sgr. 4 Pf., so daß ein Bestand von 19,588 Thlr. 26 Sgr. 10 Pf. verblieb. Von den Einnahmen mögen angeführt werden die Einkommen-Steuer mit 103,376 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf., der städtische Antheil an den Mahl-, Schlacht- und Braumalzsteuern mit 68,831 Thlr. 14 Sgr. 11 Pf. Die Einnahme von den städtischen Handels-Anstalten mit 29,438 Thlr. 1 Sgr. 11 Pf., während die Ausgabe nur 5634 Thlr. 8 Sgr. betrug; die Einnahme für verkaufte Erzeugnisse als Coaks, Bronze, Asche, Theer, sowie für abgesetzte Gasflammen und an Gasmessermiethe mit 63,094 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf. — während die Kosten der Straßenbeleuchtung durch Gas nur 10,000 Thlr. erforderten — die Einzugs-, Hausstands- und Hausstands-Ergänzungssteuer mit 11,448 Thlr. 15 Sgr., ⅓ des Rohertrages der Mahlsteuer 27,968 Thlr. 8 Sgr. Von den Ausgaben mag hier die drückendste zuerst erwähnt werden, nehmlich die für Verzinsung und Amortisation der städtischen Kriegsschulden, im Betrage von über 60,000 Thlr. Zu ihrer Bestreitung sind verwandt zuvörderst die von der Regierung statt der früher bezogenen ⅓ der Brantweinsteuer bewilligten 12,000 Thlr., ferner die Steuer von Brennmaterialien mit 18,150 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf. und endlich der Zuschuß aus der Kommunal-Einkommensteuer mit 31,906 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf. Die Straßenreinigung kostete 21,029 Thlr. 29 Sgr. 3 Pf., die sachliche Polizei-Verwaltung 3727 Thlr. 25 Sgr. Ausgegeben wurden ferner an Besoldungen 32,020 Thlr. 14 Sgr. 9 Pf., auf Büreau-Bedürfnisse 1831 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf., den Polizei-Beamten an Remuneration für die Aufnahme der Perso-

nen=Tabellen im Kommunalsteuer=Interesse 5033 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf., an Prozeßkosten und Sporteln 209 Thlr. 11 Sgr. 2 Pf. Den städtischen Armen wurden an fortlaufenden Unterstützungen 29,833 Thlr. und an außerordentlichen Unterstützungen 986 Thlr. 11 Sgr. 2 Pf. gezahlt. Beim städtischen Baufond betrug die Ausgabe 44,043 Thlr. 28 Sgr. 9 Pf., und die städtische Kranken=Anstalt kostete 17,808 Thlr. 9 Sgr. 3 Pf. Die von der Stadt unterhaltenen Gas=Flammen erreichten die Zahl von 852, die der Privaten 8215.

Um dem Geldmarkte mehr Kapitalien zuzuwenden, hat die Regierung im November c. a. bekannt gemacht, daß während der nächsten 3 Monate keine neuen Concessionen zur Errichtung von Aktien=Vereinen ertheilt werden.

Die Gas=Beleuchtung in Danzig gewährt schon jetzt der Kommune durch die Versorgung der Privat=Flammen eine Ueberschuß=Einnahme. Während im Jahre 1853, wo die Beleuchtung durch Gas mit einem Kostenaufwande von 224,512 Thlr. eintrat, nur 182 Privat=Flammen versorgt wurden, belief sich deren Zahl im Jahre 1857 auf 5063. Die Stadt berechnet der Gas=Anstalt nur die vormaligen Kosten der Oel=Beleuchtung mit 8000 Thlr. und verwendet die überschießende Einnahme zur Verzinsung und Amortisation des Anlage=Kapitals.

Ereignisse. Am 19. September wurde des gleichen Tages aus dem Jahre 1657, welcher den Frieden von Wehlau und mit ihm dem Herzogthum Preußen die Souverainität brachte, in der Provinz gebührend gedacht. In Königsberg hielt die Königl. Deutsche Gesellschaft eine öffentliche Sitzung. In der Stadt Wehlau ging der ganze Tag in Festlichkeiten hin, die mit einer kirchlichen Feier begannen. Am folgenden Tage, einem Sonntage, bereitete der Ober=Förster Bietzens in der benachbarten Hospital=Forst Gr. Muhr der Wehlauschen Schuljugend ein fröhlich begangenes Erinnerungs=Fest.

Nach Königlicher Bestimmung sollte am 10. Oktober die feierliche Eröffnung der Weichsel= und Nogatbrücke erfolgen. Die in der Provinz Preußen ausgebrochene Cholera bewog aber den König von dem Entschlusse, diese Feierlichkeit selbst zu vollziehen, Abstand zu nehmen. Der Handels=Minister v. d. Heydt erhielt daher den Auftrag, die Brücken abzunehmen und zu eröffnen.

Er that dies, begleitet von mehreren hohen Beamten, empfangen von den Behörden der Provinz, unter dem begeisterten Zurufe der in Massen versammelten Zuschauer. Die Wichtigkeit des Ereignisses leuchtet nicht nur den angrenzenden Bewohnern sondern der ganzen Provinz ein, denn diese ist erst durch den Brückenbau mit dem andern Theile des Staates enge verbunden. Vom 12. Oktober ab wurden die Brücken dem öffentlichen Verkehr übergeben, und die über sie führende Eisenbahn hat die Entfernung zwischen Königsberg und Berlin auf eine Zeit von nur 14 Stunden beschränkt.

Der ungewöhnliche Hang zu Spekulationen im Handel und Verkehr, der sich schon seit Jahren geltend machte und die Preise aller Erzeugnisse auf eine nie gekannte Höhe trieb, hatte schon seit geraumer Zeit Besorgnisse wegen eines Umschlages und der dadurch herbeigeführten Krise erregt. Solche Befürchtungen bestätigten sich im Monat November. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika kam es zuerst zum Ausbruch. Ungeheure Falissements und gänzliche Stockung im Handel und Verkehr wirkten höchst nachtheilig zunächst auf diejenigen Länder, die mit Nord-Amerika in genauer Verbindung stehen, dann aber mittelbar auch auf die übrigen. Viele Millionen sind dabei verloren gegangen. Unserm Vaterlande sind die Leiden auch nicht erspart worden.

Zur Kulturgeschichte und Anderes. Aus den Mittheilungen des statistischen Büreaus, welche von Zeit zu Zeit in die öffentlichen Blätter übergehen, heben wir in Betreff des Rindviehstandes die Nachrichten hervor, welche unsere Provinz berühren. Im Jahre 1819 waren in der Provinz Preußen vorhanden 360,127 Kühe und in der ganzen Monarchie 2,310,406. Im Jahre 1855 wurden dagegen gezählt in der Provinz Preußen 464,582 Kühe und in der Monarchie 3,155,240 Stück. Die Vermehrung der Kühe hat sonach auch in unserer Provinz stattgefunden, wenn gleich nicht in dem Maaße, wie sie sich in anderen Provinzen herausstellt. Im Vergleich zu der Volkszahl kam in unserer Provinz im Jahre 1819 eine Kuh auf 4 Menschen, und in demselben Verhältniß standen die Kühe in dem ganzen Staate. Im Jahre 1855 konnte man nur eine Kuh auf 5 Menschen berechnen, und wieder war es dasselbe Verhältniß wie in der ganzen Monarchie. Der hieraus gefolgerte Schluß, daß hier die

Menschen sich mit weniger Milch begnügen müssen als im Jahre 1819 wäre wohl zu gewagt, da mit Grund anzunehmen ist, daß bei besserem Betriebe der Landwirthschaft und der Viehzucht die einzelne Kuh jetzt mehr Milch liefert als im Jahre 1819. An Jungvieh d. h. an Rindvieh von noch nicht 2 Jahren, welches daher zur Zuzucht bestimmt ist, weisen die statistischen Tabellen des Jahres 1819 in der Provinz Preußen 195,651 Stück nach und in dem ganzen Staate 1,136,348, die vom Jahr 1855 aber 270,484 und 1,533,218. Im Vergleich zu der Volkszahl kommt ein Kalb auf 5 Menschen.

Ueber die Zucht von Maulthieren und Eseln im preußischen Staate ist auch nach den neuesten statistischen Mittheilungen kein erheblicher Fortschritt zu berichten. Diese Thiergattungen wurden bei den Zählungen von 1819 und 1831 noch nicht gezählt, erst seit der Zählung von 1834 werden sie berücksichtigt. Bedeutenden Unterschied zeigen die früheren Zählungs-Ergebnisse gegen das letzte nicht, weshalb wir unsere Angaben auf diese eine Zählung beschränken. Im Jahre 1855 zählte die Provinz Preußen 14, die Provinz Posen 39, die Provinz Brandenburg 20, die Provinz Pommern 7, die Provinz Schlesien 18, die Provinz Sachsen 133, die Provinz Westphalen 62, die Rheinprovinz 77, der ganze Staat aber 370 Stück Maulthiere. Die Zahl der Esel betrug zu derselben Zeit in der Provinz Preußen 113, in der Provinz Posen 868, in der Provinz Brandenburg 550, in der Provinz Pommern 276, in der Provinz Schlesien 694, in der Provinz Sachsen 369, in der Provinz Westphalen 3202, in der Rheinprovinz 1144, und im ganzen Staate 7216 Stück. Die Zahl der Maulthiere ist im preußischen Staate sehr gering; die Provinz Sachsen hat noch die meisten. Auch die Zahl der Esel ist nicht erheblich; jedoch ist letztere Zahl beinahe 20 Mal größer als die der Maulthiere. Die Provinz Westphalen hält die meisten Esel, demnächst das Rheinland. Maulthiere und Esel zusammengenommen zählte der preußische Staat 7586 Stück.

Dem Berichte über die Verwaltung des National-Danks d. h. der Stiftung zum Besten der invaliden Krieger für das Jahr 1855 entnehmen wir Folgendes. Die Gesammt-Einnahme betrug 275,284 Thlr. 2 Sgr. 1 Pf., die Gesammt-Ausgabe dagegen 107,938 Thlr. 10 Sgr. 2 Pf., so daß ein Bestand von 107,345 Thlr.

21 Sgr. 11 Pf. (23,184 Thlr. 22 Sgr. 8 Pf. mehr als im Jahre vorher) verblieb. Die Summe aller noch vorhandenen hülfsbedürftigen Krieger bis incl. des Jahres 1815 erreichte noch die Höhe von 67,569 (unterstützt konnten nur 23,100 Invaliden werden); davon trafen — wir können nur auf die in unserer Provinz vorhandenen speciell eingehen — auf dieselbe in Summa 9831 Personen. Unterstützt wurden von diesen im Reg.-Bezirk Gumbinnen 849 mit 2083 Thlr. 24 Sgr. 6 Pf., im Reg.-Bezirk Königsberg 1312 mit 4568 Thlr. 16 Sgr. 6 Pf., im Reg.-Bezirk Danzig 720 mit 1073 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. und im Reg.-Bezirk Marienwerder 861 mit 2177 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., so daß also in unserer Provinz auf den Reg.-Bezirk Königsberg die höchste (durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ Thlr. pro Mann), auf den Reg.-Bezirk Danzig die niedrigste Unterstützung (nicht voll $1\frac{1}{2}$ Thlr. pro Kopf) fällt. — Der Stadtkreis Königsberg hat in dem gedachten Jahre an seine 154 alten Krieger die Summe von 1820 Thlr. gelangen lassen und somit jedem einzelnen durchschnittlich 12 Thlr. verabreicht.

Es ist oft beklagt worden, daß daß das höhere Wild in den Forsten unserer Provinz ganz auszusterben droht. Man hat daher, namentlich in der neuesten Zeit, Maßregeln getroffen, um das Hochwild zu erhalten. Von den Erfolgen dieser Anordnungen in Betreff der Elenn-Thiere in der Oberförsterei Ibenhorst ist vor nicht langer Zeit Meldung gethan; in zwei anderen Forstrevieren des Reg.-Bezirks Gumbinnen, denen von Nassawen und Warnen, befinden sich noch 20—25 Roth-Hirsche, welche aber ungeachtet aller Schonung, sich doch nicht vermehren und deshalb auszusterben drohen. Man glaubt den Grund darin zu finden, daß es an Mutterwild mangele und hat daher den König bei dessen Anwesenheit in Gumbinnen ersucht, für die gedachten Reviere einige weibliche Thiere aus dem Wildpark bei Potsdam verabfolgen zu lassen. Dem Gesuche ist entsprochen, und es sind 6 Stücke Mutterwild verabreicht.

Die preußische Bergbau-Gesellschaft, welche in Königsberg ihren Sitz hat, macht unterm 31. October c. bekannt, daß in der Nähe von Braunsberg ein Braunkohlenlager von 19 Fuß Mächtigkeit und vortrefflicher Qualität in einer Tiefe von 20′ erbohrt worden und guten Erfolg verspricht, daß ferner in Groß-Ponnau

9*

das Bohrloch auf eine Tiefe von 90' gekommen, aus welcher dasselbe bei 5" Weite täglich circa 36,000 Quart Wasser mit 1½ bis 2 Prozent Salzgehalt fördert, und daß endlich für das bei Allenstein am Wadangfluß liegende Kohlenflötz die Schürfarbeiten soweit vorbereitet sind, daß mit dem ersten Frühjahre die Bohrungen beginnen können.

Ueber die landwirthschaftlichen Verhältnisse in Ostpreußen geht der „Pr. Corresp." folgender Bericht zu. „Das allgemeine Ergebniß der nunmehr vollständig beendeten Erndte läßt sich in erfreulicher Weise zunächst dahin feststellen, daß die qualitative Beschaffenheit fast aller gewonnenen Produkte eine so vorzügliche ist, wie man sie seit vielen Jahren nicht gekannt hat. Die Menge der gewonnenen Produkte ist je nach der Beschaffenheit des Bodens sehr verschieden gewesen; doch steht im Allgemeinen fest, daß die Wintersaaten einen reichlichen, die Sommerfrüchte einen sehr unzulänglichen Ertrag geliefert haben. Der starke Ausfall an Gräsern und Futterkräutern hat ernste Besorgniß für die Unterhaltung des Viehstandes erregt, doch kam es den Landwirthen sehr zu Statten, daß bei dem anhaltenden günstigen Wetter in den Monaten September und October das Vieh noch immer die Weide benutzen konnte und so eine beträchtliche Ersparung in der Stallfütterung erzielt wurde. Uebrigens zeigt sich in hiesiger Gegend fast überall das Streben nach einem verbesserten Betriebe der Landwirthschaft. Der Mangel an Arbeitskräften zwingt die Landwirthe und selbst die kleineren Besitzer unter denselben sich dem Gebrauche landwirthschaftlicher Maschinen immer mehr und mehr zuzuwenden. Im Allgemeinen ist nicht zu verkennen, daß die frühere Abneigung der kleinern Ackerbesitzer gegen die neueren Verfahrungsweisen bei Bebauung des Bodens und Nutzens der landwirthschaftlichen Gewerbe immer mehr schwindet. Die Königl. Behörden sind eifrig bemüht, in dieser Beziehung überall anregend und unterstützend mitzuwirken, und die Bestrebungen derselben sind vielfach von Erfolg gekrönt."

Königsberg, 20. December 1857. ♁

IV. Bücherschau.

Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke von F. Kreyßig. Erster Band. Berlin, Verlag der Nicolaischen Buchhandlung, 1858.

Diese nach der Vorrede auf drei Bände berechneten Vorlesungen über den Dichter, dessen Studium bei uns hoffentlich „kein Ende" haben wird, sind von dem Herrn Verfasser in den letzten Wintern an seinem Wohnorte Elbing gehalten und dann auch nach einer nicht mehr neuen Vorleser-Sitte anderwärts (in Danzig) wiederholt worden. Das Publikum, welches er dort versammelte, war, „wie die bessern Kreise einer nicht unbedeutenden, vorzugsweise commerziellen und industriellen Mittelstadt es bieten: wenig Aesthetiker und Literatoren von Fach, aber gebildete Beamte und Geschäftsleute nebst den diesen Kreisen angehörigen Frauen. Die so nachhaltige und gründliche als freundliche und nachsichtige — und hoffentlich mehr die gründliche als die nachsichtige — Theilnahme, mit welcher man den Bemühungen des Verf. entgegenkam, erweckte in ihm die Hoffnung, daß seine Arbeit ähnlichen Kreisen auch in der Ferne nicht unwillkommen sein werde."

Dieselbe ist, wie Hr. K. sagt, für Dilettanten bestimmt, will aber nicht als Dilettanten-Arbeit betrachtet sein. Man werde neben reinem, ehrlichem Respect vor der Sache gründliche Studien nicht vermissen. Als seine Muse ruft der Vorleser im Eingange die „schlichte, ungeschminkte Wahrheit an, welche allein Zeugniß ablegen dürfe von dem unerbittlichen Richter des gleißenden Scheines und dem Erforscher der Herzen."

Daß das Buch eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen gedenkt, versteht sich von selbst. „Man hat sich in Deutschland, sagt Herr K., den Kopf zerbrochen über die Quibbles des Dichters, über die Mischung des Heitern und Ernsten, der Prosa und des Verses, man hat treffliche Untersuchungen angestellt über seine Stellung zum klassischen Drama und zur antiken Mythologie, über die Quellen seiner Stücke, über sein

Verhältniß zur schönen Literatur seiner Zeit und des Mittelalters." „Doch den für die überhaupt denkenden, geistig lebenden Klassen aller germanischen Völker" (warum nur dieser?), „nicht nur für die Aesthetiker und Literatoren hier vergrabenen Schatz werde man auf diesem Wege schwerlich heben."

Diese Characteristik der Verdienste deutscher Literatoren um das Verständniß Sh.'s ist jedenfalls etwas überraschend und befremdend. Hr. K. will doch wol mit ihr sagen, daß man sich in Deutschland bisher nur mit philologischen und antiquarischen Untersuchungen über Sh. beschäftigt habe. Daß dies keineswegs der Fall, und daß es die Arbeit englischer Forscher ist, welche uns durch Einzel-Untersuchungen aller Art einen lesbaren Text des Dichters hergestellt und sein Verständniß eröffnet hat, daß dagegen deutsche Literatoren in Bezug auf Sh. meist denselben Weg gegangen sind, auf welchem Hr. K. mit Lucrez durch unbetretene Musenauen zu wandeln vermeint, dürfte selbst Dilettanten nicht unbekannt sein. Es bedarf nur der Erinnerung an die Namen Schlegel, Horn, Ulrici, Rötscher und Gervinus. Der letztere giebt das Verhältniß der Deutschen zu Sh., im Gegensatz zu Herrn K., mit folgenden Worten richtig an: „Wir commentirten den Dichter nicht, mit dem Materiale entging uns dazu der Beruf. Wir übersetzten ihn. Verdeckten bei den Engländern die Anmerkungen gleichsam den Text, so gab man uns den Text meist ohne Noten. Dies gewöhnte uns an eine ganz andre Art, den Dichter zu lesen. Kam der Engländer vielleicht nur schwer von den einzelnen Stellen hinweg, so lasen wir im raschen Zuge dahin; wir waren sorglos um das Einzelne und genossen besser das Ganze."

Dem Namen Gervinus, welcher bei dem großen Publikum noch in zu frischem Andenken steht, ist auch Hr. K. nicht aus dem Wege gegangen. Dem Werke desselben über Sh. macht er in der Vorrede den Vorwurf, „daß es sich dem traditionellen Standpuncte der deutschen Gelehrsamkeit nähere, der man im Auslande bekanntlich nachsage, sie messe die Gediegenheit geistiger Arbeiten nicht selten nach der Schwierigkeit, welche sie dem Genuß und dem Verständniß entgegenstellen." Ein Tadel, den man hoffentlich nur da nachsprechen wird, wo es nöthig ist, „den allertiefsten Ton der Leutseligkeit anzustimmen." Die Kenntnisse, welche Gervinus bei seinen Lesern voraussetzt, beschränken sich auf die gangbarsten Erscheinungen der Literatur; wo er einen so bekannten Mann nennt wie den Grafen Leicester, beruft er sich auf

Quellen wie Schillers Maria Stuart und Scotts Kenilworth. Sein sprachlicher Ausdruck ist einfach, verständlich und frei von aller gelehrten Terminologie. Wir haben sein Buch viel in den Händen gebildeter Frauen gesehen, und diese pflegen das beste Maß zu haben für das, was man beim lesenden Publikum voraussetzen darf.

Nach einem Worte des Dankes für Gervinus haben wir in dem Buche des Herrn K. vergeblich gesucht. Verdient hätte er es wohl, denn ohne sein Werk wäre das vorliegende schwerlich entstanden. Daß es unterblieben, daraus wollen wir Herrn K. keinen besondern Vorwurf machen, denn die Dankbarkeit ist zu keinen Zeiten eine auszeichnende Eigenschaft der Schriftsteller gewesen, welche es mit ihren Vorgängern gewöhnlich machen wie die „junge Ehrsucht" bei Shakspeare mit der „Leiter Demuth":

Wer sie hinanklimmt, kehrt den Blick ihr zu,
Doch hat er erst die höchste Spross' erreicht,
Dann kehret er der Leiter seinen Rücken,
Schaut himmelan, verschmäht die niedern Tritte,
Die ihn hinaufgebracht.

Seinen Unterschied von G. bestimmt Hr. K. dahin, daß er die Arbeit zwischen sich und dem Publikum billiger zu theilen, für sich selbst mehr Mühe zu übernehmen und seinen Lesern dafür desto weniger zu bereiten gedenke. Klarere Darstellung, knappere Auswahl des Materials, Zusammenstellung des Zusammengehörigen in leicht übersehbaren Resultaten sollen die Mittel dazu sein. Die Dramen des Dichters werden darum nach ihrer innern Verwandtschaft in Gruppen geordnet, statt an ihre chronologische Besprechung eine genetische Entwicklungsgeschichte des Dichters zu knüpfen.

Dagegen wäre an sich nichts zu erinnern, da es jedem Schriftsteller frei stehen muß, sich seine Aufgabe zu wählen, aber der Titel des Buchs entspricht einem solchen Plane nicht ganz. In einem Werke über „Sh. u. seine Zeit" erwartet man eine detaillirtere Darstellung der historischen, literarischen und gesellschaftlichen Zustände, in und mit welchen der Dichter aufgewachsen ist, in der heutzutage nicht so schwer zu übertreffenden Weise des bekannten Buches von Nathan Drake. Eine solche Arbeit würde in der That einem Bedürfnisse der Shakspeare-Leser mehr abhelfen als unser ewiges ästhetisches Räsonniren und unser Vertrautthun mit den Intentionen und Ideen des Dich-

ters. Selbst was Gervinus dahin Einschlagendes giebt, ist nichts als dürftige Kompilation; nicht bei ihm, und noch viel weniger bei seinen Vorgängern und Nachtretern, finden wir eine Spur von selbstständiger, unvermittelter Bekanntschaft mit der vor- und außer-shakspeareschen englischen Literatur. Von Herrn K. erfahren wir kaum die Namen der ältern dramatischen Zeitgenossen des Dichters, eines Christopher Marlow, eines Robert Green, John Lyly, George Peele, Thomas Kyd, Thomas Lodge u. s. w., geschweige denn, daß wir durch ihn eine Ahnung von der Beschaffenheit ihrer Stücke bekämen. Seine Erörterungen über den Shakspeareschen König Johann zeigen nur zu deutlich, daß er nicht einmal die von Nichols herausgegebenen Six old plays gelesen hat, und seine ungenauen oder falschen historischen und chronologischen Notizen über die altenglischen Mirakelspiele und Moralitäten lassen sogar auf den Gedanken kommen, daß ihm das wichtigste auf diese Materien bezügliche Sammelwerk, Collier's History of English dramatic poetry to the time of Shakespeare (London, 1831) völlig unbekannt geblieben ist. Bei so unzulänglichen Vorstudien läßt sich freilich schwer über die Zeit des Dichters sprechen.

Doch sei's drum; möge man Sh. immerhin auch für sich betrachten; die Ausbeute bleibt für den sinnigen Menschen auch so reich genug; nur rede man sich und Andern nicht ein, daß man das blos zur Bequemlichkeit des Lesers thue, vielmehr bekenne man, daß der Vortheil geringerer Arbeit beiden Theilen, dem Schriftsteller sowol wie dem Publikum, und zwar vorzugsweise dem Ersteren, zu gute kommt.

Das Verdienst der Vorlesungen des Herrn K., welche in dem vorliegenden ersten Theile nach einer historisch-literarischen Einleitung die dem Gebiet der englischen Geschichte entlehnten Dramen behandeln, ist, um es mit Einem Wort zu sagen, ein rein stylistisches, und als solches nicht gering anzuschlagen. Sie wurden, wie der Verf. berichtet, frei gesprochen, und also erst später aus dem Gedächtniß niedergeschrieben. War ihre ursprüngliche Fassung auch nur annähernd so, wie sie uns in dem Buche vorliegt, so müssen wir an Herrn K. eine außerordentliche rednerische Begabung anerkennen. Der Ausdruck ist nicht nur gewählt*) und fließend, sondern auch sehr lebendig und kräftig

*) Bis auf einzelne Ausdrücke, welche selbst Sir John in Eastcheap zurücklassen würde, wie Renommage, Kneipen, Kneipgenie, anpumpen, verbummeln u. s. w. —

und erhebt sich nicht selten zu einem Schwunge, der an Vilmars Vorlesungen über deutsche Literatur erinnert. Die letztern scheinen des Herrn Verf. stylistisches Vorbild gewesen zu sein, auch darin, daß der Ton des grämlichen laudator temporis acti beständig durchklingt und an der guten alten Zeit im Gegensatz zu unserer tristen Gegenwart Alles vortrefflich gefunden wird bis auf das Tabackrauchen, Nüsseknacken, Balgen und Apfelwerfen des altenglischen Parterres. Doch dieser weltschmerzliche Beigeschmack hat vielleicht eher dazu beigetragen, das Interesse der Zuhörer zu erhöhen als zu vermindern, und so wundern wir uns nicht, daß Hr. K. mit seinen wohlgefügten Perioden, die in immer vollem Strome am Ohr vorüberrauschen, mit seiner Virtuosität in der Vertheilung von Licht und Schatten und seiner Meisterschaft des augenblicklichen Effects sein Publikum 36 Abende hindurch zu fesseln vermochte.

Gelingt es ihnen auch, hier und da das noch schlummernde Interesse für Sh. zu wecken, woran wir nicht zweifeln, so sind sie nicht umsonst geschrieben. An neuen historischen oder philosophischen Aufschlüssen sind sie freilich nicht reich. Hr. K. sagt meistens nur mit tönenderen Worten, was schon Gervinus gesagt hat; kurze Andeutungen des letztern werden mitunter weiter ausgesponnen, speciellere Ausführungen kürzer zusammengefaßt; die Abweichungen sind nicht der Rede werth *). Wir würden dem Buche daraus keinen Vorwurf machen, da wir heutzutage einmal nach den Worten des Verf. „literarische Spinnmaschinen und Manufacturen brauchen, welche den Rohstoff sauber und zweckmäßig für das gebildete Publikum verarbeiten", wenn er nicht Alles, auch das Trivialste, in dem Tone einer neuen höheren Offenbarung vortrüge, und oft als wenn er allen bisherigen Meinungen zum Trotz einen kühnen Trumpf ausspielte. Am Schluß der vierten Vorlesung heißt es z. B.: „Ich stehe keinen Augenblick an, Sh. als den sittlichsten, männlichsten und geistig gesundesten Dichter zu verehren und laut zu bekennen, wie er als der phantasiereichste, anziehendste, lieblichste und erschütterndste längst von Beurtheilern und Lesern aller Bildungsstufen und Farben anerkannt und genossen wird." Gerade die geistige und sittliche Gesundheit Sh.'s haben alle neuen Er-

*) Wenn Hr. K. z. B. S. 269 Z. 4. „während der Schlacht" (wie es der Situation entspricht) geschrieben hätte statt „nach der Schlacht," so wären seine folgenden weitläuftigen Auslassungen überflüssig gewesen.

klärer als die feste Basis seiner poetischen Anschauungen hervorgehoben, während man mit Recht zugab, daß er an Reichthum der Phantasie, an Lieblichkeit und tragischer Gewalt wol hier und dort seines Gleichen findet. Ein Wagniß ist es jedenfalls nicht, auf Sh. jedes Lob im Superlativ zu häufen; gegenwärtig gehört wahrlich mehr Muth dazu, den leisesten und bescheidensten Zweifel an seiner unbedingten Vollkommenheit auszusprechen.

Für die rhetorische Wirkung des Augenblicks mochte eine solche gehobene Ausdrucksweise wohl berechnet sein; für den bleibenden geschriebenen Buchstaben hätten wir eine Aenderung gewünscht. Leser sind einmal kälter und kritischer als Zuhörer, da bei ihnen die sympathetische Gewalt nicht wirkt, welche den Redner und sein Publikum in Einem Gefühl vereinigt. Wir hätten es darum auch räthlich gefunden, wenn Hr. K. im Gebrauch der rednerischen Hyperbel sparsamer gewesen wäre. S. 114 sagt er: „Sh.'s Genius hat einen Erfolg ins Leben gerufen, der durchaus einzig dasteht in der gesammten Geschichte der Dichtkunst." Hier war doch wenigstens Homer auszunehmen. S. 21: „Wo zeigt uns die Geschichte andrer moderner Literaturen die Seitenbilder zu jenen Mäcenen, die in einer Zeit schroffster Standesvorurtheile unbedenklich dem Adel des Geistes die Hand reichten", nehmlich zu Sidney, Essex und Southampton? Daß jede moderne Literatur ähnliche Mäcene gefunden hat, weiß jeder gebildete Leser; in Deutschland wollen wir, um von Karl August und andern Fürsten zu schweigen, nur an den Grafen von Hahn erinnern, der für das Schauspiel mehr gethan hat als die ganze Aristokratie Alt-Englands zusammengenommen. Die Annalen der Theater und Theaterdichter der elisabethanischen Zeit wissen von Unterstützung durch die Großen nicht viel zu erzählen, und was noch den eifrigsten unter ihnen betrifft, den Grafen Southampton (der trotz der Gegenbeweise Boaden's auch bei Herrn K. mit Sh. auf Du und Du ist) so reducirt sich das, was der Dichter ihm verdankt, auf eine gelegentliche Fürsprache. — Von der Verschmelzung der Normannen und Sachsen heißt es S. 132, „es sei ohne Frage die folgenreichste, großartigste Umbildung, welche die uns bekannte Weltgeschichte auf dem Gebiet des Völkerlebens aufbewahrt hat." Dies hat doch nur dann einen Sinn, wenn die Herrn K. bekannte Weltgeschichte eben nur die englische Geschichte ist. Macaulay, dem er die an jener Stelle entwickelten Gedanken entlehnt, drückt sich viel gemessener aus.

Weniger unschuldiger Art sind andre Wendungen, welche allerdings dem rednerischen Eindruck ebenso gut dienten, bei denen aber die Muse „der schlichten, ungeschminkten Wahrheit“ wol auch ohne Schminke ein klein wenig roth geworden ist. Hr. K. stellt uns z. B. S. 51 aus zwei verschiedenen, gar nicht zusammengehörigen Schilderungen von Nash und Drake das Bild eines Theater-Abends zusammen. „Es ist der 12. Juni 1613, ein schöner, sonnenheller Sommertag“ (vorausgesetzt daß es nicht regnete oder nebelte); „vom Globe-Theater weht die rothseidene Fahne u. s. w. Etwas Ungewöhnliches wird heute geboten. Alle sonstigen Anpreisungen verschmähend, kündigt die Gesellschaft eine Prachtdarstellung Heinrichs VIII. an, mit den einfachen Worten des Zettels: Alles ist wahr.“ Es folgt eine Beschreibung, wie das Publikum zusammenströmt und dann vor Beginn des Stücks im Hause Unfug aller Art treibt. Bis dahin macht die Erzählung zwar nicht dem Historiker, der von den speciellen Ereignissen jenes Tages nur die Aufführung Heinrichs VIII. und den Brand des Globe-Theaters kennt, aber doch dem Novellisten alle Ehre. „Aber nun,“ heißt es weiter, „beginnt das Stück, und diese tolle lärmende Menge wird ganz Auge, ganz Ohr .... Da ist kein englisches Herz, das nicht höher schlüge, wenn der ritterliche Heinrich seinen Streitgenossen von Agincourt zuruft:

Und nie von heute bis zum Schluß der Welt
Wird Crispin Crispian vorübergehn,
Daß man nicht uns dabei erwähnen sollte“ u. s. w.

Diese Verse, welche in Shakspear's Heinrich V. stehn, sollen bei einer Aufführung Heinrichs VIII. gesprochen sein? Mit ihnen fällt ja die ganze hübsche Theaterscene ins Wasser.

Macaulay sagt: In the time of Richard the first, the ordinary imprecation of a Norman gentleman was „May J become an Englishman!“ His ordinary form of indignant denial was „Do you take me for an Englishman?“ Daraus macht Hr. K.: „Haltet ihr mich für einen Engländer? war die gewöhnliche Verneinungsformel des Richard Löwenherz; Mag ich zum Engländer werden, eine bei ihm und seinen Normannen beliebte Verwünschung.“

Gervinus sagt von Sh.'s Richard II: „Coleridge nennt es mit Recht das erste und bewunderungswürdigste von Sh.'s rein historischen Stücken“; und bald darauf: „Nichts ist bei alledem natürlicher, als daß man bei dem außerordentlich praktischen Charakter dieser histori-

schen Stücke auf einen solchen (politischen) Gebrauch derselben verfalle. Unzähligemale haben diese Werke den Rednern der Parlamente Belegstellen ihrer politischen Weisheit bieten müssen." Daraus macht Hr. K.: „Die englische Kritik *) erklärt Richard II. mit Recht für das erste der rein historischen Stücke, und von je hat die Betrachtung englischer Staatsmänner diesem Meisterwerke politischer Poesie, im besten Sinne des Wortes, mit Vorliebe sich zugewendet."

Auf S. 5. heißt es bei Hrn K.: „Heinrich VIII. und Elisabeth redeten zu ihren Parlamenten eine Sprache, wie man sie jetzt gegen keinen deutschen Landtag in Anwendung bringen würde. Im Jahre 1601 mußte das Parlament den Bescheid hören: Unumschränkte Fürsten, wie die englischen Monarchen, wären eine Art von Gottheit auf Erden. Es wäre vergebens, die Hände der Königin durch Gesetze oder Verordnungen binden zu wollen, weil sie durch ihre lossprechende Kraft solche nach Belieben lösen könne." Der Wortlaut verräth Hume als den nicht angeführten Gewährsmann des Herrn K. Aber Hume erzählt nicht, daß die Königin das Parlament in solcher Weise beschieden, sondern daß eine Partei im Hause der Gemeinen jene Sprache geführt habe, und giebt zur Characteristik der damaligen Zeit reichliche Auszüge aus ihren Reden. Hr. K. konnte es übrigens schon aus dem historischen Abriß Macaulays wissen (und wußte es auch, vgl. S. 15), daß die Königin jenem Parlamente gegenüber gerade die ruhigste und nachgiebigste Haltung beobachtete.

Diese Beispiele, welche sich ins Endlose vermehren ließen, mögen hinreichen, um die Willkür des Herrn Verf. in Bezug auf historische Angaben deutlich zu machen, und uns zugleich entschuldigen, wenn wir auf seine gelegentlichen Ausfälle gegen andre Schriftsteller, z. B. gegen Delius, ebenso wenig näher eingehen als auf seine geschichtlichen Auffassungen im Ganzen und Großen. Auch in ihnen geräth er beständig ins Maßlose und Nebelhafte, wo er sich nicht einem zuverlässigen Führer anzuschließen Gelegenheit hat. Denn es fehlt ihm nicht nur an umfassenden historischen Kenntnissen, sondern auch an Strenge des

*) Man vergleiche S. Johnsons Urtheil: This play is one of those which Sh. has apparently revised; but as success in works of invention is not always proportionate to labour, it is not finished at last with the happy force of some other of his tragedies, nor can it be said much to affect the passions, or enlarge the understanding.

Denkens und philosophischer Disciplin. Zum Beweise dafür führen wir seine Definition von „Poesie" im Anfang der zweiten Vorlesung an: „Poesie ist Nichts und kann nichts sein als die sinnliche Erscheinung des Geistes", (die daraus gezogenen Schlußfolgerungen möge der Leser selbst aufsuchen), und endlich seine Characteristik Richards II., welche wahrscheinlich zur besondern Erbauung der Dilettanten dienen soll, für welche das Buch geschrieben ist: „Er gewährt das erschütternde Schauspiel eines beispiellosen, geistigen und gemüthlichen nicht weniger als äußerlichen Bankerutts in Folge des einen Umstandes, daß die Natur ihn mit einem Dilettanten-Character auf eine Stelle berufen, die mehr als jede andre einen Künstler fordert. Sprechen wir uns deutlicher aus: Wenn man mit dem Namen des dilettantischen, im schlimmen Sinne, den Character bezeichnen darf, der eben Nichts ernst nimmt als das Streben nach Genuß, und der keine gründliche und unwandelbare Ueberzeugung hat als den Glauben an das eigne Recht und an die eigne Vortrefflichkeit: darin bestärkt durch eine Erregbarkeit und ein Anempfindungsvermögen, welches die Schmeichelei so gern mit Geist und Genie verwechselt — so scheint Richard II vom Dichter recht eigentlich geschaffen, um den Typus dieser modernsten aller Characterformen ein für alle Mal mustergültig hinzustellen." Sapienti sat. Wir fassen unser Urtheil über das Buch noch einmal dahin zusammen, daß es sich vortrefflich liest, aber zur Belehrung nicht zu empfehlen ist.

h

Die orientalischen Münzen des akademischen Münzkabinets in Königsberg, beschrieben von G. H. F. Nesselmann. Leipzig 1857. 8. F. A. Brockhaus. (XVIII. und 174 S.)

Da dieses unlängst erschienene Werk einen Gegenstand behandelt, der nicht bloß ein wissenschaftliches sondern auch ein provinzielles Interesse gewährt, insofern nämlich, als der größere und wichtigere Theil der hier beschriebenen Münzen aus Funden in unserer Provinz herrührt, so sei demselben eine kurze Besprechung in diesen Blättern gewidmet.

Der Verfasser hat den ganzen orientalischen Münzvorrath, der mit zwei Silberlingen aus der Zeit der Mackabäer beginnt und mit

den Münzen des jetzt regierenden türkischen Sultans schließt, in vier Abtheilungen geordnet:

I. Vor-islamitische Münzen. Diese Abtheilung umfaßt nur zwei Classen, die jüdischen Münzen verschiedenster Art, und die Münzen der Sassaniden in Persien mit Pehlewilegenden, jene 12, diese 9 Stücke enthaltend.

II. Münzen der Chalifen. Diese Abtheilung umfaßt ebenfalls zwei Classen, die Münzen der morgenländischen Umajjaden (von spanischen Umajjaden besitzt das Kabinet keine Münzen) und der Abbasiden, jene durch 10, diese, die reichste von allen, durch 275 Stücke vertreten; ein Anhang beschreibt noch 6 Münzen abbasidischer Statthalter von Tabristan. Beide Klassen dieser Abtheilung enthalten mehre außerordentliche Merkwürdigkeiten, die selbst in den bekannten großen Münzkabineten nicht vorkommen.

III. Münzen der von dem Chalifate abhängigen Dynastien, d. h. derjenigen neben dem Chalifate der Abbasiden bestehenden Provinzialregierungen, welche noch, wenigstens dem Namen nach, die Oberhoheit des Chalifats in Bagdad anerkennen. In dieser Abtheilung begegnen wir 2 Münzen der Idrisiden, 2 der Tahiriden, 2 der Soffariden, 77 der Samaniden, 2 der Wolga-Bulgharen, 1 der Chane von Turkestan, 2 der Buwaihiden, 2 der Hamdaniden, 1 der Atabekiden, 1 der Muwahhiden, 1 der Ajjubiden. Ein Anhang beschreibt 10 theils unbestimmbare, theils fehlerhafte Stücke.

IV. Münzen der vom Chalifate unabhängigen und späteren Dynastien. Diese Abtheilung enthält die mohamedanischen Münzen späterer Zeit bis auf die Gegenwart, und zwar 1 Münze des Hulaguiden Abu Saïd Bahadur Chan, 12 Münzen der Dschutschiden, 3 der Krim-Tataren, 15 der Baberiden (Großmoguln von Hindustan), 2 von Maisur, 1 von Cananore, 1 des Affschariden Nadir Schah, und 93 der Osmaniden. In drei Anhängen werden noch unbestimmte mohammedanische Münzen, 4 Stück, christliche Münzen mit orientalischen Legenden, 3 georgische und 9 ostindische, und endlich chinesische Münzen, 9 Stück, besprochen.

Die Abtheilungen II. und III., bei weitem die wichtigsten unter allen, bestehen fast ausschließlich aus Münzen, welche zu verschiedenen Malen in unserer Provinz gefunden sind; unter den 390 Münzen, welche diese beiden Abtheilungen umfassen, befinden sich nämlich nur 35, welche nicht aus solchen Funden herrühren. Diese einzelnen Funde,

worunter zwei sehr bedeutende, hat der Verfasser in der Vorrede ausführlicher beschrieben und charakterisirt.

Ueber das Verhältniß gegenwärtiger Schrift zu einer früheren Veröffentlichung des Verfassers lassen wir ihn selbst sprechen. Er sagt in der Vorrede: „Mehrfache Gründe bestimmen mich, eine neue Bearbeitung meiner im Jahre 1846 herausgegebenen Schrift: Nummorum orientalium, qui in Nummophylacio Academico Regimontano asservantur, Definitio et Explicatio“ zu veranstalten. Der wichtigste, und zwar ganz objective Grund ist der, daß die Anzahl der orientalischen Münzen des akademischen Kabinets sich seit 1846 verdreifacht hat, so daß meine heutige Beschreibung dieser Sammlung dieselbe in den Augen des sachverständigen Publicums, sowohl was die Zahl als was die Bedeutung der Münzen anlangt, in ein ganz neues Licht zu stellen geeignet ist. Ein zweiter Beweggrund für die Veröffentlichung gegenwärtiger Schrift liegt darin, daß meine erste Bearbeitung als akademische Promotionsschrift nicht in den Buchhandel gekommen und daher sehr wenig bekannt geworden ist. Dasselbe gilt von zwei Berichten, welche ich über Bereicherungen der hiesigen Sammlung habe drucken lassen; da diese Bereicherungen aus zwei in der Provinz vorgekommenen Münzfunden herrührten, so übergab ich die Berichte darüber den hier erscheinenden „Neuen Preußischen Provinzialblättern“, einer Zeitschrift, die außerhalb der Grenzen der Provinz so gut wie gar nicht bekannt ist; auch konnten derartige Berichte in einer für das größere Publicum bestimmten Monatsschrift nur sehr populär nnd oberflächlich gehalten sein, und ich mußte es als eine besondere Vergünstigung von Seiten der Redaction ansehen, daß mir hier und da der Gebrauch arabischer Schrift gestattet ward. Noch mehr subjectiver Natur ist der dritte Grund, der mich zur Herausgabe gegenwärtiger Schrift veranlaßt hat: ich habe nämlich seit 1846 meine Ansichten über manchen hieher einschlagenden Gegenstand geändert; ich habe z. B., um nur Eines anzuführen, die ältere Frähnsche Theorie der Begrüßungsformeln auf den Münzen aufgegeben und mich der besonders von Saulcy, Stickel und Soret ausgebildeten Theorie der Währungszeichen angeschlossen; auch bin ich hier und da, durch bessere Hilfsmittel unterstützt, von meiner früheren Lesung undeutlicher Münzpassiven abgewichen. Alle diese Umstände geben gegenwärtiger Schrift den Charakter einer sehr vermehrten und verbesserten zweiten Auflage meiner „Definitio et Explicatio.“

Der Verfasser hätte seiner Schrift vielleicht den Eingang zu einem größeren Publicum geöffnet, wenn er die orientalischen, meist arabischen, Münzlegenden, wenigstens der wichtigeren unter ihnen, mit einer Uebersetzung versehen hätte, wie es in seiner „Def. et Expl." geschehen war. In seiner jetzigen Gestalt wird das Werk sich sein Publicum wohl ausschießlich unter den Orientalisten suchen müssen.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist recht elegant. Einige wenige Druckfehler sind mit der Entfernung des Verfassers vom Druckorte zu entschuldigen. (

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.

Bei musikalischen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite desselben mit 1 Thlr. 20 Sgr. und der Druck von Hundert mit . . . . — „ 8 „
2. für 1 Bogen dieselbe Lithographie mit . . . . 3 „ 10 „ und der Druck pro Hundert mit . . . . — „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer sein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (8 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen bestimmen sollte, mehrere solcher Aufträge zu verbinden suchen, damit die Kosten vermindert werden.

Das Rieß Papier kostet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter . . . . 2 Thlr. — Sgr. — Pf
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im ersten Bande verwandte . . . . . 3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen . . . . — „ — „ — „

Inhalt.

Seite

I. **Abhandlungen.**

Die Vereine in Königsberg. (Fortsetzung). Von K. H. Bartisius 74

Ein einiges Deutschland und Eines. Von Gotthold 92

Käfer-Brief. Von Blaps mortisaga 95

II. **Correspondenz.**

† Elbing, 18. Januar (Kleinkinder-Bewahranstalten) 103

III. **Mittheilungen.**

Bericht über die Auffindung eines menschlichen Skeletts nebst einem Todtenschmucke bei Nordenburg. Von Urlaub 106

Der Copernikus-Verein für Kunst und Wissenschaft in Thorn 108

Münzenfund in Klentzkau 116

Aus der Chronik für das Jahr 1857 116

IV. **Bücherschau.**

Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke von F. Kreyßig 125

Die orientalischen Münzen des akademischen Münzkabinets in Königsberg, von G. H. F. Nesselmann 133

Im 1sten Hefte dieses Bandes sind nachstehende sinnstörende Druckfehler zu verbessern:

S. 40. Z. 11 v. o. lies Maßen statt Massen.

S. 40. Z. 12 v. u. lies emsigsten statt wichtigsten.

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Zum Besten
der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben
von
A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 5. März.)

Band I. (LIX.) Heft 3.

Königsberg, 1858.
In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Nachricht über den Thorner Annalisten, eine neuaufgefundene Quelle zur preußischen Geschichte.

Im Jahre 1724 berichtete Dr. Joh. Christoph Bolbrecht in seiner „Nachricht von denen auf der königlichen und Wallenrodischen Bibliothek befindlichen codicibus manuscriptis Simonis Grunauen" im Erleuterten Preußen II. 408, daß er bereits „sieben Jahre her auf eine collectionem scriptorum rerum Prussicarum gesammelt und bedacht gewesen." Er wollte, wie aus seinen näheren Mittheilungen hervorgeht, auch Simon Grunau und Lucas David darin aufnehmen, welche beide zusammen „einen ziemlichen tomum" abgeben würden.

Die Ausdehnung eines solchen Unternehmens auf diese bekanntlich durchaus nicht im Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung werthvollen Autoren, würde bei allem Entgegenkommen des preußischen Publicums, auf das Bolbrecht sehr zu vertrauen scheint, jedenfalls eine einigermaßen vollständige Publication der zahlreichen älteren, originalen Schriftsteller gehindert haben; dasselbe würden vielleicht die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit, besonders das Fortbestehen der Theilung Preußens in die königlich preußische und die polnische Provinz gethan haben, welche jedenfalls eine unbefangene Würdigung besonders der von Parteistandpunkten aus geschriebenen Quellen beeinträchtigt haben würde. Endlich würden auch die Leistungen der damaligen philologischen Kritik, wie man

aus vielen ähnlichen Arbeiten des vorigen Jahrhunderts abnehmen kann, schwerlich den heutigen Anforderungen genügt haben.

Dagegen ein großer Schatz nicht nur für die Provinz, sondern sogar für das gesammte Vaterland müßte eine Sammlung der Quellenschriftsteller zur Geschichte der preußischen Lande des Deutschen Ordens sein nach den Grundsätzen einer gesunden Kritik bearbeitet, in der für das engere Gebiet das geleistet wäre, was die unter Pertz' Leitung erscheinenden Monumenta Germaniae historiae für ganz Deutschland zum Ziele haben. Außer Stenzel's Scriptores rerum Silesiacarum existirt ein ähnliches umfassendes Werk noch für keine der andern Provinzen Preußens und ist auch kaum möglich. Ueber der Mark Brandenburg chronicalischer Ueberlieferung hat ein merkwürdiger Unstern gewaltet; von den übrigen bot keine in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein ähnlich von großartigen politischen Interessen getragenes, geordnetes Staatssystem dar, wie das des Deutschen Ordens in Zeiten der Verwirrung und der Zerfallenheit um kleine Mittelpunkte, das sich auch auf dem literarischen Gebiete wiederspiegeln mußte, während zugleich das Leben individueller Institute, besonders der Städte, das nachher dem Orden über den Kopf wuchs und seinen Ausgang bereitete, mit anderweitigen schwungvoll entfalteten Entwicklungen, so der Hansa, zusammenhängend, gleichfalls seine Vertreter und Vertheidiger auf dem Felde der Historiographie fand. Aber auch die bischöfliche und die Klostergeistlichkeit, welche letztere freilich hier, unter Landesherren auch geistlichen Characters, nicht die Hauptträgerin des geistigen Lebens, wie anderswo während langer Zeit, sein konnte, haben bedeutsame Spuren ihrer Thätigkeit auf diesem Gebiete hinterlassen.

Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß sich wenige Länder einer solchen Fülle von Werken der Geschichtsschreibung (läßt man auch die unendliche Zahl der nach der Säcularisation Ostpreußens verfaßten außer Acht) zu erfreuen haben, als unsere Provinz. Noch die letzten Jahrzehnte haben wichtige Publicationen der Art gebracht, während zu ihrer kritischen Würdigung so viel besonders in Voigt's grundlegendem Werke über die Geschichte Preußens geboten ist. Eine Uebersicht des bisher Bekannten giebt Töppen in seiner Geschichte der Preußischen Historiographie. Berlin 1853. Töppen selbst (Vorwort VI. ff.) hebt hervor, wie so manche der werth-

vollsten Chroniken bisher ungedruckt geblieben sind, andere in gänzlich unzulänglicher Form. „Eine neue Ausgabe der preußischen Geschichtschreiber" sagt er, „ist dringendes Bedürfniß — vielleicht gelingt es dem Unterzeichneten, der den Plan dazu schon lange entworfen hat, eine solche endlich zu Stande zu bringen." —

Das Bedürfniß, aber auch die Aussicht seiner Erfüllung, hat sich in der allerletzten Zeit noch bedeutend gemehrt. Der Schreiber dieser Zeilen hatte das Glück, in dem Archive der Stadt Danzig, bei dessen Anordnung er einige Jahre hindurch dem Archivare Professor Dr. Hirsch hilfreiche Hand leisten durfte, zwei bis dahin unbekannte Quellenschriftsteller zur Geschichte des Deutschen Ordens aufzufinden, welche an und für sich höchst werthvoll, auch dadurch noch an Interesse gewinnen, daß sie von schon bekannten benutzt, ein sichreres Urtheil über die Leistungen der letzteren erlauben, nämlich die in der Zeit der höchsten Blüthe des D. Ordens verfaßte lievländische Chronik Hermann's von Wartberge, Capellans des Meisters in Lievland, bis 1378 herabgehend, und die Annalen eines Franciscaners in Thorn bis 1410, jene Quelle der s. g. Zamehlschen Chronik, diese mit Johannes von Pusilje und dem lübischen Detmar und seinem Fortsetzer, soweit dieselben preußische Nachrichten geben, verwandt. Außerdem ist unter den dort neuentdeckten Sachen eine alte Handschrift des chronicon episcoporum Warmiensium des Domherrn Johannes von Plastwig hervorzuheben, welche um so erwünschter sein dürfte, als der von Thomas Treter hinter seinem Werke de episcopatu Warmiensi veröffentlichte Text jenes Autors, besonders um eine bessere Latinität zu erzielen, aber auch sonst, vielfach geändert worden ist. Gern gab der Endesgenannte den Gedanken an eine Einzelpublication dieser Denkmäler auf, um sich der Inswerksetzung jenes größeren Unternehmens anzuschließen. Die neubelebte Idee fand in maßgebenden Kreisen Anklang; anerkannte Autoritäten auf dem Gebiete preußischer Geschichtsforschung, so Herr Professor Hirsch in Danzig, sagten ihre Mitwirkung zu und die Vorarbeiten sind im Gange. Ein Repertorium der auf den Deutschorden und die Lande Preußen bezüglichen Handschriften auswärtiger Bibliotheken ist angelegt und die Untersuchung derselben selbst hat begonnen, z. B. auf der königlichen Bibliothek zu Dresden. Möge den Mit-

arbeitern bald die Möglichkeit werden, einen größeren Theil ihrer Kräfte diesem vaterländischen Unternehmen zu widmen. —

Die nachfolgenden Zeilen sollen eine Reihe von Mittheilungen eröffnen, welche Fragen aller Art über die herauszugebenden Autoren behandeln. —

Der Quartant der Bibliothek des Danziger Archives Ll, 1 besteht aus einer, wie es scheint, im zweiten Viertel des XVI. Jahrhunderts veranstalteten Sammlung von allerlei auf die preußische Geschichte bezüglichen chronikalischen Aufzeichnungen und Actenstücken. 140 der 179 Blätter sind schon in jener Zeit paginirt worden. Die Wasserzeichen des Papieres sind zum Theile holländischen und französischen Ursprunges, jedoch kommt unter ihnen auch das Danziger Wappen vor, wie es seit 1454 geführt wurde, zwei Kreuze und darüber die Krone.

Die verschiedenen, zum Theil von anderen Händen geschriebenen Bestandtheile des Inhaltes sind folgende:

1. auf Blatt 1—30 chronica Livoniae conscripta per Hermannum de Wartberge, capellanum magistri per Livoniam 1143—1378.
2. Bl. 31. Mensura agrorum.
3. Bl. 31. Wie man sich zum hochmeisterlichen Heerdienste stellen soll.
4. Bl. 31—32 b. Zwei Stammbäume der Jagellonen.
5. Bl. 33—53. Die Annalen, über welche wir in dem Folgenden ausführlicher handeln wollen, mit Fortsetzungen bis 55 b. Ohne Ueberschrift. Lateinisch.
6. Bl. 56. und b. Zwei Verzeichnisse der Hochmeister Deutschen Ordens, und eines der Bischöfe von Culm, resp. bis Markgraf Albrecht und Tiedeman Giese.
7. Bl. 57—89. Ohne Bezeichnung Johannes de Plastwig, chronicon episcoporum Warmiensium mit einem Anhange von Urkunden und kurzen fortsetzenden Notizen bis 1537.
8. Bl. 89—110. Einige Urkunden aus den Jahren 1454 und 1455, so wie ein Brief Kaiser Carls V. an K. Sigismund I. d. d. 1520. 28. Juni Brusellis; nebst Antwort. 7 u. 8. lat.
9. Bl. 110 b.—111 b. „Vorclarung der Magdeburgschen Gutter zu beiden Kinden.“

10. Bl. 112—127. Einige auf den D. O. bezügliche päbstliche, kaiserliche und sonstige Urkunden aus den Jahren 1505 und 1525, sowie die Artikel des Cracauer Vertrages; lat.
11. Bl. 128–135. Eberhard's von Seyne Verbesserung der Culmschen Handfeste. Deutsch.
12. Bl. 136. Vidimus der Bulle P. Innocenz IV für Albert Erzbischof von Riga d. d. Lugduni (1246) 5 id. ianuar. lat.
13. Bl. 137—139. König Kasimirs Willkür des Landes Preußen.
14. Bl. 139 b. Note über den Verkauf bei unbeweglichem Gute.
15. Bl. 140 und b. Zwei Sprüche der Magdeburgischen Schöppen wegen Erbganges.
16. Bl. 142 und b. Eine kurze Notiz zu 1501 und ausführliche zu 1520. Lat.
17. Bl. 144—174. Auszug aus Peter von Dusburg Chronicon Prussiae, zum Theil mit guten Lesarten*). Lat.
18. Bl. 175—179. Synchronistische Tabellen der preußischen und lievländischen Würdenträger. —

Blatt 33–56. sind in zwei Columnen beschrieben, während die übrigen des ganzen Buches durchlaufenden Text enthalten. Wir bezeichnen die beiden Spalten der je ersten Seite mit a und b, die der zweiten mit c und d. Blatt 53 b. bis 56 war ursprünglich leergelassen; eine spätere Hand hat erst zusammenhängende, dann vereinzelte Nachträge bis 1540 hinzugeschrieben. Unsere Annalen selbst dürften, insoweit sich überhaupt für die Diplomatik jener Zeit ganz sichere Angaben machen lassen, um 1525 abgeschrieben sein. An den Rand sind von jener späteren Hand an einzelnen Stellen ergänzende Nachrichten hinzugefügt worden.

Wir betrachten zunächst die Annalen, wie sie sich selbst bieten. Sie beginnen mit Notizen über den Märtyrertod des h. Wenzel 941, des h. Adalbert 997, des h. Stanislaus 1079 und über die Stiftung des Templerordens 1112. Zu 1190 wird die Stiftung des D. O. bemerkt und dann auf preußische Angelegenheiten über-

*) So findet sich darin in den Zeugen unter der Schenkungsurkunde über das Culmerland der Vicekanzler Gregorius; der Propst, den Hartknochs Text n?
II. 5 Sermitotus, Jeroschin Gernuld nennt, heißt hier Seruuld; vgl Töppen: Gesch. der preuß. Historiographie 277, u. s. f.

gegangen. Zuerst sind meist Städte und Schloßgründungen angegeben, dazwischen kurze Angaben über kriegerische Ereignisse in Preußen, Lievland und Kurland. Mit dem XIV. Jahrhunderte werden die Nachrichten ausführlicher und vollständiger; jedoch sind viele Jahre noch ohne Mittheilungen gelassen, so z. B. die Jahre 1350 bis 1359 incl., dann 1364, 1372, 1373; erst von 1374 (Bl. 36 c.) ist jedes Jahr mit einer Bemerkung bedacht. Der Schluß nach 1410 ist auch durch die lange Dehnung des g in dem Schlußworte Marienborg angedeutet. (Bl. 53 b.)

Einige Ausdrücke in den letzten Jahren erweisen den Autor als den Ereignissen gleichzeitig. Zu 1401 (49 b.) erzählt er, daß der Hochmeister und seine Gebietiger mit dem Könige von Polen zu Radzans getagt haben: „et semper nescitur quid conclusum"; zu 1398 (48 c.), daß die Königin Hedwig von Polen mit dem Könige in Kujavien gewesen sei: „et, ut accepi, libenter convenisset cum domino magistro, sed magister non venit ad eos" etc.; zu 1408 (50 c.): „dominica post epiphaniae in Trakken domini nostri cum praeceptoribus habuerunt placita cum Wytold et rege Poloniae et fuerunt ibi multi principes. Et post reditum eorum nihil audiebatur, quid esset actum vel conclusum; sed percepi solum, quod rex postulasset castrum Drysen a dominis nostris" etc. Daß er ein Deutscher ist, erweist zum Ueberflusse seine Anführung deutscher Worte 1384 (41 b.). Ein besonderes Interesse und eine besondere Kenntniß verräth der Autor für die Angelegenheiten des Culmerlandes und der angrenzenden polnischen Provinzen, im Speciellen aber für Thorn. An mehr als dreißig Stellen gedenkt er der Stadt und führt häufig Nachrichten nur localen Werthes auf; so giebt er zu 1404 an (50 a.), daß die Thorner am Margarethentage von der Expedition nach Gotland zurückgekehrt seien. Würde die Notiz bei 1242 (33 b.): „nostris hominibus de terra Culmensi" auch einer weiteren Auffassung Raum geben; zu 1236 sagt er (33 b.): „civitas de antiquo Thorn translata est in hunc locum."

Zu 1409 giebt sich unser Annalist als einen Franciscanermönch zu erkennen. Er sagt (51 a.): „statim post pascae Ulricus magister cum aliquibus praeceptoribus ivit ad exponendas civitates Memelam et Ragnitem et dedit locum Augustinensibus in Memela; nobis vero, fratribus mino-

ribus, in Ragnit; sed guerra interveniente nihil pro tunc est factum." Demnach gehörte er dem Franciscanerkloster in Thorn an, dem ältesten dieses Ordens in Preußen. Von den Ordensherren spricht er meist als „domini nostri". Eine auffallende Eigenthümlichkeit ist, daß bei dreien Jahren 1317 (34 a.), 1329 (34 b.) und 1337 (35 b.) sich die Nachrichten nicht ausgeschrieben, sondern nur mit Anfangsbuchstaben angedeutet finden. So steht an ersterem Orte: „m. gr. ka. iudi. ge. mcha. th. a. su po. fu. depo"; 1329. fr. W. ex ith. su. m. a. cu. p. et epi. ma. et co f. iui et p. al. ha. cu omi mi et fe. de domo he. et mis.; zu 1337 h. p. m. c d c b m th iudi im im v'." Die beiden ersten Nachrichten könnten sich auf die HM. Karl Beffart und Werner von Orseln beziehn, die letzte auf Theoderich von Altenburg und ihre vollständige Mittheilung aus Rücksicht auf die bestehende Regierung unterlassen sein. Im Uebrigen ist unser Annalist ein großer Anhänger der Landesherrschaft.

Für die Jahre, in welchen er nicht als Zeitgenosse schrieb, scheinen ihm ältere gleichfalls Thorner Aufzeichnungen vorgelegen zu haben, indem auch darin die Landschaften um diese Stadt besonders berücksichtigt sind. —

Soviel ergiebt sich, wenn man vorläufig noch von der Auswahl und Farbe der Nachrichten, so wie ihrer Stellung zu dem schon bekannten historischen Materiale absieht, aus den vorliegenden Annalen über die Zeit und Person ihres Urhebers. Andere Fragen werfen sich auf, wenn man sie mit sonstigen Quellenschriftstellern vergleicht, Fragen, deren Beantwortung jene Resultate zwar nicht umstoßen, aber näher präcisiren wird. Eine durchgehende Beziehung auf Dusburg, Johannes von Pusilje und Detmar, welche beide letztere hier besonders in Betracht kommen, wird die Ausgabe dieses Werkes bringen; für jetzt, wo der Text dem Publikum noch nicht vorliegt, müssen wir uns begnügen, summarisch zu fahren und nur einzelne besonders bezeichnende Stellen hervorzuheben.

Aus Urkunden dürften einzelne Bemerkungen wie zu 1233, 1298 *), 1343, 1383 u. s. w. entlehnt sein. Die Nachricht über die Erfolge der Littauischen Reise 1381 stimmt ganz genau mit derjenigen überein, welche der Hochmeister selbst in einem

*) „Donatio ecclesiae Culmensis."

Briefe*) an den Hauscomtur von Danzig giebt. Er fordert denselben darin auf, von den Geistlichen in der Stadt und zu Oliva Dankgottesdienste halten zu lassen. Ein ähnliches Schreiben wird an den Thorner Ordensconvent ergangen sein und durch dessen Vermittlung unserem Annalisten kund geworden sein.

Die Aufzeichnungen von 1190 an bis 1332 zeigen eine große Verwandtschaft zu Dusburg und seinem Fortsetzer und dürften zum großen Theile nur Auszüge daraus sein. So finden sich die Gründungen von Thorn, Culm, Marienwerder, Elbing, Balga, Königsberg, Tapiau (zu 1265), Brandenburg u. s. w. meist ausführlicher auch bei jenem wieder, wobei jedoch auch einige Ungenauigkeiten vorkommen, z. B., daß die Gründung Schönsees, des bei Dusburg schon vor 1273 belagert wird, erst bei 1275 steht. Im Wesentlichen beruhn auch die Nachrichten zu 1260, 1261, 1262, 1268, 1272, 1277, 1296, 1300, 1322, 1326, 1329, 1330, 1332 (Dusburg 1329) auf letzterem. Die künftige Ausgabe würde nach dem maßgebenden Vorbilde in den Monumenta Germaniae alle diese entlehnten Nachrichten, deren Quelle wir noch nachzuweisen vermögen, durch kleineren Druck von dem Uebrigen auszuzeichnen haben.

Aber dieser erste Theil unserer Chronik hat auch seinen selbstständigen Werth, indem nicht selten Dusburgs Mittheilungen durch nähere Namen- und Zahlenangaben vervollständigt sind und daneben auch andere umfassendere Notizen unbekannten Ursprunges sich vorfinden. Für die Verlegung Thorns an die jetzige Stelle (Dus. II. 1. a. E.) ist das J. 1236 angegeben; für die Culms 1253. Als Tag der Schlacht am See Rensen (Du. III. 40.) zu 1242 (!) giebt er Viti und Modesti an, sowie den Verlust von 1200 Mann aus dem Culmerlande. Die Krönung König Wenzels von (Böhmen und) Polen (Du. III, 270.) geschah in Gnesen; der Mörder des Littauers David 1326 (Du. III. 354.) hieß Andreas. Die Eroberung Wissegrads (Cont. 12. 1329.) geschah 1330 an S. Nerei und Achillei; in demselben Jahre wurde außer den anderen Burgen (a. a. O.) auch Radzans erobert; u. s. f. — Durchweg eigenthümliche Nachrichten finden sich zu

*) Danziger Archiv Stadtbuch I. 141 a. 4. D. d. Estomihi (24. Februar) s. l.

1258, 1277, 1286, 1308 *), 1309, 1330, 1332, 1333, 1335, 1336 u. s. w.; dann jene in abgekürzten Worten gegebenen, welche wir oben erwähnten.

Bereits bei dem J. 1260 beginnt eine Uebereinstimmung mit den Mittheilungen über Preußen in der lübischen Chronik des Franciscanerlesemeister Detmar vom S. Catharinenkloster zu Lübek (ed. F. H. Grautoff die lübeckischen Chroniken in niederdeutscher Sprache. 1829. I.). Sogar schon die Erzählung von der Gründung der Stadt Culm 1250 scheint nichts anderes zu sein als eine Verderbung der bei unserem Annalisten (p. 33 c.) zu 1251 befindlichen: „Civitas Culmense aedificatur a domino Hinrico episcopo", wo der etwas flüchtige Benutzer wohl „Culmensis" vermuthete und an die bekanntere Stadt dachte. Die Verwandtschaft mit Johannes von Pusilje (ed. Voigt und Schubert, Königsberg, 1823) läßt sich sogleich von dessen erstem Jahre 1360 an bemerken.

Auf die Verwandtschaft des letzteren Chronisten mit Detmar deutet Voigt an mehren Stellen der Geschichte Preußens beiläufig hin. Eine umfassende Vergleichung, über welche jedoch nichts veröffentlicht ist, stellte Herr Prof. Dr. Röpell in Breslau an. Wir betrachten zunächst den Thorner Annalisten und sein Verhältniß

*) Diese Nachrichten zu 1286 und 1308 citirt Stanislaus Bornbach in einer seiner preußischen Chroniken (Bibl. des Danziger Archives Ll, folio 22. ad. a. p. 118. 148 b.) als aus Georg Kremers lateinischer Chronik entlehnt. Da er aber auch fremdartige Notizen und ganze Urkunden als in das Werk dieses Danziger Patriciers aufgenommen anführt, so kann dasselbe nur eine Arbeit mit Benutzung unseres Annalisten gewesen sein, die vielleicht sogar aus dem vorliegenden jetzt städtischen Danziger Exemplare geschah, indem sich auch die in letzterem befindlichen Marginalnoten (1308) in ihm wiederfinden. — St. Bornbach kannte übrigens und benutzte auch den Hermann von Wartberge. Er ist einer der fleißigsten Sammler von Chroniken und Urkunden zur preußischen Geschichte gewesen; die Landtagsverhandlungen bis zu seiner Zeit hat er in vier starken Folianten aus den Danziger amtlichen Exemplaren excerpirt und ein sehr großer Theil der Anerkennung, welche Töppen a. a. O. für C. Schütz als Urkundenforscher hat, gebührt dessen nur oberflächlich von letzterm erwähnten Freunde Bornbach, indem wie sich nachweisen läßt, Schütz desselben Werke vielfach benutzte. Auch die Erwähnung H. v. Wartberge in der Vorrede stammt aus Bornbach. Von Bornbachs Hand ist die einzige Handschrift, in der Weinreichs Danziger Chronik erhalten ist (ed. Hirsch u. Voßberg S. XXIII). Eine ausführliche Mittheilung über den verdienten Mann behalten wir späterer Zeit vor.

zu Detmar bis zum Jahre 1360, um dann die Resultate aus einer Gegenüberstellung aller drei Werke zu ziehn

Der Mehrzahl nach sind die preußischen Mittheilungen Detmars bis 1360 nur eine Uebersetzung der in dem Thorner Annalisten sich findenden, jedoch nicht eine durchaus sich überall dem Wortlaute des Lateinischen eng anschließende, sondern vielmehr eine etwas breite, auch unwesentliche, sich von selbst verstehende Zusätze nicht verschmähende. Einige Zusätze waren allerdings nöthig, um dem Leser den Schauplatz der von fernem Boden nach Lübeck verpflanzten Nachrichten vor Augen zu führen. Zu 1260 sagt der Thorner Annalist kurz:

	Detmar I, 138.
in die Margarete fuit magnum bellum in Curlandia.	By der tyd was oc grot strid in Curlande tuschen den cristenen unde heidenen, unde dar wart vele volkes geslaghen in beyden syden.

wobei noch zu bemerken ist, daß D. das Datum wegläßt.

Der Th. A. sagt (Bl. 33. d.):	D. 1276. I, 153.
1272 Bruensberg civitas edificatur.	In demesulven iare do wart ghestichtet unde ghebuwet de stad to deme Brunsberghe in Prutzen.
Th. A. 1296 (Bl. 33. d.)	D. 1294. I, 169.
Civitas Rigensis opposuit se dominis de Prussia.	In der tyd wart dat hetlike orloghe tuschen deme ersebiscope unde der stad von der Riga weder de brodere von deme dudeschen hus, darumme seder vele volkes dieke is dode bleven.
Th. A. 1322 (Bl. 34. a.)	D. I, 213. f.
Dux Bernhardus una cum dominis nostris et comite Guleken ac aliis comitibus intrantes terram Samaytarum castrum Pistin expugnaverunt. Omnes capti in arce facti sunt obsides.	In deme iare Cristi MCCCXXII do toch hertoghe Bernard mit den godes ridderen van Prutzen, mit deme greven van Guleke unde andere velen greven unde landesheren uppe de Lettowen in de Sameyten unde wunnen dar en slot, dat het Bistin; dar vinghen se vele Lettowen. De Sameyten weren rike unde wol gheboren; der antworden se en del deme meyster van Prutzen to gise vor de anderen.

Aehnliche Beispiele einer mehr freien Benutzung, als eigentlichen Uebersetzung könnten noch mehre angeführt werden. Mitunter verleitet dieses Bestreben nach Ausschmückung und auch Mo-

tivirung sogar zur Verfälschung von Thatsachen, zu der an anderen Stellen Detmar durch bloße Flüchtigkeit gebracht wird. Wenn der Th. A. zu 1325 sagt: (Bl. 34 b.) so macht D. I. 220. daraus:

Cruciferi viridis crucis in Polonia et Pomerania passagium praedicarunt; sed in Prussiam prohibente fratre Wernero magistro generali non venerunt.	By dersulven tyd do nemen to sik etelike cruceheren grone cruce, unde kundegheden ene mene herevart in Polen unde Pomeren van ghebode des paveses; mer se mosten nicht predeken in Prutzen, wende de mester des ordens woldes nicht, hirumme dat dat volk nicht lepe ute deme lande.

Ganz handgreiflich ist ein Irrthum bei D. aus Flüchtigkeit 1335, wo er aus einer Person zwei macht:

Th. A. (Bl. 35 a.)	D. I. 238.
Mortuus est magister generalis dominus Luderus dux Brunswicensis sepultus in Koningsberg.	In demesulven iare starf broder Luder, de mester van Prutzen. Nicht langhe darna starf oc in Prutzen hertoghe van Brunswic unde is begraven to Koninghesberch.

Warum übrigens Detmar gewisse Nachrichten aus der Thorner Quelle in sein Werk aufgenommen hat, gewisse ganz gleichartige nicht, darüber lassen sich durchaus keine bestimmten Grundsätze bei ihm erkennen. Das Vorhandensein gewisser Nachrichten bei ihm, so z. B. zu 1334. 1341. 1347. 1348. 1359, besonders aber 1331, wo er der Weichselüberschwemmung am dritten Fastensonntage zu Thorn gedenkt, die vielen das Leben gekostet habe, führt darauf hin, daß er ein vollständigeres Werk Thorner Ursprunges vor sich gehabt habe, als uns in der jetzt noch erhaltenen Handschrift unseres Annalisten vorliegt, den dann übrigens auch jener vielen mittelalterlichen Chronikanten zu machende Vorwurf treffen würde, nicht nach klar vorgezeichnetem Plane gearbeitet zu haben. Diese Vermuthung wird zur Gewißheit erhoben, sobald man die Jahrbücher Johannes von Pusilje mit in den Kreis der Betrachtung ziehen kann. Schon bei dem ersten Jahre 1360 erhalten wir ein merkwürdiges Bild von dem Verhältnisse, in welchem die drei Werke zu einander stehen. Wir stellen ihre Angaben gegenüber.

Th. A. (Bl. 35 c.)

Anno 1360 in die assumptionis beatae Mariae fuit magnus impetus venti, quod in parvo spacio terrae prope Grunehof ceciderunt ultra quatuor sexagenas magnarum quercuum funditus eradicatae. Campanile in Mispilwalde cum campanis integrum sine practica (jactura?) fuit motum de loco suo ad spaclum XIII pedum.

D. I. 281.

In demesulven iare (1359) bi unser leven vrouwen daghe der hemelvart do was so grot wint in Prutzen, dat bi Groneshove weiden all umme bome mit den wortelen, veer schok groter ekbome; ok de kloktorn to Mispelwalde mit al den klocken weide van der stede XVI vote gans unde untobroken.

In deme somere dessulven iares do was so grot pestilencia to demm Elbinghe in Prutzen, dat binnen korter tid sturven dar wol dritteyn dusent volkes.

J. v. P. 24.

Anno domini 1360 was gros wint umb assumpcionis Marie, das dy eychin unde dy bowme umvilen usz der erdin mit den worczeln. Der wint fürte eyn glochus zcu Mispilswalde bobin XL fusze von der stat, als is stunt, mit den glocken unde bleb dach gantcz — — — — Ouch was grosze pestilencia obir all das lant. Man will, daz zcum Elbing uff die czyt storbin bobin XIII tusent menschen.

Aehnlich verhalten sich u. a. die Nachrichten des Jahres 1361:

Th. A. (Bl. 35 d.)

Anno 1361 Kinstut rex Lituanorum fuit captus (am Rande von derselben Hand hinzugefügt ante dominicam palmarum) in terra Prussia et eodem anno mirabiliter evanuit de castro Marienborg (a. R. XVII Kal. Novembres).

D. I. 283. (1361).

In demesulven iare in palme avende do wart ghevanghen Kynstod, der Lettowen konink; twe daghe vor sunte Lucas dage do vorstal he sik van der Meryenborch unde leep en wech.

In demesulven somer was so grot hette in Prutzen, dat vele kornes vorbrande up deme velde.

J. v. P.*) 24 f.

a. d. 1361 wart Kynstoth gefangen uff den palm obent bie Erkirsberge in der wyltnisse uff der jagt von eyme heren, der hies her Cranchsvelt und wart gefangen brocht ken Marienburg deme homeister unde man hilt yn in groszir huthe; ydoch qwam her usz deme gefengnisz dornoch uff sinte Elyzabeth obent, unde qwam weg durch die Mazow und es was wunder das her weg komen mochte, als woren ym alle worthe vorsatczt. Sunder her hatte lüthe, dy ym hemelich do von hulffen, also wil man, anders her enmochte von dannen nicht wol sin komen.

In desin czeiten was der zomir gar heis, das das getreide viel verdorrete ane reyn unde der winter enfros wenig ichtis icht, das man nicht usz mochte komen czu reisen.

*) Vgl. auch den Contin. Dusburgi (Stadtschreiber von Culm?) ed. Hartknoch p. 424. Beinahe wörtlich hat unser Thorner Annalist, was dieser zu 1327 (unser 1332) und 1343 giebt. Vielleicht dürften also auch Cap. 21 und 22 (s. Töppen, Historiographie S. 17 und 41.) der ersten Fortsetzung des Dusburg beizumessen sein. Die Verse auf die Schlacht bei Rudau (Töppen 42.) stehn doch zum Theil schon bei Detmar Gr. I. 293.

Digitized by Google

Wir haben letztere Stelle besonders auch darum ausgewählt, um Johannes v. P. eigene Thätigkeit ins Licht zu setzen. An sehr vielen andern Stellen, vornehmlich in den letzten Jahren vor 1410, lehrt die Vergleichung gleichfalls, wie er die ihm vorliegende Notiz aus anderer, meist wohl mündlicher Ueberlieferung, dann aber auch aus eigener Erfahrung wesentlich vervollständigt. Den Gedanken übrigens an eine Benutzung des lübischen Chronisten selbst durch jenen Autor schließt die Gegenüberstellung von Nachrichten wie die folgenden ganz aus:

(Th. A. Bl. 36 a.)	D. 1366.	J. v. P. S. 29.
Anno 1366 venit (a. R. Vrimoldus) archiepiscopus Rigensis cum aliis pluribus episcopis in Dantzig et fecit concordiam cum (a. R. Winrico) magistro generali et Livoniae, quae tamen non fuit servata. Eodem anno rex Poloniae Kazimirus (a. R. magnus) [venit] ad dominum magistrum generalem.	hat hievon nichts und berichtet nur von gewissen Wunderzeichen, die in Preußen geschahen. G. I. 289	Item in dem iare qwam konig Kasemirus von Crakow ken Marienburg unde was do des meisters gast, unde waz vor ny mehe hie gewest in dem lande, unde was in dem LXVI jare. A. d. 1368 worin zcu Danczk der erczbischoff von Rige unde ander bischoffe unde machten eyne berichtunge mit dem orden, die her doch nicht enhilt.

Eben dasselbe beweisend ist u. a. eine Stelle zu Ende des J. 1382, dessen übrige Nachrichten im Wesentlichen bei allen dreien übereinstimmen, nur daß des Th. A. Worte sich als die ursprünglichen zeigen, aus denen die beiden anderen je einen Auszug machten.

Th. A. (39. d.)	D.	J. v. P. S. 50.
Item XX Julii castrum Trakken fuit datum et resignatum Jagell; inhabitantes repulsi per marscalcum. Eodem anno Wytot in veste uxoris suae evasit captivitatem Jagel, venit in Mazoviam et in Prussiam.	hat hiervon nichts G. I, 323. Na der tyt bi sunte Lambertus dage do starf de gude konink Lodewich van Ungeren, de dar was en rechtverdich here unde en lefhebber des vredes. Na sime dode was grot kif umme dat rike.	— — — unde Jagel unnd Skirgal qwomen wedir czu den husirn Trackin unde der Willen, unde Wittowt entqwam us deme gefengnisse in eines wybes cleydirn hin in die Masow czu herczogin Johannes sime swogir. In desim iare uff den tag des heiligen crucis, als is irhabin wart, irstarb der irluchte furste koning Lodwig von Ungern, unde do stunt gros krig uff beide, czu Polen unde ouch czu Ungern.

Digitized by Google

Noch andere Beispiele geben die Jahre 1387, 1388, 1390, 1392, 1393, 1394, 1400 u. s. f., welche wir, da wir hier keinen Abdruck des ganzen Werkes geben wollen, weiter auszuführen unterlassen.

Uebrigens hat auch Johannes v. P. ohne sichtlichen Grund manche nicht unwichtige Notiz seiner Quelle übergangen, wobei wir keineswegs in Abrede stellen wollen, daß auch der Franciscaner von Thorn, wie er uns heute vorliegt, manches über eben jene hinaus hinzugefügt habe, z. B. wohl die Notizen über Preise von Lebensmitteln und gewisse hochmeisterliche Verordnungen 1384, 1385, 1386. Im Ganzen lehrt jedoch die Vergleichung, daß letzterer, der stets den einfachsten Wortlaut, dazu lateinisch, jedenfalls in der Sprache des Originales giebt, sich demselben am nächsten anschließen möchte. Und so vermehrt unser neugefundener Annalist, wenn auch Vieles von dem, was er giebt, sich mit schon Bekanntem deckt, nicht unbeträchtlich auch die Masse des historischen Materials (z. B. besonders 1384), wobei seine Nachrichten noch den Vorzug sehr genauer chronologischer Angaben haben. Die schon bekannten Mittheilungen rückt er theilweise zu einem ehrwürdigeren Alter hinauf und giebt, was auch von großer Wichtigkeit ist, die Heimath aller derselben zu erkennen Wir könnten noch manche interessante Novität aus ihm mittheilen, ziehn es jedoch, wie gesagt, vor, nicht der Ausgabe des Ganzen vorzugreifen, welche durch die fortlaufende Beziehung auf Detmar und Johannes v. P. ein viel klareres Bild von dem Werke vorführen wird, als es einige aus dem Zusammenhange gerissene Stellen zu geben vermögen. Es leuchtet ein, daß die Kritik des Johannes von Pusilje, zu dem sich übrigens das handschriftliche Material seit der ersten Ausgabe erheblich gemehrt hat, auch keinen geringen Nutzen von diesem Funde haben wird, und man den verdienstvollen, liebenswürdigen Mann, der unseren Thorner Annalisten vor sich hatte (wie man annehmen muß, übrigens sowohl das ältere größere Werk, als das verkürzte, bis 1410 hinab fortgesetzte), nunmehr in seiner eigensten Thätigkeit wird beobachten können.

Bedauerlich ist der Verlust, den wir jetzt erst recht kennen lernen, jenes ursprünglichen Werkes. Ziemlich großartig muß es angelegt gewesen sein. Der spätere Thorner Annalist hat sich meist

streng an das Preußen und seine nächsten Nachbarländer Berührende gehalten; sein Vorgänger ließ außerdem seinen Blick weit über das Deutsche Reich und fremde Völker schweifen, wie eine Gegenüberstellung der aus ihm entlehnten vielen Stellen gleichen Inhalts bei Detmar und Johannes v. P. lehrt. Dieselbe hier in extenso anzustellen, würde für unsern Zweck jetzt zu weit führen; zu dem sind beide Werke gedruckt und verbreitet genug. Leicht verständlich ist nun, wie Detmar, der Franciscaner sein Fortsetzer, und der s. g. Rufus der ja auch diesem Orden angehört haben soll, aus dem Bruderkloster nach altmittelalterlicher Weise die historischen Aufzeichnungen erhielt, während der Official von Riesenburg sie leicht aus dem nahen Orte erlangen konnte.

Uns bleibt für jetzt hier noch ein Punkt zu berühren übrig. Detmar, der Lesemeister im Franciscaner Kloster zu S. Katharina in Lübek, übernahm es 1385 im Auftrage des Rathes, die sechs und dreißig Jahre liegengebliebene Chronik der Stadt zu ergänzen und auch innerlich zu vervollständigen; denn „ok was se brekhaftich der ding, de ghescheen weren an vele iaren unde an vele landen.“ Er sagt ausdrücklich, daß er 1386 daran arbeitete, und eine alte Handschrift aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts giebt seinen Text nur bis zu diesem Jahre *). 1386 muß dem Detmar also bereits der größere Thorner Annalist vorgelegen haben, dessen Nachrichten er mit denen der alten lübischen Stadtchronik und anderen vereinigte. Nun ist die eine Notiz bei ihm über Preußen 1386 dem Thorner Werke entnommen (zu 1387, 1393, 1394, 1400 giebt er nichts Bezügliches); ebenso wohl auch einiges zu 1388, 1389, 1396, 1398, 1399. Da aber Detmar wohl 1395 starb oder doch an dem Werke zu arbeiten aufhörte **), sein nächster Fortsetzer, auch mit Benutzung der preußischen Arbeit, es bis 1400 brachte, so müßte man fortdauernde Mittheilung der letzteren, wie sie allmälig entstand, etwa 1386,

*) Grautoff a. a. O. I. Einl. XXII. — Dr. E. Deecke, Beiträge zur Lübeckischen Geschichtskunde. 1835. 4. I. 17—19. Vergl. auch G. Waitz, Ueber Hermann Korner und die Lübecker Chroniken 1851. 4. S. 28. Anm. Aus der Abh. der K. Ges. d. W. zu Göttingen V. Die Nachricht, welche nach Waitz a. a. O. Rufus genauer als Detmar hat (zu 1376), findet sich gleichfalls im Thorner Annalisten.

**) Grautoff a. a. O. I. Einl. XV. f.

1395 und 1400 nach Lübeck hin annehmen und somit den Verfasser der größeren Annalen und des Auszuges für gleichzeitig, oder was dann doch am wahrscheinlichsten ist, nach der Art wie letzterer in der ersten Person austritt, für einen und denselben halten. Möglich wäre auch, indeß nicht gerade wahrscheinlich, daß der Verfertiger unserer Handschrift oder sein unmittelbares Vorbild jenen Auszug aus dem größeren Werke gemacht hätte, wobei er dann zuerst ziemlich verständig alles nicht Preußen Betreffende ausgeschieden und dann zuletzt sich so dem Einflusse des älteren Autors hingegeben hätte, daß er sogar dessen persönliche Bemerkungen herübergenommen. Höchst wünschenswerth wäre es auch zur Erörterung aller dieser Beziehungen, wenn genauere Nachrichten über die lübischen Chroniken, als Grautoff sie giebt, vorlägen (wobei wir indeß gegen das Verdienst dieses Gelehrten nicht undankbar sind), worauf auch Waitz a. a. O. 28. hinweist. —

Berlin. **Dr. E. Strehlke.**

Nachschrift.

Zu der allen Freunden der vaterländischen Geschichte gewiß höchst willkommenen Mittheilung des Herrn Dr. Strehlke erlaube ich mir folgende Bemerkung hinzuzusetzen.

Der Minorit, dessen Chronik mir während meines Aufenthaltes zu Danzig im vorigen Sommer freundlichst mitgetheilt wurde, sagt beim Jahre 1232: Civitas Culmen edificata est circa antiquum castrum, beim Jahre 1239: Civitas Culmen edificata est circa Vislam, beim Jahre 1253: Civitas Culmen edificata est supra montem de Visla. Er weiß also von einer doppelten Verlegung der Stadt, während Dusburg nur von einer einmaligen berichtet. Von der doppelten Verlegung der Stadt spricht auch Simon Grunau Trakt. VII. Kap. 2. §. 3. und zwar in einer Weise, daß es höchst wahrscheinlich wird, kein anderer als der Minorit sei sein Gewährsmann. Ich habe leider weder die Chronik des Minoriten noch die Simon Grunaus zur Hand, und meine Excerpte aus beiden reichen zu einer weiteren Untersuchung über den Zusammenhang beider Schriftsteller nicht aus.

Hohenstein. **Dr. M. Töppen.**

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges.

Zur Erinnerung an die Zustände unserer Stadt vor hundert Jahren nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen.

(In einem öffentlichen Vortrage am 25. Febr. d. J. mitgetheilt.)

Die großartige Periode, in welcher Friedrich der Große gegen die Mehrzahl der Europäischen Großmächte sieben Jahre lang seine politische Stellung mit einer beispiellosen Energie vertheidigte, und siegreich den einmal eingenommenen Standpunkt unter den Staaten Europa's behauptete, bietet für unsere Provinz zwar keine glänzende Großthaten der Helden dieser Zeit, aber viele denkwürdige Ereignisse, deren Erinnerung von Zeit zu Zeit zu beleben nicht ohne Interesse ist. Vor wenigen Tagen (am 22. Januar) ist das erste Jahrhundert abgelaufen, als unser Königsberg von den Russen in der Absicht besetzt wurde, um es als Hauptstadt einer Russischen Provinz zu behalten. Ueber vier Jahre lang (1758 bis 62) war Königsberg in officiellen Actenstücken als kaiserlich Russische Stadt behandelt und mit dem Russischen Doppeladler als Bezeichnungsschild für alle städtischen Anstalten ausgestattet, sogar mitunter wegen der gesichert erscheinenden Incorporation bei mancher Kriegsunbill verschont geblieben. An großen Feiertagen der Russischen Staatsfeste — und diese wurden in sechsfacher Zahl gegen die früheren Preussischen gefeiert — prangten da, wo jetzt das Standbild des ersten Königs von Preussen steht, Trophaen mit der stolzen Inschrift der Kaiserin Elisabeth, Selbstherrscherin aller Reussen, Czarin von Preussen, Kasan, Astrachan, Sibirien ꝛc.

Nicht eine Jubilarfeier will ich für die Erinnerung an solche Unglückstage wach rufen, wohl aber dürfte es in geziemender Ordnung erscheinen, eine Vergleichung der damaligen Zustände Königsbergs mit der Gegenwart zu vermitteln, und dazu benutze ich die Gelegenheit, um einen Beitrag dafür aus der unmittelbaren Anschauung eines Augenzeugen zu liefern, dessen Tagebuch in der Originalhandschrift ich seit vielen Jahren besitze und aus dem ich nur in einer Versammlung der Prussia (1843) früherhin einige

Nachrichten mitgetheilt habe, aber die vollständigere Ausbeute mir noch vorbehielt.

Der Verfasser des Tagebuchs ist Johann George Bock, geboren zu Königsberg d. 12. Mai 1698, seit 1733 ordentlicher Professor der Dichtkunst an der hiesigen Universität. Er hat dies Lehramt 29 Jahre bekleidet und ist während der Verwaltung des Rectorats am 7. Juli 1762 gestorben. Die Sammlung seiner eigenen Gedichte, sowie seine Ausgabe der Gedichte von Joh. Valentin Pietsch, dem Lehrer Gottsched's, sind wohl nicht mit Unrecht in Vergessenheit versunken. Sein **Idioticon Prussicum** (1758) ist der erste rohe Anfang eines Wörterbuchs der Preussischen Provinzialismen, das auch durch G. Hennig nicht viel weiter gefördert ist *). Vielleicht wird dies Bruchstück eines Tagebuchs noch länger seinen Namen für die Specialgeschichte Königsbergs aufbewahren, die gerade für diese bewegte Zeit wenig bearbeitet, da Baczko's Fortsetzung seiner größeren Geschichte unbeendet geblieben, und die dazu verarbeiteten Materialien nur von E. Hagen **) in seiner Abhandlung über Preussens Schicksale während der drei Schlesischen Kriege benutzt sind.

Bock hat sich zwar nicht als Verfasser des Tagebuchs genannt, aber an mehreren Stellen hat dieser Verfasser sich als den damaligen Professor der Dichtkunst bei der Universität bezeichnet und eben so von dem Danke gesprochen, den er für seine officiellen Gedichte im Namen der Universität, wie solche damals bei den feierlichen Acten der Universität ausgegeben wurden ***), von dem Russischen Gouverneur erlangt, als über den Spott seiner Collegen sich beklagt, daß er bei den durch die Russischen Gewalthaber so vielfach vermehrten akademischen Festlichkeiten sein Musenpferd häufiger satteln müsse. Der Verfasser hat dies Tagebuch so betitelt: „**Diarium** über die in Preussen von den Russen unter-

*) Ueber Bock vergl. Arnoldt's Gesch. d. Universität Königsberg, Bd. II. S. 404, S. 471. Zusätze z. Arnoldt, S. 220 u. fortgesetzte Zusätze (1769) S. 18.

**) Beiträge zur Kunde Preussens, Bd. I. S. 225—67.

***) Diese Sitte blieb, so lange es einen ordentlichen Professor der Dichtkunst gab, der zu diesen gleich den Programmen öffentlich vertheilten Gedichten amtlich verpflichtet war. Pörschke, der letzte Nominal-Professor dieses Amtes († 1812), hat noch 1811 solche Gedichte bei dem Krönungsfeste und dem Geburtstage des Königs geliefert.

nommenen Beunruhigungen und Einfälle und was dabey sich Merkwürdiges zugetragen" *). Als Eintheilung des Materials hat er am Rande eine dreifache sich vorgeschrieben: a) was vor der Einrückung in Königsberg vorgegangen, b) was bei der Einrückung geschehen und während der Zeit vorgefallen **), c) was bei dem Ausmarsch geschehen. Den letzteren hat er nicht mehr erlebt, da er wenige Wochen vor demselben verstarb. Aber auch bis an sein Lebensende hat er das Tagebuch nicht geführt, sondern nur vom September 1756 bis zu Ende des J. 1760. Es besteht aus 126 Seiten in 4to und ist aus Bock's Nachlaß in die Bibliothek des um die Preussische Literaturgeschichte wahrhaft verdienten Rectors Pisanski gekommen. Bei der Versteigerung der letzteren hat es einer meiner Verwandten gekauft, dessen gesammte Bibliothek für die Preussische Geschichte mir schon in meinen Jugendjahren übergeben wurde.

Der Inhalt dieses Tagebuchs ist allerdings im Allgemeinen dürftig, aber bei der Ermangelung jeder zeitgenössischen Darstellung der Geschicke und Bedrängnisse Königsbergs in dieser Zeit, wird uns die naive Auffassungsweise eines häufig gut unterrichteten Beobachters, der gleichzeitig mit dem Eindruck der Ereignisse seine Bemerkungen aufgezeichnet hat, lebendiger mit seinen eigenen Worten in jene Zeitzustände unsrer Stadt einführen, als wenn ich den Versuch machte, nur auszugsweise eine Zusammenstellung einzelner Thatsachen vorzulegen.

Um in den Zusammenhang für ein leichteres Verständniß des Anfanges einzuleiten, erinnere ich aus der allgemeinen Geschichte dieses Krieges daran, daß bereits seit 1753 Verhandlungen zwischen den beiden Kaiserinnen von Rußland und Oestreich ununterbrochen in feindlicher Absicht gegen Friedrich den Großen geführt waren, daß an dem Petersburger Hofe zwei Partheien einander

*) Zur Entschuldigung der Dürftigkeit seiner Nachrichten schreibt er am Rande: „Die Zeitungen liefen täglich so widersprechend ein, daß man selbst nicht wußte, was man glauben sollte; daher fällt es überaus schwer von Allem vollständige Nachrichten zu geben." Unter Zeitungen sind hier überhaupt Nachrichten zu verstehen, nicht gedruckte Blätter.

**) Die Universitäts-Angelegenheiten werden bei der akademischen Stellung des Verfassers etwas ausführlicher besprochen, namentlich wenn neue Belastungen aufgebürdet, oder eine Gleichstellung der Academie mit der Bürgerschaft bei der Vertheilung der öffentlichen Lasten gefordert wird.

gegenüber standen, von denen die des Großfürsten Peter schon damals entschieden günstig für Preussen gestimmt war, daß der Russische Reichskanzler Bestuchef abwechselnd von allen Mächten sehr reichliche Bestechungen annahm, und durch Verzögerung jeder Unternehmung das Gewicht seiner Bedeutsamkeit zu erhöhen sich bemühte, und daß endlich die Gesundheitszustände der Kaiserin Elisabeth bei ihren Ausschweifungen im Genuß geistiger Getränke bereits in dieser Zeit einen jähen Tod besorgen und dann durch die Thronbesteigung Peters einen raschen Umschwung der Russischen Politik erwarten ließen. Peter stand mit Friedrich dem Großen seit dem Sommer 1755 im Briefwechsel *). Nachrichten über Russische Rüstungen und die Sammlung ihrer Streitkräfte in den Ostseeprovinzen waren erfolgt, aber auch gleichzeitig angedeutet, daß diese vor Anfang des Jahres 1757 nicht vollendet sein dürfte. Friedrichs des Großen Maxime, die er schon als Kronprinz in einem Briefe an König Georg II. von England geltend machte, bestimmte aber für jeden Krieg: „besser zuvorkommen, als sich zuvorkommen zu lassen": unser König brach demnach selbst gegen den Hauptfeind in Sachsen und Böhmen am 28. Aug. 1756 mit der concentrirten Preussischen Heereskraft auf, während er zur Deckung der östlichen Provinzen den sechsundsiebzigjährigen Feldmarschall Lehwaldt mit 24,000 Mann und 64 Kanonen in Ostpreussen zurückließ, diesen nur auf den geringen Succurs einiger Regimenter in Pommern noch verweisen konnte, also damit zugleich auf die defensive Action beschränkt hatte.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt das Tagebuch, das ich jetzt wörtlich folgen lasse, nur mit unwesentlichen Aenderungen in der Orthographie und Interpunction, indem ich zugleich an den geeigneten Stellen einige Erläuterungen hinzufüge:

„Bald in dem Anfange des Septembers 1756 wurden außerhalb des Friedländischen Thors zwei große Magazins aufgerichtet. Das eine stand unweit dem Thor zur linken Hand, nicht weit von dem Pregel und war mit etwa 30 großen Strohbergen angefüllt. Das andere war diesseits Jerusalem nicht fern von dem Pregel und bestand aus etwa 50 Heubergen. Beide Magazine waren

*) Stuhr's Forschungen zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. I. S. 300.

Digitized by Google

beständig mit starken Wachen besetzt und mit einem Schranken umschlossen. Es wurden immer mehr Rüstungen angefertigt, auch die Regimenter verstärkt, imgleichen Bäckergesellen, Zimmerleute, Maurer, Schmiede u. s. w. angeworben, welche nach ihrem Unterschiede Zeichen an den Hüten trugen. Nachdem man von den Bewegungen der Russen immer mehr Nachrichten empfing, so fingen die in Königsberg liegenden Regimenter an, sich marschfertig zu halten und sich nach Litthauen der Gränze zu nähern. Der Aufbruch geschah gegen Ende des Aprils 1757, und zwar marschirte das Schorlemmersche Dragoner-Regiment den 24sten (am Sontag Misericord.) früh um 5 Uhr; den 25. das Dohnaische, den 26. das v. Belowische, den 27. das Kalneinsche, den 28. und 29. das Sydowische *) nebst der Artillerie und an 170 Rüst- und Pulverwagen. Man schätzt die Armee, so an der Gränze postirt wird, auf 23.400 Mann, und die Kosten, so zu den Anstalten dieser Zurüstung bis in die Mitte des Aprils verwendet worden, werden von einigen auf 2 Millionen **) gerechnet. Sobald die Garnison ausmarschirte, wurden die Bürger zur Besetzung der Wachen gebraucht, und jedem Hause anbefohlen einen Mann zu stellen. Die Academie hielt bei der Regierung an, immer von den Wachen frei zu bleiben, und erhielt darauf zur Resolution, daß die wirklichen Docentes bei der Akademie, notabene die keine bürgerliche Nahrung treiben ***), gemäß der landesherrlichen Verordnung vom 27. Juni 1663 von gedachter Beschwerde eximirt bleiben sollten. Im Uebrigen verstünde es sich von selbst, daß auf den äußersten Nothfall alle und jede Unterthanen ohne Unterschied und Ausnahme zur Beschützung der Stadt concurriren müßten. Da nach den alten Nachrichten bei dergleichem casu extraordinario sich die Königlichen Bedienten (Beamte) freiwillig, doch ohne Praejudice bequemt haben, einen tüchtigen Mann für sich zu stellen."

*) Die vier letztgenannten Regimenter waren Infanterie.

**) Wo die Münze nicht ausdrücklich hinzugefügt wird, erscheint überall in diesem Diarium der Preußische Gulden oder 10 Sgr. verstanden zu sein: also die Rüstungskosten = 666,666 Thlr. 20 Sgr.

***) Es gehörten damals noch zu den akademischen Bürgern sämmtliche Buchhändler, Buchdrucker, Buchbinder, Apotheker und Chirurgen, die auch sämmtlich eine akademische Matrikel für Lebensdauer lösen mußten.

Digitized by Google

„In dem Anfang des Maimonats wurde an der Befestigung der Stadt Königsberg gearbeitet. Es wurden von mehr als 400 Leuten, die man von dem Lande kommen ließ, Graben um die Magazine gezogen. Unten an dem Fuße der Wälle setzte man Pallisaden, nach oben zu brachte man spanische Reiter an und erhöhte die Brustwehre. Die Bürger wurden in den Waffen exercieret, und jeden ihre Bastions und Posten angewiesen. Die Fleischhauer formirten ein besonderes Corps zu Pferde, mit welchem sich die Nassengärtner und andere vereinigten. Mittlerweile lag die Preussische Armee, welche zu Insterburg, Ragnit, Tilsit u. s. w. postirt stand, in ihren Quartieren ganz still, und man hörte von den Bewegungen der Russen auf jener Seite der Gränze nichts Erhebliches."

„Am 1. Juni als den Mittwoch nach Pfingsten formirten die hiesigen Fleischhauer, Branntweinbrenner, Fuhrleute und Nassengärtner ein Corps zu Pferde, ritten mit Paucken und Trompeten zu dem Gumbinnischen Thor *) und wollten daselbst zur Probe ein Lustscharmützel mit den Bürgern zu Fuß versuchen. Allein es kam mit Einigen zum Ernste und wurden unterschiedene dabei verwundet, der eine verlor den Daumen, dem anderen wurde ein Stück von der Nase abgeschossen, der andere ward gestochen u. s. w. Den 6ten rückte die bisher in Litthauen cantonirende Armee aus ihren Quartieren in das Campement ein, welches bei Insterburg aufgeschlagen worden. Es breitete sich die Nachricht von Annäherung der Russen zu unsern Grenzen immer mehr aus. Den 6. Jun. bezogen die Fleischhauer die Piquet- oder Feldwache zu Pferde. Es lief die Zeitung ein, daß sich um Pillau und Memel einige Russische Kriegsschiffe sehen ließen. Man hörte auch um die Gegend von Rothenen und Palmnicken **) ein starkes Kanoniren und und befürchtete eine Anlandung, obschon einige wenige Anstalten dawider gemacht waren. Die Fortification in Königsberg ward fortgesetzt; es wurden etliche Kanonen um das Magazin gepflanzt; und auch auf dem Walle der Festung gegen Norden zu brachte man Faschinen mit gefülltem Sand an, so gemeinhin Schanzkörbe

*) Dies ist das heutige Königsthor, die Königsstraße hieß Neue-Sorge.

**) Auf der Westküste des Ostsee-Strandes von Samland; Rothenen südlich von Palmnicken auf dem Wege nach Pillau.

genannt werden oder Schießscharten. Den 10. Juni des Abends empfing der Königliche Bibliothekarius eine Ordre von der Regierung, die silbernen Bände von der Bibliothek *) in Kasten einzupacken, damit sie an einen sichern Ort transportirt werden könnten, welches auch den Tag darauf als den 11ten hujus geschah; woraus es sich auf eine bevorstehende Gefahr schließen ließ. Es flüchteten einige Leute nach Königsberg und brachten ihre besten Sachen her. Den 18ten erging ein Rescript von der Regierung an alle Kirchen in dem Lande **): sie sollten alle silbernen Kirchengeräthe, Gelder und Documente, auch die Schulcassen nach Königsberg in Sicherheit schicken. Kirchenrath Duncker ward befehligt, dieses alles in Empfang zu nehmen, zu registriren und solche Effecten auf die Amtsstube ***) in Verwahrung bringen zu lassen, oder wo es der Raum nicht zuließe, sollte mit dem Baudirector über ein anderes Behältniß berathschlagt werden. Einige wollen diese Kirchen- und Schulgüter auf 80,000 Thlr. schätzen. In der Nacht von dem 23. auf den 24. Juni entstand in der hiesigen Stadt ein großer Lärm. Es hatten nehmlich einige Bauerjungen unweit Kreuzburg †) ein Johannis-Feuer zu ihrer Lust gemacht: dieses ergriff einen anstoßenden Wald. Weil nun die Piquetwache, so dieses Feuer in der Ferne gewahr wurde, als ein Signal von der Annäherung der Russen ansah, so kam ein Geschrei in die Stadt, daß die Russen da wären: worauf also fort die Trommel gerührt, an allen Thüren der Stadt geklopft und ein Jeder zur Gegenwehr aufgefordert wurde, welches einen ungemeinen Schrecken verursachte. Am 23sten liefen Briefe von Memel ein, welche meldeten, daß die Russischen Kosaken nicht weit davon in ein

*) Die bekannte silberne Bibliothek enthält 28 in Silber-Niello gearbeitete, zum Theil sehr kostbar geschmückte Folio-, Quart-, Octav-Bände, ihr Inhalt ist fast ausschließlich religiös oder dem Familienleben gewidmet; sie sind großentheils Familiengeschenke des Herzogs Albrecht, seiner Gemahlin Dorothea und seines Sohnes Albrecht Friedrich. Die Arbeit ist wohl vorzüglich Venetianische, die gerade damals in solchen Schmucksachen im höchsten Rufe stand.

**) Nach Hagen a. a. O. S. 527, war eine allgemeine Verfügung an die Justiz-Collegien eventuell schon am 29. Oct. 1756 erlassen.

***) Sie befand sich auf der Nordseite des Schlosses.

†) Die 3 Meilen von Königsberg entfernte Stadt; die mittelalterliche Sitte des Johannisfeuers in der Johannisnacht war zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch eine allgemein geübte in Preussen, dann aber ausdrücklich untersagt.

Dorf Nimmersatt eingefallen wären, 6 Menschen mitgenommen, das Vieh und viele Pferde zusammen getrieben und davon geschleppt hätten; auch daß man eine Belagerung von Memel befürchtete. — Unsere Bürger wurden beordert, jedes Mal mit 15 Patronen auf die Wache zu ziehen, auch solche in ihren Häusern fertig zu halten. Gegen Ende des Monats Juni ließen sich um die Gegend von Dirschkeim eine große Menge Russischer Kriegsschiffe und Galioten sehen *), die dem Ufer ziemlich nahe kamen, und die Strandleute standen einer Anlandung wegen in Furcht."

„Den 3. Juli breitete sich eine Nachricht aus, daß die Russen unweit Memel zwei Dörfer in Brand gesetzt, in Prökuls den Pfarrer Wessel erstochen **) und den Adjunctum Wannovius mit sich geführt hätten. Die Umstände von dem Pfarrer Wessel wurden folgendermaaßen erzählt: er saß an dem Hause vor der Thür und laborirte an dem Podagra. Eine Magd war neben ihm. Darauf brachen einige Kosacken ein, welche Geld forderten: als er sich nun entschuldigte, daß er keines hätte, ergriffen sie ihn bei den Haaren, und der eine stach ihn mit dem Messer von hinten durch ***). —

*) England stand in dieser Zeit noch auf friedlichem Fuße mit Rußland; die Russischen Kriegsschiffe waren demnach ungehindert auf diesem Theile der Ostsee.

**) Daß Pf. Wessel in den Kriegstroublen am 1. Juli 1757 umgekommen, erzählt Arnoldt S. 163.

***) Diese Unthat, so wie die hier später angeführten häufigen Grausamkeiten im Morden, brutaler Ueberwältigung, Sengen und Brennen der Dörfer, Fortschleppen der Menschen und Viehheerden, sind keineswegs übertriebene Gerüchte, sondern finden selbst in der von der Russischen Regierung später darüber angestellten Untersuchung ihre volle Bestätigung. Feldmarschall Apraxin, der Oberbefehlshaber dieses ersten Feldzugs der Russen in Preussen, wurde wegen vieler Vernachlässigungen im J. 1757 zur Verantwortung gezogen, namentlich weshalb er eine so unerhört lange Zeit vom Anfange des Jahres bis zum Juni gebraucht habe, ehe er die Preussische Gränze erreichte, warum er diese freche Zügellosigkeit seinen Truppen verstattet, wodurch die zur Verzweiflung gebrachten Bewohner des Landes der Russischen Regierung abgeneigt gemacht und selbst bis zur Bewaffnung und zum Ueberfall kleiner Truppentheile genöthigt worden, endlich weshalb er nach der gewonnenen Schlacht bei Groß-Jägersdorf die Verfolgung des geschlagenen Feindes unterlassen, vielmehr sich selbst bis Tilsit zurückgezogen und zuletzt fast ganz das Preussische Gebiet geräumt habe. Wir besitzen darüber ein vertheidigendes Memoire seines damaligen General-Quartiermeisters, des General-Major Joh. Heinr. v. Weymarn, welches nach dessen Tode in einem besondern Bande als Beitrag zur Geschichte dieses ersten Feldzuges von A. W. Hu-

Den 4. Juli las man mit der größten Bestürzung in unsern hiesigen Zeitungen die Declaration des Königs von Preussen wegen des von Russland gegen Dero Lande unternommenen Anfalls."

„Den 1. Juli haben die Russen die Stadt und Festung Memel zu bombardiren angefangen und auf 800 Bomben hineingeworfen: der Commandant der Festung hieß Obrist Rommel. Man hat bei Abendzeit das Schießen bis in Königsberg hören können. Die eingeworfenen Bomben haben nicht eben viel Wirkung gethan, und durch das Geschütz aus der Festung sind den Russen ein Paar Fahrzeuge zersplittert worden. Die Belagerung mehrte das Schrecken der Preussischen Unterthanen; sie flüchteten in großer Menge nach Königsberg, und die vielen falschen Nachrichten, die noch dazu täglich ausgestreut wurden, machten die Furcht immer größer. Den 8ten dieses lief die betrübte Nachricht ein, daß Memel an dem 5ten dieses an die Russen übergegangen wäre, und daß General von Fermor der Stadt alle Protection unter Capitulation versprochen hätte. Nach eingenommener Stadt und Festung sollen die Russen in die Lutherische Kirche daselbst gegangen, das Te Deum angestimmt und die Huldigung an die Kaiserin von den Einwoh-

hel, Riga 1794, 226 S. 8. durch den Druck bekannt gemacht ist. Es heißt hier S. 54. „Es steht nicht zu läugnen, daß die übermäßige und unersättliche Begierde nach Raub und Beute ein wichtiger und durch alle strengen Strafen nicht zu vernichtender Beweggrund aller ausgeübten Grausamkeiten gewesen ist." Und S. 55. „Gleich am ersten Tage des Einrückens der Armee in die feindlichen Gränzen wurden die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten mit Schlagen, Rauben und Beplündern der an jenen Orten befindlichen nicht gewichenen, sondern vielmehr allen guten Willen bezeugenden Einwohner, nicht nur von den irregulären, sondern auch sogar von den regulären Truppen und selbst den besten Regimentern ausgeübt; hierin auch dergestalt unablässig fortgefahren, daß fast kein Tag verging, an welchem nicht solche Excesse vorfielen." S. 56. Als Strafbeispiel ließ der Feldmarschall in Gumbinnen auf öffentlichem Markte in Beisein einer gewissen Anzahl Soldaten von allen Regimentern viele solcher Frevler „mit der Strafe der Knute, auch nach Beschaffenheit des Verbrechens mit Ausreißung der Näsen und Abschneidung der Ohren belegen. Gleichwohl ward durch diese strenge und schwere Bestrafung das Uebel nicht gehemmt, sondern solches nahm vielmehr je länger je mehr zu." Weymarn beklagt S. 57. daß die wohlverdiente Todesstrafe für solche Missethäter von der Russischen Regierung abgeschafft wäre. Mangel an Lebensmittel und Fourage dienen überdies dem General-Quartiermeister vorzugsweise als Entschuldigung für das verspätete Einrücken und den ersten Rückzug des Russischen Heeres aus Preussen.

Digitized by Google

nern haben abnehmen lassen. Der Erzpriester Wolf hat auf Befehl eine Danksagungspredigt halten müssen und dazu die Worte des Textes gewählt aus den Klageliedern Jeremiä (Cap. 3. V. 22): „die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende." Die Garnison zu Memel hat aus 800 Mann bestanden, sie hat einen freien Abzug und Ober- und Untergewehr erhalten, auf 5 Tage Brod empfangen und sich verbinden müssen, wider die Russische Kaiserin noch ihre Alliirte nicht innerhalb Jahr und Tag zu dienen. Die Russische Besatzung hat in Memel 97 Kanonen und auf 8 Monate Proviant gefunden. Dieser Donnerschlag setzte alle Einwohner zu Königsberg noch mehr in Schrecken. Die Flucht hieher war überaus stark und es kamen täglich mehr Leute. — Der General-Feldmarschall von Lehwaldt detaschirte den 8ten ein Corps von 6000 Mann, welches aus Grenadieren, Husaren u. s. w. bestand und von dem General von Canitz commandirt wurde. Dieses mußte bei Wehlau und dem Strande Posto fassen, um die Anlandung der Russen zu verhindern. Den 10. und 11. Juli währte das Flüchten noch immerfort, und unsere Stadt ward mit einer großen Zahl von Menschen angefüllt. Der Feldmarschall von Lehwaldt selbst fand es den Umständen der Zeit nach vor gut, nicht der Russischen Armee entgegen zu rücken, sondern sich vielmehr mit seiner ganzen Armee zu retiriren und das Lager bei Petersdorf um Wehlau einzunehmen, vornehmlich Königsberg zu bedecken und auf die Bewegungen der Feinde desto mehr Acht zu geben. Die meisten besorgten hiebei eine Belagerung von Königsberg, wenn etwa sich der Feldmarschall in die Stadt werfen möchte. Einige Anstalten ließen dieses fast vermuthen. Man führte Mist auf die Wälle: alle Weiden um die Festung wurden abgekappt; man bezeichnete die Bastions von den Wällen mit besonderen Pfählen, führte hin und wieder Kanonen auf: innerhalb der Wälle waren Piken, Morgensterne, Lanzen in die Erde gesteckt, um damit ein Jeder in Ermangelung des Gewehrs doch etwas zur Defension ergreifen könnte. Man befürchtete bei dem anhaltenden Flüchten eine große Theurung in der Stadt."

Den 12ten ließen sich um die Gegend von Rothenen 21 Kriegsschiffe mit eben so viel kleineren sehen, und man schloß hieraus auf eine Belagerung von Pillau. Der Feldmarschall Apraxin ließ

ein Manifest ergeben, worin er sich auf dasjenige bezog, welches Seine Kaiserin bereits vor einigen Monaten bekannt gemacht, wie sie sich genöthigt sähe, das grausame, unerhörte und unauslöschliche Verfahren des Königs von Preussen *) zu rächen, ihren Bundesgenossen beizustehen, und ihnen alle Satisfaction zu verschaffen. Er wolle bis auf die vollbrachte Erndte warten **) und versprechen, daß alle die, so sich nicht widersetzen würden, ungekränkt bleiben, auch Handel und Wandel nach wie vor fortgesetzt werden sollte."

„Bei Pillau zeigten sich den 13ten huj. 15 Russische Kriegsschiffe, die der Festung gleich nahe kamen. Durch diese Einsperrung des Hafens ward der Handel ganz gestört, indem keine Schiffe weder aus- noch eingelassen wurden. — Der Feldmarschall von Lehwaldt rückte den 15ten in das Lager bei Wehlau ein, und um eben diese Zeit zog sich das Detachement von etwa 5000 Mann über Quedenau unter einer brennenden Hitze der Witterung nach der Gegend von Lochstädt über Fischhausen, weil man eine Anlandung der Russen daselbst befürchtete. — Den 25sten dieses lief die Nachricht ein, daß die Russen die Stadt Stallupöhnen besetzt hätten, und daß der General-Feldmarschall von Apraxin mit einer Armee von 70,000 Mann den Marschall von Lehwaldt aufsuchen wolle. Imgleichen ging das Gerücht, daß General von Lehwaldt den 26sten von Wehlau aufbrechen und den Russen entgegen gehen wolle, worauf es in den nächsten Tagen zu einer Hauptschlacht kommen dürfte. (Der Herr steh' uns in Gnaden bei). Doch es verzögerte sich dieser Aufbruch des Lagers bis an das Ende des Julius, und es liefen indessen Nachrichten von verübten Gewaltthätigkeiten der Russen ein. Sie plünderten, sie führten Leute weg u. s. w. Sie bezahlten zwar etwas, was sie nahmen, doch war keine Proportion unter dem Gelde; sie gaben für einen Mastochsen 1 Thlr. und zwar in Kupfer u. s. w."

*) Das Manifest aus dem Russischen Hauptquartier im Mai 1757 datirt, befindet sich als handschriftliche Beilage des Tagebuchs: es bezeichnet den Einfall Friedrichs des Großen in die Oestreichischen Staaten und den dort verursachten Schaden als ein unerhörtes Beispiel.

**) Die große Noth des Russischen Heeres an Lebensmitteln und die langsame und kostbare Verproviantirung desselben aus den Russischen und Polnischen Landestheilen war wohl die begründete Ursache für das Abwarten eines günstigeren Zeitpunktes zum Einrücken in die fruchtbareren Gegenden der Provinz.

„Den 31. Juli als am 8. Sonntage nach Trinit. des Morgens rückten 6 Compagnien von Russischen Grenadieren unter dem Commando des Generals Manteuffel in die Stadt Tilsit ein und besetzten sie, ließen auch das Te Deum daselbst singen. Und also nahmen sie einen Platz nach dem andern von Preussen weg; sie führen sich so versteckt und listig auf, daß Niemand aus ihren Absichten klug werden kann. Das meiste, was man besorgt, ist, daß sie mit einem Vorhaben umgehen, unsre Armee einzuschließen und sie zu Kriegsgefangenen zu machen. — Den 1. August ist bei Kattenau*) zwischen den Russen und dem Malachowskyschen Husaren-Regiment ein Scharmützel vorgefallen, bei welchem die Russen 75 Todte eingebüßt; einige sind gefangen genommen, von unsrer Seite sind 3 blessirt. Bald darauf erfolgte ein neues Scharmützel, wobei von Russischer Seite 50 getödtet wurden. Die Preussischen haben sich dabei wohl gehalten, besonders die Malachowskyschen, und recht furchtbar der feindlichen Armee gemacht. Die Preussische Armee hat unbeschreibliche Strapazen ausgestanden und ist zuletzt Tag und Nacht in Kleidern gewesen. Die Russen hingegen haben sich nach ihrem Hungern in Litthauen recht gemästet."

„In dem Anfange des Augusts wurden die armen Landleute wieder angehalten, neue Lieferungen von Stroh und Heu in das Königsbergische Magazin herbeizuführen, wodurch die Leute in ihren Wirthschaften entsetzlich gestört, in der Erndte gehindert und den Pferden ruinirt wurden. Man hörte von vielen in Gumbinnen und anderen Orten von den Russen verübten Grausamkeiten, daß einem die Haare zu Berge standen. Besonders ist dies in der Stadt Gumbinnen ausgeübt worden. Sie haben viele Prediger und andere Leute jämmerlich geschlagen und ermordet, das Frauenvolk mißbraucht u. s. w. Der Feldmarschall von Lehwaldt ließ ein Manifest publiciren, worin die Leute abgemahnt wurden, sich nach den von Russen besetzten Oerter und Ländern zu begeben. — Die Russen hatten das Lager bezogen, welches von Lehwaldt bei Insterburg inne gehabt und befestigt, folglich hatten sie dadurch einen Vortheil. Den 11ten flüchteten viele Leute aus Insterburg und der Umgegend nach Königsberg, darunter auch der

*) Nordöstlich von Gumbinnen.

Digitized by Google

Pfarrer Levin. v. Lehwaldt blieb dagegen in seinem Lager bei Wehlau *) und erwartete die Russische Armee. Man vermuthete täglich eine Schlacht, und die Furcht zu Königsberg ward dadurch vergrößert, weil man hörte, daß sich ein anderes detaschirtes Corps von 40,000 Mann von der Seite der Stadt Königsberg nähern und die Stadt so überrumpeln sollte, daß ihr von Lehwaldt nicht zu Hülfe kommen könnte **). Den 13ten wurde viel Bagage aus dem Lager nach Königsberg gebracht, als ein Vorbote der Bataille. — Den 16ten und 17ten begaben sich einige Ministres ***), als der Obermarschall und Oberburggraf von hier nach Danzig; auch kam eine Ordre die Pupillen-Casse nach dem Lager zu schicken, woraus man auf eine Gefahr schließen konnte. Die Russen verschanzten sich immer fester in ihrem Lager, führten Batterien auf und pflanzten Stücke in die Wälder, daß unsre Armee ihnen nicht so leicht etwas anhaben konnte." „Den 18ten ist abermals ein Scharmützel vorgefallen, bei dem die Unsrigen auf 50 Mann Todte eingebüßt, einige von den Feinden gefangen und blessirt wurden. Man schreibt die Ursache einem Officier zu, welcher sich zu weit gewagt — der Major Genret von dem Malachowskyschen Husaren-Regiment — und von dem Feinde eingeschlossen wurde, dann, da er sich durchgeschlagen, in einen morastigen Ort gekommen und diesen Verlust veranlaßt hat. Die

*) Die Situation dieses Lagers war überaus günstig, wie es von dem Feinde in seinen mehrfachen Berathungen über einen Angriff desselben anerkannt ist, vgl. d. ob. angeführte Memoire von Weymarn, S 35 u. flg. 45.

**) Eine solche Diversion war allerdings in dem Russischen Kriegs-Conseil zu Saalau am 12. Aug. beschlossen, scheiterte aber in der Ausführung, Weymarn S. 46—48.

***) In Königsberg hatten seit der Krönung im J. 1701 die vier Oberräthe des Königreichs, der Landhofmeister, der Kanzler, der Obermarschall und der Oberburggraf, den Rang und die Würde eines Preußischen Staatsministers erhalten und wurden bei ihrer Anwesenheit in Berlin auch als solche in den damaligen Königlichen Preussischen Geheimen Staatsrath eingeführt, vgl. Klaproth und Cosmar Gesch d. Preuß. Brandenb. Geheimen Staats-Raths, S 291—92. Diese vier Staatsminister bildeten auch das sogenannte Ostpreussische Staatsministerium in Königsberg bis 1804, indem allmählich ihre Geschäfte an die Präsidenten der Ober-Landes-Collegien übergingen und nur die Titelwürde mit dem Range eines wirklichen Geheimen Raths und dem Prädicate Excellenz für die vier großen Hofämter des Königreichs Preussen seit dieser Zeit übrig blieb.

Russen sollen mit den Gefangenen grausam umgehen, ihnen Riemen aus dem Rücken schneiden und das Herz ausreißen. — Den 20. Aug. Man hörte von großen Verwüstungen, so die Russen vornahmen, sie hieben das Vieh nieder, warfen das Getreide den Pferden vor und verderbten Alles: man war daher, da auch durch unsre Truppen selbst viele Felder vernichtet worden, wegen einer großen Theuerung nicht ohne Grund bekümmert. Besonders sollen sie zu Goldapp erbärmlich gewüthet haben."

„Den 22sten vermuthete man eine Schlacht; man hörte aber, daß der Feind sich in sein Lager zurückgezogen. Unterdessen vernahm man, daß sich die Kosacken von der Seite immer mehr der Stadt Königsberg näherten. Den 25sten fiel abermals ein Scharmützel vor, worin von beiden Seiten Leute blieben. — Den 26sten lief ein Gerücht, daß 20,000 Kosacken im Anmarsch wären, die Stadt Königsberg zu berennen. Der Senat war deshalb zusammen, um zu berathschlagen, was die Akademie thun sollte. Man beschloß den Präsidenten von Lesgewang zu consuliren und mit dem Magistrat gemeinschaftliche Sache zu machen. — Die Russen veränderten ihr Lager und zogen sich etwas weiter hinauf *)."

„Den 30. Aug. kam es zur Schlacht bei Norkitten und Groß-Jägersdorf, indem die Unsrigen das Russische Lager angriffen. Dieser Angriff nahm um 4 Uhr Morgens den Anfang und dauerte bis gegen 11 Uhr Mittags. Die Unsrigen verloren dabei sehr viele Leute — man rechnete den Verlust an Todten, Blessirten und Vermißten auf 6000 Mann —, 24 Kanonen und 3 Haubitzen und zogen sich zurück **). Es war erbärmlich anzusehen, wie die

*) d. h. östlich auf Insterburg und theilweise auf Tilsit zurück.

**) Ich will aus der bekannten Geschichte dieser Schlacht nichts weiter erwähnen, als daß der Preussische Oberbefehlshaber durch den königlichen Befehl gedrängt wurde, die vierfach überlegene Russische Uebermacht anzugreifen, daß der Kampf an sich von Preussischer Seite mit großer Tapferkeit bestanden (bei einem Verluste von 4500 Mann Preussen, zählten die Gegner den doppelten mit 9000 Mann), daß aber die unverhältnißmäßige Uebermacht zuletzt doch das Feld behielt, wiewohl die Verfolgung der Besiegten nach 3 Stunden aufgegeben und 14 Tage darauf, nach einem verfehlten Versuche des Ueberganges über die Alle, der beispiellose Rückzug theils im Pregelthal, theils auf Tilsit zu mit den größten Opfern von den Russen ausgeführt wurde. Weymarn giebt außer der großen Noth an Lebensmitteln und Fourage auch die Zersprengung vieler Russischer

folgenden Tage so viele Blessirte in die Stadt allhier eintrafen, von denen der eine den Arm verloren, der andere die Hand in der Binde trug u. s. w. Die vornehmste Ursache des Verlustes der Preussen ist wohl diese, weil einige Regimenter nicht ihr devoir gethan, sondern die Flucht genommen, darunter Schorlemmer, Plettenberg, Platen und das Sudauische die vornehmsten sind. Die Kartätschen hatten den Unsrigen einen großen Schaden gethan und ganze Reihen mitgenommen; insonderheit hatte das eine Batterie gethan, auf welche unglücklicher Weise wir gerathen. Man giebt die Schuld der großen Unordnung, welche bei unsrer Armee gewesen, indem kein recht Commando geführt worden, ja das Sudauische Regiment gar auf unsre eignen Regimenter Feuer gegeben haben soll. Unsre Armee mußte die Nacht vorher über 2 Meilen marschiren, und kam also ganz ermüdet auf die Wahlstätte: sie fand die Russen in voller Schlachtordnung. Der Graf Dohna wurde durch den Mund geschossen. Die Unsern retirirten sich in ihr Lager (bei Wehlau). Den 31. Aug. feierten die Russen in ihrem Lager den Sieg mit Kanoniren. Zu unserm Verlust haben beigetragen die Uneinigkeit der Generale, darunter sich einige zu klug dünken wollen, der entgegen stehende Wind, der uns den Rauch in die Augen geweht, die entsetzliche Kanonade der Russen, ihre unvergleichliche Artillerie. Die Russen sollen vor der Attaque die Disposition des Lagers verändert gehabt, und das Terrain von unserer Seite sehr schlecht gewesen sein. Die Unsrigen sind in der Schlacht an einen Ort gekommen, wo sie dem Ansehen nach eine Scheune gefunden: da sie sich nun vor derselben aufgestellt, sind

Regimenter an (a. a. O. S. 105 u. flg.), die erst in und hinter Tilsit wieder gesammelt werden konnten, die Absendung von 4000 Verwundeten, die (unwahre) rasche Verstärkung des Preussischen Heeres, das verwüstete Land und die grundlosen Wege bei dem Herannahen der schlechten Jahreszeit. Friedrich der Große giebt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges (edit. Oeuvres posth. 1788. Berlin, III, 248—51) den Verlust um dreimal geringer an, aber für die damalige Räumung Preussens läßt er nur die Unfähigkeit Apraxin's als Ursache durchblicken. Später (S. 263.) fügt er noch hinzu, daß der Kanzler Bestuchef, um dem Großfürsten Peter und seiner Gemahlin Katharina in ihren für Friedrich den Großen günstigen Absichten entgegen zu kommen, die Instruction des Feldmarschalls Apraxin so vortheilhaft als möglich für Preussen entworfen und denselben dadurch bestimmt habe, das Land am Ende des ersten Feldzugs zu räumen.

die Wände von einander gefallen, und es ist darunter eine Batterie mit einer großen Anzahl von Kanonen versteckt gewesen, wodurch ganze Glieder von uns hingerissen worden. Viele Kriegserfahrene halten es für einen großen Fehler, daß wir die Russen in dem Lager angegriffen, welches vielmehr auf ihrem Marsche hätte geschehen sollen. Unsere Armee war zu schwach einer so großen Zahl zu widerstehen, wir haben keine Spione, auch das Geld nicht dazu. Character der Russischen Armee: sie scheuen sich in das offene Feld zu gehen und zu schlagen; sie scheuen sich unsre Armee zu attaquiren. Ihre Force besteht in der Artillerie und ihre große Macht in der Beihülfe der Kosacken. Ihre Artillerie soll aus 150 Kanonen bestehen. Sie brauchen Kartätschen; in ihren Flinten haben sie außer den großen Kugeln noch einige kleine, von denen sie 7 Stück in eine Leinwand genäht oben einladen. (In einer späteren Randbemerkung): Der König bezeugte in einem Schreiben gegen den General von Lehwaldt nach empfangenem Berichte, wie er mit ihm wohl zufrieden wäre, und richtete ihn damit auf, daß das Glück des Krieges nicht in unsern Händen stände."

„Den 2. Septbr. versuchten die Russen bei Labiau mit einigen Fahrzeugen anzulanden. Die Unsrigen bekamen davon Nachricht, sie faßten an verschiedenen Orten Posto, um sie bei ihrem Aussetzen zu überfallen. Dieses geschah, aber der Vortheil für uns wäre noch größer gewesen, wenn nicht einer von unsern Bauern solches verrathen hätte, welches schon zu unterschiedenen Malen geschehen. Indeß steckten die Russen das Dorf Lappienen an. — „Den 4. Sept. wurde ein Theil der Bäckerei aus dem Lager nach Königsberg geschickt, und man schloß hieraus, daß sich unsere Armee weiter hieher ziehen und in die Stadt werfen würde. Es lief auch ein Gerücht, als ob ein neuer Angriff gewagt werden sollte. Unterdessen wurde das Sengen und Brennen von den Russen beständig fortgesetzt, und man sah ein Dorf nach dem anderen leider in Rauch aufgehen. Den 6. Sept. sah man um Königsberg an unterschiedenen Orten Feuer, um 7 Uhr des Abends, welches lange dauerte. Es war gegen Süden, vermuthlich nur etwas über drei Meilen von der Stadt. Gott erbarme sich! Wir leben in Königsberg wie die Vögel, welche nicht wissen, wann das Netz über ihr Haupt zugezogen werden soll und was uns noch

begegnen wird. Den 8. Sept. fing unsere Armee an ihr Lager zu verändern und sich weiter nach Königsberg zurückzuziehen; die Russische folgte derselben auf dem Fuße nach, sie hatte den 8ten Wehlau, Friedland und Tapiau eingenommen. Nun Herr Gott hilf uns! — Den 9ten ging zwischen 10 und 11 Uhr des Morgens ein Corps detaschirter Soldaten aus Husaren, Grenadieren und Musquetieren, welches gegen 3000 Mann ausmachte, unter dem Commando des Generals von Canitz nach Schaaken, um dort die Aussetzung der Russen an dem Strande zu verhindern, wovon eine Nachricht erschollen war. Hier sehen wir, was uns das weggenommene Memel für schädliche Folgen zuzieht. Es war alles in Königsberg, wie leicht zu erachten, voller Bestürzung. Hilf uns Herr Gott durch Deine heiligen fünf Wunden. Nun geht uns das Wasser bis an die Seele."

„Den 10. Sept rückte unsre Armee in das Lager bei Borchersdorf und Friedrichstein *). Den 10ten lief zugleich eine Nachricht ein, daß sich die Russische Armee zurückgezogen und wieder nach Insterburg hinbegebe und daß die unsrige ihr wieder folgen und den 11ten aufbrechen würde. Man besorgte, daß dies ein Stratagem von den Russen wäre und erwartete den weiteren Erfolg unter Kummer und Sorgen. Man vernahm, daß unsre eigenen Soldaten auf ihren Märschen Alles plünderten und raubten und sich in diesem Stücke wie die Feinde verhielten. — Den 14ten kam die fliegende Armee von Quednau zurück und den 15ten brach ein Theil der großen Armee von hier auf und zog unter dem Commando des Prinzen von Holstein-Gottorp den Russen nach Insterburg nach: die übrige große Armee folgte ihr. In Schippenbeil sollen die Russen tyrannisch gewüthet haben. Unterdessen fuhr man doch bei dem Magistrate in den Berathschlagungen fort, die Mittel zu ergreifen, so man bei dem Fall anwenden wollte, wenn der Feind vor der Stadt sein würde. Man sann auf Punkte der Capitulation, und die Akademie dachte auch an die Beschützung ihrer Privilegien. Es waren von der Regierung und der Kam-

*) 2½ Meilen südöstlich von Königsberg auf dem rechten Pregelufer; die Besitzung gehörte schon damals den Grafen von Dönhof.

mer *) Veranstaltungen gemacht, die Gelder von der Rentey, dem Licent, dem Pupillen-Collegium und dem Oberburggräflichen Amte auf ein Schiff zu bringen und solche bei erfolgendem Einfalle zu retten. Weil nun die Stadt dadurch von allem Gelde entblößt wurde, so hielt man bei Hofe **) an, eine Anschaff-Summe zurück zu behalten, um die Brandschatzung abzutragen, welches dann auch bewilligt wurde. — Der König ließ dem General von Dohna, der an dem Munde eine starke Blessur durch eine Kugel empfangen, durch den Obristlieutenant von Stutterheim wissen, wie er ihm für seine Bravour danke, wie er nicht eher vergnügt sein würde, als bis er vernommen hätte, daß der General sich wieder an der Spitze der Armee befände, und daß er an seinem Wohl so viel Antheil nehmen würde, als ein Freund an dem des anderen."

„Es wußte Niemand, was die Retirade der Russen zur Absicht hätte. Einige glaubten die Russische Kaiserin wäre todt, andere meinten, sie hätte die Herrschaft an den Thronfolger überlassen, andere glaubten es geschehe dies aus Mangel an Fourage und dergleichen mehr; andere wollten wissen, daß der Sultan ins Russische Gebiet gefallen, noch andere dachten, es geschehe, weil die Oestreichischen Subsidien ausgeblieben. So verschwiegen blieb dies: jedoch man hörte bald auch, daß sie noch nicht die Gränze völlig verlassen und sich bei Tilsit stark verschanzt hätten. Diese arme Stadt mußte bei der Russischen Einquartirung viel ausstehn; es lagen darin über 5000 blessirte Russen, die einen solchen Gestank von sich gaben, daß Niemand in der Stadt es aushalten konnte. Es starben von diesen täglich so viele, daß man sie kaum alle zu beerdigen vermögend war. Unsere Armee zog sich immer weiter bis um Insterburg und blieb eine Weile bei Georgenburg: Niemand wußte, was doch nun eigentlich erfolgen würde. Es gingen Muthmaßungen, daß die Unsrigen die Russische Armee gerade angreifen würden. Eine fliegende Armee von uns setzte in-

*) Bekanntlich hieß bis 1808 das hiesige Obergericht Regierung, sowie die Kriegs- u. Domainen-Kammer fast dieselben amtlichen Verrichtungen ausübte, welche der gegenwärtigen Regierungsbehörde zustehen.

**) Das gesammte Etatsministerium in Ostpreussen repräsentirte den König, erließ seine Anordnungen mit „Wir Friedrich u. s. w. von Gottes Gnaden, König von Preussen" u. s. w., und wurde in der gewöhnlichen Bezeichnung der Hof genannt.

dessen den Russen immer nach und nahm ihnen an einem Tag 18,000 Tonnen Mehl, Vieh und 60 Bauern ab, welche sie mit sich weggenommen hatten. Hierbei distinguirten sich der Prinz von Hollstein-Gottorp und der Obrist Malachowski. Man hörte aus den Aemtern (Litthauens) von vielen verübten Grausamkeiten der Kosacken: sie hatten einigen Bauern die Finger und die Hände abgehauen, etlichen die Nase und den Mund aufgeschnitten und sie sonst verstümmelt. Vielleicht wären nicht so viele Grausamkeiten verübt, wenn man die Russen hätte ruhig abziehen lassen, und unsre Armee nicht so hitzig verfolgt haben würde."

„Merkwürdig war es dennoch, daß die Russische Armee, die sich den Sieg zuschreiben wollte anstatt die Feindlichen zu verfolgen sich selbst zurückzog, und daß die Preussen hingegen den siegenden Feind verfolgten. Als ein Wunder der göttlichen Güte aber war es anzusehen, daß da die Russen schon nahe bei den Wällen von Königsberg standen und das Schwert den Einwohnern an die Kehle gesetzt war, wider alles Vermuthen eine solche Veränderung vorging. Den 25ten haben die Russen die Stadt Ragnit angesteckt, weil ihnen der Obrist Malachowski in der Retirade nachgesetzt, auch einige niedergehauen hat. Sie haben zwar durch ein Manifest die Schuld dieser Mordbrennerei von sich abwälzen und auf die Preussischen Husaren und die Einwohner wälzen wollen, aber es sind nur geschminkte Lügen gewesen. Bei diesem Brande sollen über 200 Personen im Feuer umgekommen sein, und sind alle Arten von Grausamkeiten ausgeübt. — Sie haben zwar auch die Stadt Tilsit geräumt, aber aus derselben den Bürgermeister, Vice-Bürgermeister und 2 Rathsherrn als Geißel mitgenommen, wie sie denn auch aus anderen kleinen Städten als Insterburg und Rastenburg ein Gleiches gethan. Man giebt für die Hauptursache und wahren Grund ihrer Retirade den Mangel an Fourage aus *), und soll es den Officieren selbst schon an Brod gefehlt haben. Nachdem die Russen die Stadt Tilsit verlassen, warfen sie wider ihre Capitulation unterschiedene Bomben in die Stadt und beschädigten einige Dächer, worauf der Feldmarschall von Lehwaldt auch einige Kanonen auf sie abfeuern

*) Nach General Weymarn's Zeugniß fielen täglich 100 bis 150 Pferde, a. a. O. S. 170.

ließ, welche ihre Batterien beschädigten, auch einige von ihren Leuten niederrissen. Die Russen zogen darauf weiter nach Memel zu: allenthalben aber sah man hinter ihnen Feuer aufgehen, und sie steckten alles was sie fanden in Brand, wie ihnen der Feldmarschall selbst anbefohlen *). Bei den verübten Grausamkeiten der Russen wurden Leute bis auf den Tod gepeitscht, ihnen Arme und Füße abgehauen, einige wurden ins Feuer geworfen, andere an die Flügel der Windmühlen gebunden. Die Kinder wurden am Spieße gebraten, oder vor den Augen ihrer Mütter gespießt. Alles wurde verbrannt, in den Gebäuden, so sie stehen ließen, die Fenster eingeschlagen. Kinder wurden lebendig aufgefressen (?) oder unter einander verhandelt und um 36 Gr. verkauft. Das Herz wurde den Leuten bei lebendigem Leibe ausgeschnitten und es warm gefressen. Bei Ansteckung von Ragnit sind über 40 Leute mit der Pike lebendig in das Feuer gestoßen; die Frauenzimmer sind ganz nackt ausgezogen und zu Tode genothzüchtigt, anderen, die noch etwas lebten, stach man die Spieße durch den Leib. Einige wurden halbgebraten und am Feuer gesengt; anderen brannte man die Fußsohlen und setzte sich auf dieselben, wie auf Bänke, an dem Feuer, indem man ihnen noch dazu mit den Piken immer neue Wunden einstach. Man band einige Leute an den Bäumen und schoß nach denselben, wie nach dem Ziele. Dem Erzpriester aus Ragnit banden sie Hände und Füße und warfen ihn in die brennende Kirche, wo er sein Leben elendiglich enden mußte **). (Dazu in einer späteren Randbemerkung). Der Pfarrer aus Willkischken,

*) Dies geschah auf dem Rückzuge von Tilsit nach Pröfuls auf ausdrücklichen Befehl des Feldmarschalls Apraxin, wie General Weymarn selbst darstellt (a. a. O. S. 164—68; 182—85), der bei dieser Gelegenheit auch von noch verstärkten Excessen der Marodeurs und Kosaken spricht, sie selbst als die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten, Drangsale und Grausamkeiten bezeichnet, welche den Landbewohner auf das höchste erbittern mußten. Ueber die den Russen sehr nachtheilige Kanonade bei Tilsit spricht Weymarn S 169—74, zugleich mit dem Urtheil, daß sie weniger Verlust den Russen als Schimpf und Schande zugefügt habe.

**) Arnoldt nennt diesen Superintendenten (damals Erzpriester), in seinen Nachrichten über die Prediger in Ostpreussen (1777. 4.) S. 128, Martin Lindenau und sagt von seinem Tode, daß er bei dem großen Brande in Ragnit am 24. Sept. 1757 verschwunden wäre.

Namens Schwenner, corpulent von Leibe, wurde erst alles seines Eigenthums beraubt und bis auf das Hemd ausgezogen. Nachher legten ihn die Kosaken auf glühende Brände und rösteten ihn. Da er nun hier also halb gebraten und abgefleischt war, rissen ihn die Kalmücken aus der Marter: er kroch hierauf erauf allen Vieren und kam unter den größten Schmerzen nach Tilsit, woselbst er unter den größten Qualen doch mit vieler Standhaftigkeit sein Leben beschloß*). Dies haben mir glaubwürdige Leute erzählt, die ihn selbst sterben gesehen."

„Den 4. Oct. lief eine Zeitung ein, daß sich bei Kuntzen**) wieder Russische Galeeren sehen ließen, und dies veranlaßte eine neue Furcht. Den 5. Oct. wurden in Königsberg Russische Gefangene eingebracht, worunter sich ein Obrist, 2 Lieutenants und 2 Feldwebel befanden. — Jeder war nunmehr begierig zu wissen, wie es der Stadt Memel ergehen würde. Die Russen verweilten sich bis dahin auch auf ihrem Marsche einige Wochen durch; sie hatten auf dem Felde Vieles, Gewehre, Bomben, auch einige Kanonen vergraben***), welche die Bauern auffanden. Den 16. Oct. vernahm man, daß die Russen nicht Preussen verlassen würden, sondern daß sie sich in Memel befestigten, mehr Kanonen auf die Wälle führen ließen und ein Magazin da anlegten. — Gegen die Mitte des October fing die Preussische Armee an aus Litthauen aufzubrechen und ihren Zug nach Pommern anzutreten, wo die Schweden eingefallen waren †). Man wurde darüber bestürzt, weil auf diese Art Preussen von aller Gegenwehr entblößt und den Russen frei gegeben werden sollte."

„Durch ein Schreiben von dem 9. Novbr. aus Gumbinnen wurde gemeldet, daß Apraxin sich den 1. Nov. für seine Person wegbegeben, daß in Memel selbst noch 3 bis 4000 Russen sich

*) Arnoldt a. a. O. S. 135 sagt von Pfarrer Schwenner, daß er am 15. Oct. 1757 bei den Kriegstroublen umgekommen ist. Willkischken liegt 2 Meilen entfernt von Tilsit und eben so weit von Ragnit.

**) Bei Rossitten auf der Kurischen Nehrung.

***) Von Weymarn S. 171. gleichfalls erzählt.

†) Wie Friedrich der Große selbst darüber dachte, die entferntesten Provinzen aufzugeben, um sich für die Erhaltung der mittleren zu concentriren, äußerte er selbst unumwunden bei dieser Abberufung des Feldmarschalls Lehwaldt nach Pommern, Oeuvres P. III, S. 254—55.

aufhielten, und daß bei Prökuls an dem Minge-Fluß gegen 1000 Kosacken ständen und daß die Russen vielleicht gänzlich abziehen dürften: die Preussische Armee hatte einen höchst beschwerliche n Marsch, indem es fast unaufhörlich stürmte und regnete, welches die Vermuthung gab, daß viele Krankheiten entstehen würden. Aus Königsberg wurden alle Kranken und Arrestanten mit der Armee fortgeführt, und der letzte Theil der Armee zog den 15. Nov. aus Königsberg. Sie nahmen die Russischen Gefangenen, die sich auf 115 Mann beliefen, mit sich fort, und es blieb in Königsberg nur eine Besatzung von einem Bataillon und 2 Compagnien." — „Gegen Ende des Monats November liefen Nachrichten ein, als ob die Russen sich wieder um Memel bewegten, und eine Armee von 25,000 Kosacken herumstreifte, ja daß sie drohten, Preussen sobald die Flüsse von dem Froste bestanden wären, einzunehmen. Vom 29. Novbr. lief ein Schreiben aus Tilsit ein, daß die Kosacken zwei Dörfer angesteckt, und daß der General Browne die Stadt bedrohen lasse, er würde, sobald es die Wege zuließen, dasein und sollten Schuldige und Unschuldige büßen. Eben dieses zuverläßige Schreiben meldete, daß die Kosacken in das Amt Tauroggen eingefallen waren *), und daß sie sogar um Tilsit streiften und vor den Augen der dortigen Bürger zweimal an einem Tage das Vieh weggetrieben hätten, ohne daß ihnen ein Widerstand geleistet worden. Die Bürger zu Tilsit fingen damals an, ihre besten Sachen fortzuschicken und auf das Flüchten zu denken. — Einige wollen den Schaden, den die Russen in Preussen verursacht, nebst den Kosten des Campements auf 50 Millionen rechnen **)."

„Um die Mitte des December berichteten uns Briefe aus Litthauen, daß die Russen mit dem Anfange des Jahres die Stadt Memel und unser Preussen völlig räumen würden, ja man wollte von einer Convention zwischen unserm und jenem Hofe wissen;

*) Tauroggen und die Herrschaft Serrey gehörten seit 1691 durch die Cession der Princeß Luise Radziwill, der verwittweten Schwägerin des Kurfürsten Friedrich, zum Preussischen Staate und kamen erst bei der dritten Theilung Polens 1795 durch Austausch an das Russische Reich.

**) Soll wieder in Preussischen Gulden gemeint sein: also eine Schätzung von 16,666,666⅔ Thlr.

jedoch die widrigen Nachrichten, so von den Schwärmen der Kosacken und dem Zusammenziehen der Russischen Völker meldeten, wiesen das Gegentheil aus. Die Zeitungen fielen immer widersprechend."

1 7 5 8.

„In der Nacht von dem 9. auf den 10. Januar kam eine Estafette aus Litthauen mit der betrübten Nachricht an, daß die Russen im Anmarsch nach Königsberg und bereits unterweges wären. Die Bestürzung war den Tag darauf ungemein groß. Die Soldaten machten sich zum Abmarsch fertig; die Kassen wurden in Eile weggebracht, viele der Vornehmsten retirirten sich durch die Flucht. Es ging die Rede, daß sie in 3 Colonnen marschirten. — Den 11ten lief eine andere Zeitung ein, daß die Russen ihren Weg nach Kauen (Kowno) nehmen wollten, allein den 12ten wurde die Nachricht widerrufen, und man hörte, daß sie sich der Stadt näherten. Das Schrecken der hiesigen Einwohner mehrte sich demnach nicht wenig, und das Flüchten nach Danzig und Elbing nahm immer mehr zu. Auf diese Weise fing sich also das neue Jahr mit Zittern an, und der vorhergegangene starke Sturm aus Osten war gleichsam der Vorbote gewesen. Den 14. Jan. warf man alle Provision in der Festung in den Pregel, als Pulver, Kugeln und dergleichen. Ein Gleiches soll auch zu Pillau geschehen sein. Den 14ten gegen Abend zog die hiesige Garnison, welche aus 8 Compagnien des Puttkammerschen Regiments bestand, von hier weg, nachdem sie den Tag vorher auf eine Contreordre schon einmal von ihrem Marsche wieder umgekehrt waren: sie begab sich nach dem Verlaute nach Pommern, um nicht den anmarschirenden Russen in die Hände zu gerathen. Die Nachrichten liefen immer schlechter, das Flüchten ward immer mehr fortgesetzt und man erwartete die Russen mit dem nächsten Tage, daher auch alle Anstalten zu ihrem Empfange besorgt wurden. — Den 15ten hörte man, daß die Russen am 12ten in Tilsit eingezogen wären. Die Zeitungen, so hier einliefen, widersprachen sich auf eine besondere Weise, und wir wußten von den Russen fast gar nichts Zuverlässiges, da ihnen doch alles von uns bekannt war. Sie hatten sogleich bei ihrem Einzuge die Post von Tilsit nach Königsberg zurückgehalten, und sie blieb den 15ten aus: daher konnte man

nichts Gewisses von dort vernehmen. Den 21ten vernahm man, daß die Russischen Vortruppen in Labiau den Tag vorher einmarschirt wären, und man erwartete sie nunmehr leider unfehlbar in Königsberg: daher sich die Deputirten der Stadt fertig machten, ihnen entgegen zu fahren. Dieses geschah auch den 21. Jan., an welchem Tage der Tribunalsrath Grabowski, der Bürgermeister Hindersen und Kriegsrath von Auer sich nach Caymen hinbegaben."

„Endlich brach der denkwürdige Tag an, da die Russischen Truppen in die Stadt Königsberg einrückten und den (verhängten) fatalen Zeitpunkt derselben brachten, den sie von ihrer Auferbauung an innerhalb 500 Jahren noch nicht erlebt hatte. Es geschah dieses den 22. Januar, an dem Sonntage Septuagesimä, des Morgens um 7 Uhr. Vor den Rechtpredigten *) rückten erst 38 Mann herein, welches die Vorposten waren: nachher folgten ihnen immer mehr Compagnien zu Pferde und zu Fuß, eine Menge von Kosacken, Grenadieren und anderen Völkern: sie hatten eine große Zahl von Kanonen und Pulverwagen bei sich. Um 1 Uhr Nachmittag versammelten sich die Kriegskammer, das Tribunal, Hofgericht, Consistorium, die Akademie, der Magistrat und Gericht auf dem Schlosse und erwarteten den General von Fermor. Alle Glocken wurden geläutet, und von dem Schloßthurme wurden Paucken und Trompeten gerührt. Er kam um halb 3 Uhr an und nahm die Königlichen Zimmer auf dem Schlosse ein. Sobald er in den Vorsaal eintrat, redete er die Umstehenden also an: „Sie könnten sich gratuliren, daß Ihro Majestät die Kaiserin die Stadt in Ihren Schutz nähme; würden sie sich nach Gebühr verhalten, so könnten sie versichert sein, daß ihnen nichts Leides begegnen sollte." Der General war in einem rothen mit Gold besetzten Pelze gekleidet, hatte einen blauen Band über die Schulter und einen Stern an der Brust. Er hat den Weißen Adlerorden **), auch den Alexander-Newski-Orden, doch trägt er den ersten am blauen Bande. Darauf wur-

*) Die Vormittagspredigten begannen in einigen Kirchen damals um 8 Uhr Morgens.

**) Auch in den Russischen Manifesten nannte damals der Russische Gouverneur unter seinen Orden den weißen Adler vor dem Alexander-Newski und dem Annen-Orden, während jetzt der weiße Adler (aus den Polnischen in die Russischen Orden aufgenommen) gesetzmäßig zwischen dem Alexander-Newski und dem Annen-Orden steht.

Digitized by Google

den alle Wachen, Posten und die Festung mit Russischen Völkern besetzt, die Quartiere in den Vorstädten genommen, und die drei Hauptstädte blieben noch zur Zeit davon verschont. Der Zulauf der Leute, diese Truppen zu sehen, war ungemein groß, und es ging Alles ziemlich ordentlich und stille zu. Die Grenadiere hatten ein gutes Ansehen, waren wohl gekleidet. Durch die Stadt marschirten immer neue Colonnen, davon eine auch nach Pillau ging und diese Festung in Besitz nahm. — Den 23. Jan. wurden zwischen 12 und 1 Uhr die Kanonen abgefeuert. — Den 24. Jan. als an dem königlichen Geburtstage wurde den Collegiis, dem Magistrat und der Bürgerschaft der Huldigungseid an die Kaiserin von Rußland abgenommen. Den 25. Jan. wurde die Akademie, nebst dem Commercien-Collegium, dem Licent und noch andern um 9 Uhr in die Schloßkirche gerufen. Auf dem Schloßplatz und vor der Wache standen viele Kanonen und Pulverwagen. Vor der Wachparade standen 12 große Kanonen und etliche 50 Pulverwagen. In der Kirche stellten sie sich vor das Altar; zwischen 9 und 10 Uhr kam der Dr. Arnoldt*) und mit ihm der General Nothhelfer vor das Altar, da dann die Akademie zuerst vortreten mußte. Vorher wurde das Manifest der Russischen Kaiserin von dem Dr. Arnoldt vorgelesen, nachher las er den Huldigungseid ab, welcher sehr verbindlich eingerichtet war. Diesen mußten die sämmtlichen Professoren mit aufgehobenen Fingern leisten, und darauf Mann für Mann ihre Namen auf einem Bogen Papier schreiben. Darauf folgten die übrigen Collegia. Den 25sten marschirten so wie in den vorigen Tagen viele Truppen von Kosacken und anderen Völkern durch die Stadt, und der Durchmarsch geschah größtentheils zur Abendzeit, damit man die Anzahl nicht gewahr werden möchte. Niemand konnte so leicht wissen, wohin sie alle zogen, weil alles geheim gehalten wurde. Es wurde dem Magistrate auch der Akademie bekannt gemacht, daß der Generalmajor von Kaisanow Ober-Commandant und der Brigadier von Treyden Unter-Commandant von der Stadt Königsberg waren. In dem Rescripte stand dieser merkwürdige Ausdruck, daß die Russi-

*) Dr. Dan. Heinr. Arnoldt war zweiter Hofprediger u. Prof. ord. der Theologie seit 1735.

sche Kaiserin sich das Königreich Preussen unterthänig gemacht hätte: unten standen die Worte: in dem Hauptquartiere der Kaiserlich Russischen Stadt Königsberg."

(Fortsetzung folgt.)

F. W. Schubert.

Ueber die bevorstehende Sonnenfinsterniß am 15. März 1858.

Die Entfernungen der Planeten in unserm Sonnensysteme von dem Centralkörper desselben, der Sonne, sind höchst wahrscheinlich durch irgend ein bestimmtes Gesetz geregelt, wenn gleich es bisher dem menschlichen Geiste nicht gelungen ist, von dieser Gesetzmäßigkeit mehr als eine rohe Andeutung zu entdecken. Auch die Entfernungen der Monde von ihrem Hauptplaneten werden diesen Gesetzen unterworfen sein, und sicherlich ist also auch ein physischer Grund vorhanden gewesen, warum die Entfernung des Mondes von der Erde etwa 30 Mal so groß wurde als der Durchmesser der Erde. Ob aber auch die Größe der verschiedenen Planeten und Monde durch Gesetze geregelt wurde oder ob der Zufall den einen größer als den andern bildete, gleichwie im bunten Schneegestöber die eine Schneeflocke größer als die andere sich gestaltet, das dürfte wohl gegenwärtig noch schwer zu entscheiden sein, und wir Bewohner der Erde mögen es daher immerhin als eine zu unsern Gunsten von dem allgütigen Schöpfer des Weltalls absichtlich getroffene Einrichtung ansehen, daß der Mond gerade so groß wurde, daß seine volle erleuchtete Scheibe etwa eben so groß erscheint als die der Sonne, denn dieser Umstand in Verbindung mit der etwas veränderlichen Entfernung des Mondes bewirkt, daß die Sonnenfinsternisse auf der Erde bisweilen total erscheinen und zu andern Zeiten wieder ringförmig, also einen Wechsel der Erscheinung darbieten, der für jeden Freund und aufmerksamen Beobachter solcher schönen Naturerscheinungen den Reiz derselben noch erhöht. Wäre der Mondkörper beträchtlich größer, so würden die totalen Sonnenfinsternisse zwar häufiger aber weniger schön sein, und wäre er beträchtlich kleiner, so würden wir nie

eine totale Sonnenfinsterniß wahrnehmen, da der Mond uns alsdann nie die ganze Sonnenscheibe verdecken könnte.

Die totalen Sonnenfinsternisse entstehen bekanntlich dann, wenn der Mond zwischen der Erde und der Sonne durchgeht und sein Schatten dabei die Oberfläche der Erde trifft. Wir sind gewohnt, die Schatten allen Gegenstände entweder ebenso groß als diese selbst oder größer zu sehen, würden aber doch sehr irren, wenn wir danach schließen wollten, daß der Schatten des Mondes auf der Erde eben so groß wäre als der Durchmesser des Mondes. Der Schatten des Mondes, oder besser sein Kernschatten, d. h. der dunkle Raum hinter dem Monde, in welchen keine Sonnenstrahlen gelangen, hat, weil die Sonne viel größer als der Mond ist, die Form eines langen spitzen Kegels, welcher etwa 110 Mal so lang ist als der Durchmesser des Mondes; die Entfernung des Mondes von der Erde ist aber immer nahezu eben so groß, so daß die Spitze des langen Schattenkegels, wenn der Mond zwischen Sonne und Erde steht, sich in der Nähe der Erdoberfläche befindet. Dringt diese Spitze des Schattenkegels noch in den Erdkörper ein, so entsteht auf der Oberfläche der Erde daselbst ein wirklicher aber sehr verkleinerter Schatten des Mondes und die in der so beschatteten Gegend wohnenden Menschen sehen eine totale Sonnenfinsterniß. Bleibt dagegen die Spitze des Schattenkegels außerhalb des Erdkörpers, so hat der Mond gleichsam keinen Schatten, und die durch ihn erzeugte Sonnenfinsterniß wird in den Gegenden der Erde eine ringförmige, wo sie sonst, bei verlängertem Schattenkegel, total gesehen sein würde. Anders ist es mit dem Halbschatten des Mondes; dieser ist größer im Durchmesser als der Mond, und kann daher auch einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche bedecken; aber die von ihm überschatteten Länder sehen nur eine partiale Sonnenfinsterniß, d. h. einen Theil der Sonnenscheibe verdunkelt.

Zu den ringförmigen Sonnenfinsternissen gehört nun auch die am 15. März dieses Jahres eintretende, die deshalb ein größeres Interesse erregt, weil sie für einige Theile von Europa wirklich ringförmig erscheinen wird. Die Spitze des Schattenkegels streift diesmal so nahe über die Erdoberfläche weg, daß die Finsterniß möglicherweise in der günstigsten Gegend einen Augenblick total wird und die Breite der Zone, in welcher sie überhaupt ringför-

mig erscheinen wird, nicht mit völliger Sicherheit vorher festgestellt werden kann, da das Verhältniß des Halbmessers der Sonnenscheibe zu dem der Mondscheibe nicht so sicher bestimmt ist, als zu diesem Zwecke nöthig wäre. —

Stellt man, um sich den Vorgang bei dieser Finsterniß etwas anschaulicher zu machen, einen Erdglobus so auf, daß der Nordpol zwar oben aber etwa 2 Grad nach rechts hinübergeneigt ist, jedoch noch ein klein wenig auf der Rückseite liegt, ferner der Meridian von Lissabon gerade in der Mitte der dem Beschauer zugekehrten Seite sich befindet, so bewegt sich der Halbschatten des Mondes von links nach rechts horizontal über die nördliche, obere Halbkugel hinweg, während die Erde ihre Länder und Meere ebenfalls von links nach rechts, jedoch viel langsamer und in absteigender Richtung, hinter ihm her wälzt. Denken wir uns nun den Schattenkegel des Mondes so weit verlängert, daß seine Spitze immer die Erdoberfläche gerade noch berührt, so zeichnet diese auf der letztern die Linie, wo die Finsterniß central und ringförmig erscheint, d. h. wo für den Beobachter der Mittelpunkt der Mondscheibe gerade mitten durch die Sonnenscheibe hindurchgeht. Diese Linie beginnt an der Nordküste von Südamerica in der Gegend von Caraccas, für welche die Sonne eben aufgeht; daselbst würde man also die Sonne nicht als eine Scheibe, sondern als einen Ring aufgehen sehen, wenn die Zeit, welche die Sonnenscheibe zur vollständigen Erhebung über den Horizont gebraucht, nicht viel größer wäre, als die Dauer der ringförmigen Verfinsterung. Eine Zeit lang noch an der Küste von America hinstreifend, wendet die Centrallinie sich alsdann, den Atlantischen Ocean durchschneidend, mehr nordwärts, eilt nahe an der Insel Madeira vorüber und trifft, nachdem sie, immer im Meere bleibend, westlich an Spanien und Frankreich vorübergegangen ist, die Südküste von England in der Gegend von Dorchester, geht dann ein wenig nördlich bei Oxford vorüber, verläßt die Ostküste Englands in der Nähe von Boston und tritt, nachdem sie gerade in der Mitte zwischen Norwegen und Dänemark das Skager Rack passirt hat, an der Gränze von Norwegen und Schweden in die Schwedische Küste und Schweden ein. Nachdem sie dann die Ostküste dieses Landes etwa 30 Meilen nördlich von Stockholm wieder verlassen, den bottnischen Meerbusen, Finnland und das weiße Meer passirt hat,

endet sie etwa in der Gegend der Küste des nördlichen Rußlands an der Gränze von Europa und Asien. — Dort, im fernen Norden würde man also die Sonne als Ring untergehen sehen, denn dort verläßt die Spitze des Schattenkegels wieder den Erdkörper, während daselbst gleichzeitig auch Sonnenuntergang Statt findet. Diese gewiß beträchtliche Reise legt der Mondschatten in der kurzen Zeit von 2 Stunden und 46 Minuten zurück; und doch ist die darin ausgedrückte Geschwindigkeit gleichsam nur der Ueberschuß, um wie viel die Erde sich zu jener Zeit schneller in ihrer Bahn bewegt als der Mond, freilich wegen der converen Gestalt der Erdoberfläche wieder etwas vergrößert.

Der größte Theil der vorhin beschriebenen Central-Linie fällt demnach auf den Atlantischen Ocean, wo die ringförmige Finsterniß von Niemanden gesehen wird, wenn nicht zufällig einige Schiffe gerade in der bezeichneten Gegend sich befinden. Da sie aber in ihrem weiteren Verlaufe England und Schweden durchschneidet, so wird es, wenn übrigens das Wetter günstig ist, nicht an Gelegenheit fehlen, die seltene Erscheinung an vielen Orten zu beobachten, besonders in England, wo die Astronomie so viele, mit guten Instrumenten ausgerüstete Verehrer zählt. Wie breit nun der Strich oder die Zone sein wird, innerhalb welcher die Finsterniß ringförmig erscheint, läßt sich, wie schon oben erwähnt, nicht mit Sicherheit angeben. Nach den Angaben des Berliner astronomischen Jahrbuches für 1858 würde sie etwa 8 bis 9 Meilen breit sein und die Sternwarte zu Orford sich in derselben befinden; wahrscheinlich ist aber diese Breite der Zone beträchtlich zu groß, und nach den Angaben des englischen Nautical Almanac liegt Orford bereits außerhalb der Zone der ringförmigen Finsterniß und sieht, wie alle übrigen größeren Sternwarten, nur eine partielle Finsterniß, die aber der ringförmigen äußerst nahe kommt. Die Beobachtung wird hier entscheiden müssen, und diese Finsterniß könnte eben dadurch in astronomischer Hinsicht doppelt interessant und wichtig werden, wenn es nicht so schwierig wäre mit Sicherheit durch die Beobachtung zu entscheiden, ob die dunkle Mondscheibe wirklich ganz in die Sonnenscheibe eingetreten ist und wie breit der schmale von der Sonne übrig bleibende Ring ist, oder ob noch ein kleiner Theil des Mondes außerhalb der Sonnenscheibe blieb, und die Erscheinung des Ringes eine durch den Licht-

glanz der Sonne bewirkte Illusion war. Eine ähnliche Schwierigkeit findet bei den totalen Finsternissen in Beziehung auf das Ende der totalen Verfinsterung Statt, und man würde es kaum glauben, daß geübte Beobachter mit guten Instrumenten in der Bestimmung dieses Momentes um mehrere Sekunden von einander abweichen könnten, wenn nicht mehrfache Beispiele davon wirklich vorhanden wären.

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Uebersicht der bevorstehenden Finsterniß zu den Erscheinungen, welche dieselbe hier in Königsberg darbieten wird, so sind dieselben allerdings von keinem besondern Interesse, da die Sonne für uns nur theilweise verfinstert wird, und die übrig bleibende Sichel der Sonne noch eine beträchtliche Breite behält, so daß selbst die Abnahme des Lichtes nur dann recht merkbar werden wird, wenn das Wetter klar und heiter ist. Die Bewohner Königsbergs dürfen darüber um so weniger sich beschweren, da ihnen nicht nur im Jahre 1851 das seltene Phänomen einer totalen Sonnenfinsterniß von beträchtlicher Dauer in einer Weise, die nichts zu wünschen ließ, zu Theil wurde, sondern Königsberg auch schon im Jahre 1836, bei der damals am 15. Mai eingetretenen ringförmigen Finsterniß unmittelbar an der Grenze der Zone, wo sie ringförmig war, lag, also damals die Vorzüge genoß, die dieses Mal vielleicht der Stadt Oxford in England nebst manchen andern zu Theil werden. Nichts desto weniger wird aber auch dieses Mal die für uns nur partielle Finsterniß von den Freunden der Naturerscheinungen nicht unbeachtet gelassen werden, und es wird daher vielleicht nicht ganz überflüssig sein, wenn ich hier einige Resultate mittheile, welche mir eine genaue Vorausberechnung für Königsberg ergeben hat, und denselben einige Zeichnungen beifüge, welche die bevorstehende Erscheinung in ihren verschiedenen Phasen anschaulicher machen *).

Der Anfang der Finsterniß, wo der Mondrand eben die Sonnenscheibe berührt, findet Statt für Königsberg am 15. März Mittags um 1 Uhr 30 Minuten und 37 Sekunden nach mittlerer Königsberger Zeit, welche unsre Normal-Uhr zeigen soll. Da diesen Moment der Berührung Niemand beobachten kann, sondern

*) S. die beiliegende Abbildung.

jeder den Anfang der Finsterniß erst wahrnimmt, wenn schon ein kleines Stückchen vom Sonnenrande fehlt, so ist in Fig. 1. die Sonne abgebildet, wie sie eine Minute nach jener Berührung aussieht. Die mit „Vertikallinie" bezeichnete Richtung ist die senkrechte Linie von oben nach unten. Der Eintritt des Mondes erfolgt daher rechts, etwas unten, in dem südwestlichen Viertel der Sonnenscheibe und der Punkt, wo der Mond eintritt, liegt auf der Peripherie der Sonnenscheibe etwa 49 Grad nach rechts von dem untersten Punkte des Sonnenrandes entfernt. Mit „Austritt" ist in derselben Figur der Punkt des Sonnenrandes bezeichnet, wo der Mond wieder austritt, etwa 14 Grad nach links vom obersten Punkte der Sonne an gerechnet. — Dieser Austritt, d. h. das Ende der Finsterniß findet Statt um 3 Uhr 53 Minuten und 48 Sekunden, so daß die ganze Erscheinung überhaupt 2 Stunden 23 Minuten dauern wird. Die Mitte der Finsterniß, d. h. das Maximum der Verfinsterung, fällt auf 2 Uhr 44 Minuten 3 Sekunden, und die Entfernung des Mittelpunktes der Mondscheibe von dem der Sonnenscheibe beträgt am Himmel alsdann 341 Bogensekunden oder 0,177, d. h. beinahe $\frac{1}{6}$, des Sonnendurchmessers; nahe ebenso viel, nämlich 347 Bogensekunden, beträgt die Breite der übrigbleibenden Sonnensichel, da wo sie am breitesten ist. Der Halbmesser der dunkeln Mondscheibe ist alsdann, wenn die Angaben des Berliner Jahrbuches zu Grunde gelegt worden, nur um 6 Bogensekunden kleiner als die der Sonnenscheibe *); so breit also würde für Königsberg auch nur der von der Sonne noch übrig bleibende leuchtende Ring sein, wenn wir die dunkle Mondscheibe bis in die Mitte der Sonnenscheibe vorschieben könnten; er würde aber noch um 2,5 Sekunden schmäler werden, wenn das Verhältniß der Halbmesser von Sonne und Mond so angenommen würde, wie es die früher mit dem Heliometer der hiesigen Sternwarte gemachten Messungen ergeben haben. — Die Fläche der übrig bleibenden Sonnensichel beträgt zur Zeit der größten Verfinsterung noch 0,229 oder nahe 23 Procent der ganzen Sonnenscheibe, so daß uns also nahezu $\frac{3}{4}$ des Sonnenlichtes entzogen werden. Bei heiterem Himmel wird dies genügen, um die bei großen Finsternissen stets ein-

*) Es ist nämlich dann der Halbmesser der Sonne = 965",6; der des Mondes = 959",7.

tretende, aber noch nicht völlig erklärte gelblich bräunliche Färbung der Landschaft, ähnlich wie bei Höhenrauch hervorzurufen; sonstige auffallende Nebenerscheinungen werden aber nicht weiter Statt finden.

In Fig. 2. ist die Sonne dargestellt, wie sie sich zur Zeit der größten Verfinsterung zeigen wird; der Mond geht also rechts über die obere Hälfte der Sonne hinweg. Nach seinem Eintritt auf der rechten Seite bildet sich allmählig eine sichelförmige Gestalt der Sonne aus, deren hohle Seite anfangs nach unten und nach rechts gerichtet ist, allmählig aber mehr nach oben sich umdreht, so daß die Sonnensichel etwa um 2 Uhr 36 Minuten senkrecht steht; später ihre geöffnete Seite mehr und mehr nach oben kehrend, liegt die Sichel etwa um 3 Uhr 8 Minuten wagerecht und kehrt dann, schnell wieder an Breite zunehmend, ihre hohle Seite inwendig nach links, bis der fliehende Mond endlich die volle Scheibe wieder hergestellt hat. In Fig. 3. findet man die Linie angegeben, in welcher der Mittelpunkt des Mondes sich an der Sonnenscheibe vorbeibewegt, so wie zugleich daraus das Verhältniß der Größe beider Scheiben anschaulicher wird. Die angegebene Richtung der Vertikallinie bezieht sich auf die Zeit der Mitte der Finsterniß. Mit Hülfe einer solchen Zeichnung läßt sich leicht für jede Zeit die Gestalt der Sonnensichel bestimmen, indem man nur nöthig hat an der, der fraglichen Zeit entsprechenden Stelle der Bahn des Mondcentrums einen Zirkel einzusetzen, und mit dem Halbmesser der Mondscheibe einen Kreisbogen auf der Sonnenscheibe zu beschreiben, um sogleich die Gestalt der Sonnensichel für jene Zeit zu erblicken. —

Für die Umgegend Königsbergs wird sich die Erscheinung nahezu ebenso gestalten, nur daß in den südwestlich gelegenen Orten die Finsterniß früher eintritt, und zwar um etwas mehr als die Ortszeit von der Königsberger Zeit abweicht, bei den nordöstlich gelegenen Orten dagegen in gleicher Weise verspätet eintritt.

Schließlich will ich noch für diejenigen, welche die Sonnenfinsterniß durch ein mit einem Stativ versehenes oder anderweitig befestigtes Fernrohr beobachten wollen, ein Verfahren erwähnen, wie man diese Sonnenbeobachtung sehr viel bequemer anstellen kann, da dasselbe, wie mir scheint, nicht allgemein bekannt ist.

Richtet man ein Fernrohr auf die Sonne, so tritt das in dasselbe einfallende Sonnenlicht am Ocularende wieder aus in Form eines Kegels. Fängt man es daher in einiger Entfernung auf Papier auf, so sieht man einen undeutlich begränzten Kreis, der durch Verschiebung des Okulars leicht in einen scharf begränzten Lichtkreis verwandelt wird und nichts anders ist als ein vergrößertes Bild der Sonnenscheibe, welches man nach Belieben groß oder klein machen kann. Es ist nur nöthig dafür zu sorgen, daß das übrige Sonnenlicht durch einen Schirm abgehalten wird, damit die Tafel, auf welcher man das Sonnenlicht auffangen will, nicht direct von der Sonne beschienen wird. Auf diese Weise kann man die Beobachtung nicht nur mit aller Bequemlichkeit ohne dunkel gefärbte Gläser anstellen, sondern es können auch mehrere Personen zugleich das vergrößerte Bild der Sonne betrachten. Nach einigen Versuchen wird man leicht die Uebung gewinnen, um nicht nur das Fernrohr, ohne hindurch zu sehen, auf die Sonne zu richten, sondern auch dasselbe beständig der Sonne, die am Himmel fortrückt, folgen zu lassen. Dies Verfahren ist in der That überall, wo es nicht auf sehr große Genauigkeit ankömmt, für Sonnenbeobachtungen das bequemste, und die ältern Astronomen, welche noch keine gut geschliffenen farbigen Gläser zum Abblenden des Lichtes hatten, haben sich dieser Methode vielfach bei Beobachtungen von Sonnenfinsternissen und Sonnenflecken bedient.

Königsberg, 20. Febr. 1858.

M. Wichmann.

Digitized by Google

II. Mittheilungen.

[**Das nördliche Pomerellen und seine Alterthümer** *).] Herr Dr. Förstemann hat uns in den „Neuen Preußischen Provinzial-Blättern" Band IX. (XLIII.) S. 257, Bd. XI. (XLV.) S. 257, Bd. XII. (XLVI.) S. 401, und in den Neuen Preuß. Prov.-Bl. a. F. Bd. I. (XLVII.) S. 133. recht interessante Mittheilungen über die in den Kreisen Neustadt, Danzig, Carthaus, Pr. Stargart und Berent des Regierungs-Bezirks Danzig aufgefundenen Alterthümer geliefert und ist es in der That zu bedauern, daß derselbe die noch außerdem in dieser Beziehung gesammelten Notizen durch seine Abberufung von Danzig noch zurückzuhalten veranlaßt wurde.

Das ganze Pomerellen, von welchem die N. P. P. B. a. F. Bd. II. (XLVIII.) S. 104. eine Schilderung aus der Feder des jetzt verstorbenen Justizraths Seidel enthalten, und über welches die „Pomerellischen Studien" des Herrn Prof. Dr. Hirsch (Bd. III. (XLIX) S. 1.) vom Kloster Zuckau aus ein Licht in historischer Beziehung auszubreiten streben, ist bis jetzt noch wenig bekannt, dennoch aber sowohl für den Historiker als den Naturforscher sehr interessant und wohl werth, daß es durch derartige Beiträge nach und nach der Wissenschaft immer mehr geöffnet werde.

Jenes, von Hrn. Dr. Förstemann zuerst in näherem Zusammenhange bearbeitete Feld der pomerellischen Alterthümer bedarf namentlich einer weiteren Bearbeitung, wie Hr. Dr. Förstemann selbst angiebt, weshalb im Nachstehenden einige Beiträge zu einer solchen geliefert werden sollen.

*) S. die hiezu gehörige Abbildung.

Im Kreise Carthaus hat sich im Jahre 1855, dicht beim Königl. Forsthause Bülowo unfern des Dorfes Carthaus eine neue, anscheinend größere heidnische Begräbnißstätte gezeigt, als dort in der Königl. Forst ein Sandberg zur Gewinnung von Material zum Bau der Kunststraßen-Strecke von Carthaus nach Lappalitz abgestochen wurde. Die dort aus der Erde gewonnenen Aschen-Urnen waren, obschon sie wenig Fuß unter der Erde standen, bis dahin unzugänglich gewesen, weil sie ein älterer, darüber aufgewachsener Kiefer-Bestand schützte. Erst als ein Theil desselben abgeräumt und die Sandgräberei weiter ausgedehnt wurde, stieß man auf jene Urnen. Sie standen in Kästen, die aus Sandstein-Platten, welche mit Mühe nach jenem Berge geschafft worden waren, in gewöhnlicher Weise zusammen gefügt waren. Erhalten ist jedoch von diesem Urnenfunde Nichts, und befindet sich nur ein Deckel von einer der daselbst gefundenen Urnen beim Hrn. Oberförster Brick zu Mirchau. Geringe Nachgrabungen, die der Berichterstatter an diesem Orte anstellen ließ, als ihn hierzu die ihm zu Gesicht gekommenen, aus den Urnen auf den Boden geschütteten gebrannten Knochen und noch mehrere im Sande feststehende Sandstein-Platten veranlaßten, hatten keinen Erfolg, da der Holzbestand sorgfältigere Nachgrabungen hinderte.

Ein anderer Fund von heidnischen Alterthümern gab aber eine bessere Ausbeute, als jener Grabhügel bei Bülowo. Es wurde dieser im Laufe des Sommers 1857 unfern des Dorfes Stangenwalde, ebenfalls im Carthäuser Kreise belegen, gemacht. Unfern dieses Dorfes nemlich, da wo aus demselben der Hohlweg nach Marschauerberg ausläuft und zwar nördlich von demselben, stieß der Bauer Richert aus Stangenwalde beim Pflügen einer sandigen Kuppe in seinem sonst lehmhaltigen Acker auf eine große Steinplatte, die nach und nach durch das alljährliche Abpflügen des Bodens zu Tage getreten war. Da dieser Stein beim weiteren Bearbeiten des Ackers hinderlich war, so bemühte sich der Bauer denselben aus der Erde zu heben und bemerkte bald, daß dieser einen Steinkasten mit sieben Aschen-Urnen, fünf größere und zwei kleinere, deckte. Sämmtliche Urnen waren, als man den Deckstein lüftete und in den Grabkasten hineinblickte, wohl erhalten und standen dicht neben einander und diesen ganz ausfüllend frei und ohne Zwischenfüllung von Erdtheilen da. Dennoch litten

die Urnen bei fortgesetzten Bemühungen den schweren Deckstein zu entfernen ebenso sehr, als bei den vom Finder und seinen Gehilfen sofort vorgenommenen Untersuchungen des Urnen-Inhalts, so daß nur eine Urne (Fig. 1. der Zeichnung) ganz, eine andere (Fig. 3.) bis auf ein Loch in der bauchigen Wölbung ziemlich gut erhalten wurde, während die Urnen Fig. 2. und Fig. 4. der Zeichnung und die Stücke Fig. 5. und 6 nur in Bruchstücken, namentlich durch die Fürsorge des Königl. Oberförsters Hrn. Schultze zu Stangenwalde erhalten wurden, durch dessen Güte auch die sämmtlichen Gegenstände der Zeichnung Fig. 1—6. in den Besitz des Berichterstatters gelangten.

Dieser Stangenwalder Urnenfund ist namentlich dadurch von besonderem Interesse, daß die Urnen theilweis mit seither wohl noch nicht beobachteten Untersätzen versehen waren und die allerdings schon früher aufgefundenen Ohrgehänge der Urnen in einem Falle mit einer, früher noch nicht bemerkten überseeischen Schnecke als Zierrath versehen waren, wie weiter unten näher beschrieben werden wird.

Die Urne Fig. 1 a. der beigefügten Zeichnung, auf welcher letzteren dieselbe in einem Sechstel der natürlichen Größe, ebenso wie die übrigen gezeichneten Urnen, dargestellt ist, hat eine besonders zierliche Form. Mit dem Untersatze, in welchem stehend sie gezeichnet ist, hat diese Urne eine Höhe von 13″ bis zur Deckelspitze und im Bauche einen Durchmesser von 9″. Der Untersatz, Fig. 1 b. noch besonders dargestellt, ist nur 3″ hoch, hat einen flachen Boden und paßt die Urne mit ihrem unteren Theile genau in denselben hinein. Das Material, aus dem die Urne auf der Töpfer-Dreh-Scheibe gearbeitet wurde, ist ein graurother, feiner Thon. Der Deckel Fig. 1 c. ist wie ein chinesischer Hut geformt und hat als Zeichnung drei Strahlenbündel, von denen, vielleicht zufällig, das eine 9, das zweite 10, das dritte 11 Strahlen enthält, zwischen welchen Bündeln wieder besondere Figuren stehn, von denen zwei deutlich baumförmig sind. Am obern Theile der Urne findet sich auf der einen Seite ein menschliches Gesicht ohne Mund. Letzterer ist gewissermaßen durch den um die Urne eingeschnittenen Ring, welcher als die Begrenzung einer Leichenhülle angesehen werden könnte, verdeckt. Die Augenbraunen und die Nase des Gesichts sind erhaben gearbeitet, Pupille und Nasenlöcher

sind durch Eindrücke bezeichnet. Ein Bart ist hier, wie in allen andern bekannten Fällen, wo pomerellische Urnen menschliche Gesichter tragen, nicht angedeutet und könnten so bezeichnete Urnen, da dieselben überdies häufig große Ohrgehänge haben, die Ueberreste von Frauen geborgen haben. Die Ohren treten an der betreffenden Urne hervor und ist jedes mit zwei übereinanderstehenden Ring-Löchern versehen, durch welche kupferne Ringe gehn. In dem einen Ohre war noch in jedem Loche der entsprechende Ring vorhanden, in dem anderen, dem linken, dagegen nur der obere Ring und war der untere, jedenfalls beim Ausheben der Urnen aus dem Grabe, verloren gegangen. Der dritte Ring, der, nach der Angabe des Hrn. Dr. Förstemann (N. P. P. B. Bd. IX. (XLIII.) S. 264.) in andern Fällen durch den untern Ring des Gehäuses gezogen gefunden wurde, fehlte hier und schien nicht verloren gegangen zu sein. Auf die, nur mit ihren Enden zusammengebogenen Ringe, waren blaue Glasperlen aufgezogen und hing im untern derselben jene, unter dem Namen Schlangen- oder Ottern-Köpfchen, auch Kauri jetzt allbekannte weiße Schnecke (*Cypraea moneta*), die in Indien und Afrika ihre Heimath hat und als Münze dient und auf einen Handels-Verkehr der damaligen Bewohner Pomerellens mit jenen Ländern hindeutet. Das ganze Gehänge hat ein gefälliges Ansehn und scheint ein seltenes Vorkommen zu sein. Die sonst in derartigen Gehängen vorkommenden Bernsteinperlen fehlten hier ganz, obgleich wenige Meilen von Stangenwalde entfernt, sich flachliegende Bernsteinlager finden, die gewiß schon in alten Zeiten bekannt waren. Das Gehänge ist Fig. 1 d. der Zeichnung in halber natürlicher Größe abgebildet.

Die Urne Fig. 2. ist größer und bauchiger als die vorige, wie die Zeichnung in richtigem Verhältniß zeigt. Es ist dieselbe von schwarzem Thon gearbeitet und trug wie die erst beschriebene, ebenfalls ein menschliches Gesicht mit Augen, Nase und doppelt durchlöcherten Ohren, doch fehlte der Mund auch hier. Diese Urne ist aber gänzlich zerbrochen und fehlten namentlich auch den zerbrochenen Ohren die Gehänge.

Die Urne Fig. 3. ist von ziemlich gleicher Größe wie die vorige. Sie ist ebenfalls von schwarzem Thone gearbeitet, nur ihr Deckel ist durch eingeschnittene Reifen einfach verziert und fehlt ihr namentlich das Gesicht. Dieselbe ist jedenfalls weit einfacher

gearbeitet, als die Fig. 1. abgebildete rothe Urne. Wenn man daher aus der größern Menge der vorhandenen Zierrathen und dem Untersatz auf den höhern Rang dessen schließen wollte, dem der Inhalt der Urne angehört, so muß hier wohl die rothe Urne einem Vornehmern angehört haben, nicht die schwarze, während Hr. Dr. Förstemann muthmaßt, daß sonst die schwarzen Urnen die Gebeine der Vornehmen, die röthlichen dagegen die der Geringeren einschlössen.

Die Fig. 4. abgebildete Urne ist weit kleiner als die vorbeschriebenen. Dieselbe ist auch schwarz und nur am Anfange ihres bauchigen Theils mit einer gezackten Linie verziert, leider aber nur in sehr mangelhaftem Zustande noch vorhanden.

Die Fig. 5. abgebildete schwarze, den Abschnitt einer Kugel-Oberfläche darstellenden Schaale, hält der Berichterstatter ebenfalls für einen Urnen-Untersatz, wie ihn die Fig. 1. gezeichnete Urne in anderer Gestalt aufzuweisen hat. Zu welcher Urne derselbe gehört haben möchte, läßt sich, beim Fehlen von drei in demselben Grabkasten gefundenen Urnen nicht wohl bestimmen, doch würde derselbe allenfalls schon für die Urne Fig. 4. passen. Auch der Finder der Urnen meinte, diese Schaale habe einer Urne als Untersatz gedient und ist, nach dessen Mittheilungen, nicht anzunehmen, daß dieselbe als ein nach Innen abgewölbter Urnendeckel zu betrachten sei, da die Urnen sämmtlich mit gewöhnlichen, nach Oben gewölbten Deckeln versehen gefunden wurden. Es scheint die Bestimmung dieser Schaale als Untersatz auch am Natürlichsten zu sein und wird nur dadurch ein Zweifel hierüber angeregt, daß Hr. Dr. Förstemann auch Urnen-Deckel erwähnt, die nach Innen abgewölbt gewesen seien und die Gestalt von tiefen Tellern gehabt hätten und es scheint, als wenn derselbe hiermit Gefäße ähnlicher Form bezeichnen wollte und als wenn er diese selbst im Grabe als Urnen-Deckel benutzt, beobachtet hätte, während der Standort unserer Schaale an der Fundstelle nicht zuverläßig ermittelt ist. — Die betreffende Schaale ist zwar beschädigt, aber in ihrer ganzen Gestalt wohl erkennbar.

Das Fig. 6. gezeichnete Stück jenes Stangenwalder Urnen-Fundes ist ebenfalls sehr beschädigt, wie die Zeichnung andeutet. Wo dasselbe im Grabkasten gestanden hatte, konnte auch hier nicht zuverläßig ermittelt werden, doch meinte der Finder, dasselbe habe

auch als Unterlage einer Urne gedient und möge wohl oben eine Verbreiterung gehabt haben, wie dies ungefähr in dem unschattirten Theile der Zeichnung angedeutet ist. Das Stück ist von röthlichem Thon, wie die Urne Fig. I., doch weit roher als diese gearbeitet. Seine Bestimmung bleibt jedenfalls zweifelhaft.

Die sämmtlichen, im vergangenen Sommer in jenem Grabe gefundenen Urnen waren ungefähr zur Hälfte mit weißen, gebrannten Resten von menschlichen Knochen angefüllt, enthielten aber ebenso wenig als das Grab selbst, nach der Versicherung des Finders, anderweite Gegenstände, wie Waffen oder Schmucksachen.

Demohnerachtet verdient gewiß dieser Urnen-Fund als ein ganz beachtenswerther der Erwähnung.

Oberforstmeister Grunert zu Danzig.

[Alterthümerfund in der Gegend von Thorn.] Die Sammlung heimischer Alterthümer, welche sich im Lokale der Rathsbibliothek*) befindet, ist in letzterer Zeit durch einige Gegenstände vermehrt worden. Auf der Feldmark von Birglau wurden gefunden und der Sammlung einverleibt: 1 schön gearbeitetes Degenstichblatt, 1 zweischneidiger Dolch, 3 mittelalterliche Reitsporne von verschiedener Form, 1 sehr breite Lanzenspitze, ferner ein Damensporn und der Steigbügel eines Damensattels, welche bei Zlotorie im Schutt am Weichselufer gefunden wurden. Nicht unerwähnt mag auch ein eiserner Schlüssel bleiben, welcher, zweifelsohne sehr alt, unsere Aufmerksamkeit durch seine originelle Form und die Sauberkeit, mit der er ausgeführt ist, auf sich zog.

(Thorner Wochenblatt.)

*) Zu Thorn, in dessen Nähe die obenerwähnten Ortschaften liegen.

D. R.

Digitized by Google

III. Bücherschau.

Entgegnung.

Herr Redakteur!

Im Februarheft Ihrer Provinzialblätter werde ich von einem anonymen Kritiker meiner „Vorlesungen über Shakspeare“ wegen angeklagt, verurtheilt und, zum abscheulichen Exempel für „junge ehrsüchtige“ Scribenten, von unten auf gerädert. Von Rechts wegen sollte ich nun wol todt und abgethan sein. Aber Schriftsteller, vollends so ehrsüchtige und von der heilsamen Demuth verlassene, haben ein zähes Leben. Es stirbt sich nicht so leicht, wenn man ein Paar halbfertige Octav-Bände auf dem Herzen hat, die sonstigen mehr oder weniger verwegenen und unconcessionirten Pläne „zur Ausfüllung von Lücken in unserer Literatur“ gar nicht gerechnet. Und so sei mir denn von Ihrer Unparteilichkeit immerhin ein kurzer „last dying speech“ gestattet, ehe ich mich in mein Schicksal ergebe.

Ihr Kritiker bricht zunächst den Stab über meine Auffassung der deutschen Shakspeare-Literatur und über den Plan meines Werkes. Während ich (p. VII. der Vorrede) der bisherigen Behandlung Shakspeare's in Deutschland einen **vorwiegend** theoretischen und formell-ästhetischen Charakter zuschreibe, wogegen ich es als meine, wie des Gervinus'schen Werkes Hauptaufgabe bezeichne, das ethische, ächt humane Lebenselement des Dichters flüssig zu machen für die Aufrichtung unsers nationalen Bewußtseins — soll ich der deutschen Shakspeare-Literatur fälschlich nachsagen, sie habe sich bisher nur mit philologisch-antiquarischen Untersuchungen über den Dichter beschäftigt! Der Recensent möge es mir verzeihen, wenn ich diese von ihm entdeckte Gleichheit der Begriffe „formell-ästhetisch“ und „philologisch-antiquarisch“ wenigstens eben so „überraschend und befremdend“ finde, als er meine Ansicht, nicht etwa über jede

einzelne Erscheinung in der bändereichen deutschen Shakspeare-Literatur, sondern über die im Ganzen und Großen in derselben vorherrschende Richtung. Er bemerkt sodann mißfällig, in einem Werke „über Shakspeare und seine Zeit“ erwarte man eine detaillirtere Darstellung der historischen, literarischen und gesellschaftlichen Zustände, unter welchen der Dichter aufgewachsen ist, „in der heute nicht so schwer zu übertreffenden Weise des Buches von Nathan Drake. Eine solche Arbeit würde dem Bedürfniß der Shakspeare-Leser mehr abhelfen, als unser ewiges Räsonniren und Vertraut-Thun mit den Intentionen des Dichters!“ — Ich erlaube mir darauf zu erwiedern, daß ich den Plan meiner Vorlesungen nicht nach den mir unbekannten Bedürfnissen des Königsberger Kritikers entwarf, sondern nach den mir sehr wohl bekannten Bedürfnissen und Wünschen meiner zahlreichen Zuhörer. Diesen kam es auf eine klare, anziehende und geschmackvolle Einführung in die Dramen des Dichters an, nicht aber auf eine detaillirte Schilderung der Shakspearischen Epoche — und daß meine Elbinger und Danziger Zuhörer mit diesem Bedürfniß keinesweges allein stehen, dafür hat die freundliche Aufnahme meiner Arbeit in weiteren Kreisen seitdem den Beweis geliefert. Die von mir gegebene historische und literar-historische Einleitung konnte und durfte nur eine vorläufige Orientirung in den allerwichtigsten Verhältnissen bezwecken, von denen aus Shakspeare beurtheilt sein will. Sie hat bei competenten Beurtheilern in der Nähe und Ferne den entschiedensten Beifall gefunden, und irgend einen wesentlichen Fehler in meinen Auffassungen oder Angaben nachzuweisen hat der Recensent im Eifer seiner Schmähreden und seiner höhnischen Zurechtweisungen vergessen. Daß ich Drake nicht zum Vorbilde nehmen durfte, hätte er übrigens bei einiger Ueberlegung sich selbst sagen können. Dieser Autor verwendet auf Schilderung der englischen Gesellschaft und Literatur zu Shakspeare's Zeit nicht weniger als 746 große Quartseiten, also reichlich den Raum von zwei Bänden meines Werkes, ohne daß er gleichwol eine irgendwie genügende und abgerundete Vollständigkeit erreicht. Nennt Recensent doch das, was Gervinus dahin Einschlagendes giebt, „eine dürftige Kompilation“: und gleichwol ist der Gervinus'sche „Shakspeare“ hauptsächlich durch diese Einleitung um einen Band stärker geworden, als der meinige berechnet war und aus sehr guten, praktischen Gründen berechnet werden mußte. Ich habe eben von dem Rechte des Schriftstellers Gebrauch gemacht, „meine Aufgabe mir zu wählen“ (cf. p. 127 der Recension) und ob

ich sie zeitgemäß wählte, das wird, mit oder ohne Erlaubniß des Königsberger Kritikers, das lesende Publikum zu entscheiden haben. Es ist möglich, daß ich mich künftig entschließe, die kurze Einleitung dieser Vorlesungen zu einem detaillirten Bilde der Shakspearischen Zeit zu erweitern. Wenn ich dann das nothwendige Quellenstudium vermissen lasse, so wird der Recensent ja immer noch Zeit haben, sich mit seinen Büchertiteln zu brüsten.

Aber er begnügt sich nicht damit, meine Arbeit für unzweckmäßig und überflüssig zu erklären. Auch dieses an sich überflüssige Buch hat noch die ganze Wucht seiner kritischen Angriffe auszuhalten.

Er beginnt mit einer durch Gründe nicht unterstützten Verurtheilung nicht nur meiner Arbeit, sondern auch meines Characters. „Obgleich ich nur mit tönendern Worten wiederhole, was Gervinus gesagt, suche man vergeblich bei mir nach einem Worte des Dankes für diesen berühmten Gelehrten: die Dankbarkeit sei eben nie eine auszeichnende Eigenschaft der Schriftsteller gewesen.“ Daß ich das Gervinus'sche Werk in der Vorrede ein vortreffliches nenne, daß ich dessen Tendenz ausdrücklich als eine der meinigen sehr verwandte bezeichne, darauf zu achten hat den Recensenten sein kritischer Eifer, wie es scheint, gehindert. Ueber meine vorgebliche Abhängigkeit von Gervinus Urtheilen und Anschauungen aber kann und wird der Leser eben nur durch Vergleichung der entsprechenden Abschnitte sich ein Urtheil bilden. Einstweilen möge es erlaubt sein, der Autorität des Königsberger Anonymus das Urtheil Adolph Stahrs gegenüber zu stellen. Dasselbe berührt die hier angeregte Frage in folgender Weise (Nationalzeitung vom 24. December v. J. Nro. 601):

„Die Verdienstlichkeit der Gervinus'schen Arbeit kann Niemand höher anschlagen, als wir es thun und öffentlich gethan haben. Aber deswegen wird es gestattet sein, auszusprechen, daß diese neueste Behandlung desselben Stoffes manche Vorzüge voraus hat vor dem allzusehr mit gelehrtem Material überladenen, allzusehr ins Breite gehenden und nicht immer von Schwerfälligkeit und einseitiger Auffassung freien Buche des gelehrten Durchforschers der deutschen Nationalliteratur.“ Etwas weiter heißt es: „Ueberall begegnen wir dem bis in den Kern und das Wesen eindringenden, des sichern Schlagwortes jederzeit mächtigen, auf der Höhe sittlicher und ästhetischer Kultur stehenden Erforscher und Ergründer des großen Dichters, dem congenialen Erklärer, der auch in

großartig freier und parteilos unbefangener Würdigung der geschichtlichen und politischen Mächte, welche in den Schöpfungen des unsterblichen Genie's leben und weben, „„seines Geistes einen Hauch““ verspürt hat.“

Der Unterzeichnete darf wol kaum ausdrücklich bemerken, daß es ihm nicht einfällt die volle und unbedingte Geltung dieser mehr als freundlichen Anerkennung für seine Arbeit in Anspruch zu nehmen, obgleich sie in der deutschen Presse bekanntlich nicht so allein steht, als bis jetzt der von Königsberg gegen ihn ausgegangene Bannstrahl. Er fühlt in Stahr's (des ihm übrigens persönlich ganz unbekannten) Urtheil eben so sehr die Wärme einer sympathetischen Weltanschauung, wie in der Weise des Anonymus eine der seinigen durchaus entgegengesetzte Art zu denken und zu empfinden ihn anfröstelt. Es kommt ihm auch nicht in den Sinn, sich hinter befreundete Namen von gutem Klange zu flüchten, wenn der Gegner mit Gründen kämpft, statt mit absprechenden, beweislosen Urtheilen. Nur der Autorität glaubte er bis zum Austrag der Sache die Autorität entgegen setzen zu dürfen.

Und jetzt ist es Zeit, den „Gründen“ des gelehrten Kritikers ins Auge zu sehen. Schon rasselt ihr schweres Geschütz hinter den Staubwolken der absprechenden, unbewiesenen Urtheile. Gehen wir auf die Batterieen los, ehe sie uns vollends zerschmettern.

Wir treffen zunächst auf einige Bemerkungen über die „Willkür“, mit der ich die Geschichte für rhetorische Zwecke zu fälschen mir erlaubt haben soll. Ueber die Schilderung, welche ich p. 51 seq. von dem Verhältnisse des Shakspeare'schen Theaters zu seinem Publicum entwerfe, „sei die Muse der ungeschminkten Wahrheit auch wol ohne Schminke ein wenig roth geworden.“ Ein böser Vorwurf. Sehen wir zu, worauf er sich stützt.

Ich gebe an jener Stelle das Bild eines Theater-Abends zu Shakspeare's Zeit und zwar nach einem Bericht des Augenzeugen Thomas Nash, den ich gelegentlich durch Notizen aus Drake ergänze. Jener Bericht betrifft zunächst eine Aufführung Heinrichs VIII. und schließt mit Bemerkungen über den tollen Humor, welchen das Publicum bei solchen Gelegenheiten zu entwickeln pflegte. Dann fahre ich fort:

„Alles das darf auf den Beifall unserer Theaterpolizei und unserer Recensenten wenig rechnen. Es ist noch lange nicht das Schlimmste. Es verging kaum eine Saison, ohne daß das Par-

terre irgendwo einmal toll wurde, die Bühne stürmte, und die ganze feine Welt zum Tempel hinaus warf."

„Aber nun beginnt das Stück und diese tolle, lärmende Menge wird ganz Auge, ganz Ohr. Sie bringt dem Dichter entgegen, was keine feinen Sitten ersetzen: Ein warmes volles Herz, eine ungeschwächte Einbildungskraft und das Hochgefühl eines einigen, starken Volkes. Da ist keiner unter den stämmigen Burschen des Parterre und Keiner unter den Stutzern der Bühne, dem es nicht heiß und kalt würde, wenn der Dichter die Helden Alt-Englands herauf beschwört zu unvergänglichem Leben in den Gebilden einer heiligen, auf dem Altar des Vaterlandes opfernden Kunst. Da ist kein englisches Herz, das nicht höher schlüge, wenn der ritterliche Heinrich seinen Streitgenossen von Agincourt zuruft:

„Und nie, von heute bis zum Schluß der Welt" 2c.

Hier soll ich nun behauptet haben, daß diese Verse bei jener Eingangs erwähnten Aufführung Heinrichs VIII. gesprochen seien! der Recensent hat also wirklich nicht gemerkt, daß die Schilderung jenes Theaterabends nur den Zweck hatte, die stets gleichen Sitten und Gewohnheiten des Publikums an einem bestimmten Beispiel zu veranschaulichen und daß am Schlusse des Passus längst nicht mehr von jener einzelnen Aufführung Heinrichs VIII. die Rede ist, sondern ganz im Allgemeinen von dem Sinne, welchen das Publikum der Shakspearischen Zeit Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte entgegen brachte! Ich kann dem gelehrten Herrn versichern, daß unter Hunderten von Zuhörern und Lesern, deren Urtheil mir bekannt geworden, er allein steht mit seiner genialen Interpretation. Ernst Kossak hat bekanntlich die ganze angegriffene und als Fälschung der Geschichte behandelte Stelle in seiner Montagspost abgedruckt, als Beleg für sein in entschiedenster Weise freundliches und anerkennendes Urtheil über meine Arbeit. Ich verdenke es dem Recensenten keinen Augenblick, wenn seine Natur von dem Gefühl, welches jene Worte des „Novellisten" (!) durchweht, unangenehm berührt sich abwendet. Es sollte mir leid thun, wenn es anders wäre. Aber von solchen — Mißverständnissen, wie das seiner Auffassung zum Grunde liegende, ist es denn doch nicht ganz leicht in dem Tone zu sprechen, den gelehrte, gemäßigte und gewissenhafte Kritiker in Anspruch zu nehmen gewohnt sind.

Doch weiter! Ich mache am Eingange der Besprechung Richards II. eine beiläufige Bemerkung über den Beifall, welchen das Drama bei

den englischen Beurtheilern gefunden habe. Dies soll ein Plagiat aus Gervinus sein, weil der Letztere Coleridge's rühmendes Urtheil über Richard II. erwähnt! Hält der Recensent es denn für eine so unmögliche Sache, daß ich Coleridge's Urtheil im Original kannte? Es lautet: „In itself and for the closet I feel no hesitation in placing it as the first and most admirable of all Shakspeare's purely historical plays." Johnson's abweichende Meinung habe ich eben so gut gelesen, als der gelehrte Kritikus; ich hielt aber nicht für nöthig, die ganz unerhebliche Bemerkung deswegen mit einer Note zu beschweren, denn Johnson ist mit seiner Verurtheilung des Stückes so veraltet, wie mit der Annahme, daß Shakspeare dasselbe nur überarbeitet habe.

Ein ferneres Verbrechen gegen „die Muse der ungeschminkten Wahrheit" soll ich begangen haben durch die Stelle:

„Im Jahre 1601 mußte das Parlament den Bescheid hören: Unumschränkte Fürsten, wie die englischen Monarchen, wären eine Art von Gottheit auf Erden. Es wäre vergebens, die Hände der Königinn durch Gesetze oder Verordnungen binden zu wollen, weil sie durch ihre lossprechende Kraft solche nach Belieben lösen könne."

Das Citat, meint Recensent, sei aus Hume, und dieser spreche hier nicht von einem Bescheide der Regierung, sondern von Aeußerungen der royalistischen Redner im Parlament selbst. Ganz gewiß. Aber warum verglich man nicht, ehe man das Verdammungsurtheil aussprach, den achten Band von Lingard? Es heißt dort (Uebersetzung von Salis p. 394.):

„Die Motion geschah. Aber die Rathgeber der Krone sagten dagegen: Die Ertheilung von Monopolien gehöre zu den königlichen Prärogativen. Wer diese auch nur berühre, werde in die königliche Ungnade fallen. Die Erlassung einer Bill sei nutzlos und unklug, denn, wenn sich die beiden Häuser auch anmaaßen wollten, der Königinn durch einen Parlamentsschluß die Hände zu binden, so könne sie selbe doch nach Belieben wieder los machen und der Sprecher verdiene Tadel dafür, daß er dem bei der Eröffnung der Session ertheilten königlichen Befehl zuwider derlei Motionen zulasse!"

Habe ich nun in meiner Darstellung falsch über die Sprache berichtet, welche Elisabeth, (gleichviel ob persönlich oder durch die ihren Willen ausführenden Rathgeber) gegen die Parlamente zu führen wagte? Daß die Königin dabei sehr wohl nachzugeben wußte, wo das wirkliche

praktische Interesse des Volkes dieses Nachgeben verlangte, und daß gerade auf diesem rechtzeitigen Nachgeben zu gutem Theile ihre Macht beruhte, Alles das habe ich selbst vier Seiten weiter (p. 15.) vollkommen klar und deutlich auseinandergesetzt. Der Recensent giebt das sogar widerwillig genug zu, findet darin aber keine Veranlassung seinen durch dies Zugeständniß vollkommen sinnlos gewordenen Tadel für sich zu behalten!

Eine andere historische Sünde bleibt noch übrig. Ich habe mich p. 131. in der That eines Flüchtigkeitsfehlers schuldig gemacht. Man denke nur! Ich schreibe: „Haltet Ihr mich für einen Engländer? war die gewöhnliche Verneinungsformel des Richard Löwenherz.“ Dies hätte in exactem Citat aus Mac=Aulay heißen müssen: „In Richard Löwenherz Zeit war es der gewöhnliche Fluch eines normännischen Ritters: Mag ich zum Engländer werden!“ Ich erwähne jene Stelle, um den Haß zwischen Normannen und Sachsen zu characterisiren. Daß die exacte Version meine Darstellung noch weit schlagender bestätigt, als die von mir gegebene, dieser für einen Wort=Recensenten natürlich höchst gleichgültige Umstand kann meinen Gegner nicht abhalten, über den merkwürdigen Fund sein jubelndes *εὕρηκα* zu rufen!

Doch, seine wortklaubende Geduld ist nicht unerschöpflich. Noch in ganz frischer Entrüstung über die Neigung zu rhetorischen Hyperbeln, die ihn in meinem Styl so verletzt, beschließt er dies vernichtende Register meiner historischen Sünden mit der doch wohl auch nicht buchstäblich zu nehmenden Bemerkung, „daß es leicht sich ins Endlose ausdehnen ließe.“ Als weiser Recensent führt er statt dieser „endlosen Reihe“ lieber einen kritisch=rhetorischen Knalleffect als unwiderstehliche Reserve ins Treffen. Sein Eifer, durch den Anblick so vieler Schlechtigkeit sichtlich entzündet, erhebt sich zu kühnerem Schwunge. Er verschmäht es, näher einzugehen auf meine geschichtlichen Auffassungen im Ganzen und Großen. „Auch in ihnen gerathe ich beständig ins Maaßlose und Nebelhafte, wo ich nicht einem zuverläßigen Führer mich anzuschließen Gelegenheit habe. Denn es fehle mir nicht nur an umfassenden historischen Kenntnissen, sondern auch an Strenge des Denkens und philosophischer Disciplin.“ Zum „Beweise“ dessen wird meine Definition von „Poesie“ angeführt, so wie die Charakteristik Richards II. (übrigens ohne ein Wort der Widerlegung!).

Die ersterwähnte Stelle lautet (p. 24.):

„Wenn es wahr ist, daß Poesie Nichts ist und Nichts sein kann, als die sinnliche Erscheinung des Geistes, so wird unter ihren mannigfachen Formen die des Dramas sich selbst in erster Reihe der Schätzung behaupten.“

Damit Recensent zu einem annähernden Verständniß dieses ihm offenbar ganz fremden und dunkeln Thema's gelange, rathen wir ihm zunächst zu einigem „disciplinirten“ Nachdenken über die Worte Lessings: „Die Dichtkunst ist eine sinnliche Rede.“ (In der Abhandlung über Pope als Metaphysiker). Wir empfehlen dabei Berücksichtigung der Stelle des Laokoon: „Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich sein; hiemit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte, bewußt zu sein aufhören.“ Ferner erlauben wir uns, als bei unserm Gegner wohl schwerlich überflüssig, die Bemerkung, daß Dichtkunst und Poesie keineswegees identisch sind. Was die erstere schafft, wird allerdings nur durch Poesie lebendig und wirksam. Dagegen spricht die letztere aus der Farbe des Malers und aus dem Marmor des Bildners eben so vernehmlich uns an, als aus den Worten des Dichters. Sie ist überall vorhanden, wo die Idee mit der sinnlichen Erscheinung sich zu unmittelbarer, von der reflectirenden Verstandesthätigkeit nicht abhängender Wirkung verbindet.

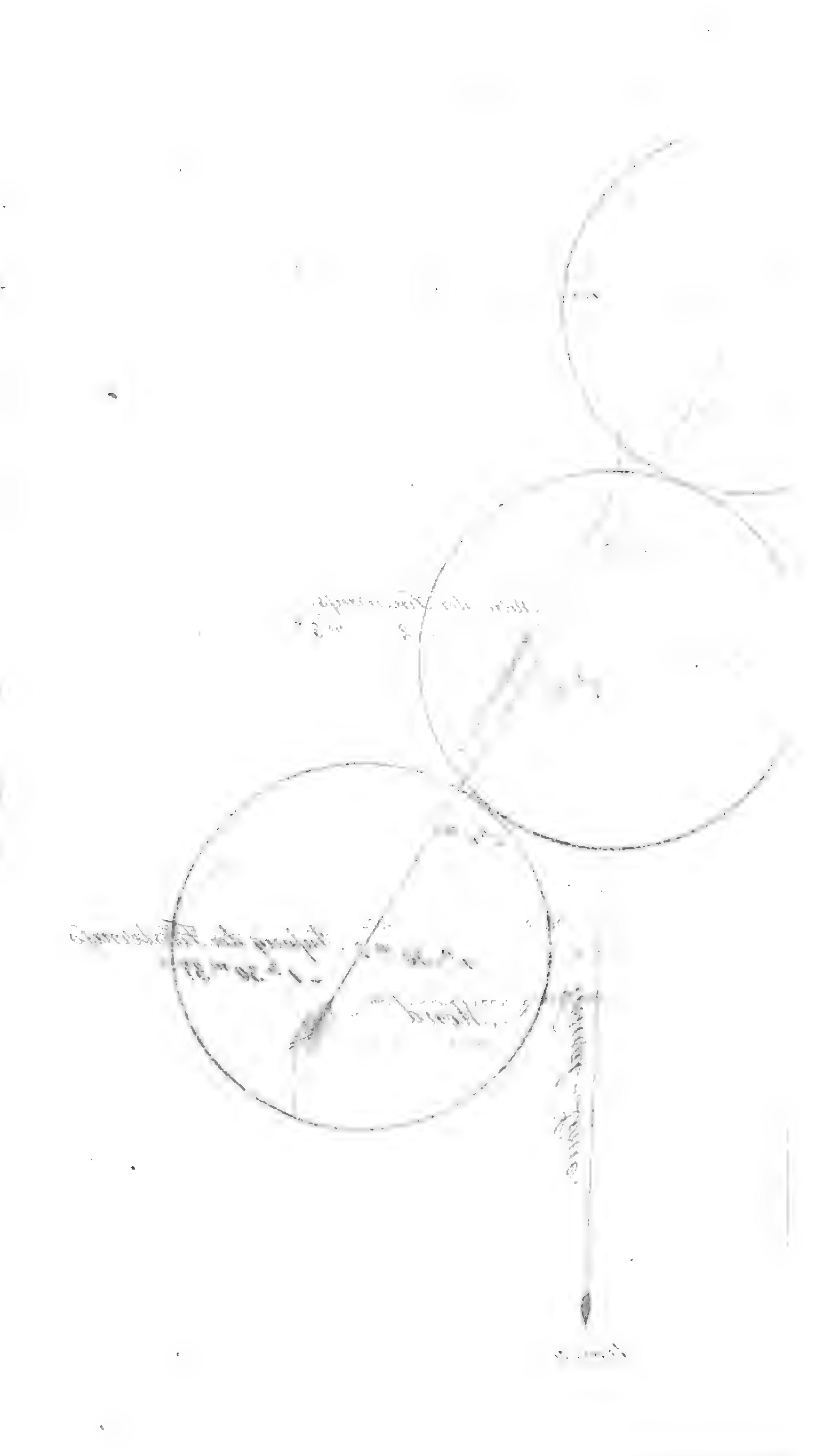
„Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.“

So giebt Schiller den Grundgedanken aller in das Wesen der Sache eindringenden Aesthetik, den Gedanken, daß die Vermählung der geistigen Anschauung mit der sinnlichen, die Einführung des Geistes in die Sinnenwelt das Wesen aller ächten Kunstschöpfung sei. Es versteht sich, daß von diesem Standpunkt aus auch die Natur mit allen ihren Erscheinungen zum Kunstwerke, zum Gedicht wird, nämlich

für den, welchem sie die vollendete sinnliche Erscheinung seines Denkens ist, d. h. für den Schöpfer. Sie allein ist darum auch der Ursprung aller Originalität, die ewig sprudelnde Quelle aller lebendigen Poesie. Alle menschliche Kunstschöpfung aber ist nur in dem Grade vollendet und wirksam, als ein, wenn auch noch so kleines Bruchstück des das Weltall belebenden Gottesgedankens die von dem Künstler geschaffene sinnliche Form gestaltend durchdringt und mit ihr sich innig und harmonisch verbindet, wie die Seele mit dem Körper, wie der schaffende Gottesgeist mit der sinnlichen, sichtbaren Welt.

Doch es kann hier meine Aufgabe nicht sein, in dem von Büchertiteln strotzenden Kopf des Recensenten Raum zu schaffen für die Elemente des Schönheits- und Kunstbegriffes, oder seinem „disciplinirten Denken" es gar begreiflich machen zu wollen, daß man gar wohl Dilettanten im guten und Dilettanten im schlechten Sinne unterscheiden kann, ohne deswegen der historischen Kenntnisse und der Logik zu entbehren. Diese Unterscheidung ist nämlich der einzige Vorwurf, den er gegen eine Charakteristik Richards II. erhebt, während er sie als schlagenden Beweis meiner Urtheils- und Kenntnißlosigkeit selbstgefällig citirt. Es ist dieselbe Stelle, welche Stahr in seiner Empfehlung meines Buches als eine besonders gelungene ausführlich mittheilt. Wir wollen es auch für einen bloßen Zufall halten, daß der Königsberger Kunstrichter gerade jene von Kosack beifällig abgedruckte Schilderung des Shakspearischen Theater-Publicums in jener seltsamen Weise — mißzuverstehen sich veranlaßt findet. Ohne irgend eine Vermuthung über die Zwecke und Beweggründe des uns unbekannten „wackern Urtheilssprechers" uns zu erlauben, schließen wir diese Bemerkungen nur mit dem Wunsche, daß ein gütiges Geschick uns auch in Zukunft vor historischen Anschauungen und Urtheilen bewahren möge, die vor jenem Forum einer sympathetischen Anerkennung gewärtigen könnten. Um dort zu gefallen, denken wir allerdings niemals genug „des Papieres zu essen, noch zu trinken der Tinte!" —

F. Kreyßig.



Digitized by Google

Digitized by Google

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . .	1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit	— „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.	
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet	1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.

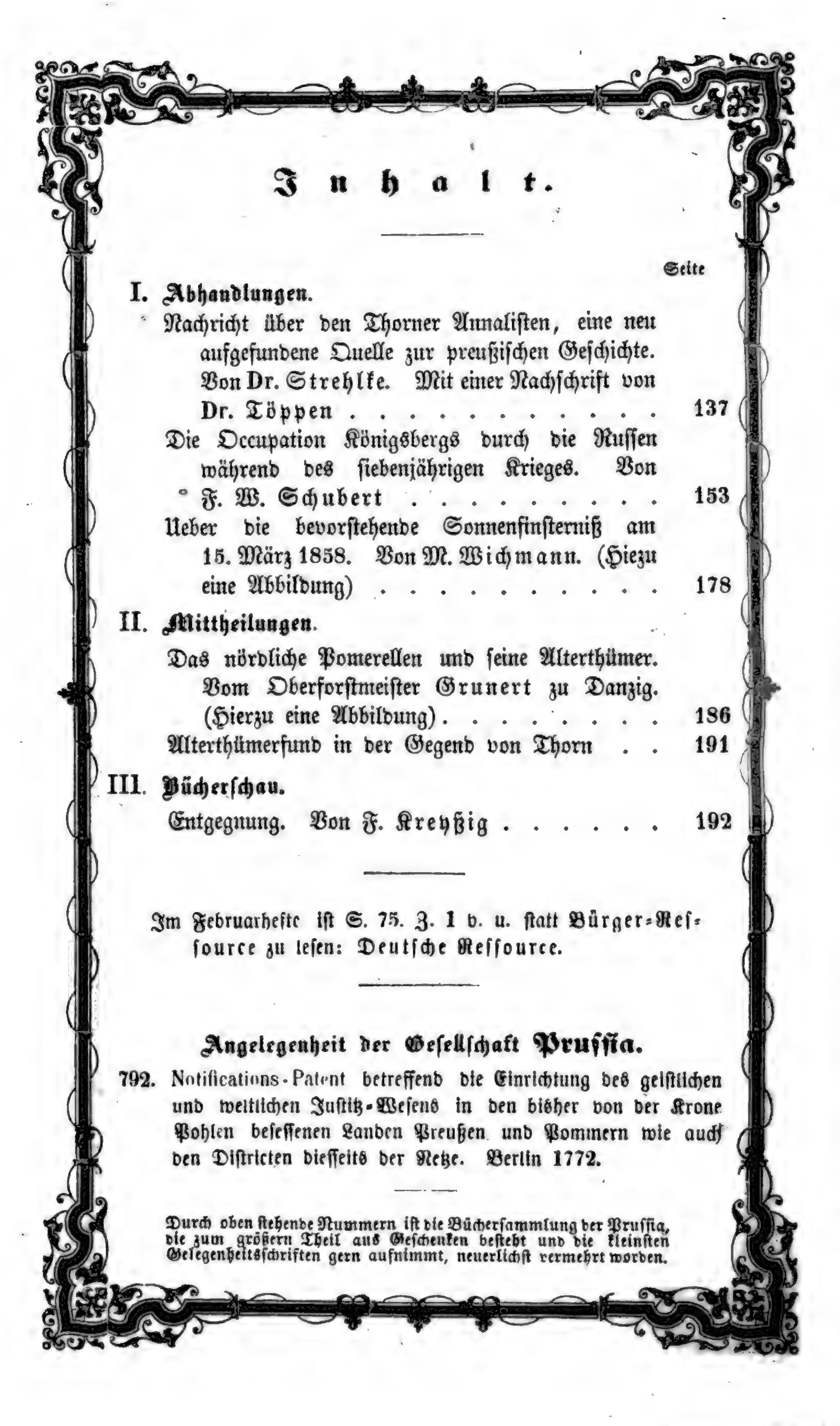
Bei musikalischen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite desselben mit	1 Thlr. 20 Sgr.
und der Druck von Hundert mit	— „ 8 „
2. für 1 Bogen dieselbe Lithographie mit	3 „ 10 „
und der Druck pro Hundert mit	— „ 10 „

berechnet. Der Druck eines Viertelbogens würde verhältnißmäßig zu theuer sein, und wir werden daher, falls jemand das zu empfangende Honorar (8 Thlr. für den Bogen) zu Notenbeilagen bestimmen sollte, mehrere solcher Aufträge zu verbinden suchen, damit die Kosten vermindert werden.

Das Rieß Papier kostet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter	2 Thlr. — Sgr. — Pf
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im ersten Bande verwandte	3 „ — „ — „
3. Druckvelin der Bogen	— „ — „ — „



Inhalt.

Seite

I. **Abhandlungen.**

Nachricht über den Thorner Annalisten, eine neu aufgefundene Quelle zur preußischen Geschichte. Von Dr. Strehlke. Mit einer Nachschrift von Dr. Töppen 137

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges. Von F. W. Schubert 153

Ueber die bevorstehende Sonnenfinsterniß am 15. März 1858. Von M. Wichmann. (Hiezu eine Abbildung) 178

II. **Mittheilungen.**

Das nördliche Pomerellen und seine Alterthümer. Vom Oberforstmeister Grunert zu Danzig. (Hierzu eine Abbildung) 186

Alterthümerfund in der Gegend von Thorn . . 191

III. **Bücherschau.**

Entgegnung. Von F. Kreyßig 192

Im Februarhefte ist S. 75. Z. 1 v. u. statt Bürger-Ressource zu lesen: Deutsche Ressource.

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

792. Notifications-Patent betreffend die Einrichtung des geistlichen und weltlichen Justitz-Wesens in den bisher von der Krone Pohlen besessenen Landen Preußen und Pommern wie auch den Districten diesseits der Netze. Berlin 1772.

Durch oben stehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Zum Besten
der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben
von
X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 8. April.)

Band I. (LIX.) Heft 4.

Königsberg, 1858.
In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Google

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner,** wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,

zu Händen des Herrn H. Büttner

zu

Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges.

Zur Erinnerung an die Zustände unserer Stadt vor hundert Jahren nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen.

(In einem öffentlichen Vortrage am 25. Febr. d. J. mitgetheilt.)

(Fortsetzung.)

„Den 26. Jan. 1758 erging an das Consistorium ein Befehl, daß 12 Staatsfeste jährlich durch einen öffentlichen Gottesdienst gefeiert werden sollten. — Man wollte dies auch so auslegen, daß sie von der Akademie gefeiert werden mußten und Herr Dr. Kowalewski *) gab mir mit einer sehr lachenden Miene solches zu verstehen, als ob er sich darüber freute, daß ich **) 12 Carmina mehr zu machen bekommen würde. Wie falsch sind oft die, welche sich als unsre Freunde stellen, NB. im Carmine der Mensch des andern Teufel er bewies. — Den 26. Jan. marschirten zwischen 12 und 1 Uhr 4 Regimenter von Russischen Grenadieren und Musquetieren zur Parade vielleicht auf: jedes Regiment hatte 4 Kanonen und für jede zwei Kanonen 10 bis 12 Pulverwagen. Sie

*) Kowalewski war erster ordentlicher Professor in der juristischen Facultät und Kanzler und Director der Universität.

**) Dies ist eine entschiedene Stelle für den Verfasser des Tagebuchs, weil Bock damals die ordentliche Professur der Poesie bekleidete und mit dieser die amtliche Verpflichtung zu den carmina Academica verbunden war.

zogen unter anderen auch durch die Magistergasse, und der Marsch dauerte fast eine gute Stunde."

„Den Sonntag Sexagesimae als d. 29. Jan. wurde von dem General Fermor ein Dankfest zu feiern verordnet, welches er auf Befragen, wie es genannt werden sollte, das Fest der wiederhergestellten Ruhe nannte. Den Text hatte Dr. Quandt *) aus dem ersten Briefe an den Timotheus, Cap. 2, V. 1—3. aufgegeben. „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhliches und stilles Leben führen mögen in aller Gottseeligkeit und Ehrbarkeit. Denn solches ist gut, dazu auch angenehm vor Gott, unserm Heiland." Beiläufig ist zu melden, daß Herr Dr. Quandt aus den Worten: MeInen FrIeDen Lasse ICh EVCh" dieses glückliche Chronistichon herausgebracht hatte: 1758, und Jeder wünschte sehnlichst die Erfüllung desselben. — Den 30. Jan. ward von der Kaiserlich Russischen Regierung eine Ordre an den Senat bekannt gemacht, daß kein geschriebenes Concept oder Manuscript eher gedruckt werden sollte, bevor es von dem General Fermor censuriret und unterschrieben wäre. Die Academie beschloß eine Gegenvorstellung zu thun, daß ihre Emolumenta **) hierunter leiden würden und versprach alle Behutsamkeit anzuwenden, daß Nichts Widriges passirt werden sollte. Sie empfingen hierauf zur Resolution, daß dieses nur von den Zeitungen und Staatsschriften zu verstehen wäre, die gelehrten Sachen aber sollten der Academie nach wie vor verbleiben."

„Den 1. Febr. wurde um 4 Uhr Nachmittags, nach vorhergegangenem Befehl an alle Collegia, der Preußische Adler von dem Posthause abgenommen. An demselben Tage wurde auch der Bürgerschaft das Gewehr abgenommen, und sie mußte solches auf das Rathhaus liefern. Man fuhr in den folgenden Tagen fort, auch den Adler von den Brunnen und den Waagen in der Accise zu

*) Dr. Joh. Jacob Quandt war von 1721 bis an seinen Tod (17. Jan. 1772), also 51 Jahre Oberhofprediger, Arnoldt a. a. O. S. 10.

**) Dem Rector der Universität und dem Decan der philosophischen Facultät war gegen bestimmte Gebühren die Censur überwiesen und wechselte halbjährlich mit dem Amte.

nehmen: ja man nahm aus der Kneiphöfischen Kirche sogar den Adler von der Orgel ab; quelle absurdité; warum nicht auch die Schloßfahne vom Thurm, worin auch ein Adler steht! Die Adler von den Apotheken, dem Licent und überall wurden weggenommen. Auch wurden durch eine Ordre von dem Ober-Commandanten General Raisanow die abgedruckten Siegel von den Collegien gefordert, damit sie nach Gutbefinden geändert werden könnten. Die Akademie erhielt Befehl zu berichten, ob die Adler von allen denen, so unter ihrer Jurisdiction stehen, bereits abgenommen worden. Doch wurde aus Concession des Generals Fermor der Adler am Waisenhause verschont, weil die Abnehmung viele Kosten verursachen würde. Den 4. Febr. des Morgens ging hier eine starke Colonne von vielen tausenden Russen durch, welche vermuthlich den Weg nach Marienwerder und von da nach Pommern nehmen sollte. Man las in den Königsbergischen Zeitungen vom 3. Febr. einen bedenklichen Artikel von Königsberg, welcher auf Befehl des Generals vermuthlich war eingerückt worden. Man muß im Uebrigen bekennen, daß die Russen eine genaue Mannszucht beobachteten. Es wurde keine Gewalt verübt, alles ging ruhig und still zu: man konnte auch in der Nacht sicher auf den Straßen gehen, jeder aber befürchtete dennoch das Künftige und den Ausgang. Es waren unter ihren Officieren manche, die durch ihre Artigkeit, Höflichkeit und den polirten Umgang sehr viel andere beschämten. Ich habe unter denselben besonders kennen lernen den Obristen von Benckendorff, einen artigen Cavalier, den Obristen Jakowlef, den Major von Reinstorf, einen Cavalier, der einer der angenehmsten von der Welt ist. — Die Posten nach Danzig und Berlin hatten ihren freien Lauf, und es ging so lange recht gut, doch mußten die Briefe nach Danzig offen auf die Post geliefert werden. Auch wurden allen denen, so nach Danzig und Elbing reisen wollten, Pässe von den Russen verwilligt. — Den 6. Febr. sah man zum ersten Mal den Russischen Adler auf den Avisen stehen. Die Russen hatten Buden auf der grünen Brücke und vor dem Schlosse, worin sie Leder, Stiefel, Seife, Störe, Licht, allerhand Victualien u. s. w. zu verkaufen hatten."

„Wie stark die Besatzung der Russischen Truppen in Königsberg zu Anfang gewesen ist, läßt sich so leicht nicht bestimmen, da die Soldaten immer die Quartiere veränderten, auch hin und

wieder marschirt sind; doch halten einige dafür, daß sie nicht über 6000 Mann sich erstreckte, andere wollen sie nur gegen 6000 rechnen. Man hat bis 5 Regimenter bemerkt, die aber stärker als die Preussischen an Mannschaft sind — quaerendi die Stadträthe, so die Einquartierung besorgten *). Die privilegirten Häuser wurden wie überhaupt die 3 Städte mit der Einquartirung verschont. — Es wurde der Brigadier von Nummers zum Oberdirector der Preussischen Kriegs- und Domainen-Kammer, der General von Fermor zum General-Gouverneur von Preussen ernannt. Der General von Stoffel hatte mit dem Service-Wesen und den Einquartirungen zu thun: die Russen hatten eine starke Staats- und Kriegs-Canzelei."

„Den 12. Febr. langte zu Königsberg eine große Anzahl Kanonen und Mörser an; sie wurden von Ochsen gezogen und nach dem Königsgarten gebracht; man zählte derselben bis 36 Stück und dabei eine große Menge von Pulverwagen. — Den 14. Febr. wurde auf schleunigen Befehl der Namenstag der vor zwei Monaten geborenen Princessin Anna, des Großfürsten Tochter gefeiert. Des Morgens ward eine Predigt in der Kirche gehalten, nach der Predigt wurden die Stücke von den Wällen abgefeuert. Der General von Fermor gab ein Tractement, wobei die Kanonen auf dem Inneren des Schloßplatzes sich oftmals hören ließen: alle Buden waren geschlossen, und es durfte Nichts öffentlich verkauft werden. Des Abends um 6 Uhr sah man die ganze Stadt illuminirt. — Von dem platten Lande liefen traurige Klagen ein, daß die einquartierten Soldaten den Leuten Vieh und Futter und alles wegnähmen, ja sogar die Kasten ihnen aufschlugen. — Den 13. Febr. wurde der Tribunalsrath Grabowski durch eine Russische Escorte gegen Abend nach der Festung gebracht, weil man ihn einer nachtheiligen Correspondenz mit seinem Sohne beschuldigen wollte, worin man ihm aber Unrecht that."

„Den 19. Febr. am Sonntage **Reminiscere** wurden alle Collegia und darunter auch die Akademie beordert, um 8 Uhr bei

*) Man sieht aus solchen Einschaltungen, daß der Verfasser täglich an seinem Tagebuche arbeitete und sich selbst die Fragen aufschrieb, deren Beantwortung durch sachkundige Leute seine Aufzeichnungen vervollständigen und berichtigen konnte. Wir finden auch einzelne Correcturen in dem Originale, die unzweifelhaft in Folge solcher späteren Berichtigungen gemacht sind.

dem General von Fermor zu erscheinen. Nach einer guten Stunde traten Ihro Excellenz in den Saal, vorher aber wurde von einem Pagen eine silberne Schüssel getragen, worin einige gesiegelte Briefe der Kaiserin lagen. Die Regierung erhielt den ersten Befehl, und darauf wurde derselbe bekannt gemacht, daß die Kaiserin die Stadt bei allen Privilegiis lassen, allen Gliedern der Collegien hohen und geringen Standes ihre Bedienung bestätigen, ihre Salarien lassen, auch alle Bürger decken und schützen wollte. Der Befehl wurde von dem Hofrath Nicolovius*) vorgelesen und war zwei Bogen lang. Darauf mußte der geistliche Stand vortreten, und er empfing ein besonderes Rescript versiegelt, auch erhielt die Akademie, der Magistrat, die Kammer ein gleiches. Nachdem alle abgetreten waren, hatte ich**) das besondere Glück, in Ihro Excellenz Cabinet gelassen zu werden, da ich Ihnen meine Poesie auf die Großfürstin vorlas, welche Ihro Excellenz gnädigst zu approbiren beliebten, auch mir die Erlaubniß ertheilten, Ihnen auf den Dienstag ein Exemplar an die Großfürstin einzuhändigen, auch mich Dero Gnade versicherten. — Den 21sten wurde der Geburtstag der Großfürstin und zwar mit einer Vormittagspredigt gefeiert. Nachher legten die Collegia ihre Complimente ab. Den Mittag gaben Sr. Excellenz der Herr General ein großes Tractement, wozu auch zwei von der Akademie gezogen wurden, Dr. Bohlius als Rector und Dr. Kowalewski; bei dem Gesundheitstrinken wurde auf dem Schloßplatz kanonirt. Des Abends war Assemblee, und es wurde bei dem Stallplatz ein kleines Feuerwerk abgebrannt, die Stadt war illuminirt. Den 22sten hatte die Akademie bei Gelegenheit des Festes einen Actum. Der General kam mit einer großen Zahl von Officieren gegen 11 Uhr. Eine starke Escorte hatte das Collegium, auch sogar das Auditorium besetzt. Bei dem

*) Hofrath Nicolovius war damals bereits Ober-Secretär im Ostpreussischen Staatsministerium, dessen Mitglieder bis auf den erblindeten Minister von Lesgewang auf ausdrückliche Anweisung des Königs aus Königsberg nach Berlin gegangen waren. Das Russische Gouvernement ließ nun den Geschäftsverkehr mit Nicolovius ununterbrochen bestehen und verhandelte mit ihm und durch ihn, als wenn das gesammte Staatsministerium im Lande geblieben, vgl. Baczko, Biograph. des Nicolovius in den Beiträgen z. Kunde Pr. II. S. 14—15.

**) Die zweite Stelle, aus welcher unzweifelhaft hervorgeht, daß der damalige Professor der Poesie der Verfasser dieses Tagebuchs ist.

Eintritt dankte Herr General mir im Vorbeigehen für das Carmen. Professor Hahn hielt die Rede, weil Herr Werner *) sich krank gemacht; Hahn forderte von dem Werner eine Recompens, und es wurden ihm vom Senat 8 Thlr. zuerkannt. Nach der Rede wurde mein und Prof. Watsons Carmen überreicht. Den 23sten empfingen die königlichen Bibliothekarii einen Befehl, ungesäumt den Catalogum von der Bibliothek einzusenden. Es wurden demnach 11 Alumni bestellt, selbigen zu copiren."

„Den 23. Februar marschirten einige von den hiesigen Truppen, um wie geordnet wurde, das Elbingsche Territorium und die Stadt Elbing zu besetzen, und es blieben zu Königsberg etwa 1000 Mann zurück: bald darauf wurde auch Thorn von diesen Truppen occupirt. — Den 25sten kam eine Menge von etlichen Hunderten, ja wohl auch 1000 Kurische Schlitten, welche den Russen Proviant zuführten. Den 28sten kam ein Befehl, dadurch der Stadt aufgegeben wurde, ein gewisses Geld **) an den General v Fermor zu zahlen, wozu alle Häuser, auch die eximirten, contribuiren sollten. — Den 2. März um 9 Uhr Morgens reiste der General von Fermor von hier ab unter Abfeuerung der Stücke von den Wällen, um einen Cordon, wie man vorgab, bei der Weichsel zu ziehen. Seine Stelle als Gouverneur vertrat der Fürst Wolkonsky, Generallieutenant und Generalproviantmeister, welcher auch den Sitz in der Regierung nahm. Ihm war zur Seite als Assessor verordnet der Obrist von Jakowlef. — Den 4. März nahmen die Russen auf dem Pregel eine Execution vor, indem sie zwischen der Honigbrücke und der Tränke einen Soldaten durch Spießruthen laufen ließen, welches etwas ungewöhnliches war."

„Vom 20. Febr. (4. März) erging ein Befehl, daß der hiesigen Regierung, in welcher der General v. Fermor Sitz und Stimme nehmen sollte, alle übrigen Landes-Collegien, als Königs-

*) Werner war der ordentliche Professor der Beredsamkeit.

**) In dem Tagebuch ist die Zahl 66,000 durchstrichen; E. Hagen erzählt a. a. O. S. 541, daß die Stadt Königsberg als Zeichen der Dankbarkeit dem General v Fermor ein grünseidenes Zelt und 3000 Ducaten geschenkt habe. 66,000 fl. wären nach dem damaligen Course etwas über 6000 Ducaten gewesen. In den Magistrats-Acten (Russische Sachen Nr. 73.) werden 12,340 Thlr. 11 Gr. als Douceure an Russische Militär- und Civil-Beamten verrechnet.

bergische und Litthauische Domainen-Kammer, imgleichen das Tribunal, Hofgericht und Pupillen-Collegium, subordiniret sein sollten *). — Alle Briefe wurden auf der Post erst durchgelesen und der Herr Postdirector war der Major von Wernis, ein artiger Cavalier. — Die Russen hielten ihren Gottesdienst in der alten **) Französischen Kirche. — In den am Ende des Februar von den Russen besetzten Städten Elbing und Thorn hatte der General Soltikof das Commando. — Den 12. März lief ein Befehl ein, daß eine Contribution von einer Million Species-Thaler oder 4,000,000 Fl. ***) an die Kaiserin gezahlt werden sollte. Die Akademie bat durch ein Memorial um Befreiung ihrer Glieder. Sie schützte ihre Privilegien und den versprochenen kaiserlichen Schutz vor, das schlechte Gehalt, die abgenommene Zahl der Studierenden. Sie führte an, wie sie bei vorhergegangenen Kriegsunruhen der Schweden (1656) wäre verschont worden, wie zu jetziger Zeit Göttingen und andere Universitäten immer befreit geblieben u. s. w. Sie bekam aber eine schlechte Antwort und ihr Memorial zurück. Den 19. März kam der Kurprinz Carl von Sachsen †) nach 10 Uhr Vormittags unter Lösung der Kanonen allhier an und reiste den folgenden Tag nach 9 Uhr des Morgens unter Abfeuerung des Geschützes nach Petersburg. — Den 31. März sah man in den Königsbergischen Zeitungen ein Russisches Manifest, worin der Handel mit Riga freigegeben wurde."

*) Es war inzwischen in Petersburg der Sturz des Reichskanzlers Bestuchef erfolgt und dadurch die günstige Stimmung für Preussen bedeutend vermindert. Gleichzeitig war auch die Untersuchung gegen den Feldmarschall Apraxin eingeleitet.

**) Im Gebäude des gegenwärtigen Französischen Schulplatzes und Schulhauses, der vormaligen Landhofmeisterei und Obermarschallei, war der Gottesdienst der reformirten Refugiés seit 1686 gehalten, bis ihre neue Kirche auf der Königsstraße 1736 vollendet war. Dann wurde dieses Gebäude zur Garnisonskirche bestimmt, und als solche hatten die Russen sie für ihren Gottesdienst eingenommen. Erst im J. 1786 wurde daselbst die Französische Schule eingerichtet; vgl. Baczko's Gesch. Königsbergs S. 138—139.

***) Der alte Speciesthaler war für Polen, wie Preussen, Sachsen, gesetzmäßig $1\frac{1}{3}$ Thlr. = 8 Polnisch. = 4 Preuß. Gulden.

†) Er wurde in diesem Jahre am 16. Nov. zum Herzog von Kurland erwählt, mußte aber 1763 zu Gunsten des Herzogs Ernst Johann aus dem Hause Biron resigniren.

„Den 1. April wurde der Tribunalsrath Grabowski aus dem Arrest gelassen; doch mußte er fernerhin auf dem Lande sich aufhalten und keine Correspondenz führen. Die Entrichtung der Gelder, wieviel jeder zur Contribution liefern sollte, machte eine unbeschreibliche Mühe dem Magistrate und anderen Collegiis. — Den 5. Apr. setzten die Russen Wachen zu den Sturmglocken, damit sie nicht gerührt werden könnten, weil sie einen Aufstand besorgten: sie untersuchten die Häuser, ob nicht Pulver irgendwo anzutreffen wäre; und hiezu hatten einige von den unbesonnenen Bürgern (insonderheit ein gewisser Bernsteindreher), die mit einer Gegenwehr gedroht, Anlaß gegeben. Es durfte Keiner aus dem Thore weder gehn, noch fahren; ja über den philosophischen Gang*) war es nicht erlaubt bis zu Ende zu gehen, weil eine Schildwache daselbst gestellt war."

„Den 15ten gingen etliche Hundert Kosacken mit vielen Bagagewagen hier durch und begaben sich, wie leicht zu vermuthen war, nach der Hauptarmee. — Es lief eine Nachricht von Danzig ein, daß diese Stadt solle belagert werden, weil sie sich weigerte, die Russen einzulassen. Nach dem Schreiben eines guten Freundes ist man dort voll Furcht und Unruhe. Doch legte sich das Gerücht bald wieder." · „Unser Königsberg wurde indeß sehr bedrängt. Man trieb die Contribution mit Bedrohung militärischer Execution zusammen, ohnerachtet doch durch ein Manifest die Versicherung gegeben war, daß ein jeder bei dem ruhigen Besitz des Seinen gelassen und geschützt werden sollte. Man gab vor, daß man sich nicht nach andern Exempeln der Härtigkeit richten wollte und übte sie doch in der That viel stärker aus. Außerdem mußte der Magistrat Alles herbeischaffen, was die Officiere verlangten; Fremde wurden auf Kosten der Stadt defrayirt und die Forderungen immer stärker gehäuft. Die Kämmerei mußte einem Hofrath Chabril, der von hier in Russische Dienste ging, alle seine Gebäude abkaufen und alle ausstehenden Schulden dessen über

*) Dieser Name für den bezeichneten Damm (Philosophen-Gang oder Philosophen-Damm) bestand also schon 1758 ganz üblich, und er kann demnach nicht nach Kant benannt sein, obschon dieser den Philosophengang vorzugsweise für seine Spazier-Wanderungen benutzte: ich berichtige deshalb auch hier meine eigene Ansicht, die ich in meiner Biographie Kants S. 186. Anmerk. ausgesprochen habe.

sich nehmen, und ihm ein Capital von mehr als 20,000 Thlr. auszahlen. Die Rentey mußte ihm auf Ordre seinen jährlichen Gehalt von etlichen Jahren, der ihm doch als Extraordinarium nicht versprochen worden, mit mehr als 5000 Thlr. auszahlen. Die Akademie mußte einem Rigischen Advocaten Weiher den Detract von 250 Gulden, der ihm doch durch Urtheil und Recht zuerkannt war, auf Ordre wider alle Billigkeit zurückzahlen. Die Armuth nahm zu, und es verkauften einige arme Eltern ihre Kinder an die Russen und nahmen dafür sogar nur 3 Tympfe *)."

„Den 2. Mai ward das Geburtsfest der Großfürstin (Katharina) des Vormittags mit einer Predigt, des Mittags mit Kanoniren von der Festung und des Abends mit einer Illumination gefeiert. Den 6ten wurde der Krönungstag der Kaiserin auf eben die Art gefeiert. — Von dem Lande liefen traurige Berichte ein, daß viele Felder aus Mangel der Saat unbesät bleiben würden. — Den 7ten wurden 5 Dragoner von dem Platenschen Regiment eingebracht, welche die Russen bei einem Scharmützel in Pommern gefangen genommen. Auch rückten zwischen 12 und 1 Uhr des Mittags zwei Russische Regimenter ein, welche die ablösen sollten, so von hier nach der Weichsel marschirten. — Mit der Beitreibung der Contribution gingen viele Menschlichkeiten vor. Es wurde die Proportion schlecht beobachtet, und es mußte derjenige, der weniger an Vermögen besaß, demjenigen gleich zahlen, der ihn oftmals zehnfach mehr an Gütern übertraf; hiezu kam noch dieses, daß die Gelder, so auf Landgüter verliehen waren, nicht angegeben werden durften, daher das der Stadt zu großer Last gereichte."
„Den 13ten Nachmittags gegen 5 Uhr marschirte von hier ein Regiment Russischer Grenadiere nach Marienwerder; es wird das Troirische genannt. Es war eins der ansehnlichsten, so man bei der Russischen Armee findet. An den Grenadierhauben trugen sie nach Art einer weißen Plumage einen von weißer Wolle kraus gearbeiteten Quast. Ihre Kleidung sah wohl aus. Die Mannschaft war äußerlich sehr robust, sie marschirte in möglich guter Ordnung und war dem äußeren Ansehen nach den Preussischen Regimentern völlig gleich. Die Grenadier-Mützen sind nach der Form

*) Ein Tympf, oder wie er auch damals genannt wurde, Achtzehner, galt 18 gr. Preuß. = 6 Silbergrosch., also für 18 Silbgr.

der Preussischen von schwarzem Leder, hinten zu haben sie noch eine Klappe von demselben Leder, eine Viertel Elle lang und anderthalb Hand breit: wenn die Sonne ihnen heiß ins Gesicht scheint, kehren sie die hintere Seite nach vorne, und dient ihnen die Klappe zum Sonnenschirm."

„Den 16. Mai marschirten einige Hunderte Russische Husaren durch Königsberg nach Marienwerder; es wurde eine sehr große Menge an Proviant beständig nachgeführt; und das Marschieren währte fast beständig, so wie der Zug von Proviantwagen. — Gegen das Ende des Maimonats wurde sehr viel Proviant zu Wasser nebst mehr Artillerie hieher geführt. Die Russen fingen an, zu Königsberg den kleinen Graben, der an der ersten Festungsbrücke liegt, voll zu füllen, und wurden täglich viele Karren von Mist angefahren. Am 1. Juni sah man an der Festung einige Stücke nebst 20 Pontons aus den Gefäßen (Fahrzeugen) zu Wasser ausgesetzt. Die Pontons waren in der Breite ungefähr 5 Fuß und in der Länge 18 bis 20 Fuß, auswendig waren sie mit Kupfer beschlagen, inwendig mit Blei gefuttert. Man konnte nicht wissen, was diese Anstalten zu bedeuten haben. Nunmehr nahm auch die Revision den Anfang, welche untersuchen sollte, ob jeder sein Vermögen bei der Contribution richtig angegeben oder verhehlt. Es waren zu dem Ende viele Classen bestimmt, welche die Recherche vornehmen sollten. Die Stadt Königsberg mußte indeß zur Bezahlung des ersten Termins die Gelder hergeben, welche einige kleine Städte, als Allenburg, Goldapp, Ragnit nicht zahlen konnten, und hiedurch wurde die Last der Stadt vergrößert. — Nach den Berichten des Altonaischen Zeitungsblattes schätzte man die Russische Armee in Preussen auf 40,000 Mann."

„Den 11. Juni waren 500 Wagen von den Landleuten aus den Aemtern beordert, nach Königsberg zu kommen, sich auf 4 Wochen Proviant mitzunehmen und nach Marienwerder zu reisen, woraus man auf eine neue Unternehmung schloß: dies fiel den armen Leuten überaus beschwerlich. Die Russische Armee machte den 12ten eine Bewegung über die Weichsel fortzurücken. Sie bestand aus etwa 25,000 Mann, da die Besatzung in Königsberg sich indeß auf etwa 1200 Mann erstreckte. — Die Russen legten am 19. Juni außer dem Friedländischen Thore, da wo die Mühlen stehen, etliche Backofen an, um darin das Proviantbrod

zu backen, worin sie unsre Truppen wie in allen übrigen Stücken nachahmten. Es breitete sich den 18ten dieses Gerücht aus, daß unweit Dirschau zu Bärenhoff ein starkes Scharmützel zwischen den Russen und Preussen den 13ten vorgefallen wäre. Man wollte auf die Gewißheit dessen theils aus dem Kanoniren schließen, welches man 5 Meilen von hier an demselben Tage gehört, theils wollte man einige Verwundete gesehen haben, die sie hieher gebracht: es war indessen verboten davon etwas zu sprechen. Den 19ten wurde einige Artillerie von hier nach der Weichsel unter einer Bedeckung von den Russen abgeführt."

„Den 4. Jul. wurden 31 gelbe Husaren, Preussische Gefangene, von der Russen hieher gebracht; selbige sind von den Russen an der Pommerschen Gränze überrumpelt und durch einen Morast sich zu retiriren gehindert worden, daher sie den Russen in die Hände gerathen. Den 6. Juli liefen Nachrichten ein, daß die Fermorsche Armee nach Schlesien marschire und das Corps des Generals Panin seinen Marsch nach Pommern fortsetze, welches die öffentliche Zeitung auch bekräftigte. Dieses durfte in das gegenwärtige System der Sachen einen großen Einfluß haben: Gott steh' uns bei!"

„Den 9. Jul. meldeten die berlinischen Zeitungen von einigen von den Kosacken der Russischen Truppen in Kassuben und der Neumark verübten Plünderungen und Grausamkeiten: man unterdrückte aber auf der Post diese Zeitungsblätter und ließ sie nicht dem Publicum bekannt werden. — Den 10. Juli wurde das Petri-Pauli-Fest *) allhier mit einer Vormittagspredigt, Abfeuerung der Kanonen und des Abends mit einer Illumination celebrirt." —

„Den 11. Jul. Nachmittags um 4 Uhr kamen Sr. Excellenz der Generallieutenant Kammerherr und Ritter Nicolaus von Korff allhier an, nachdem man denselben sechs Wochen lang erwartet **),

*) Das Fest fällt bekanntlich auf den 29. Jun.; da aber die Russen es nach dem alten Kalender feierten, so wurde die Feier auch für Königsberg auf $\frac{\text{29. Jun. a. St}}{\text{10. Juli n. St.}}$ verlegt.

**) Danach ist der spätere Eintritt des Gen. v. Korff in das Gouvernement bei Hagen a. a. O. S. 541. zu berichtigen.

um das Gouvernement des Königreichs Preussen unter Appellation des Reichsgrafen von Fermor zu führen. — Den 20. Juli Morgens um 3 Uhr kam der Sächsische Prinz Carl von Petersburg allhier wieder an und reiste um 7. Uhr des Abends unter Feuerung der Kanonen wieder ab: er wurde von allen Collegiis complimentirt und brachte an des Herrn Gouverneurs von Korff Excellenz den Orden des weißen Adlers. — Die Russischen Truppen schlugen in Kalthof*) ein Lager auf, welches aus 2000 Mann bestand. — Gegen den 24. Juli waren die Leute vom Lande beordert, nach der Armee des General von Fermor, die damals dem Verlaute nach bei Posen stand, gegen 14,000 Pferde und 3500 Wagen entgegen zu schicken, durch welche Fuhren dem Lande entsetzliche Beschwerden verursacht wurden, indem nicht nur der Landmann in dem Heuschlage und der Erndte gestört wurde, sondern auch die darauf verwandten Kosten auf mehr als 20,000 Thlr. anliefen, indem jeder Wirth dem Knechte auf eine Zeit lang Proviant und Geld mitgeben mußte. — Der Herr Gouverneur machte einen Versuch, eine Französische Gazette einzuführen, welche alle Woche herauskommen und nach Petersburg gehen sollte. Es wurde auch mit einem Blatte der Anfang gemacht, aber sie kam bald ins Stocken."

„Es wurde an der Festung Friedrichsburg noch immer stark gearbeitet, und Niemand konnte recht die Absicht einsehen. Man fing an den 3. August die Bäume von dem Weidendamme wegzuhauen, und es schien, daß man auf ein neues Ravelin dachte. Die Russische Armee wurde durch öfters ankommende neue Regimenter immer verstärkt, und man übte in Königsberg die Soldaten sehr fleißig in den Manoeuvres und zwar nach Preussischem Fuße. Sie feuerten schon ziemlich fertig, und es erwies sich auch in den übrigen Manoeuvres kein großer Unterschied. — Den 12. Aug. wurden 5 Preussische Officiere hier eingebracht, welche die Russen von dem Freibataillon bei Driesen gefangen genommen hatten. Den 25. Aug. reiste Herr Brigadier von Nummers zur Armee

*) Vor dem Gumbinner Thor (dem heutigen Königsthor): der Name Kalthof findet sich häufig in Preussen bei Vorwerken in der Nähe von Ordensburgen und Städten.

Digitized by Google

ab, und es kam in die Kammer Herr von Kallmann *). — Gegen den 20. Aug. wurde der zweite Termin von der Contribution ausgeschrieben, und ich mußte ad rationem desselben den 2ten dieses 88 Guld. 7½ Grosch. zahlen. — Den 23sten wurde der Akademie anbefohlen, den Namenstag der Kaiserin zu feiern und Oration und Poesie vorher an den Herrn Gouverneur einzuschicken."

„Den 29. Aug. ward ein Rescript von dem Gouverneur bekannt gemacht, daß die Achtzehner und Sechser, die 1758 geschlagen worden, nicht gelten sollten, wodurch den Einwohnern anfänglich ein großes Klagen verursacht wurde, da eine sehr große Summe von dieser Münze hier befindlich war **). Doch hat man solches nachher nur auf die Zahlung der Contribution und Accise restringirt, und im Handel und Wandel wurden sie freigegeben. — Man fing an, Wachen auf dem Schloßthurme und dem Thurme der Neuen Kirche ***) auszustellen, um zu observiren, ob sich einige streifende Partheien von Preussen sehen ließen. — Nachdem uns die Zeitung aus Berlin vom 29. August gemeldet, als hätte die Preussische Armee den 25. August nahe bei Cüstrin und Zorndorf über die Russische Armee einen vollkommenen Sieg erfochten, so wurde nicht nur solches in der Königsbergischen Zeitung vom 4. Sept. von der Russischen Regierung widerlegt, sondern es wurde auch anbefohlen den 5. Sept. darauf ein Fest zu feiern und für den Succeß der Russischen Waffen zu danken. Dies geschah, und es wurden nach der Morgen-Predigt die Kanonen von der Festung abgefeuert, auch den Abend eine Illumination anbefohlen, welche auch vor sich ging. Man wiederholte diese Nachricht zu verschiedenen Malen in den Zeitungen, und den 18. Sept. war in der Königsbergischen Gazette eine Relation vom

*) Der Collegienrath von Kallmann behielt die Direction der Kriegs- und Domainen-Kammer fast vier Jahre; er wurde erst am 9. Juni 1762 durch den Collegienrath von Baumann ersetzt.

**) Die Achtzehner und Sechser wurden nur für die Provinz Preussen gemünzt und hatten auch in dieser ausschließlich Geltung.

***) Neu-Roßgärtische Kirche. Diese Ausstellung der Wachen war eine Folge der Niederlage der Russen bei Zorndorf und beweist, in wie großer Besorgniß das Russische Gouvernement die rasche Ausdehnung der Preussischen Partheigänger befürchtete.

General Fermor, welche das Feld den Russischen Truppen zusprach. Alles dies schien aus politischen Absichten zu fließen, um den Soldaten neuen Muth zu machen und den Preussischen Sieg zu verringern. — Man kann leicht erachten, wie mancher Geistliche sich den Kopf darüber zerbrochen, was er bei dieser Gelegenheit sagen sollte, zumal es nur den Tag vorher anbefohlen worden. Herr Pfarrer Kleinow *) hatte den Text aus dem 1. Briefe Pauli an den Timotheus c. 2. v. 1—2: „Saget Dank für alle Wohlthaten“ und stellte vor, wie wir Gott danken sollten 1) für die Schöpfung, 2) für die Erlösung, 3) für die Heiligung. Dr. Arnoldt stellte aus Jesaias c. 45. v. 15: „führwahr du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland“ vor die verborgene Hand Gottes α) die schwere im Kriege, β) die starke im Siege, γ) die Vaterhand im Frieden. Zuletzt wünschte er, daß Gott zu der Tochter des Petrus **) und dem Friedrich sagen wolle: Stecke das Schwert in deine Scheide.“

„Den 4. Sept. fing man an die Contribution zu dem Reste des zweiten Termins beizutreiben, und die Zahlung fiel den meisten sehr beschwerlich. — Das Fest des Alexander Newski wurde den 10. Sept. mit den gewöhnlichen Ceremonien und einer Illumination gefeiert. Man warf vor dem Friedländer und Brandenburger Thore Plätze zu Batterien auf. Es wurde Niemand ohne Noth aus dem Thore gelassen. — Man trieb gegen die Mitte des Monats einen Nachschuß zu dem 1sten und 2ten Termine der Contribution nicht sonder große Beschwerde der Stadt bey. — Den 16. Sept. wurde der Namenstag der Kaiserin gefeiert: dieses Fest wird bei den Russen unter allen, so der Kaiserin gewidmet worden, für das größte und vornehmste gehalten. Den Abend ließ der Gouverneur eine große Illumination vor dem Stallplatze aufrichten; es brannten über 2350 Lampen, außerdem waren bis 40 Stück Lampions. In der Mitte war eine Pyramide mit dem Namen der Kaiserin, unten die Worte: „**Erat indelebile nomen**“

*) Er war seit dem Sommer 1734 Pfarrer an der Kneiphöfischen oder Domkirche und starb den 28. Mai 1762 kurz vor dem Ausmarsch der Russen, Arnoldt a. a. O. S. 49 50. Unter König Friedrich Wilhelm I. war er 1728 zu Berlin als Feldprediger ordinirt worden.

**) Die Russische Kaiserin Elisabeth war die Tochter Peters des Großen.

(**Ovid. Metamorph. XV. v. 876**). **Zur Rechten war ein Altar, auf dem die Völker Weihrauch opferten: „Gens pia thure sacrum nomen commendat Olympo.“** Dann folgte der zweiköpfige Russische Adler: „biceps sed non terrens.“ Zur linken standen die drei Grazien mit Kränzen: intexunt nomina sertis. Zuletzt hielt die Großmuth das Bild der Kaiserin im Arm: nominis et sceptri subjectis parcere splendor.“ — Den 18. Sept. war ein Actus im Collegio für dasselbe Fest; der Professor Werner hielt eine Deutsche Rede. Den Mittag tractirte Hr. v. Korff den Senat und andere Professoren. — Den 29. Sept. Man fuhr noch immer fort von Seiten der Russen die Victorie bei Zorndorf sich zuzuschreiben, und in der Königsbergischen Zeitung sah man den 29. Sept. abermals eine Relation vom General v. Fermor, welche dies bekräftigen wollte. Man redete von einer großen Armee, die aus Rußland herunterkommen und sich mit der v. Fermor verbinden sollte. Den 29. Sept. erscholl eine Nachricht, als ob die Kaiserin dem Lande eine Million Gulden an Contribution erlassen hätte, welches auch wirklich erfolgte*) und die niedergeschlagenen Gemüther etwas aufrichtete. — Den 1. October feierte man den Geburtstag des jungen Großfürsten Petrowitsch gewöhnlichermaaßen. — Den 9. Oct. Die Russen unterließen nicht, die Berliner Zeitungen zu widerlegen und den Triumph über die Preussen auszurufen (siehe die Königsberger Zeitung vom 9. Oct.). Den 17. Oct. wurde einigen Leuten Execution ins Haus gelegt, weil sie den zweiten Contributions-Termin noch nicht bezahlt hatten.“

„Die armen Leute auf dem Lande müssen noch immer Fuhren herbeischaffen und Pferde und Wagen in das Russische Lager liefern, wodurch die Bebauung des Ackers gestört und die Armuth der Bauern vergrößert wurde. — Den 17. October wurden die

*) Die Contribution wurde in der That auf Verfügung des Russischen Gouvernements vom 29. Sept. um $333{,}333\frac{1}{2}$ Thlr. ermäßigt, d. h. von Species-Thlr. auf Preussische Thaler herabgesetzt. Aber die Contribution war nicht dem ganzen Lande, sondern nur den Städten auferlegt und zwar nach der Abschätzungs-Commission zu $\frac{6}{9}$ auf Königsberg, $\frac{2}{9}$ auf die übrigen Städte Ostpreussens und $\frac{1}{9}$ auf die Städte Litthauens, Hagen S. 542—43. a. a. O. aus den Regierungsacten. Königsberg hatte nach dem angegebenen oder geschätzten Vermögen 10—12 Proc., die kleinen Städte 15—17 Proc. entrichten müssen.

Häuser nochmals visitirt, ob sie Pulver und Gewehr hätten. Wegen der Kriegsunruhen in Pommern liefen die fremden Zeitungen und Briefe unrichtig ein, ja sie blieben manchen Posttag ganz weg, und es wurde alsdann auch keine Königsbergische Zeitung ausgegeben. Die Russen fuhren fort, eine große Menge von Hafer, Grütze, Roggen, Mehl, auch Pulver nach dem Lager in Pommern zu führen: die Fuhrleute in Königsberg mußten sogar dazu ihre Pferde geben. — Die unglückliche Action unweit Dresden, die den 14ten dieses Monats vorgefallen *), wobei der König selbst eine Contusion empfangen, eclatirte in Königsberg den 29. hujus durch die Berliner Zeitungen und verursachte eine nicht geringe Bestürzung."

„Es wurde nunmehro auch der dritte Termin der Contribution beigetrieben. doch durfte Jeder nur ein Procent abgeben **). — Den 31. Oct. wurden allhier gegen 600 gefangene und theils blessirte Preussen hergebracht, worunter die letzteren beklagenswerth waren, die übrigen bestanden aus Deserteurs und Schelmen, die das Gewehr aus Zaghaftigkeit gestreckt hatten. — Es wurde anbefohlen, daß sich Niemand auf der Straße des Abends ohne Laterne finden lassen sollte, auch an den Kutschen selbst Laternen bei sich führen mußten. — Gegen die Mitte des November (d. 12ten) erhielt man die Nachricht, daß die Russische Armee sich von Pommern wieder nach Marienwerder herunterzöge und in Preussen die Winterquartiere nehmen wolle. — Den 5. December wurde das Namensfest der Großfürstin ***) und den 6ten darauf das Thronbefestigungs-Fest der Kaiserin gewöhnlichermaaßen mit einem Gottesdienst, Abfeuerung der Kanonen und einer Illumination durch die Stadt gefeiert. Die Illumination am 6ten stellte einen Ehrentempel vor, in dessen innerem Theile die Kaiserin auf dem Throne zu sehen war. Vor dem Eintritt stand zur Seite die Wahrheit mit einer Fackel in der Hand mit dem Beiworte praeluente ve-

*) Der bekannte Ueberfall durch Daun bei Hochkirch unweit Bautzen; die Contusion des Königs war eine leichte, er erhielt sie, als ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde.

**) Der frühere Satz war bei den ersten beiden Terminen 4 Procent gewesen.

***) Katharina, am 24. Novbr. alten Styls = 5. Dec.

Digitized by Google

ritate; auf der anderen Seite stand die Gerechtigkeit mit der Aufschrift „justitia comitante."

„Man erfuhr um diese Zeit, daß bereits in Kurland eine Armee von mehr als 20,000 Mann eingerückt wäre, welche sonder Verzug nach Preussen herunter marschiren und sich mit dem bei Marienwerder stehenden Corps vereinigen sollte, wo darnach an keinen Frieden also zu gedenken wäre. Den 7. und 8. Dec. rückten einige Russische Truppen von Marienwerder allhier ein, welche zwei Regimenter ausmachten, und wurden theils auf dem Steindamm, theils auf den Freiheiten *) einquartirt. Den 11. December wurde das Fest des heilig. Andreas gewöhnlichermaaßen gefeiert, nur mit dem Unterschiede, daß die Kanonen von der Festung und dem Schloßplatze nicht gelöst wurden. Den 20. Dec. wurde des Großfürsten Tochter Princessin Anna Geburtstag in gewöhnlicher Weise celebrirt. Man will ausgerechnet haben, daß jede Illumination der Stadt an 5000 Gulden zu stehen komme, welches gewiß als eine Contribution angesehen werden kann. — Den 29. Decbr. wurde der Geburtstag der Kaiserin gewöhnlichermaaßen gefeiert. Die Illumination vor dem Stallplatze stellte in der Mitte eine Trophae mit der Aufschrift: Elisabethae Imperatricis semper Augustae natalis ardenti pietate celebratus d. 29. Dec. 1758. Zur linken war die Sonne abgebildet mit der Ueberschrift in Regni salutem: zur rechten stand die Andacht mit einer brennenden Fackel und die Worte diu intersis populo. — Den folgenden Tag als d. 30sten ward in dem großen Auditorium eine deutsche Rede von dem Professor Werner gehalten. Die Gesellschaft war ansehnlich, und es war eine ziemliche Zahl von den vornehmsten Damen zugegen, darunter sich viele fürstliche Personen mitbefanden. Es wurde aber die Rede nicht gedruckt, wie am Namenstage geschehen."

*) Der neue Roßgarten, die Laack und Lastadie gehörten außer dem Steindamm zur Altstadt als Freiheiten, die Vorstadt und der Haberberg zum Kneiphof, der Anger und Steegen zum Löbenicht. Die besonderen Freiheiten des Schlosses waren die Burgfreiheit, der Roßgarten, der Tragheim, die Neue Sorge und der Sackheim.

(Fortsetzung folgt.)

F. W. Schubert.

Einige Bemerkungen über eine den Bernstein und seine Begleitung betreffende Sammlung ostpreußischer Mineralien.

Die Sammlung ostpreußischer Mineralien, über welche die Redaktion der Provinzialblätter ihren Lesern einige Mittheilungen zu machen mir bereitwillig erlaubt hat, ist im Laufe von beinah fünfzehn Jahren allmählig zusammengebracht worden. Daß bei einer solchen Sammlung der Bernstein der Mittelpunkt sein muß, versteht sich von selbst, er ist nicht nur das mineralogische Hauptprodukt Ostpreußens, sondern wenn auch die den Boden desselben bildenden Erdschichten ohne den Bernstein genau dieselbe geologische Bedeutung haben müßten, so würde doch ohne denselben schwerlich irgend einer haben wagen dürfen, überhaupt von einer solchen geologischen Bedeutsamkeit einer durch den fast absoluten Mangel aller interessanten mineralogischen Vorkommnisse charakterisirten Gegend zu sprechen. Allerdings wurde dieser Mangel für viel größer gehalten, als er ist, es wissen heute noch manche, daß vor etwa 30 Jahren in Ostpreußen vergebens Mergel gesucht wurde, der heute fast überall gefunden wird, und es ist noch nicht so lange her, daß man ausgelacht wurde, wenn man behauptete, daß es in Ostpreußen Braunkohlenlager und möglicher Weise bauwürdige Braunkohlenlager gebe. Die einzige allgemeiner bekannte Versteinerung Ostpreußens war die Donnerkeule, der Belemnit, jener räthselhafte thierische Ueberrest, den jedes einigermaßen aufgeweckte Kind Ostpreußens nach heftigen Regengüssen irgendwo in seiner nächsten Umgebung zu finden wußte. Nachdem der Danziger Bürger Philipp Breyn der erste Gelehrte gewesen war, der in seiner Schrift über die Preußischen Belemniten, die Natur dieser Reste richtig deutete, indem er sie für den versteinerten Knochen eines vorweltlichen Tintenfisches erklärte, nachdem Sendel seine welthistorisch gewordene Mineraliensammlung die zum großen Theil aus Findlingen ostpreußischer und benachbarter Gegenden zusammengebracht war, an das grüne Gewölbe in Dresden verkauft hatte, wo sie im Jahre 1848 zum Theil verbrannte, kamen Jahre, in denen man den nahmhaftesten Gelehrten des Auslandes aus Ostpreußen nur Mineralien bringen

durfte, die nirgend anders zu finden waren, wollte man mit den „zufällig verschleppten Versteinerungen" nicht ausgelacht werden, oder wohl gar dem lächerlichen Verdachte anheimfallen, daß man die seltensten Sachen wohl selber dahin legen müsse, wo sie kein anderer finden könne. Die Zeiten haben sich merkwürdig geändert; man ist heute nicht ganz abgeneigt, sich ziemlich sanguinischen Hoffnungen über die mineralogischen Schätze hinzugeben, welche der Boden Ostpreußens wohl noch außer dem Bernstein enthalten dürfte. Der Zweck der hiemit dem Leser übergebenen Mittheilungen ist weder der, uns in solchen Hoffnungen zu bestärken, noch der, dieselben vollkommen in ihm zu vernichten. Die Möglichkeit, daß Braunkohle, Salz und Eisen wirklich in hinreichenden Quantitäten und unter für die Gewinnung und die Verwerthung begünstigenden Lagerungsverhältnissen sich finden werden, kann von Niemanden mit hinreichender wissenschaftlicher Bestimmtheit in Abrede gestellt werden, und wird man fortfahren danach zu suchen, so wird man jedenfalls der Wissenschaft diejenigen Thatsachen liefern, die dieselbe allein in den Stand setzen können, für kostspieligere Versuche und Unternehmungen zuverläßiges Urtheil und mit Erfolg zu beachtende Rathschläge zu ertheilen. Für diesen Zweck erschien es von Wichtigkeit, die Leser der Provinzialblätter einigermaßen mit den seltenen und schönen Sachen bekannt zu machen, die in Ostpreußen nur theilweise und nur dort gefunden werden, damit der Eine oder der Andre sich veranlaßt sehe, auch in seiner Umgebung nach solchen Gegenständen zu suchen, und so seinen Beitrag zur vollständigen Kenntniß der mineralischen Vorkommnisse Ostpreußens zu liefern.

Eine möglichst vollständige Sammlung aller in einer bestimmten Gegend vorkommenden Mineralien kann sich, soll sie ihrem wissenschaftlichen Zwecke genügen, nicht darauf beschränken, die verschiedenen Dinge zu sammeln und systematisch zu ordnen, es wird gleichzeitig darauf Rücksicht genommen werden müssen, für jeden einzelnen dieser Gegenstände so genau als möglich die Lagerstelle, an der er gefunden wurde, zu bezeichnen, man wird sogar gut thun, zumal für irgend auffallende Sachen Proben der Erdschichten, in denen sie eingebettet vorkommen, geradezu als sehr wichtige Mineralien zu sammeln und zu bezeichnen, ohne sich dadurch stören zu lassen, daß die so entstehende Sammlung manches

und vielleicht vieles enthalten wird, was nicht gerade durch schöne und zierliche Formen den Beobachter reizt. Sehr oft enthält ein dem bloßen Auge formlos erscheinender Sand oder Mergel die zierlichsten Gebilde der Infusorienwelt, wenn er mit Hilfe des Mikroskopes untersucht wird, und der Wissenschaft liegt viel daran, mit aller Bestimmtheit behaupten zu können, daß sich in den feinsten Sandablagerungen weiter Strecken auch nicht die Spur eines solchen Gebildes nachweisen lasse. Hierüber ins Reine zu kommen, ist für sie ebenso wichtig, als die Entdeckung bestimmter darin vorkommender charakteristischer Formen, in denen die Geschichte der betreffenden Erdschichten sich ausspricht. Eine mineralogische Sammlung soll nicht blos zeigen, was der Boden enthält, sondern für die aus der unmittelbaren Untersuchung und Betrachtung der Bodenbeschaffenheit sich ergebenden mehr oder weniger gewagten Hypothesen die noch allenfalls herbeizuschaffenden Belege liefern. Die großartigen äußeren Formen des Bodens, um den es sich handelt, seine Profile und Durchschnitte werden freilich nur Gegenstand der beschreibenden Darstellung bleiben, die nur durch Karten, Ansichten und Risse, die keiner mineralogischen Sammlung von lokalem Interesse fehlen sollten, unter den wirklichen Mineralien vertreten werden können. Denn diese allein genügen nicht, um die geologische Natur einer Gegend zu erklären, eine gründliche Kenntniß ihrer Lagerstätten im Zusammenhange, wie sie nur aus genauer Beobachtung hervorgehn kann, muß dazu kommen, es sei denn, daß man nicht über gewisse scheinbar sehr bequeme Hilfsmittel der systematischen Gliederung, als da sind: Diluvium, Alluvium, nordisches Geschiebe, nordischer Mergel, nordischer Lehm, verschleppte Versteinerungen und ähnliches hinausgehn wollte.

Die Resultate, welche bei der Zusammenbringung der unten nur allgemein und ohne wissenschaftliche Ansprüche beschriebenen Sammlungen sich ergeben haben, wenn auch nur, wie es der Natur der Sache nach anders nicht sein kann, als sehr gewagte Hypothese, habe ich in meiner kleinen Abhandlung „der Bernstein in naturhistorischer, industrieller und volkswirthschaftlicher Beziehung“ niedergelegt, welche durch das Archiv für Landeskunde der Preußischen Monarchie, Bd. I. Berlin 1856 veröffentlicht wurde. Ich habe vorläufig nichts zur Berichtigung und nur weniges zur

Vervollständigung der dort ausgesprochenen Ansichten hinzuzufügen, und werde dazu einige den vorliegenden Mittheilungen beigefügte Anmerkungen benutzen *) Was die Sammlungen selbst anbetrifft, so zerfallen sie in folgende Hauptabtheilungen nach den verschiedenen Gegenständen, die natürlich noch lange nicht vollständig

*) Für die in dem oben angeführten Aufsatze entwickelte Vermuthung, daß die durch die Erzeugung des Bernsteins charakterisirte Periode der Erdgeschichte durch eine plötzlich eintretende und bedeutende Abnahme der atmosphärischen Wärme zum Abschluß gekommen sei, darf man wohl zu den dort dafür angeführten Gründen noch die bekannten Knochenhöhlen in verschiedenen Kalkgebirgen hinzufügen. Es sind dies Höhlen, deren Boden mit einer Art Dammerde ausgefüllt ist, in welcher massenweise die Knochenreste der verschiedensten Thiere sich in einem Zustande eingebettet finden, aus dem mit aller Bestimmtheit hervorgeht, daß die Thiere, denen diese Knochen angehörten, wahrscheinlich wohl alle lebendig in jene Höhlen kamen. Die Annahme, daß die Wasserläufe, welche jene Höhlen ausgewaschen haben sollen, die besagten Knochen von Außen dorthin verschleppt haben, hat keinen Sinn, so lange man nicht angeben kann, wo außerhalb jener Höhlen die Schädelstätten waren, auf denen jene Wasser sich mit Knochenresten beladen konnten. Auch konnten auf diese Weise keine lebenden Thiere in diese Höhlen, oder doch in manche derselben kommen. Thiere, die Schaarenweise Höhlen bewohnten, kennt man heute außer Fledermäusen und gewissen Vögeln keine, daß aber Raubthiere der verschiedensten Art und ebenso zahlreiche Pflanzenfresser friedlich solche Wohnstätten als gewöhnliche Zufluchtsorte benutzten, war ohne Zweifel damals eben so unmöglich, wie heute. Nur eine ungewöhnliche, plötzlich eintretende ungeheure Gefahr, die in jedem lebenden Individuum jedes andere Bewußtsein als das der bedrohten Existenz zum Schweigen brachte, konnte jene scheinbare Geselligkeit erzwingen. Bei furchtbaren Ueberschwemmungen treiben heute noch Katze und Maus, Habicht und Taube friedlich auf einem und demselben Balken: bei den Prärie- und Urwaldbränden versammeln sich an den einigermaßen geschützten Stellen Thiere, die sonst in offen erklärter und stets bethätigter Fehde leben. Wurde nun ein weiter, von vielen und verschiedenen Thieren belebter Landstrich von einer ganz unerwartet eintretenden Kälte betroffen, so wird von jenen lebenden Thieren alles, was nur irgend konnte, sich an die vielleicht schon bekannten, nunmehr sich leicht kenntlich machenden Punkte jener Gegenden zusammenziehn, die länger als ihre Umgebung eine lebendigen Thieren noch erträgliche Temperatur bewahren mußten. Dies waren aber solche Höhlen, und, wo sie den Thieren ihrer Umgebung zugänglich waren, werden sie alle diese verschiedenen Racen, Arten und Geschlechter versammelt haben, und die Pflanzenfresser darunter werden den mit ihnen dorthin geflüchteten Raubthieren zum Fraß gedient haben, bis die sehr bald auch in die Höhlen eindringende Kälte auch diesem Zeichen des Lebens ein Ende machte, um in den massenweise gehäuften Resten der Verwesung nachkommenden Jahrtausenden die deutlichen Spuren schauerlicher Katastrophen zu verkünden. —

genug sich vertreten finden mögen, hoffentlich jedoch aber schon immer einen beachtungswerthen Haltpunkt für weiter darauf zu bauende Untersuchungen werden darbieten können.

I. Die fossilen Holzarten der Braunkohle, die sich in den zu Tage stehenden Schichten des ostpreußischen Ostseeufers finden.

Bei dieser Abtheilung der in Rede stehenden Sammlungen wurden folgende Gesichtspunkte festgehalten:

Es sollte durch dieselbe ein möglich vollständiges Material zur Kenntniß desjenigen zusammengebracht werden, was sich an Holzarten in den in Rede stehenden Kohlenlagern findet, damit daraus die Frage entschieden werden könne, ob es nur eine Flora gewesen sei, welche die Stoffe zu jenen Kohlenlagern geliefert habe, oder ob die Floren verschiedener Gebiete und verschiedener Perioden der Erdgeschichte ihre Beiträge zu denselben geliefert hatten. War das erstere der Fall, so war es wünschenswerth, entscheidende Vorkommnisse für die Frage zu erhalten, ob die Flora der Kohlenlager die durch die Erzeugung des Bernsteins charakterisirte Flora, oder ob es nur Zufall gewesen sei, daß reiche Bernsteinlager sich in der unmittelbaren Nähe dieser Kohlenlager befinden.

Wenn man nun auch nach dem, was bereits gefunden und untersucht worden, kaum anstehen wird, sich dafür auszusprechen, daß die Flora der Ostseekohle auch die Bernstein-Flora gewesen sei, so bleibt dieser Satz doch immer noch sowohl durch noch nicht erfolgte mikroscopische Untersuchung und Vergleichung der in der Kohle und im Bernstein vorkommenden Holzarten, als auch durch glückliches Auffinden von mit Holz verbundenem Bernstein in der Kohle, was zu den größten Seltenheiten gehört, zur unumstößlichen Gewißheit zu erheben.

In der vorliegenden Sammlung befinden sich mehr als 400 Proben von den in der Ostseekohle vorkommenden Hölzern, die von großer Mannigfaltigkeit fast ausschließlich einer Coniferenflora angehören. Laubhölzer, wenigstens Proben, die ohne Mikroskop dazu gezählt werden können, sind äußerst selten, Palmenholz, was nach früherer, glücklicherweise ganz antiquirter Ansicht, das alleinige Material sein sollte, ist nur ein einziges Mal vorgekommen.

Außer dieser die Bernsteinflora betreffenden Frage sind es noch zwei Punkte, welche ihre Erledigung in einer Sammlung fossiler Hölzer erwarten, der rein wissenschaftliche, der sich auf die größere oder geringere Verwandtschaft der Ostseekohle mit den andern Braunkohlenlagern bezieht, welche durch Böhmen und Norddeutschland bis zum Rheine sich hinziehn, der andere Punkt von mehr praktischer Bedeutung fordert Entscheidung über die wahrscheinliche Entstehungsart der Kohlenlager an der Ostsee, von der hauptsächlich die größere oder geringere Zuverläßigkeit der Hoffnungen auf das Vorkommen wirklich bauwürdiger Lager abhängt. Ich habe anderwärts aus den Holzarten und aus den Lagerungs-Verhältnissen der Kohle nachzuweisen versucht, daß diese Lager ihren Ursprung einem mächtigen Strome verdanken dürften, der in den Gegenden des heutigen Ostpreußens einen Theil seiner Meeresmündungen hatte. Noch heute bin ich entschieden derselben Ansicht, glaube aber nicht, daß man darum alle Hoffnungen auf das Vorhandensein großartiger und darum bauwürdiger Kohlenlager aufgeben müsse. Kann der Mississippi nach Lyells belehrender Schilderung heute von Trümmern durch ihn umgestürzten Wälder „Ranfti" von mehr als 8 (englischen) Meilen Länge und entsprechender, ihr Festsitzen bedingender Tiefe im Laufe weniger Jahre zusammenschieben, und braucht nur ein einziges solches gestrandetes Ranfti von den Schlammmassen der Mündung begraben zu werden, um später einmal ein ganz anständiges Kohlenlager zu bilden, so kann das mit dem Bernsteinstrome ganz gut dieselbe Bewandniß gehabt haben, der auch nur die Trümmer umgestürzter und zum Theil verrotteter Wälder als das Material für unsere heutigen Kohlenlager bis in das Bereich seiner Mündungen brachte. Dafür sprechen die stets scharfkantigen und regelmäßig der Tafel sich nähernden Formen der Holztrümmer, in welche nur schon verrottete Baumstämme zerfallen konnte, und mehr noch eins der seltensten Stücke meiner Sammlung, welches sich unter den fossilen Pflanzenresten der Ostseekohle befindet, die vorläufig nur einen Anhang zu der Holzsammlung bildet. Es ist dieses ein fossiles krautartiges Equisetum, das einzige, welches überhaupt in einer Sammlung existiren dürfte, und welches von mir in einem fossilen Holzfragmente der Rauschner Kohlenlager gefunden worden. Dieses Fragment war

ein etwa fußlanges Ende eines 5 bis 6 Zoll dicken Coniferenstammes, als ich es traf, nur kurze Zeit vorher in dem Lagerstätte hervorgekommen, an der es vielleicht Hunderte von Jahrtausenden geruht hatte. Es hatte so wenig Eigenthümliches, daß ich es mit dem Fuße fortstieß, um zu andern Dingen zu kommen. Dabei zerspaltete es und zeigte auf der Spaltfläche Dinge, die offenbar kein Holz sein konnten, und sich leicht als Equisetumhalme zu erkennen gaben. Es wurde leider nur ein Theil davon gerettet, und Proben davon im Berliner Herbarium untersucht und als eigenthümlich und fossil bestätigt. An der Lagerstelle des diesen Schatz enthaltenden Holzklotzes hat sich selbstredend niemals eine Spur von Vegetation entwickeln können, der Klotz mußte mit dem durchgewachsenen Equisetum dort hingekommen sein, er mußte von einem im Bernstein-Urwalde verrotteten Baume herrühren da nur zwischen den so schon getrennten Jahresringen eine so weichliche Pflanze sich durchdrängen und vollständig entwickeln konnte. Obgleich mir eine ähnliche Erscheinung nicht wieder in den Weg gekommen ist, bin ich doch im Stande, die vollkommene Richtigkeit dieser merkwürdigen Thatsache zu vertreten.

Außerdem befinden sich unter diesen Pflanzenresten drei Nüsse von Wallnußbäumen, als Beweis, daß jenen Waldungen Laubholz nicht durchaus kann gefehlt haben.

II. Die Sammlung der fossilen Coniferenzapfen der Bernsteinführenden Ostseekohle.

Daß vor etwa 80 Jahren bei Gelegenheit des am Hubeniker Strande bergmännisch betriebenen Bernsteinbaus ein Paar fossile Coniferenzapfen gefunden wurden, die damals ohne Anstand als die Früchte des Bernsteinbaumes gedeutet wurden, war eine Sage geworden, die man nur behutsam weiter erzählen durfte. Nachdem ich die Kohlenschichten in den Uferbergen von Rauschen gefunden, schien es mir unzweifelhaft, daß das, was in den Hubniker Bergen gefunden sei, auch in denen von Rauschen sich finden müsse, und wenn es auch unsägliche Mühe kostete, die ersten Exemplare der gesuchten Zapfen zu finden, so sah ich mich doch bald im Besitze einer reichen Sammlung mit den schönsten und instructivsten Stücken. Ich übergab dieselben in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts Herrn Professor Göppert in Breslau, der sie für

fossil und der sie liefernden Lokalität eigenthümlich erklärte, und auch die verschiedenen Arten derselben wissenschaftlich systematisch bestimmte. Herr Göppert war übrigens damals, ob jetzt noch, weiß ich nicht, der Ansicht, daß die übersendeten Coniferenzapfen der Ostseekohle in keiner direkten Beziehung zum Bernstein ständen. Unter den 150 Stücken, welche ich nach jener Zeit wieder für meine Sammlung zusammengebracht habe, befinden sich allerdings nur 2 Exemplare eines noch dazu sehr kleinen und von außen stark abgeriebenen Coniferenzapfens, dessen auffallend starke Harzgänge nach den Proben, die damit angestellt werden konnten, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, Bernstein enthalten. Obgleich an dem Ostseestrande die Sage geht, daß bisweilen derartige Zapfen stark mit Bernstein betropft, gefunden seien, habe ich doch niemals eine solche entscheidende Seltenheit zu Gesicht bekommen, geht aber aus andern ebenso entscheidenden Gründen hervor, daß die Braunkohle der Ostsee aus den Bernsteinwaldungen herstamme, so werden die darin befindlichen Zapfen, wenn nicht den Bernsteinbäumen, so doch den neben diesen im Bernsteinwalde wachsenden Coniferen angehört haben. Die Redaktion hat die Güte gehabt, mich in den Stand zu setzen, dem Leser die Zeichnungen einiger in meiner Sammlung befindlichen Exemplare dieser Zapfen vorzulegen. (S. Taf. I.) Sie sind, so weit sie bestimmt sind, nach Herrn Göppert bezeichnet worden, es scheint aber noch mehr als eine noch nicht bestimmte Art, sowohl unter den gezeichneten als unter den nicht gezeichneten vorhanden zu sein. Da sich diese schönen und wissenschaftlich wichtigen Gegenstände ohne Zweifel noch an andern Stellen Ostpreußens vorfinden werden, so möge hier die Bemerkung Platz finden, daß man sie in der Regel in der Sandschicht unmittelbar über dem Kohlenlager oder dem dieses vertretenden Thone zu suchen hat. Man findet sie im feuchten Zustande stets geschlossen, trocknet man sie ohne weitere Vorsicht, so blättern sie auf und die schönsten Exemplare gehen so am sichersten verloren. Dagegen schützt man sich, wenn man die noch feuchten Exemplare in Fließpapier wickelt und fest und dicht mit einem starken Faden umwindet. Lüftet man diese Windeln nicht eher, als bis man sicher ist, daß der Trocknungsproceß sich gänzlich vollendet habe, so hat man nicht zu fürchten, daß der so der Sammlung einverleibte Zapfen irgend eine Veränderung erleide. Will man aufge-

blätterten und darum höchst zerbrechlichen Exemplaren einige Festigkeit ertheilen, so geschieht dies am besten durch ein Bad in geschmolzenem Stearin, sie erhalten dadurch die schwarze Farbe, die sie unmittelbar an ihrer Lagerstelle haben, während sie ohne diese Behandlung das schöne matte Braun der Braunkohle annehmen.

Was das Aufbewahren der fossilen Hölzer anbetrifft, so muß man solche Stücke vermeiden, die viel Schwefelkies enthalten, welcher bei seiner Verwitterung seiner Nachbarschaft verderblich wirkt. Die gleichfalls im feuchten Zustande sich darbietenden Holzstücke hat man so langsam als möglich zu trocknen, und thut gut, Stücke, um deren vollständige Erhaltung es zu thun ist, gleichfalls der Einwindelung zu unterwerfen.

III. Bernstein mit natürlich darin verwachsenen Holz- und Rindenresten nebst andern für die allgemeinen Merkmale desselben wichtigen Stücken.

Diese aus 70 Nummern bestehende Abtheilung enthält zum Theil in ausgezeichnet schönen Stücken alle Beweise für den Satz, daß der Bernstein nur Coniferenharz gewesen sei. Obgleich eine solche Sammlung ihrer Natur nach ihre Vollständigkeit nicht garantiren kann, da eine Masse der interessantesten Stücke in und durch die Hände der Bernsteingräber und der ersten Bearbeiter des rohen Bernsteins verloren geht, so enthält doch die in Rede stehende alles, was bis jetzt von andern Sammlern als vorhanden erwähnt und beschrieben wurde. Es kam aber bei derselben nicht blos darauf an, die Beweise zu liefern, daß der Bernstein in und an den Coniferen des Bernsteinwaldes entstanden und hart geworden, die anderen ebenso wichtigen Fragen sollten dadurch entschieden werden, ob es nur eine, oder mehrere Coniferen gewesen seien, von welchen der Bernstein erzeugt wurde, und ob die Holzreste dieser Bernstein erzeugenden Coniferen sich auch in der in der Nähe der Bernsteinlager vorkommenden Braunkohle finden. Herr Professor Göppert in Breslau, dem von mir mit den Coniferenzapfen auch schöne Proben von Holz mit Bernstein übersendet wurden, hat daraus als Bernstein erzeugende Coniferen Pinites succinifer und Taxites Aykii beschrieben. Aus dem mir jetzt vorliegenden Materiale ergiebt sich eine dritte noch nicht beschrie-

bene Coniferenart als Bernstein gebend, während die vorhandenen Rindenreste mit Sicherheit auf 2 verschiedene Bäume deuten. Es ist in hohem Grade wünschenswerth, daß diejenigen, welche mit dem Sammeln und Sortiren des rohen Bernsteins beschäftigt sind, wenigstens alles das, was ihnen in dieser Beziehung auffallendes durch die Hände geht, und in der Regel als ziemlich werthlos doch nur unter die schlechten Bernsteinsorten geworfen wird, bei Seite legen und in das Bereich derjenigen bringen möchten, die es wissenschaftlich benutzen können. Was die Identität der im Bernstein und in der Kohle befindlichen Hölzer anbetrifft, so sind in dieser Beziehung durch meine Sammlung als beiden gemeinschaftlich dokumentirt **Taxites Aykii**, und das durch zickzackförmige Ablösung seiner Holzschichten charakterisirte Coniferenholz. Daß **Pinites succinifer** in beiden vorkommt, kann wohl kaum noch bezweifelt werden.

IV. Mikroskopische Einschlüsse im Bernstein.

Meine mikroskopischen Untersuchungen des Bernsteins sollten ursprünglich das etwaige Vorkommen von Infusorien und von Kristallen, der im Bernstein notorisch vorhandenen freien Bernsteinsäure constatiren. Bei der mikroskopischen Untersuchung von etwa 3000 Bernsteinstücken, wurden nun allerdings doch zweimal wirklich Kieselpanzer von Infusorien gefunden, kristallische Einschlüsse etwas häufiger, ohne daß ausgemacht werden konnte, ob unter den mannigfaltigen kristallisirten Massen im Bernstein auch die freie Bernsteinsäure sich finde. Die mannigfaltigen interessanten Sachen, welche außerdem gefunden wurden, ergeben die nachstehenden Unterabtheilungen meiner Sammlung.

1. Mikroskopische Proben von Holz und Rinde im Bernstein in 100 Stücken.

Das Material zu diesen Proben war zum Theil den in Abtheilung **III.** niedergelegten Stücken entnommen, zahlreich aber werden auch ursprünglich vorkommende mikroskopische Holzeinlagerungen im Bernstein vertreten, die um so wichtiger sind, je weniger dabei ein Zweifel obwalten kann, ob dieselben wirklich organisch mit dem Bernstein zusammenhängen mögen.

2. Infusorien, Pilze, und dergleichen, 50 Stück.

Hier befinden sich die beiden obenerwähnten Infusorienstücke, und unter den Stücken mit Pilz- und Schimmelbildung als ungemeine Seltenheiten, das schöne Penicillium curticeps Berkley, die zierliche Streptothrix spiralis Berk. in zwei Prachtexemplaren, während weniger schöne Reste davon im Bernstein nicht gerade zu den Seltenheiten gehören, und das zierliche Brachycladium Thomasianum Berk. Ich bringe diese Gegenstände hier besonders zur Erwägung, weil man die Zuverläßigkeit meiner Beobachtung derselben hat in Zweifel ziehen können, obgleich es mitgetheilt war, daß der berühmte Link in Berlin die zuvorkommende Güte hatte diese ihm von mir gezeigten Dinge zeichnen zu lassen, und wiewohl Sir John Berkley in den Edinburgher Jahrbüchern dieselben bestimmt und beschrieben hatte. Ich bin bereit sie Jedem, er möge nun diese Ansicht theilen oder nicht, der sie bei mir sehen will, zu zeigen. Ich werde aber diese seltenen Stücke nicht in die weite Welt herumschicken, um sie vielleicht nach Jahren mit der Bemerkung zurückzuerhalten, man könne das, was darin sein solle, nicht finden.

3. Kristalle und unorganische Einschlüsse im Bernstein, 50 Stück.

Die Kristalle im Bernstein sind zum Theil als wesentliche, zum Theil nur als zufällige Bewohner des Bernsteins zu betrachten. Zu den ersteren gehören die sehr häufig vorkommenden prismatischen Kristallsäulchen, deren Ursprung aus Holz und Rindenzellen des Bernsteinbaumes kann nachgewiesen werden. Stark doppelbrechend verrathen sie sich in dem polarisirenden Mikroskope schon in den kleinsten Partikelchen. Wahrscheinlich sind sie oxalsaurer Kalk. Als accessorische Begleiter finden sich im Bernstein Kristalle neben einer Ameise oder in der Nähe anderer Insekten in spaltenartigen Räumen, in Blasen, deren ursprüngliche Flüßigkeit verdunstet ist, unerwartetermaßen selten. Was für Substanzen unter diesen Umständen im Bernstein kristallisirt sein mögen, wird sich wohl schwerlich ermitteln lassen. Nur in einem Falle, bei sehr deutlichen, wohl sechsseitigen Kristallplatten auf einem Mückenflügel, macht es die Form der Kristalle und ihr prachtvol-

ler Farbenwechsel im polarisirenden Mikroskope im hohen Grade wahrscheinlich, daß man antidiluvianischen Zucker vor sich habe. Ohne Zweifel werden auch Blumen der Bernsteinflora in ihren Nektarien kristallisirten Zucker geführt haben.

Von unorganischen kristallischen Einflüssen findet sich am häufigsten das Schwefeleisen, oft weite Spalten wahrnehmbar für das unbewaffnete Auge füllend, oft in den zartesten Blättchen kaum sichtbaren Spalten eingesprengt, vielleicht bisweilen der Bernsteinmasse eingeknetet. Sonst finden sich noch Gyps und kohlensaurer Kalk, Spaltflächen bekleidend, und auffallend selten im Bernstein eingeknetete Quarzsandkörner. Kochsalzkristalle, so wie zufällig erst in jüngster Zeit in den Bernstein gerathene Speichelkristalle, wie sie Herr Professor Göppert schon früher im Bernstein beobachtet hat, sind mir niemals vorgekommen.

4. Männliche Coniferenkätzchen, Vegetabilisches und anderes Unbezeichnetes, 70 Stück.

V. Bernstein mit Insekten-Einschlüssen.

Die Bernsteinstücke, welche dieselben enthalten, sind durchweg neu, und von mir selbst so bearbeitet worden, daß sie fast immer eine genaue mikroskopische Untersuchung erlauben. Sie sind mit einer reinen durchsichtigen Harzmasse, die durch sorgfältiges Zusammenschmelzen von Dammar-Harz und Terpentin gewonnen wurde, auf Glastafeln gekittet. Auf gleiche Weise aufgekittete Glasplatten dienten theils dazu, Oberflächen, die ohne Beschädigung des Einschlusses nicht weiter bearbeitet werden können, in Ebenen zu verwandeln, theils auch da, wo dies nicht nöthig ist, besonders werthvolle Stücke gegen jede weitere Veränderung zu schützen. Den Besitzern alter und verlegener Bernsteinstücke mit Einschlüssen diene zur Nachricht, daß sie durch dieses Mittel selbst durch Verwitterung völlig unbrauchbar gewordene Stücke für die Untersuchung wieder vollkommen zugänglich machen können. Dammar und Terpentin werden in solchen Verhältnissen zusammengeschmolzen, daß sie erwärmt eine leicht flüssige Materie bilden. Diese erhält man längere Zeit geschmolzen, damit alle Unreinigkeit sich zu Boden setze, und durch allmählige Verdunstung des

Terpentins die Masse in leicht und vollständig durch Erkalten erstarrenden Kitt sich verwandle, der bei keiner Temperatur der Atmosphäre wieder weich wird. Die Aufbewahrung dieses Kittes geschieht am zweckmäßigsten in Glasröhren von 1½ bis 2 Linien Oeffnung, in welche derselbe geschmolzen aufgesogen wird. Eine kleine Spiritusflamme genügt dann, um in einer solchen Glasröhre so viel als man braucht ohne Blasen zum Schmelzen zu bringen. Die auf diese Weise dargestellte Sammlung von Bernsteininsekten besteht nun aus folgenden Unterabtheilungen:

1. Dipteren, 600 Stück. Von diesen sind über 500 von Löw, dem gründlichsten Dipterenkenner, für seine demnächst zur Veröffentlichung kommende schöne Arbeit über die Bernstein-Dipteren benutzt, und bei dieser Gelegenheit zur bedeutenden Vermehrung ihres Werthes bestimmt worden.

2. Phryganiden und andere Neuropteren, 90 Stück. Zum größten Theile bestimmt von Herrn Dr. Hagen.

3. Spinnen, 70 Stück.

4. Käfer, 70 Stück.

5. Ameisen, 60 Stück.

6. Poduriden, Larven, Raupen u. s. w., 60 Stück.

7. Orthopteren, Lepidopteren u. s. w., 60 Stück.

8. Hemipteren, Akariden u. s. w., 60 Stück.

Der Bernstein mit seinen Einschlüssen ist demnach in der vorliegenden Sammlung durch mehr als 1400 Stücke vertreten.

VI. Die die Bernsteinlager bei Klein-Kuhren begleitenden fossilen Muscheln.

Ist man der Meinung, daß in Ostpreußen nur „verschleppte" Versteinerungen sich finden können, so haben die Vorkommnisse des in der Ueberschrift erwähnten Lagers freilich nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. Anders verhält es sich aber, wenn sie als ebenso ursprünglich, ja als noch etwas mehr ursprünglich als der Bernstein dürfen angesehen werden; denn der Bernstein muß erst aus den entfernter liegenden Waldungen verschwemmt werden, die Muscheln aber, so weit sie Meeresbewohner sind, haben unstreitig in dem ihren häufigen Fundort zur Zeit ihres Lebens bespülenden Meere gelebt, finden sich Landschnecken darunter, so

haben sie mit demg leichfalls dort vorhandenen Bernstein eine und die- Quelle. Unter diesen Umständen sind die dort vorkommenden Muschelreste für den Bernstein und seine Geschichte von der größten Wichtigkeit. Der Bernstein kann nicht jünger sein, als diese Muscheln, neben denen er sich gleichzeitig in Thoneisenstein eingeschlossen findet, und die mit diesen Muschelbänken wechselnden Bernstein und Kohle führenden Sand- und Thonlager können nur als eine Meeresbildung betrachtet werden. In diesen beiden Beziehungen haben die geologischen Untersuchungen kaum erst begonnen, da noch nicht einmal das von mir zusammengebrachte aus 200 Stücken bestehende Material mit der Hinzuziehung von den wünschenswerthen Hilfsmitteln hat untersucht werden können. Da eine Vermehrung dieses seltenen Materials wünschenswerth, und kaum anzunehmen ist, daß bei Klein-Kuhren der einzige ostpreußische Fundort derselben sein sollte, so mögen diejenigen Leser dieses Blattes, in deren Nähe sich geschichtete Lager von eisenschüssigen und Thoneisensteinnieren führenden Feldspath freien Sandes ohne Granitgeschiebe sich finden, einige Aufmerksamkeit auf darin etwa vorkommende auffallende Sandkonglomerate richten, die möglicher Weise ebenso schöne Muschel- uud Echinitenreste enthalten, als die bei Klein-Kuhren. Zu diesem Zwecke sind einige dieser schönen ostpreußischen Versteinerungen auf der beiliegenden Tafel abgebildet worden (S. Taf. II.) Sie dürften vielleicht ein nicht blos lokales Interesse haben, da Echinus Sambiensis und Echinus bigibbus hier wohl zum ersten Male abgebildet worden.

VII. Die Belemniten des Königsberger Belemnitenlagers.

Auch die Belemniten des durch die Erdarbeiten des Festungsbaues aufgedeckten Belemnitenlagers sind gleichfalls hier zum erstenmale gesammelt, und haben ebenfalls Behufs näherer Bestimmung noch nicht wissenschaftlich benutzt werden können. Soviel ist indessen als ausgemacht zu betrachten, daß die Belemniten der Rügener Kreide in dem Königsberger Lager keine Vertreter finden. Unter den mehr als 1000 ganzen und zertrümmerten Exemplaren, welche daraus zusammengebracht und wenigstens vorläufig behufs weiterer Bearbeitung aufbewahrt wurden, werden die gewöhnlich vorkommenden Arten der betreffenden Formation wohl vollständig

genug vertreten sein, und auch Seltenheiten nicht fehlen. In dem Königsberger Lager sind die Belemniten in graulich grünem sandigem Mergel eingebettet, der große Aehnlichkeit mit der Bernsteinerde hat, und Bernstein wenn auch nur in sehr vereinzelten Stücken führt. Nur selten zeigen sich in diesem Lager die Belemniten noch im compakten Sandstein eingeschlossen, der seinen Bestandtheilen nach mit dem losen Sande, in dem er sich findet, übereinstimmt, und es zweifelhaft läßt, ob dieses Sandlager aus der Zersetzung des Sandsteins entstanden sei, oder ob der Sandstein nur accessorische Knollen darin bildet. Diese Belemnitenführenden Sand- und Mergelsteine kommen sonst noch in Ostpreußen vor, und es ist wünschenswerth, daß die darin befindlichen Belemniten mit denen des Königsberger Lagers verglichen werden, und auch auf anderweitige fossile Muschelreste Rücksicht genommen werde, die wenn auch auffallend selten, mit den Belemniten an derselben Lagerstelle sich finden.

Die letzte Hauptabtheilung dieser Sammlungen hätte nun alles enthalten müssen, was noch außer den obigen Gegenständen in den äußersten Schichten des Ostpreußischen Bodens sich befindet, vorzugsweise also die Proben der erratischen Blöcke und Geschiebe und was sich in der nächsten Umgebung derselben und wohl aus denselben Quellen herrührend, vorfindet. Der Anfang hiezu ist allerdings gemacht, das weitere Fortsetzen des Sammelns hat aber vorläufig aus Mangel an Platz für Unterbringung des Gesammelten ausgesetzt werden müssen. Es wäre im hohen Grade wünschenswerth, daß irgendwo in Ostpreußen, etwa bei der nunmehr der Eröffnung entgegenkeimenden landwirthschaftlichen Akademie zu Waldau ein Centralpunkt für eine derartige in allen Zweigen vertretene Sammlung der ostpreußischen Mineralien gegründet werde, und daß eine allgemeine Theilnahme an dem glücklichen Gedeihen derselben möglich machen möge, ihr die nöthige Vollständigkeit zu geben, die sie von der Bemühung des Einzelnen vergebens erwartet.

Karl Thomas.

II. Correspondenz.

∽ **Elbing,** den 27. Febr. 1858. Unter den Begebnissen, die ich einem spätern Andenken übergeben möchte, darf ich das Fest nicht übergehen, das unser Gesangverein am 23. d. M. beging. Es war der Tag, an welchem derselbe vor zwanzig Jahren zum ersten Male vor das Publikum trat. Eine zahlreiche, sehr ansehnliche Versammlung hatte sich Abends in dem festlich und sehr geschmackvoll ausgeschmückten Saale der Bürgerressource eingestellt und folgte der Aufführung, welche die erste diesjährige war, mit reger und anerkennender Theilnahme. Wie im Jahre 1838, so kam auch diesmal die von Hrn. Musik-Direktor Döring zum sechshundertjährigen Jubiläum der Stadt componirte Cantate zur Aufführung. Nach derselben blieben die Vereinsmitglieder noch bis Mitternacht in heiterer Geselligkeit beisammen. Schon vor einiger Zeit hatten die Herren, die dem Vereine angehören, ihrem Dirigenten eine Festgabe überreicht; am Vormittage des Festes brachten die Damen Herrn Musik-Direktor Döring eine ähnliche als Beweis ihrer Hochachtung und Dankbarkeit dar.

Der Musik-Director und Cantor zu St. Marien, Herr Gottfried Döring, der jetzige Dirigent des Vereins, ist nämlich auch sein Stifter. Das Jubiläum der Stadt gab die erste Veranlassung, daß die talentvollsten Dilettanten sich zu Musikaufführungen vereinten. Der 1837 gebildete Verein begann nicht nur sofort eine kräftige Wirksamkeit, sondern behauptete sich auch, Dank der unermüdlichen Ausdauer seines Dirigenten, unter oft schwierigen Verhältnissen, so daß er manches ähnliche Unternehmen überdauerte. Es stehen dem Dirigenten hierorts zwar nicht die Kräfte zu Gebote, die eine größere Stadt in sich vereint, doch muß zugegeben werden, daß Hr. D. stets leistete, was sich leisten ließ, daß sein feiner Tact, seine feste künstlerische Gesinnung, seine tiefe Kenntniß und sein Eifer für die Kunst stets der Kern war, um den sich

gern Alle versammelten, welche wahre Kunst lieben und gern fördern, mit Rath oder mit That. Und er ist selbst immer ein Mann der That gewesen, das ersehen wir mit Vergnügen aus der den Mitgliedern zum Andenken überreichten kurzen Chronik des Vereins, die gedruckt worden ist. Erinnern wir uns bei dieser Lectüre an den Genuß, den die zahlreichen Aufführungen, die Hr. D vermittelte, in diesen zwanzig Jahren uns gewährten, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß stets durch sie milde Zwecke gefördert, einzelnen Bedürftigen wie wohlthätigen Vereinen oft namhafte Summen zugeführt wurden. Die Totaleinnahme sämmtlicher zu Wohlthätigkeitszwecken ausgeführter Concerte beläuft sich auf 1800 Thlr., der Reinertrag auf 938 Thlr. Das bedeutet für Elbing viel.

Ziehe ich im Folgenden aus jener kleinen Chronik auch nur die größeren Musikwerke zusammen, welche der Verein aufgeführt hat, so kann Ihnen dies genügend zeigen, daß wir ihm in der That die Kenntniß einer bedeutenden Reihe von Kunstschöpfungen verdanken, die gekannt zu werden verdienen: die sieben Schläfer von L. Löwe, Jephta von B. Klein, Gethsemane und Golgatha von Fr. Schneider, die letzten Dinge von L. Spohr, der Ostermorgen von S. Neukomm, Pharao von Fr. Schneider, die Zerstörung Jerusalems von L. Löwe, Paulus von Mendelssohn, die Glocke von Romberg, das Requiem von Mozart, das Stabat mater von Rossini, der Tod Jesu von Graun, die Concertaufführungen der Opern „Hans Heiling" und „Zauberflöte." Mehrere Aufführungen wurden sogleich oder in späterer Zeit wiederholt. Noch zahlreicher würde aber die Reihe der Cantaten, Chöre, Arien, Motetten u. s. w. sein, welche der Verein theils in Concerten, theils beim Gottesdienste uns vorgeführt hat. Auch der „Elbinger Liederkranz", ein seit 1844 bestehender, ebenfalls von Hrn. Döring geleiteter Verein für Männergesang, ist zuweilen dem größern Vereine beigetreten. So wurde, was besonders hervorzuheben ist, zum Oeftern möglich, einige jener hochberühmten Motetten a capella auszuführen, welche zu den edelsten Kunstwerken der Vergangenheit gehören und um deren Wiederbelebung sich C. A. von Winterfeld, Herrn D.'s vieljähriger Freund, so bedeutende Verdienste erworben hat. Einige der durch den Berliner Domchor zu herrlicher Wirkung gebrachten Motetten Eccard's, Palestrina's u. A. erklangen 1844 auch in unserer

Marienkirche zum Staunen und zur Erbauung der Hörer, wie sie vor Jahrhunderten dort erklungen sein mögen, vielleicht auch in gleicher Vollendung; denn der heutige Musagete steht in der langen Reihe von Amtsvorgängern, welche in diesem ehrwürdigen Dome zum Ruhme der „heiligen Musik" wirkten, nicht als der letzte da, was Gelehrsamkeit, Talent, Geschmack und jene ehrenwerthe Strenge betrifft, von der jedes endliche Gelingen abhängt. Er verlangt, wie von sich selber, so von den Mitgliedern stets die höchste Anstrengung und genügt sich im Großen nicht eher, als bis im Kleinsten genügt ist. Die Festigkeit, die er darin bewährt, erinnert an Zelter, seinen Lehrer. Wie dieser leistete er Bedeutendes darin, Talente zu entdecken, zu vereinigen, jedes an richtiger Stelle zu verwerthen und zu stets erneutem Eifer anzuspornen. Dies zu belegen ist die Anzahl ehrenwerther, in der Provinz und manchmal selbst auswärts mit Achtung genannter Dilettanten geeignet, welche die Chronik als einst oder noch jetzt dem Vereine angehörig bezeichnet. Unvergeßlich ist unter ihren Namen einer, dem die Chronik ein dankbares Andenken stiftet und der auch in Königsberg oft genannt worden ist, wenn größere Tonwerke zur Aufführung kamen: Antonie Faber.

Da die Mitgliederzahl des Vereins stets in Zunahme gewesen ist — die höchste (92) hat er eben jetzt erreicht — so ist nichts Anderes zu erwarten, als daß sein ehrenwerthes Bestehen noch auf lange gesichert bleibt, und in Anbetracht seiner Bedeutung für unsere Musikzustände, die künstlerisch genommen, gar viel zu wünschen lassen, ist dieser Verein für uns so wichtig als irgend eine der öffentlichen Anstalten. Herrn ꝛc. Döring aber, der nun schon mehr als eine Generation der Einwohnerschaft hat musikalisch erziehen helfen und dessen redliche Bemühungen ihm nicht genug zu schätzende Verdienste erworben haben, gebührt der Dank, der ihm von allen Seiten her in so lebhafter und herzlicher Weise dargebracht wurde. Es kann Niemand einen andern Wunsch hegen, als daß er seine Thätigkeit noch lange dem Vereine schenken und daß es ihm für sein würdiges Streben auch fortan niemals an Muth und Kraft gebrechen möge.

---

† **Elbing**, den 15. März 1858. Ohne Zweifel wird der merkwürdige Leichenfund in der Marienkirche Ihr Interesse leb-

haft angeregt haben *). Sie wissen auch, daß der Freiherr von Zierotin in Brünn, dem die Vergangenheit seines altberühmten Stammes nicht gleichgiltig ist, sich brieflich hieher gewendet hat und die Leichen reklamiren will. P. Ritter von Chlumecky, der Studien zu einer Biographie des in der Reformationsgeschichte bedeutenden mährischen Staatsmannes Carl Frh. von Zierotin (1564 bis 1636) macht und zu dem Ende die wichtigsten Papiere der Familie in Händen hat, wird es ein Leichtes sein, die Personen, von denen hier die Rede sein kann, zu bestimmen, falls überhaupt eine Familienangehörigkeit sich herausstellt. Da es dem Freiherrn aber wahrscheinlich gelingen wird, ein Anrecht der Familie auf die Leichen nachzuweisen, so dürften dieselben nicht allzu lange mehr hier sein, und es wäre sehr zu wünschen, daß ein geschickter Zeichner von Königsberg herüberkäme, um uns das alterthümlich Merkwürdige an diesem Funde besser aufzubehalten, als es in einer bloßen Beschreibung geschehen könnte. Sowohl der Schnitt der Gewänder, als namentlich die Stoffe sind für die Geschichte der Trachten von Interesse; somit veranlaßt die Prussia vielleicht die Besorgung genügender Abbildungen — Hiebei kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß die Zeichnung, welche die Prussia nach dem alten schönen elbinger Kamine nehmen ließ (ich sah dieselbe vor Jahren in Königsberg), wohl den Eindruck des Ganzen, aber bei Weitem nicht die Details gehörig wiedergiebt. Vor Kurzem starb der Besitzer des in der Geschichte Elbings merkwürdigen Hauses (Heilige-Geist-Straße Nro. 18.), in dem jener Kamin sich befindet, und wie ich höre, ist es zweifelhaft, ob das Kunstwerk der Stadt erhalten bleibt. Schon vor Jahren wurde eine namhafte Summe dafür geboten, selbst zu dem an Werth sehr nachstehenden alten Kamin eines Hauses in der Brückstraße fanden sich Liebhaber. Möchte das alterthümliche Stück nicht verschwinden, ehe wenigstens eine bessere Zeichnung des Basreliefs im Aufsatze angefertigt ist, das eine Scene aus demselben Pestjahre Elbings darstellt, in welchem jene Personen der Familien Zierotin, Oppersdorf, Schwanberg hier verstorben, deren Leichen jetzt gefunden sind. Die Naivetät des Styls und der Auffassung giebt dem in Rede stehenden kleinen Bildwerke etwas so Ansprechendes, daß dasselbe wohl eine Abformung in Gyps verdiente.

*) Vgl. S. 241.

III. Mittheilungen.

[**Alterthümerfund in Ballgarden.**] Auf dem Gutsfelde von Ballgarden (einer ehemaligen Domäne auf dem linken Memelufer, ¼ Meile von Tilsit, im Besitze des Hrn. Käswurm) ist im Juni vorigen Jahres ein neuer Fund von preußischen Alterthümern zu Tage gefördert worden. Der Fundort, etwa 150 Schritte von dem Flüßchen Tilzele entfernt, ist ein kleiner, aus hartem rothem Lehm gebildeter Hügel von mehreren □.Ruthen Flächenraum, der in früheren Zeiten mit Eichbäumen von außerordentlicher Stärke bestanden, aber seit Jahren immer als Ackerboden benutzt und so nach und nach verpflügt worden war. Um das Gutsfeld noch mehr zu ebenen, hatte der Besitzer eine Abtragung dieses Hügels um 3 Fuß angeordnet. Bei der Abgrabung der Spitze stieß die Erdarbeit auf 8 menschliche Skelette und 2 Pferdegerippe. Diese lagen auf einem Flächenraume von c. 2 □Ruthen, paarweise geordnet, in der Richtung von Norden nach Süden, die Pferdeknochen zwischen den menschlichen. Die Erdbedeckung war nur 2—3 Fuß dick; doch können im Laufe der Zeit mehrere Fuß Erde von dem Hügel heruntergepflügt worden sein. Die rothlehmige Erde erschien in der unmittelbaren Umgebung der Menschengerippe in der Stärke eines Zolls blau gefärbt. Die ausgegrabenen Menschenknochen, namentlich die Schädel, waren dermaßen morsch, daß sie nach kurzem Liegen an der Luft fast durchgängig zerfallen sind. Nur ein einziger Schädel ist ziemlich erhalten und durch seine eigenthümliche, stark abgeplattete Ovalform auffällig. Neben den Kno-

chenresten ist eine Anzahl von Schmucksachen und Waffengeräthen gefunden worden, nämlich 5 Korallen von Bernstein, 1 Fingerring, 5 kleine Brustschnallen nach Art der römischen Fibulae (von denen nur eine erträglich erhalten, die anderen sehr defekt sind), 2 sehr dünne Bogenstücke von größeren Gewandschnallen, 3 Handgelenkspangen (darunter eine zerbrochen), Haken und Oese eines Halsringes, alles von Bronce; ferner aus Eisen: 1 Wurfspieß, 1 Pfeilspitze, 2 Trümmer von Schwertern und ein wohlerhaltenes Zaumgebiß. — Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß jener Hügel in alter Zeit eine förmliche Grabstätte gewesen. Doch sind weder Aschenkrüge noch Steine von einem etwaigen Gewölbe darin entdeckt worden. Vielmehr deutet die bläuliche Färbung der rothen Lehmerde in der Umgebung der Menschenknochen auf verwitterte Holzmasse hin. Die Leichen sind also hier nicht verbrannt, sondern in Särgen oder mindestens auf einer Bretterlage bestattet worden. Dies scheint die Ansicht zu bestätigen, daß das Verbrennen der Todten in der Heidenzeit nicht überall in Preußen Sitte gewesen *). Oder gehörte dieser Grabhügel etwa der frühesten Periode der Ordensherrschaft an, wo das Verbrennen der Leichen als heidnischer Gebrauch von der Landesregierung bei strenger Ahndung untersagt war? — Die aufgefundenen Alterthümer sind von dem Besitzer von Ballgarden dem Tilsiter Landrathsamte überliefert und von diesem dem Geh. Archive zu Königsberg zur Aufbewahrung eingesandt worden **). ℨ.

[**Zur Kenntniß der Naturanschauung der alten Römer.**] In „Martin Opitzen Deutsche Poëmata, auffs new übersehen und vermehret. Dantzig; Gedruckt und Vorlegt durch Andream Hüne-

*) Vor einer Reihe von Jahren wurde in dem Sandberge beim Dorfe Lumpöhnen, eine Meile von Tilsit, am rechten Memelufer, ein menschliches Skelett ausgegraben, dessen Schädel einen Metallring mit zwei Kreuzen in byzantinischer Form zur Seite der Ohren als Todtenschmuck trug.

**) Vgl mit obigem Berichte den in diesen Blättern (3 F. I. 106.) aus Nordenburg mitgetheilten über die Auffindung eines Skeletts nebst Todtenschmuck unter ähnlichen Verhältnissen. D. Red.

Digitized by Google

feldt, Buchhändler. Anno MDCXLI." finden sich in einem Abschnitte, der den Titel „Florilegium variorum Epigrammatum" trägt, mehrere von Griechen und Römern stammende Epigramme, die Opitz ins Deutsche übertragen. Unter den letzteren heben wir drei von Martial (S. 579 und 581) heraus, welche das Interesse der Alten an den in Bernstein eingeschlossenen Thieren bezeugen und eine im Ganzen richtige Ansicht über die Art ihrer Umhüllung aussprechen. Daß das Bernsteinharz die Thränen der in Bäume verwandelten Schwestern des Phaëthon gewesen, war der poetische Ausdruck dieser Ansicht.

De ape electro inclusa.

(Mart. Epigr. lib. IV. XXXII.)

Et latet et lucet Phaethontide condita gutta,
Ut videatur apis nectare clausa suo.
Dignum tantorum pretium tulit illa laborum.
Credibile est ipsam sic voluisse mori.

Auff eine Bien in Birnstein verschloffen.

Der Birnstein birgt und zeigt die Biene doch darbey:
Es scheint ob sie bedeckt durch ihren Honig sey.
Sie hätte nicht gekundt ein schöners Grab erwerben,
Vermuthlich hat sie ihr gewündscht alſo zu sterben.

De vipera electro inclusa.

(Lib. IV. LIX.)

Flentibus Heliadum ramis dum vipera repit,
Fluxit in obstantem succina gutta feram:*)
Quae dum miratur pingui se rore teneri,
Concreto riguit vincta repente gelu.
Ne tibi regali placeas, Cleopatra, sepulchro,
Vipera si tumulo nobiliore jacet.

---

*) Andere Ausgaben (wie die Zweibrücker von 1781) haben die Lesart gemma statt gutta.

Digitized by Google

Von einer Natter im Birnstein.

Indem die Natter kreucht wo fette Bäume stehn,
Fleust Birnstein-hartz umb sie, und lest sie nicht entgehn.
Als sie sich nun so siht vom dicken Taw umbgeben,
Verstarrt sie, und das Hartz bestrickt ihr Leib und Leben.
Dein Königliches Grab vergleicht sich nicht hierzu:
Diß Thier, Cleopatra, liegt edler noch als Du.

De formica electro inclusa.
(Lib. VI. XV.)

Dum Phaethontea formica vagatur in umbra,
Implicuit tenuem succina gutta feram.
Sic, modo quae fuerat vita contempta manente,
Funeribus facta est nunc pretiosa suis.

Von der Ameiß im Birnstein.

Indem die Ameiß kompt und wil im Schatten seyn,
Trifft sie auff Birnstein-hartz das schleust sie in sich ein.
Weil sie gelebet hat ward sie hinan gesetzet,
Jetzt wird sie durch ihr Grab erst hoch und werth geschätzet.

Der letzte Vers namentlich weist darauf hin, daß Bernsteinstücke mit thierischen Einflüssen von den Alten besonders aufgehoben worden; ja es liegt die Annahme nahe, daß begüterte Männer solche Stücke gesammelt und, wohl geschliffen, aufbewahrt haben. Kamen sie gelegentlich in die Hände von Dichtern, so entgingen sie ihrem Schicksale nicht: sie wurden besungen. Das Alles nun hat nichts Auffallendes. Seltsam nur, daß unter den besungenen Thieren auch eine Natter genannt wird. Was von dieser Natter zu halten, scheint zweifelhaft. In allen unsern neueren Sammlungen hat sich nie eine Spur von einer Schlange gezeigt. Auch ist selbst die junge Schlange kräftig genug, sich von ausfließendem Harze nicht umschließen zu lassen. Man könnte vielleicht meinen, der Dichter, der ohne Frage das Bernsteinstück vor Augen gehabt, habe etwa einen Tausendfuß für eine kleine Schlange angesehen. Wir sind andrer Meinung, wir glauben, das Stück habe eine wirk-

liche junge Schlange umschlossen, die aber künstlich hineingebracht sei, wie es auch in unsrer Zeit mehrfach geschehen ist. Denn legte man auf dergleichen Stücke einen besondern Werth, so wird es auch an Künstlern nicht gefehlt haben, die es verstanden zu täuschen. Es wäre interessant, wenn ein Kenner des Alterthums positive Data über diesen Gegenstand beibringen möchte. *

[**Auffindung alter Särge mit unbekannten Leichnamen in der Marienkirche zu Elbing.**] Auf dem Boden der Sct. Marienkirche über der Sacristei ist in einer dunkeln Ecke ein großer Bretterverschlag, in welchem sich obenauf zwei alte offene Särge (an die sich eine alte Sage knüpft, und aus denen die darin gewesenen Gebeine schon vor länger als 20 Jahren beerdigt worden sind), außerdem alte Bretter u. dgl., Alles mit Schutt überdeckt, befanden. Als in voriger Woche *) bei Gelegenheit einer Arbeit auf dem Kirchenboden einer der Arbeiter ein Brettstück brauchte, und in dem Verschlage tiefer nachsuchte, entdeckte er auf dem Boden desselben 4 verschlossene platte Särge von starkem eichenem Holze, noch vollständig unversehrt, 3 größere nebeneinander und einen Kindersarg am Fußende stehend. Auf sofort gemachte Anzeige wurden dieselben in Gegenwart einiger Mitglieder des Kirchen-Vorstandes geöffnet. Innerhalb befanden sich Einsatz-Särge von Fichtenholz, gleichfalls mit plattaufliegenden Deckeln verschlossen. Wie erstaunte man, als man bei Hebung derselben sämmtliche Leichname noch wohl erhalten, also, wie es scheint, einbalsamirt, in reiche gleichfalls noch fast unversehrte Stoffe von golddurchwirktem Dammast und Sammet gekleidet vorfand. Die 3 größeren Leichen sind weiblichen Geschlechts, eine derselben, besonders prächtig gekleidet, ist in einen Rock von geblümtem Seidenstoff gehüllt, darunter ein Kleid von ächtem rothem Sammet. Das Haar liegt schlicht zur Seite, oberhalb mit Stirnbändern von Perlen geschmückt. Der in dem Kindersarge liegende Knabe trägt eine Schärpe von braunem, mit grünen Blumen durchwirkten Sammet; auch fanden sich bei den Leichen 4 kleine goldene Ringe

*) Dieser Bericht ist vom 3. Febr., die Auffindung geschah also in den letzten Tagen des Januars 1858. D. Red.

von zierlicher Arbeit, einer mit kleinen Diamanten ausgelegt und eine Perlkrone von Golddraht geflochten, Armbänder von Perlen und Korallen: alle diese Schmucksachen jedoch nach ungefährer Abschätzung von nur geringem Werthe, etwa in der Höhe von 6 Thalern. — Bemerkenswerth ist an den Leichnamen noch besonders die Feinheit der Finger, welche ganz den kleinen Ringlein angemessen sind, und die ungemeine Kleinheit der Füßchen in den wohlerhaltenen zierlichen Schuhen.

Wer waren nun diese offenbar den höheren Ständen angehörig gewesenen Personen? Wann haben sie unter den Lebenden gewandelt? Wie sind ihre Leichen an diese Stelle gekommen? — Ueber diese Fragen lassen sich bis jetzt nur Vermuthungen hegen, da jede schriftliche Urkunde fehlt. Aber von Wichtigkeit, das Erste wenigstens annähernd richtig zu treffen, ist ein Gebetbüchlein, welches die eine der Frauen in der Hand hielt. Es ist durchaus wohl erhalten, vollkommen leserlich, mit goldenem Schnitte und blauseidenen Bändern versehen. Es führt den Titel: „Geistlich Kleinod: Darinnen ordentlich verfaßte Christliche Gebet, auf alle Tag in der Wochen, und sonst für allerley gemeine und sonderliche Noth und Anliegen" u. s. w., und ist nach der Bemerkung am Schlusse gedruckt zu Leipzig im Jahr 1621. Noch interessanter und zur richtigen Spur verhelfend aber sind einige schriftliche Aufzeichnungen auf den dem Büchlein vorgebundenen weißen Blättern. Da finden sich unter vorgeschriebenen Jahrzahlen 1623, 1627 und 1629 fromme Denksprüche und darunter gesetzte Namen, z. B. gleich zu Anfang: „1627. Gott allein mein trost. Anna Maria Borckin, geborne freyn vonn Opperſſtorff." Ferner kommen die Namen „Johan und Bartholome Herr Von Zerotin, (oder Zerotig) Susanna Eliesabeth Freilein von schwanberg" vor, welche sich theils als Geschwister, theils als Vettern der Besitzerin des Buches zu erkennen geben, so daß es scheint, als wäre diese ein Fräulein von Schwanberg gewesen, ihr Name selbst stehe aber nicht in dem Buche, sondern dieses, gewiß ihr theuerstes Kleinod, sei von ihr als eine Art von Album benutzt worden, in das sie ihre nächsten Verwandten habe Namen und Denksprüche einschreiben lassen. — Sonach dürften diese Personen bald nach dem Jahre 1629 gestorben sein. Denkt man nun daran, daß damals der 30jährige Krieg mit seinen Schrecken auch unsere Gegend nicht

verschonte, daß auch die Pest damals im Lande war, so möchte man vermuthen, diese gewiß in Elbing nicht einheimisch gewesenen Personen seien nach ihrem Tode hier einbalsamirt und beigesetzt worden, um nach wiedergekehrten Zeiten des Friedens in der fernen Familiengruft bestattet zu werden. Auffallend bleibt es aber bei dem Allen doch immer, daß man die Leichen später nie abgeholt hat, daß in den Kirchenbüchern und Archiven der Marienkirche sich über diese seltsame Aufbewahrung keine Notizen vorfinden, und daß auch keine mündliche an jene Beisetzung sich knüpfende Tradition sich erhalten hat. (Elbinger Anzeigen. 1855. Nro. 16.)

Ueber die in den letzten Tagen des Januars d. J. auf einem Boden der hiesigen St. Marienkirche in vier Särgen aufgefundenen Leichen ist es, wie wir vernehmen, den Bemühungen des um die Stadt und deren Geschichte hochverdienten Stadtältesten Herrn Neumann gelungen, einige Aufschlüsse zu ermitteln. Derselbe hat nämlich in einer, in seinem Besitz befindlichen, alten, von dem Elbinger Burggrafen und Rathsherrn Hoppe geführten und von dessen eigner Hand geschriebenen Chronik, welche die Jahre 1626 bis 1636 umfaßt, die Nachricht aufgefunden, daß ein Baron von Zerotin aus Mähren im Jahr 1628 nach Elbing, wo sein Sohn sich bereits befand, gekommen war, um bei dem Könige Gustav Adolph von Schweden*) Schutz und Anstellung (Occasion) zu suchen. Auch der Dichter Zamelius erwähnt der Familien Kochtitz und Zerotin, als damals (in den genannten Jahren) hier lebender, exulirter (verbannter) Familien aus Mähren. Jedenfalls gehörten also die Personen der aufgefundenen Leichen zu den damals in großer Anzahl wegen ihres evangelischen Glaubens aus Mähren verbannten Familien. — Da die eine der weiblichen Leichen einen Ring trägt, auf dessen innerer Seite der verschlungene Namenszug J. Z. eingravirt ist, so dürfte in Uebereinstimmung

*) Bekanntlich war Elbing bereits im Jahre 1628 von den Schweden in dem langwierigen Kriege derselben gegen die Polen, diesen abgenommen und erobert, worauf die Schweden eine Besatzung in der damals wichtigen Festung Elbing zurückließen. Keineswegs aber wurden die Schweden in Elbing als Feinde angesehen, vielmehr waren sie hier gern gesehene Gäste und auf den Schwedenkönig Gustav Adolph, als den mächtigsten unter den evangelischen Fürsten, welcher im Mai 1629 selbst nach Elbing kam, bauten auch die protestantischen Bewohner Elbings ihre ganze Hoffnung.

mit dem in dem Gebetbuche sich findenden Namen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erhellen, daß dies die Gemalin des Johann von Zerotin gewesen *). — Man hat diese Spuren weiter verfolgt und es ist Aussicht vorhanden, etwas Näheres über das etwaige Vorhandensein von Nachkommen der genannten Familie zu erfahren. — Aus diesem Grunde wird, wie wir vernehmen, die Beerdigung der aufgefundenen Leichen noch ausgesetzt bleiben, und vielleicht dürfte demnach auch dem Wunsche, der sich so vielfach kundgegeben, daß diese merkwürdigen Leichen einige Zeit zur Ansicht ausgestellt werden möchten, nachgegeben werden. Es könnte damit die Förderung eines wohlthätigen Zwecks verbunden werden, um so mehr als der Andrang voraussichtlich sehr stark sein und die Beschränkung nöthig machen dürfte, daß der Eintritt nur gegen besondere Einlaß-Karten gestattet würde.

So eben erfahren wir noch, daß ein Graf von Zierotin aus Mähren, welcher von dem Funde der Leichen in der St. Marienkirche Kenntniß erhalten, sich in einem gestern (Freitag) **) hier angelangten Schreiben brieflich hieher gewendet und seine Absicht erklärt hat, diese aller Wahrscheinlichkeit nach der Familie seiner Ahnen angehörenden Leichen zu reklamiren, dieselben nach der noch in seinem Besitz befindlichen Stammherrschaft seiner Familie zurückzuführen und in der dortigen Familiengruft beizusetzen.

(Elb. Anz. 1858. Nr. 17.)

[**Einige Worte über Weinbau in der Provinz Provinz Preußen.**] Schon mehrfach ist, auch in diesen Blättern, von dem Weinbau in der Provinz Preußen zur Zeit der Ordensherrschaft die Rede gewesen, und es sind aus dem Umstande, daß zu damaliger Zeit hier zu Lande gekelterter Wein getrunken wurde, während gegenwärtig nur noch die Trauben der frühesten, an wohlgeschützten Stellen gezogenen, Sorten als Obst genießbar gefunden werden, verschiedene Schlüsse gezogen worden. Daß im 14ten und 15ten Jahrhundert in unserer Provinz erzeugter Wein getrunken wurde,

*) Ein Karl von Zerotin spielt in der Böhmischen Reformations-Geschichte eine bedeutende Rolle.

**) Den 26. Febr. D. Red.

ist durch sichere geschichtliche Nachrichten beglaubigt. Auch darüber scheint man jetzt einig, woran aus verschiedenen Gründen auch gewiß nicht zu zweifeln, daß unser Klima seit jener Zeit nicht rauher geworden ist. Aber noch macht sich hin und wieder die Ansicht geltend, es könne bei sorgsamer Cultur hier auch jetzt wieder ein trinkbarer Wein erzielt werden; so in der Abhandlung „Ueber den Weinbau Thorns im Mittelalter", im Novemberheft des vorigen Jahrganges dieser Blätter, worin wenigstens für die Umgegend Thorns ein solcher Versuch empfohlen wird. Diese Ansicht beruht aber lediglich auf der irrthümlichen Voraussetzung, daß der Begriff „trinkbarer Wein" von jenen Zeiten bis auf die heutigen derselbe geblieben sei. Daß dies nicht der Fall, ergiebt sich ganz einfach aus den folgenden Angaben. Nach Humboldt's Beobachtungen wird ein nach den jetzigen Anforderungen trinkbarer Wein nur noch da gewonnen, wo die mittlere Jahrestemperatur wenigstens + 7,20° R., die des Winters + 0,60 und des Sommers + 14,80 beträgt. Nun aber stellen sich diese Mittel bei dem Thorn nahegelegenen Bromberg — für Thorn selbst sind mir keine Beobachtungen bekannt — nach Dove bedeutend niedriger heraus, nämlich + 6,04, — 1,59 und + 13,75. Dazu beachte man noch, daß bei Berlin, wo diese Mittel, nach Dove, + 7,15, – 0,35 und + 14,47 betragen, noch ein Wein gekeltert wird, der im ungemischten Zustande für ungenießbar gehalten wird, und denke an den unter dem 52sten Grade erzogenen Grüneberger, dessen Trauben die unsrigen an Süßigkeit doch schon merklich übertreffen.

Wenn daher unsere Vorfahren ihren hier im Lande gewonnenen Wein trinkbar fanden, so giebt dies nur einen schönen Beweis für ihre Genügsamkeit, keinesweges aber läßt sich darauf eine Empfehlung der Weincultur in unserer Provinz behufs der Kelterung begründen. Die Aufforderung zum Genuß eines aus preußischem Gewächs erzielten Weines, auch des besten Thorner, würde die ganze jetzige Generation nach dem ersten Versuch als eine arge Zumuthung einstimmig zurückweisen. **v. Klinggräff.**

[Aus dem Leben. Probe der Elbinger Mundart.] Bolzin. Hör' 'mal Werschuhn, was meenst Du woll von disse grausame

Hötz diß Joar? Ech sei doch keen Kind mehr unn hab' meine Jahren, denn ech war doch all en strebiger Bengel, wie donnemol de Franzose hier de Stadtschuld machte; man so was von n'm heeße Sommer weeß ech doch nich; unn nu noch urschend vierzehn Tag' vor Michehl. Werschuhn. Hm, ech muß Deer man sage, ech hab so meine eegne Gedanke; man ech weeß je nich. Bolzin. Sißt Du, das meen ech och; denn mit dem Komete wird es woll was gewese seie; man das müßt so verredt were. Oberscht es trifft meist zu, vom dreizehnte Juni, unn das wird woll der Schweef seie, was der nu de Hötz macht; man zu sehne is er nich, denn er is man am Tag' zu sehne, unn da könn' wer emm nich sehne, weil de Sonn scheint. Unn so wird es seie. Werschuhn. Hör' mal Bolzin, so gelehrt wie Du sei ech nich, das is gewiß; man Du kannst woll recht habe, unn das is gewiß: derohne is de Hötz nich, un weer werde noch was belebe, wirscht Du man sehne.

(Elb. Anz. 1857. Nro. 73., Beilage.)

[Zur Geschichte des Aberglaubens in Preussen.] Die kürzlich stattgehabte Sonnenfinsterniß möge die Mittheilung nachstehender Notiz rechtfertigen. Bekanntlich haben die Phänomene der Verfinsterung von Sonne und Mond seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern Veranlassung gegeben zu einer Reihe von Vorstellungen und Befürchtungen, welche der heutige Standpunkt der Wissenschaft als Aberglauben zurückweis't. Eine Zusammenstellung derselben findet sich in einer vor Kurzem erschienenen Broschüre von Dr. Ed. Heis: Die Sonnenfinsterniß am 15. März und die Mondfinsterniß am 27. Februar 1858 in Deutschland (Münster, 1858; bei Aschendorff). Einer der gangbarsten Irrthümer bis in das letzte Jahrhundert hinein war die Meinung, daß bei jeder Sonnenfinsterniß Gift vom Himmel auf die Erde herabträufele, die Brunnen verpeste u. s w. Ohne Zweifel war dieser Glaube aus der Beobachtung entsprungen, daß während der Finsterniß häufig ein Niederschlag von Thau erfolgt — eine Wirkung der durch die Verdunklung des Sonnenkörpers herbeigeführten Abnahme der Temperatur. Wie lange dieser Aberglaube sich erhalten und wie allgemein er verbreitet war, davon

gibt folgende aus Königsberg vom 15. Juli 1748 datirte Verordnung der K. Pr. Kriegs- und Domainenkammer Zeugniß, welche, in der oben erwähnten Abhandlung S. 11. wörtlich abgedruckt, also lautet: „Da den 23. hujus eine große Sonnenfinsterniß sein wird, alsdann gemeiniglich ein ungesunder Nebel zu fallen pfleget; so wird Euch hierdurch befohlen, daß an selbigem Tage kein Vieh, sowohl auf denen Vorwerken, als in denen Dörfern ausgetrieben werden soll, auch habt ihr zu veranstalten, daß alle Brunnen an selbigem Tage zugedeckt werden." Õ

IV. Bücherschau.

Duplik *).

Herr Kreyßig in Elbing hat auf meine Recension seiner „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke“ eine Entgegnung erscheinen lassen, welche in allen Punkten, wo es sich um Thatsächliches handelt, der Berichtigung bedarf. Ich gehe dabei von seiner Widerlegung der einzelnen Angaben aus, mit denen ich den Vorwurf begründete, daß er in der Behandlung der Geschichte oft willkürlich verfahren sei.

Das erste Beispiel betraf seine Schilderung eines Theaterabends S. 51 ff. Ich hatte gegen dieselbe geltend gemacht, daß Hr. K. aus der Rolle eines Historikers, der das urkundlich Beglaubigte berichten soll, in die eines Novellisten verfallen sei, und zwar eines ungeschickten Novellisten, da er bei einer Aufführung von All is true (d. h. Sh.'s Heinrich VIII.) Verse aus Heinrich V. recitiren lasse. Dagegen behauptet Hr. K., daß „am Schlusse des Passus längst nicht mehr von jener einzelnen Aufführung Heinrichs VIII. die Rede sei, sondern ganz

*) Der Verfasser der nachstehenden Zeilen vertauscht nothgedrungen das generelle und unpersönliche „Wir“ seiner Recension im Februarheft mit dem individualisirenden „Ich“, ohne darum auf das Recensenten-Privilegium der Anonymität Verzicht zu leisten. Denn er ist sich bewußt, nur die Sache im Auge behalten zu haben, und entschlossen, eine rein literärische Frage in dem Gebiete festzuhalten, welchem sie ihrer Natur nach angehört. Hr. Kreyßig, welcher seine Anonymität wiederholentlich in der herausforderndsten Weise betont, ist hoffentlich ein zu guter Kenner und zu aufrichtiger Verehrer englischer Sitten, um nicht auch einem deutschen Kritiker zu gönnen, was alle gelehrten Zeitschriften Englands als das Palladium der wissenschaftlichen Kritik betrachten.

im Allgemeinen von dem Sinne, welchen das Publikum den Darstellungen entgegengebracht habe."

Ich muß Herrn K. bitten, S. 53 und 54 in seinem Buche recht aufmerksam zu lesen. Er wird dann erkennen, daß die Erzählung nach den Worten „Tabacksdampf unter die Nase" nur durch eine allgemeine Zwischenbemerkung von 5 Zeilen unterbrochen und mit den Worten „Aber nun beginnt das Stück" wiederaufgenommen wird. Und nach den Sätzen, welche er als den Schluß des Passus bezeichnet, wird er noch folgendes Finale finden: „Meine Verehrten! Es ist eine sehr schöne Sache um Bildung und Einsicht und Anstand, aber wollte Gott, unser Theater erlebte den Tag, da es seinerseits, und wäre es um den Preis eines gelegentlich vom Parterre extemporirten Spectakelstücks das Motto führen dürfte: All is true, Alles ist wahr u. s. w.

Die zweite Bemerkung galt der Aenderung, welche Hr. K. sich mit Gervinus' Worten in Bezug auf die Urtheile der englischen Kritiker über Richard II. erlaubt hat. Gervinus spricht nur von Coleridge, Hr. K. setzt dafür „die englische Kritik"; ich halte ihm Johnson entgegen, und er erwiedert, Johnsons abweichende Meinung habe er auch gekannt, aber sie sei ebenso veraltet als die Annahme, daß Shakspeare das Stück nur bearbeitet *) habe.

Johnsons Urtheil war bis in die letzten Jahrzehnte hinein in England maßgebend und wird auch heute keineswegs ignorirt; Coleridge galt aber nie in dem Grade für eine Autorität. Nicht Johnson sondern Coleridge wich mit seiner Kritik von einer herrschenden Meinung ab. — Uebrigens kam es mir bei dem Einwande in meiner Recension viel weniger auf das Verhältniß dieser beiden Aesthetiker, als auf Herrn K.'s Behauptung an, daß englische Staatsmänner den Richard II. mit besonderer Vorliebe studirt haben sollen. Ueber diesen Punkt schweigt er in seiner Entgegnung.

Der dritte Fall bezog sich auf den angeblichen königlichen Bescheid im J. 1601. Hr. K. beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf Lingard, dessen Worte einen Unkundigen allerdings irre führen konnten, aber ich bleibe dabei, daß Hume seine Quelle war, da die aus seinem Buche von mir citirten Sätze „Unumschränkte Fürsten" u. s. w.

*) „Nur überarbeitet" so übersetzt Hr. K. Johnsons revised, wol nur um zu zeigen, daß man auch ohne alle Nebenabsichten das Einfachste mißverstehen kann.

nicht aus Lingard sondern aus Hume wörtlich abgeschrieben sind. Von einem Regierungsbescheide sagt überdies auch Lingard kein Wort, er ist ganz und gar Herrn K.'s Erfindung. Denn heutzutage läßt es sich bei uns nicht mehr mit Unkenntniß parlamentarischer Verhältnisse entschuldigen, wenn man zwischen Aeußerungen der Regierungs-Commissarien (wofür Hr. K. die „Rathgeber der Krone" gehalten zu haben scheint) und königlichen Bescheiden nicht zu unterscheiden weiß.

Was unter den „Rathgebern der Krone" bei Lingard zu verstehen sei, kann ich nur vermuthen, da das englische Original mir nicht zu Gebote steht. Vielleicht hat dies den Ausdruck counsellors for the crown, d. h. diejenigen Mitglieder des Parlaments, welche im Sinne und Interesse der Krone sprachen, also die Royalisten im engern Sinne.

Wenn Hr. K. mir Schuld giebt, ich hätte widerwillig zugegeben, daß er die Sache im Grunde besser wußte, so mißversteht er mich völlig. Ignoranz ist nicht rühmlich, aber wissentliche Unwahrheit noch weniger.

Die vierte Beschuldigung betraf eine von Hrn. K. falsch nachgesprochene Stelle aus Macaulay. Hr. K. hat Recht, wenn er behauptet, der dabei von ihm gemachte Verstoß sei nicht erheblich. Aber auf die materiale Wichtigkeit kam es mir bei meinen Beispielen überhaupt weniger an als auf die leichte Erkenntlichkeit seiner historischen Fehler und auf die Begründung meiner Behauptung, daß er sich geneigt zeige, die Wahrheit dem rhetorischen Effect zu opfern. Auf den letztern nahm er auch in diesem vierten Falle Bedacht, indem er, ähnlich wie in der Geschichte vom Parlamentsbescheide, den König Richard selbst statt seiner normännischen Edelleute sprechen ließ.

Als Beweise, daß es Herrn K. an „philosophischer Disciplin" fehle, hatte ich seine Definition von „Poesie" und seine Characteristik Richards II. angeführt. Zur Rechtfertigung der erstern entgegnet er nun, er mache einen Unterschied zwischen Poesie und Dichtkunst, dem Gebiete der erstern gehöre auch die Malerei, die Plastik, die Natur, kurz Alles an, wodurch sich der Geist sinnlich offenbare. Meinethalben; ich will nicht fragen, was denn nun nicht Poesie sei? Ich bitte Herrn K. nur, mit dieser seiner Erläuterung den von mir angegriffenen Satz noch einmal zu prüfen: „Wenn es wahr ist, daß Poesie (d. h. nicht allein die Dichtkunst, sondern auch Malerei, Plastik, Natur) nichts ist und nichts sein kann als die sinnliche Erscheinung des

Geistes, so wird unter ihren mannichfachen Formen die des Dramas sich stets in erster Reihe der Schätzung behaupten." Vielleicht wird ihm der darin verborgene logische Fehler deutlicher, wenn ich ihm statt der eigenen eine ähnlich gebildete Schlußfolgerung vorführe, z. B.: Wenn es wahr ist, daß die Pflanze nichts ist und nichts sein kann als ein Gewebe von Zellen, so wird unter ihren mannichfachen Formen die der Palme sich stets in erster Reihe der Schätzung behaupten. Der Schluß ist unstatthaft, weil das darin fehlt, was nach den Lehrbüchern der Logik nie fehlen darf, nehmlich ein Untersatz, welcher den terminus minor mit der conclusio gemein hat.

An seiner Characteristik Richards II., meint Hr. K., hätte ich nichts auszusetzen gehabt als seine Unterscheidung von Dilettanten im guten und im schlechten Sinne. Ich wüßte nicht, wie er dies aus meiner nackten Anführung deduciren könnte. Eine Unterscheidung zwischen Dilettanten im guten und im schlechten Sinne ist mir ebenso geläufig wie ihm, wenn ich freilich auch in der Auffassung des allgemeinen Begriffs von ihm abweiche.

Ich ließ mich nicht auf eine Polemik gegen seine Charakteristik ein, weil mir dies bei Lesern, die den hergebrachten und allgemein gültigen Sinn des Wortes „Dilettant" festhielten, nicht nöthig schien. Darnach bezeichnet es bekanntlich eine Person, die sich mit einer Kunst aus Liebhaberei beschäftigt, ohne von ihr Profession zu machen. Es ist ein relativer Begriff, der seine Geltung erst durch die Verbindung und Stellung erhält; man spricht von Dilettanten in der Musik, in der Malerei u. s. w.; von Dilettanten in abstracto hat man bis auf Herrn K. wol nichts gewußt. Im guten Sinne heißt jemand ein Dilettant, wenn man mit ihm Menschen vergleicht, die von der in Rede stehenden Kunst nichts verstehen; in schlechtem Sinne, wenn er sich neben den Meister von Beruf stellt, welcher naturgemäß eine höhere Vollkommenheit besitzt.

Ich hoffe, man wird in dieser Definition keine Willkür, sondern bescheidene Unterwerfung unter das sprachliche Herkommen finden. Und wenn man dies findet, so wird man Herrn K., der einen Dilettanten als einen genußsüchtigen und genußfähigen Egoisten definirt, von Willkür nicht freisprechen. Solche Begriffsbestimmungen wie diese und die vorhergehende berechtigen wol dazu, an folgende Worte Herbarts zu erinnern: „Der vielfältige Gebrauch, welchen besonders diejenigen (philosophischen) Schriftsteller, die mehr im Anordnen fremder Gedanken

Digitized by Google

als im Erfinden stark sind, von Definitionen machen, nöthigt den Leser zur höchsten Wachsamkeit, daß ihm nicht Worterklärungen ins Gedächtniß geprägt werden, mit der Anmuthung, denselben reale Bedeutung ohne allen Grund zuzugestehen. Es ist unglaublich, wie viele Irrthümer, wie viele übermüthige Einbildungen dadurch sind verbreitet worden und noch verbreitet werden."

Doch nicht wegen einer nach meiner Ueberzeugung grundlosen Definition habe ich von Mangel an Logik gesprochen; auch nicht deßhalb, weil ein unbefangener Leser Shakspeares durch Richard II. unmöglich auf Betrachtungen über Dilettantismus geführt werden konnte, sondern weil bei Herrn K. zwei verschiedene Begriffsbestimmungen, seine eigne und die hergebrachte, in der verwirrendsten Weise durcheinander schwimmen. Ich muß die betreffende Stelle noch einmal hersetzen: „Er gewährt das erschütternde Schauspiel eines beispiellosen, geistigen und gemüthlichen nicht weniger als äußerlichen Bankerutts in Folge des einen Umstandes, daß die Natur ihn mit einem Dilettantencharacter auf eine Stelle berufen, die mehr als jede andre einen Künstler fordert." Sprechen wir uns deutlicher aus: Wenn man mit dem Namen des dilettantischen, im schlimmen Sinne, den Character bezeichnen darf, der eben nichts ernst nimmt als das Streben nach Genuß, und der keine gründliche unwandelbare Ueberzeugung hat als den Glauben an das eigene Recht und die eigne Vortrefflichkeit, darin bestärkt durch eine Erregbarkeit und ein Anempfindungsvermögen, welches die Schmeichelei so gern mit Geist und Genie verwechselt, so scheint Richard II. vom Dichter recht eigentlich geschaffen, um den Typus dieser modernsten aller Characterformen ein für alle Mal mustergültig hinzustellen. Macht der Zorn des Schicksals Dilettanten dieser Gattung zu Geschäftsleuten, giebt er ihnen Einfluß und Macht, so bedauert in der Regel der wohlwollende Beobachter die von den Verhältnissen unterdrückte Künstlernatur. Er glaubt den Pegasus im Joche zu sehen, während er es doch nur mit dem weichlichen und ungeschulten Klepper zu thun hat, dem die Arbeit nicht mundet — — — Man sage nicht: Eine reiche Künstlernatur geht hier zu Grunde. Dieselbe ungezügelte Phantasie, dieselbe maßlose, aber oberflächliche Erregbarkeit, an welcher der König scheitert, sie hätte auch den Dichter verdorben."

Hr. K. beginnt mit einem scheinbar unverfänglichen Satz: Richard II. war ein Dilettant, während seine Stelle einen Künstler erforderte. Der Leser hat dabei kein Arg, denn er versteht die Sache so:

Richard war ein Dilettant — worin? Natürlich in dem, worin er hätte ein Künstler sein sollen; nicht wie unser großer Friedrich in der Poesie und Musik, sondern in der Regierungskunst. Richard hätte immerhin dilettantische Concerte und Verse machen können, wenn er dabei nur das gewesen wäre, was seine Stellung erforderte, ein Meister im Herrschen. Unmöglich hat Hr. K. hier schon sagen wollen: Richard war ein Dilettant in schönen Künsten aller Art, während er in denselben ein Meister hätte sein sollen, um den Thron würdig auszufüllen.

Nachdem der Begriff „Dilettant" dermaßen für Richard gewonnen ist, bringt Hr. K. seine durch und durch originelle Definition desselben. Dem aufmerksamen Leser kann es unmöglich entgehen, daß dabei der anfängliche Gegensatz zwischen Dilettant und Künstler völlig aufgegeben und der ursprünglich technische Begriff des ersteren in einen moralischen verkehrt ist. Wir halten uns nicht mit Fragen auf, welche sonst nahe liegen würden, wie z. B.: Nach welchem Genuß strebt der Dilettant? Nach dem seiner Kunst oder einem andern? Welches ist das eigne Recht, woran er unerschütterlich glaubt? sein Recht auf den Meistertitel oder auf etwas andres? u. s. w. Wir verweisen vielmehr auf die Sätze: „Macht der Zorn des Schicksals" u. s. w. Von einer unterdrückten Künstlernatur kann natürlich nicht in Bezug auf die Kunst die Rede sein, von welcher der Passus ausging, nehmlich die Regierungskunst, sondern nur auf Leistungen andrer Art, die mit der letzteren in keinem Zusammenhang stehen, auf Dilettantismus in der Musik, Poesie, Schönrednerei u. s. w. Hier haben wir also das Wort wieder in seinem hergebrachten Sinn, und wenn Hr. K. vor dem Urtheil warnt, es sei in Richard eine reiche Künstlernatur zu Grunde gegangen, so will er Klagen darüber abschneiden, daß ein so reiches Talent, welches in andern Dingen hätte Großes leisten können, nicht seine rechte Sphäre gefunden.

Das Wort bezeichnet demnach in der ersten Stelle einen mittelmäßigen, statt eines großen Regenten; in der zweiten einen egoistischen Genußmenschen; in der dritten einen Kunstdilettanten im gewöhnlichen Sinne; und diese drei verschiedenen Begriffe sind nicht etwa Unterabtheilungen oder Merkmale eines und desselben Hauptbegriffs, sondern sollen jeder für sich den vollen Inhalt und Umfang des letzteren haben. Daß dies gegen alle Regeln der Logik streitet, liegt auf der Hand. Wer sich nicht sofort davon zu überzeugen vermag, dem rathe ich, das Wort „Dilettant" mit einem andern zu vertauschen, welches seine Bedeutung

Digitized by Google

an der ersten oder letzten Stelle — gleichviel — treffend wiedergiebt, und dies dann durch die ganze Erörterung beizubehalten. Das Resultat kann unmöglich etwas andres als Nonsens sein.

Es bleibt mir nur noch übrig, ein paar Bemerkungen zu rechtfertigen, die ich über das Verhältniß des Hrn. K. zu seinen Vorgängern gemacht habe. Seine Vorrede enthält die Stelle: „Man hat sich (in Deutschland) den Kopf zerbrochen über die Quibbles des Dichters, über die Mischung des Heitern und Ernsten, der Prosa und des Verses, man hat treffliche Untersuchungen angestellt über seine Stellung zum klassischen Drama und zur antiken Mythologie, über die Quellen seiner Stücke, über sein Verhältniß zur schönen Literatur seiner Zeit und des Mittelalters." Diese Characteristik erschien mir so wunderbar und räthselhaft, daß ich mich nur unsicher darüber ausdrücken konnte. Sie solle doch wol, sagte ich, so viel bedeuten, als daß man sich bei uns bisher nur mit antiquarischen und philosophischen Untersuchungen über Sh. beschäftigt habe. „Nein", erwiedert Hr. K., „ich meinte, daß die Behandlung Sh.s eine formell-ästhetische gewesen." Hätte ich umgekehrt vermuthet, die formell-ästhetische Betrachtung sei mit den obigen Worten bezeichnet, so konnte er mir ebenso gut entgegnen: „Ich habe nur antiquarische und philologische Arbeiten im Auge gehabt." Ich muß glauben, daß er mit dem Leser absichtlich ein wenig Versteckens spielt; und wenn er nicht ein solcher Verächter von Büchertiteln wäre, möchte ich ihm wol die Fragen vorlegen: „Wer hat sich in Deutschland den Kapf zerbrochen über die Quibbles des Dichters? über die Mischung des Heitern und Ernsten? der Prosa und des Verses?"

Nur beiläufig will ich bemerken, daß die formell-ästhetische Behandlungsweise in Bezug auf Shakspeare keineswegs bei uns die herrschende gewesen ist. Die Wirkung des Dichters ging vielmehr von Hause aus dahin, daß er die formell-ästhetische Kritik von Grund aus erschütterte und dem sittlichen, humanen Elemente auch auf dem Gebiete der Kunst die gebührende Geltung verschaffte. Man vergleiche nur die schöne Stelle aus dem Wilhelm Meister, welche Hr. K. S. 111. anführt. Der dort herrschende Grundgedanken bedingt auch die Auffassungen von A. W. Schlegel und Franz Horn, und Ulrici (S. 152.) geht sogar so weit, Sh.'s sittliche Reinheit für den Haupthebel seiner Genialität zu erklären.

Demnach möchte Herrn K.'s Angabe, daß man bis auf Gervinus bei der Beurtheilung Sh.'s nur von formell-ästhetischen Principien

ausgegangen, einer Modification bedürfen. Wie dem auch sei, in Gervinus erkennt auch er den Schriftsteller an, dessen Tendenz der seinigen am nächsten komme. Ich hatte ihm in der Recension nicht ohne Bitterkeit vorgerückt, daß er das Buch dieses Vorgängers ausgebeutet und dann getadelt habe. Er erwiedert darauf, er nenne es ja in der Vorrede „vortrefflich." Ein Buch vortrefflich nennen und in demselben Athemzuge tadeln; es fleißig benutzen und dann nur anführen, wo es daran zu mäkeln giebt; dies ist eine Art von Lob und Dank, welche Shakspeare selbst (Jul. Caes. III. 2.) und 1600 Jahre vor ihm schon Horaz (Serm I. 4, 96 sq.) hinlänglich als die schlimmste Art von Tadel gebrandmarkt haben. — —

Ich habe mich in dieser Duplik darauf beschränkt, die einzelnen Ausstellungen meiner Recension gegen die Angriffe des Herrn K. aufrecht zu erhalten, und keine neuen Beiträge zur Beurtheilung seines Werks geliefert. Einmal kam es meiner Meinung nach gar nicht darauf an, ob ich ein halbes oder ein volles Dutzend von Verstößen aufführte, denn ein einziges Beispiel wissentlicher Unwahrheit reicht vollkommen hin, die allgemeine Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers zu erschüttern. Sodann möchte ich nicht neues Material zur Fortsetzung dieser literärischen Fehde liefern, bevor mir Hr. K. verspräche, in gesittetem Tone zu antworten. Er müßte nicht mehr von Wortrecensenten, strotzenden Köpfen, Anfröstelн u. dgl. sprechen, selbst wenn ihn mein Wesen wirklich anfröstelte, was ich mir sehr wohl erklären kann. Denn ich gehöre einmal zu den pedantischen Naturen, welchen kein Motto für ein Buch lieber ist als All is true, Alles ist wahr. Auch bekenne ich mich mit Bezugnahme auf die Bemerkung, welche Hr. K. in seinem Buch S. 307, Z. 15 ff. macht, zu der Ansicht, daß zur „Aufrichtung unsers nationalen Bewußtseins" eine Verherrlichung der historischen Größe Deutschlands zweckmäßiger gewesen wäre als ein Panegyricus auf England mit gelegentlichen ironischen Seitenblicken auf das in seinem Bewußtsein aufzurichtende Vaterland. ♄

Aus Bessels Leben. (Im zweiten Bande von Westermann's Jahrbuch der illustrirten deutschen Monatshefte, S. 622—26).

Es mangelt bis heute an einem ausführlichen Lebensbilde des großen Astronomen, den unsere Provinz, obschon er nicht, wie Coperni-

cus durch Geburt ihr angehört, mit Stolz zu den Ihrigen zählt. Eine Autobiographie Bessels (in seinem Briefwechsel mit Olbers veröffentlicht) schildert nur die Eindrücke seiner Jugend und die beginnende Entwicklung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und die biographische Darstellung, womit ein Königsberger seit Jahren beschäftigt, ist noch unvollendet. Es dürfte daher unsern Lesern ein flüchtiger Hinweis auf die in obiger Zeitschrift erschienene kurze, lesenswerthe Skizze nicht unwillkommen sein, aus der wir zunächst eine Stelle hervorheben, die zeigt, welche Hochachtung Bessel vor dem Begründer der rationellen Astronomie, Newton hatte. „Einst an einem Sonntage, an dem der Medicinalrath *) die Seinen stets um sich versammelt sah — (und Bessel war inzwischen sein Schwiegersohn geworden) —, holte der Erstere aus einer Bildermappe eine Anzahl von Kupferstichen hervor, die er aufbewahrt hatte, ohne gerade einen besondern Werth auf sie zu legen. Ein Blatt davon wurde von Bessel mit sichtbarer Vorliebe aufmerksam betrachtet. Es war Isaac Newtons Bildniß mit dem bekannten Verse:

Nature and nature's laws lay hid in night,
God said: „Let Newton be!" and all was light **).

Hagen schenkte es seinem jungen Eidam. Das Bild war in Schabmanier schön gearbeitet, aber außerordentlich schlecht erhalten. Das Papier war mehrfach gebrochen, vergilbt und wasserfleckig. Durch den traurigen Zustand desselben ward Bessel, obgleich er in seinen Sachen — (ich erinnere an seine saubre perlenhafte Handschrift) — eine an Eleganz streifende Sorgfalt liebte, eben nicht abgeschreckt. Aufrichtig dankte er für das Blatt und bot alles auf, um ihm den ehemaligen Glanz zu verschaffen. Dasselbe wurde nach Berlin zur Bleiche und Glättung geschickt und prangte bald in Bessels Studirstube über dem Sopha. Auch war derselbe seitdem bedacht, sich mit der Zeit noch die Bildnisse aller namhaften Astronomen und Mathematiker anzuschaffen. Immer weiter wurde die eine Wand decorirt, bis sie Bildnisse dicht an einander, gut und schlecht, bedeckten. Außer Astronomen sah man

*) Dr. Hagen.

) In dem ersten Verse dieser (angeblich von Pope herrührenden) Grabschrift Newton's finden sich nach einer andern Lesart statt der Worte: **and nature's laws folgende: **and all her works**.

wohl auch andre Gelehrte darunter, besonders Naturforscher. Ihre Spitze nahm Newton ein und die Mitte ein Oelgemälde mit Schumachers Portrait. Zwischen diesen Portraits ragten die Büsten von Hagen und Olbers hervor und nahe seinem Schreibtische stand Humboldt's Statuette. Während seiner Leidenzeit las Bessel diejenigen Schriften Newton's, auf denen, wie er offen aussprach, nicht gerade dessen Ruhm beruhe. Aber auch sie nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. So rühmte er den Scharfsinn, den jener als großer Denker in seinen theologischen Arbeiten entwickelt hat." — „Angesichts der erwähnten Bilderwand, die Bessel von seinem letzten Schmerzenslager überschauen konnte, verdeutschte er den Vers unter Newton's Bild und schickte ihn Hagen. Es sind die einzigen Verse, die er gemacht. Wir besitzen manche Uebersetzung dieses englischen Epigramms, als Beweis, daß das Original keine Nachbildung gut dulden will. Die hier folgende ist nicht bestimmt, Ansprüche zu befriedigen, und nur als Spiel zur Bekämpfung peinigender Ungeduld von Seiten Bessels zu betrachten:

Natur und ihr Gesetz verbarg noch nächt'ges Dunkel.
Gott sprach: „Newton ersteh'!" und Nacht ward Lichtgefunkel" *). —

Der Verfasser dieser Skizze schließt mit folgenden Worten: „Eines besondern Denkmals bedarf Königsberg für Bessel nicht. Unsre Zeit ist denkmalsüchtig, und oft hat es den Anschein, als käme es mehr auf das Denkmal als auf die Sache an. Aber Bessel hat sich selbst schon sein Denkmal erbaut. Wenn Schiffer fremder Nationen den Pregel hinaufsegeln, da leuchtet ihnen zur Linken von terrassirtem grünendem Hügel ein Gebäude mit tempelartiger Miene entgegen — die Sternwarte; sie ist sein Denkmal: denn sie ist seine Schöpfung. Und zwar wurde sie geschaffen zu jener Zeit, auf welche der Ostpreuße so oft mit besonderem Stolz zurückgeführt wird, — in jener Zeit der Noth und Schmach, als Preußens politische Selbstständigkeit verkümmert war, ja in gewissem Sinne vernichtet schien ..... Es ist bekannt,

*) Friedrich Haug hat dies Epigramm in nachstehender Form wiederzugeben versucht:

Dich, o Natur, und deine Grundgesetze
Barg eine Hülle, schwarz und dicht.
Da rief Jehovah: Newton werde!
Und Alles wurde Licht.

wie sehr Königsbergs Sternwarte in ihrem Entstehen **Napoleon** imponirte; er ahnte, daß ein Volk, welches tiefgebeugt, doch der reinen Wissenschaft solche Opfer zu bringen vermochte, wohl nicht mit den festesten Banden an seinen Siegeswagen geknüpft sein würde. Bessels Name ist auf's Innigste mit dieser großen That verflochten."

*

Ueber Ursprung und Heimath der Franken. Von Dr. Joseph Bender, Oberlehrer am königlichen katholischen Gymnasium in Braunsberg. In Commission von Ferd. Beyer's Buchhandlung in Braunsberg. 1857. 4. *).

Die vorliegende Schrift hat den Zweck, die bisherigen Untersuchungen über die Uranfänge des fränkischen Reiches in einer übersichtlichen Darstellung zusammenzufassen, namentlich dasjenige, was für jetzt als gültiges Resultat über den Ursprung der salischen Franken angenommen wird, mit Hülfe einiger bisher wenig beachteten Quellen einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Diese Aufgabe ist ebenso gründlich in der Forschung behandelt, als klar und übersichtlich in der Darstellung gelöst.

Bei jeder Untersuchung aus der Zeit der Völkerwanderung ist zuvörderst die Betrachtung der einzelnen Bestandtheile wichtig, aus denen die größeren Völkerbunde oder Kriegsvereine sich zusammengesetzt haben, so wie ihrer Stammsitze und Wanderungen. Daher muß es als durchaus zweckmäßig anerkannt werden, daß der Verfasser sich zuvor den Boden für die historische Untersuchung begrenzt hat. Im ersten Abschnitt ist demnach von den Grenzen des salischen und des ripuarischen Landes gehandelt. Hier ist es treffend und für die Erklärung des Namens von Bedeutung, was über den Gebrauch der Wörter Salicus und Salii in den ältesten Quellen bemerkt ist. Auch gelangt der Verfasser in der Scheidung des salischen und ripuarischen Gebietes zu einem befriedigenden Abschluß, übereinstimmend mit den Ergebnissen, welche neuere Forscher an Ort und Stelle gewonnen haben und so

*) Ursprünglich als wissenschaftliche Abhandlung im Braunsberger Gymnasial-Programm von 1857 erschienen.

Digitized by Google

gereicht es der Schrift gerade nicht zum Schaden, daß auf diese Untersuchungen keine Rücksicht genommen ist *).

In dem zweiten Abschnitt, worin der gesammte Bund der Franken ethnographisch begrenzt wird, erscheint es durchaus gerechtfertigt, daß die Bructerer, Chauken, Friesen und Cherusker vom fränkischen Namen ausgeschieden werden. Die Beleuchtung der für das Gegentheil sonst angezogenen Stellen ist kurz, aber hinlänglich klar.

Den Kern der Abhandlung enthält der dritte Abschnitt, worin die Meinung vom sigambrischen Ursprunge der Salier angefochten ist, eine Meinung, welche seit Ledebur und Zeuß für erwiesen erachtet wurde. Gegen diese und spätere Schriftsteller wird nun behauptet:

1) die Salier seien nicht sigambrischer, sondern chamavischer Abstammung,

2) es sei aber aus den rechtsrheinischen Sigambern, durch römischen Einfluß begünstigt, ein Fürstengeschlecht, die später sogenannten Merovinger, zur Herrschaft über die Salier gelangt.

Der erste Theil dieser Behauptung stützt sich freilich auf kein bestimmtes Zeugniß sondern auf die Erwägung, daß der Name Salii, vom Flusse Isala (Yssel) abgeleitet, nothwendig den Anwohnern dieses Flusses d. i. den Chamavern habe zukommen müssen.

Mag nun auch die Ableitung des Namens der Salier dahingestellt bleiben **), so dürfte sich doch mit Fug erinnern lassen, daß der Kaiser Julian in seinem Kriegsberichte, so wie sein Geschichtschreiber Ammian Salier und Chamaver auf das deutlichste als zwei gesonderte Völker darstellen.

Um nun seine Meinung gegen die unumstößlichen Zeugnisse von der sigambrischen Abstammung der Salier zu schützen, hat der Verfasser zu der zweiten Behauptung gegriffen, von einem Königsgeschlechte sigambrischen Blutes. Wäre die erste Annahme zweifellos erwiesen, so möchte diese zweite freilich als eine nothwendige Consequenz sich darstellen. So aber geräth die Darstellung zu der sehr zweifelhaften Auf-

*) In dieser Hinsicht wäre besonders zu brachten die gründliche Abhandlung von Dr. Eckertz: „Das fränkische Ribuarland auf der linken Rheinseite“ in den Annalen des historischen Vereins für Niederrhein. I. Jahrg. 1. Hft. Köln 1855.

**) Es ist hier nur bemerkt, daß jene Ableitung, welche am allgemeinsten angenommen wird, doch einige Bedenken hat; und mag es hier genügen, auf die gründliche Abhandlung von Rein aufmerksam zu machen: „Die Namen Salii und salische Franken.“ Crefeld 1847.

Digitized by Google

stellung einer sigambrischen Regentendynastie vom Ende des vierten Jahrhunderts an. Aber auf die mangelhaften und widersprechenden älteren Nachrichten und auf die schlecht beglaubigten Königstafeln eine solche Genealogie zu gründen, dürfte besser ganz aufgegeben werden. Auch die ständische Gliederung des Frankenvolkes, welche der Verfasser für die älteste Zeit bereits annimmt, unterliegt großen Bedenken und möchte sich aus der lex Salica schwerlich folgern lassen. Waitz wenigstens spricht (mit den meisten Erklärern) der Zeit der Entstehung dieses Gesetzbuches alles ständische Wesen entschieden ab.

Wenn sich demnach in dieser schwierigen Frage gegen jenes Resultat doch einige Zweifel erheben, so ist die fleißige und gründliche Arbeit doch als ein sehr schätzbarer Beitrag anzusehen für die Kenntniß jener merkwürdigen Zeit, da sich das weltgeschichtlich bedeutendste der germanischen Reiche auf romanischem Boden begründete. Denn diejenigen Theile der Geschichte, wo der historische Kern aus sagenhaften Ueberlieferungen hervorgesucht oder aus schwachen Spuren geschichtlicher Andeutungen erkannt werden will, diese Partien können sicherlich nicht oft und nicht eifrig genug durchforscht werden, weil hierin einen Endabschluß erreicht zu haben Niemand so leicht behaupten darf. In dieser Hinsicht ist aber namentlich jene Periode der Entwickelung eines neuen politischen Lebens in Europa, wo die römischen Berichte dürftig und ohne Zusammenhang sind und germanische noch gänzlich fehlen, recht eigentlich ein Gebiet für die historische Kritik, welche sich zwar nie wird erkühnen dürfen, den Mangel der Quellen durch unhaltbares Construiren zu ersetzen, aber auch nie ablassen darf, die vorhandenen Andeutungen aufs Neue zu prüfen und zu combiniren. Und in dieser Rücksicht darf nicht übersehen werden, daß der Verfasser den Weg gezeigt hat, auf welchem für diese Zeit noch eine nicht unbedeutende historische Ausbeute zu erwarten ist, nämlich in seiner scharfsinnigen Benutzung der noch zu wenig beachteten Acta Sanctorum. Freilich darf in der Anwendung dieser Quelle auf das fünfte Jahrhundert eine stete Vorsicht nicht aus den Augen gelassen werden, da die ältesten dieser Heiligenbiographien auf fränkischem Gebiete erst dem siebenten Jahrhundert angehören.

Schließlich sei noch auf die gleichzeitig erschienene Arbeit des Dr. W. Junghans aufmerksam gemacht: „Die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech" (Göttingen 1857). Diese kritische Untersuchung richtet sich vornehmlich auf die Begründung der fränki-

schen Königsmacht und wendet sich zum Theil gegen Sybel („Entstehung des deutschen Königthums"), welcher der Verbindung mit Rom für alle deutschen Reiche einen zu großen Einfluß einräume. Somit ist diese Schrift als eine willkommene Ergänzung und Fortsetzung der Arbeit des Dr. Bender anzusehen. δ

Max Rosenheyn und die Neuen Preußischen Provinzialblätter.

Diese Blätter haben von jeher ihrem Namen und ihrer Tendenz gemäß den Kreis ihrer Leser zunächst in unserer provinziellen Heimath gesucht. Haben trotzdem früher manche ihrer Artikel den Weg in weitere Kreise und Eingang in auswärtige Blätter gefunden, so könnte die Redaktion diese Anerkennung ihres allgemein-literärischen Interesses mit Befriedigung aufnehmen, wäre nur die Verbreitung immer in einer den Principien der Loyalität und des literärischen Eigenthumsrechts conformen Weise geschehen. Es hat aber seit Jahren den Provinzialblättern nicht an dreisten einheimischen Plagiatoren gefehlt, welche die Originalartikel dieser Zeitschrift als Gemeingut nicht bloß des lesenden sondern auch des schreibenden Publikums unserer Provinz betrachtend, damit die Spalten deutscher Journale unter eigener Firma rekrutirten. Die Provinzialblätter sind so für mehr als Einen dieser „Literaten von Fach" eine reiche Fundgrube schriftstellerischer Thätigkeit und eine neue Quelle des Erwerbes geworden. Solche Industrie ist um so leichter und gefahrloser, als bei der geringen Verbreitung dieser Zeitschrift außerhalb der Provinz und bei der großen Masse des seit einer Reihe von beinahe 30 Jahren in ihr niedergelegten Materials eine schärfere Controlle von Seiten fremder Redaktionen geradezu unmöglich ist. Es dürften daher im Interesse der Letzteren wie zum Nutzen und Frommen unserer eigenen Mitarbeiter, deren geistiges Eigenthum durch diesen Communismus gefährdet scheint, hin und wieder „Enthüllungen" wie die folgenden am rechten Orte sein. Denn es ist Aussicht, daß heute derartige Warnungen besser fruchten als ehemals. Die „industriellen Federn" werden glücklicherweise immer seltener; ein literärisches Raubritterthum, dessen Banner die Devise: „Eigenthum ist Diebstahl!" trägt, gehört fast einer überwundenen, halbverklungenen Zeit an, als deren — wenn auch nicht letzter,

so doch vielleicht größter — Repräsentant auf unserm heimischen Boden die halb unbegriffene aber desto ergreifendere Gestalt von Max Rosenheyn in die Gegenwart herüberragt.

Manchem unserer Leser wird ohne Zweifel noch eine im V. B. der N. P. P. B. (1848) S. 217 ff. enthaltene Abhandlung: „J. G. Hamann's Grabmal in Münster" in Erinnerung sein, deren Verfasser Prof. Dr. A. Hagen ist. Einen wörtlichen Abdruck dieses Aufsatzes brachte das in Weimar erscheinende „Sonntagsblatt" Nro. 48. unter dem 29. Nov. 1857. Auf eine dieserhalb an ihn ergangene Aufforderung erklärt der Redakteur Hr. Böhlau für den Einsender und angeblichen Verfasser des mit R. unterzeichneten Artikels **Herrn Oberlehrer Max Rosenheyn zu Marienburg**, mit dem Bedauern, nicht mehr in der Lage zu sein, um das Treiben dieses Herrn zu enthüllen, da das Blatt seit Neujahr aufgehört hat zu erscheinen, und mit dem Versprechen, wo er nur Gelegenheit finden werde, vor diesem Plagiator zu warnen. „Die Provinzialblätter — setzt er hinzu — scheinen übrigens noch anderen ostpreußischen Schriftstellern eine Quelle literärischen Erwerbs zu sein. Denn kürzlich wurde dem kulturhistorischen Vereine zu Weimar ein Manuskript zugesendet, welches dieselben Artikel über Kant enthielt, die M. Rosenheyn für das Sonntagsblatt geliefert hat, wenn ich nicht irre, auch den über Hamann. Der Einsender war ein Herr E. H— cand. phil. in B— bei T— in Ostpreußen." Ich enthalte mich für jetzt einer nähern Bezeichnung des letztern im Original ausgeschriebenen, mir wohlbekannten Namens, einmal aus persönlichen Rücksichten und weil der genannte „Literat" erst ein Anfänger in dem Industriezweige scheint, in welchem sein College, Herr M. Rosenheyn, bereits eine anerkannte Meisterschaft besitzt. Ich erlaube mir nur den Ungenannten darauf aufmerksam zu machen, daß die Artikel: „Ein Jugendleben im vorigen Jahrhundert" N. P. P. B. a. F. X. 266. und „Ungewöhnliche Charaktere" (Kaufmann Pasewald, Major v. Rauter u. s. w.) ebenda I. 106 ff. abgedruckt stehen. Ich sage im Namen meiner Mitarbeiter Hrn. Böhlau meinen aufrichtigen Dank für diese offne „Enthüllung" der beiden ehrenwerthen Firmen, welche durch die Laune des Zufalls unverhofft in der Lektüre der Prov.=Bl. sich zusammenfanden!

Mit Hrn. R. bin ich noch nicht fertig. Ich schulde ihm noch eine Antwort. Er verstatte mir noch einen erheiternden Epilog zu

diesem Trauerspiele. Es war drei Wochen nach dem Erscheinen des Sonntagsblatts Nro. 48, als ich von Hrn. M. R. einen Brief d. d. 20. Dezember 1857 aus Marienburg erhielt, worin derselbe die Güte hatte, mir unaufgefordert seine Mitwirkung an den N. P. P. B. anzutragen und u. A. einen Aufsatz „über das Leben im Weichsel- und Nogat-Marschland" (ich empfehle ihm die Lectüre von L. Passarge's: Aus dem Weichseldelta!) verhieß. Da Hr. R. mir persönlich gar nicht, sondern nur durch seinen literärischen Ruf bekannt war, so glaubte ich mich der Verpflichtung zur Beantwortung dieses Briefes enthoben. Möge der Absender in diesen Zeilen eine verspätete Antwort sehen! Wenn Hr. R. in jenem Schreiben versichert, daß er vor 10—12 Jahren „die Ehre hatte sich recht fleißig an unseren Prov.-Blättern zu betheiligen und dies wieder gern thun wolle, wenn es mir recht wäre", so bin ich trotz meiner Bemühungen nicht im Stande gewesen, seine Mitarbeiterschaft in den N. P. P. B. zu ermitteln, wohl aber führten meine Nachforschungen mich auf eine „literärische Anzeige" von Seiten der früheren Redaktion dieser Blätter (N. P. P. B. 1847. III, 160.), worin Hrn. R. für die „Verbreitung" zweier Aufsätze aus den Prov.-Bl. in die „Minerva" und die „Blätter der Gegenwart" gedankt wird *). Daß dieser unverdrossene geheime „Mitarbeiter", kaum von einer neuen „Razzia in das Gebiet der Prov.-Bl." heimgekehrt, vielleicht dieselbe Feder, welche so eben bei der Abschrift eines Artikels aus diesen Blättern stumpf geworden war, zum Angebot seiner Leistungen an die neue Redaktion wieder zugespitzt hatte, konnte ich damals allerdings noch nicht ahnen!

Es kann dem Unterzeichneten nicht in den Sinn kommen, Hrn. R. durch vorstehende Mittheilung für die Zukunft warnen zu wollen. Hr. R. hat wohl ähnliche Warnungen mehr als einmal und nicht bloß von den Prov.-Bl. empfangen. Auch soll diese Anzeige weniger für das Interesse unserer einheimischen provinziellen Kreise berechnet sein, in denen die literärische Thätigkeit dieses (bald unter seinem Namen bald unter der Chiffre M. R. oder R. oder R. auftretenden) Publicisten genügend gekannt und gebührend gewürdigt ist; sie gilt vielmehr den Redaktionen auswärtiger Journale, denen die Prov.-Bl. bei ihrer nothwendig isolirten Stellung für jeden in ähnlichem Falle gegebenen Wink auch in Zukunft dankbar verpflichtet sein müssen.

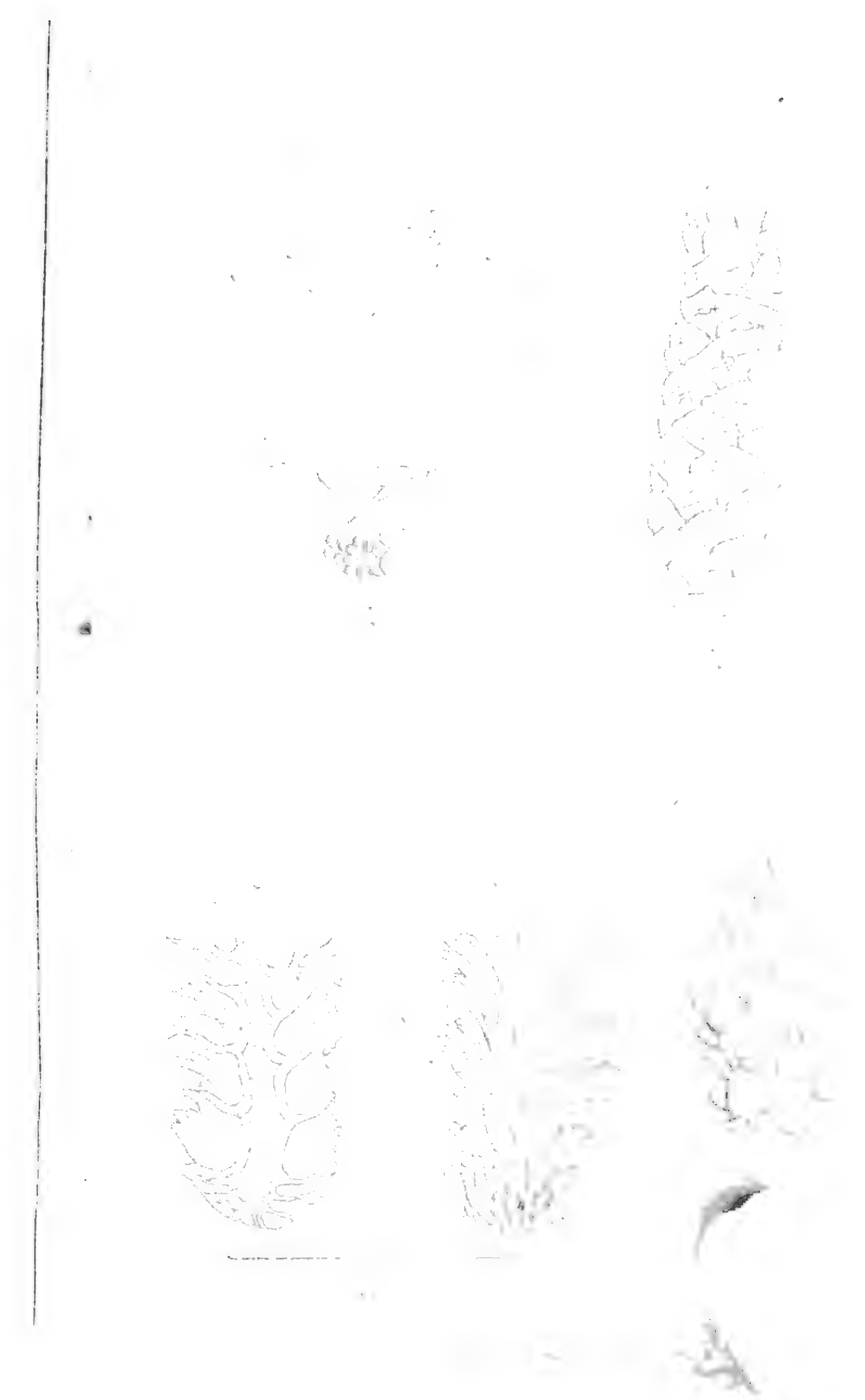
F. v. Hasenkamp.

*) Vgl. hiemit die Reklamation Hrn. Dörings N. P. P. B. III. 125.

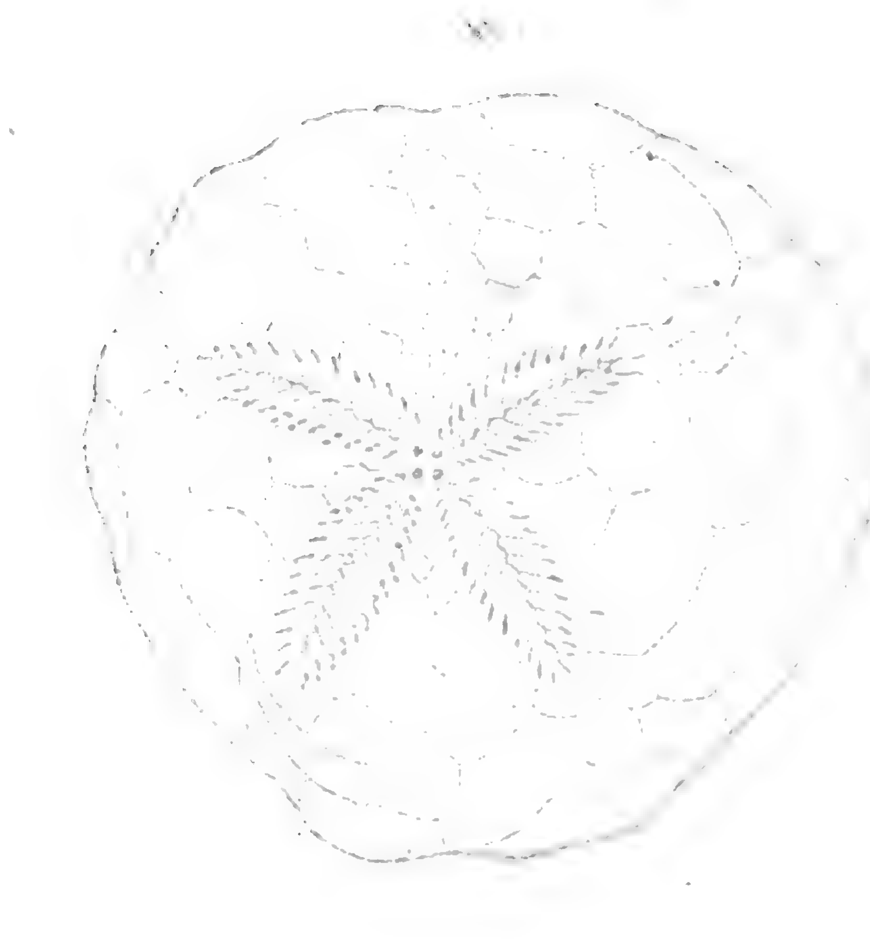
Anfrage.

In den N. Preuß. Prov.-Blättern, Jahrgang 1843. Bd. II. S. 80. macht der inzwischen verstorbene Rector Mühling in Rößel bekannt, daß er seit damals 20 Jahren an einem Lexicon Ost- und Westpreußischer Provinzialismen arbeite. Die Arbeit ist bei seinen Lebzeiten nicht erschienen. Dagegen haben wir verlauten gehört, daß bei seinem Tode das noch unvollendete Manuscript vorhanden gewesen sei. Wo ist dasselbe gegenwärtig? Und ist vielleicht Aussicht vorhanden, daß sich Jemand der Mühe unterziehe, ein Werk von so hohem provinziellem Interesse zu vollenden? Oder sollte sich durchaus keine geeignete Persönlichkeit für diese Arbeit ausfindig machen lassen? Es wäre doch sehr zu bedauern, wenn in einer Zeit, in welcher allüberall im deutschen Vaterlande tüchtige Kräfte für die Sammlung von Provinzialismen in Bewegung sind, gerade in unserer Provinz, die vermöge ihrer abgesonderten Lage so überaus reich an Idiotismen ist, ein bereits begonnenes Werk der Art unvollendet bleiben sollte, bloß weil der Begründer zu frühzeitig davon abgerufen wurde. Gewiß würde es von vielen Seiten her freudig begrüßt werden, wenn sich in den Prov.-Blättern Stimmen hören ließen, die über den Verbleib der Mühlingschen Arbeit oder wohl gar über deren bereits begonnene Fortführung authentische Nachricht geben könnten.

C.



Digitized by Google



Digitized by Google

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . .	1 Thlr.	5 Sgr.	
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit	— „	25 „	
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.			
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet	1 „	10 „	

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.

Bei musikalischen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite desselben mit	1 Thlr.	20 Sgr.
und der Druck von Hundert mit	— „	8 „
2. für 1 Bogen dieselbe Lithographie mit	3 „	10 „
und der Druck pro Hundert mit	— „	10 „

berechnet.

Das Rieß Papier kostet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter	2 Thlr.	— Sgr.	— Pf
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im ersten Bande verwandte	3 „	— „	— „
3. Druckvelin der Bogen	— „	— „	— „

Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges. Von F. W. Schubert 201

Einige Bemerkungen über eine den Bernstein und seine Begleitung betreffende Sammlung ostpreußischer Mineralien. Von Karl Thomas. (Hierzu eine Lithographie) 218

II. Correspondenz.

Elbing, 27. Febr. (Musikalisches) 233

Elbing, 15. März. (Antiquarisches) 235

III. Mittheilungen.

Alterthümerfund in Ballgarden 237

Zur Kenntniß der Naturanschauung der alten Römer 238

Auffindung alter Särge mit unbekannten Leichnamen in der Marienkirche zu Elbing 241

Einige Worte über Weinbau in der Provinz Preußen 244

Aus dem Leben. Probe der Elbinger Mundart . . 245

Zur Geschichte des Aberglaubens in Preußen . . 246

IV. Bücherschau.

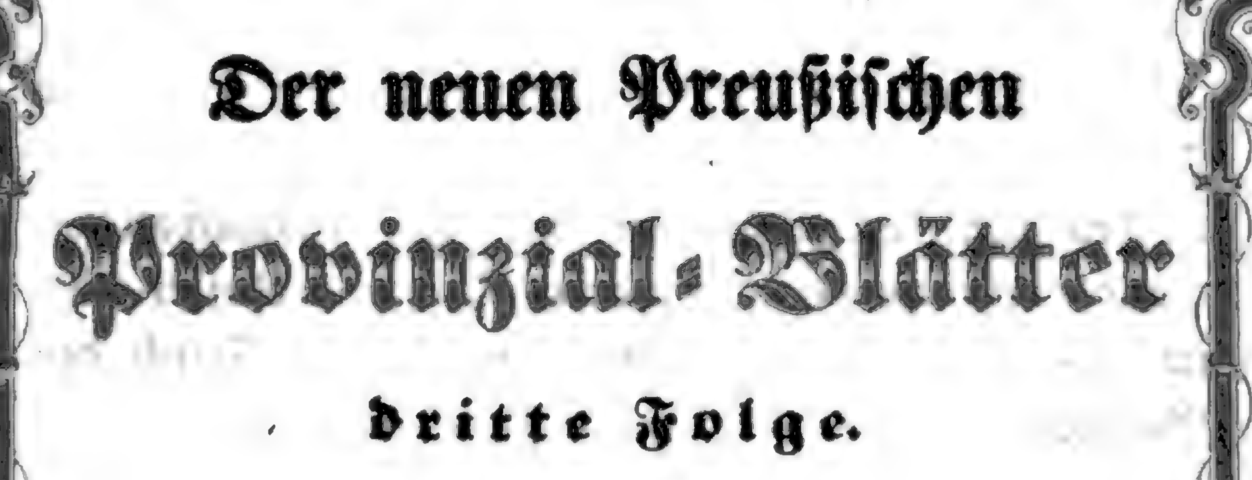
Duplik 248

Aus Bessel's Leben 255

Ueber Ursprung und Heimath der Franken . . . 258

Max Rosenheyn und die Neuen Preußischen Provinzialblätter. Von X. v. Hasenkamp . . . 261

Anfrage 264



Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 7. Mai)

Band I. (LIX.) Heft 5.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße **№ 12**, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,

zu Händen des Herrn H. Büttner

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

14. Der Garten-Verein.

Scheint gleich auf den ersten Blick die Beschäftigung mit dem Garten und mit dem, was er hervorzubringen vermag, anziehend und angenehm, so zeigt doch die nähere Betrachtung sie auch Zeit raubend, wenig einträglich und wenn es sich um die eigene Handanlegung handelt, abmühend. Der hier bezeichneten Kehrseite ist es denn auch zuzuschreiben, daß in Königsberg die Gartencultur bis in das dritte Decennium dieses Jahrhunderts von nur geringer Bedeutung war. Hier, wo die Vorstädte wie Fühlhörner nach verschiedenen Richtungen sich lang hinstrecken und dabei zwischen sich große Flächen Landes unbebaut lassen, mithin fast jedem Hause den Vortheil eines Gartens gewähren, sollte man die Pflege der Gärten recht einheimisch glauben, und dennoch ist dem nicht so. Mit Ausnahme weniger Gärten, welche von ihren Besitzern, wohlhabenden Privat-Personen, gut gepflegt wurden, waren mehrere in die Benutzung von Gärtnern gekommen, die eben aus der Bewirthschaftung derselben ihren Erwerb zogen. Die meisten Gartenflächen blieben den Bewohnern der angrenzenden Häuser und wurden von ihnen nur zum Bau von Gemüse und höchstens zum Halten von Obstbäumen der geringsten Arten benutzt. Eine besondere Sorgfalt für die Gärten, oder gar eine Ausschmückung

Digitized by Google

derselben durch Gänge, Ziersträucher und Blumen erschien als unnöthiger und kostspieliger Luxus. Erst die Fortschritte im Landbau überhaupt, die sich auch auf den Gartenbau ausdehnten, das Vorbild anderer großer Städte und endlich die immer mehr verbreitete Mode, sich und Andere durch Blumensträuße zu erfreuen, erweckte auch in den Königsbergern die Lust, ihren Gärten etwas Schönes abzugewinnen und sich an guten Garten-Anlagen zu erfreuen. Einzelne machten den ihnen zur Verfügung gestellten, wenn auch nur kleinen Raum zu einem Schmuckkästchen und reizten dadurch Andere zur Nacheiferung, indem sie den Beweis lieferten, daß eine verständige Behandlung des Gartens nicht allein Freude mache, sondern auch pekuniär die aufgewandte Mühe belohnen könne.

Im Jahre 1835 traten mehrere Gartenfreunde zusammen und beschlossen die Bildung eines Gartenvereins. Sie wollten damit nicht allein eine bessere Cultur ihrer eigenen Gärten erzielen, sondern durch ihr Beispiel auf die Besitzer von andern Gärten auch vortheilhaft einwirken. Dies ist auch wirklich geschehn. Es fanden sich nicht allein viele Gartenbesitzer, welche dem Vereine beitraten, sondern auch die, welche es nicht thaten, wandten auf ihre Gartenflächen größere Sorgfalt, und die Freude an Blumen und gewählteren Früchten wurde immer allgemeiner. Dazu trug der Verein viel bei, denn er zeigte durch die von ihm veranstalteten Ausstellungen, wie es gut möglich sei, etwas Besseres, als das bisher Gekannte, zu erzielen.

Der Gartenverein fuhr in seinen Bemühungen fort, ohne sich durch Statuten besondere Regeln vorzuschreiben oder sich durch dieselben gar einzuengen. Als er aber den Beschluß faßte, ein Gartengrundstück für sich auf Aktien zu erwerben, schienen ihm besondere Statuten angemessen. Das sonach entworfene Statut wurde unterm 7. Juli 1852 angenommen, ist aber niemals der höheren Bestätigung unterbreitet worden, auch jetzt nur noch theilweise gültig, weil alle Paragraphen, die sich auf den Erwerb des erkauften Grundstücks und die dadurch nöthig gewordene Aktien-Verbindung beziehen (also die §§. 2 und 16—24.) außer Kraft getreten sind Nach §. 1. des Statuts besteht der Zweck des Vereins in der Belebung und Förderung des Interesses für Gartenbau in Königsberg. Mitglied des Vereins kann jeder Unbe-

scholtene werden, er mag in oder außerhalb Königsbergs wohnen, der sich zu einem jährlichen Beitrage von 2 Thlr. verpflichtet. Die Angelegenheiten des Vereins besorgt ein Vorstand von 5 Mitgliedern, die vom Verein jährlich gewählt werden und die Geschäfte unter sich vertheilen. Versammlungen finden im Vereins-Lokale am ersten Mittwoch jedes Monats statt; doch können General-Versammlungen noch besonders vom Vorstande einberufen werden.

Im Jahre 1852 kaufte der Verein für seine Zwecke, wie schon oben angedeutet worden, das Grundstück Leinwebergasse Nro. 28 b. Das Kaufgeld von 1300 Thlr. wurde durch Aktien à 10 Thlr. aufgebracht, und andere 600 Thlr., welche zur Einrichtung noch erforderlich waren, fanden eine hypothekarische Eintragung. Schon nach 2 Jahren wurde das Grundstück wieder verkauft, und aus dem erhaltenen Kaufgelde, konnten die Aktien eingelöst und die hypothekarische Schuld getilgt werden.

Der Verein hält die für seinen Zweck dienlichen Zeitschriften und stellt sie, wie angemessene Bücher, zur Benutzung der Mitglieder. Er veranstaltet jährlich wenigstens 2 Ausstellungen, eine im Frühjahr von Blumen und eine im Herbste von Blumen, Früchten und Gemüse, und theilt auch Prämien aus, die von besonders dazu ernannten Kommissionen vorgeschlagen und befürwortet werden.

15. Der Dinter-Verein.

Der im Jahre 1816 aus Sachsen nach Königsberg berufene Pfarrer Dr. Gustav Dinter verwaltete trotz seinem vorgerückten Alter von 56 Jahren, die ihm anvertrauten Aemter eines Consistorial-Rathes, eines Schul-Rathes und eines Universitäts-Professors, mit so glücklichem Erfolge, daß ihm allgemeine Anerkennung zu Theil wurde. Insbesondere waren seine Bemühungen um das Volks-Schulwesen gesegnet. Er verbesserte nicht nur den darniederliegenden Elementar-Unterricht, sondern sorgte auch durch gute Einrichtung der Schullehrer-Seminarien für künftige Bildner des Volkes und hob die Würde und das Selbstgefühl der Lehrer. So geschah es denn, daß man, den wahren Werth des Mannes erkennend, die ihm anklebenden kleinen Schwächen und Sonderbarkeiten willig übersah und ihn nur nach seinen unbestrittenen

Verdiensten schätzte. Namentlich aber waren seine Schüler unbedingte Verehrer des greisen Mannes, und als nach 15jährigem Wirken der Tod ihn am 29. Mai 1831 abrief, war die Trauer eine weit verbreitete. Aber es machten sich jetzt auch schon anders lautende Stimmen geltend. Dinter war Rationalist, und der Rationalismus war in manchen, namentlich in den höheren Kreisen, aus der Mode gekommen. Man stand daher nicht an, dem verdienten Schulmanne Mangel an rechtem Glauben vorzuwerfen. Ja, man schuldigte ihn an, die jungen Lehrer durch Beibringung zu vieler, unverdauter Kenntnisse zu einer Afterbildung und zum Dünkel geführt zu haben, welche nur nachtheilig auf die ihnen anvertraute Schul-Jugend einwirken könnten. Nichts destoweniger, ja in einzelnen Fällen eben wegen der veränderten Zeit-Ansichten, hingen alle diejenigen, welche den alten Dinter gehörig zu würdigen verstanden, ihm treu an und bewahrten dem verdienstvollen Manne ein ehrendes Andenken. Dieses gab sich auch dadurch kund, daß man seinen Gebutstag auch nach seinem Tode noch festlich beging. Hierzu war Gelegenheit nur alle 4 Jahre — denn Dinter war im Schaltjahre 1760 am 29. Februar geboren — aber sie wurde um so freudiger ergriffen. Schon im Jahre 1832 fand eine solche Feier statt, dann 1836, dann 1840, 1844 und 1848. Gerade am Schlusse der Letztern kam ziemlich störend die Nachricht von der Pariser Revolution den versammelten Festgenossen. Die aus jener Begebenheit sich entwickelnden Folgen trafen auch unser Vaterland so schwer, daß selbst friedliche Feste, wie die dem Andenken eines Schulmannes gewidmeten, nicht zur Geltung kommen konnten. Das Jahr 1852 ging ohne das Dinterfest vorüber, und wenn auch zu Anfang des Jahres 1856 eine Stimme öffentlich an die Abtragung der alten Schuld mahnte, so fehlte doch der Muth, etwas zu unternehmen, das nicht gerne gesehen werden oder gar der Mißdeutung unterliegen könnte. Diese Geburtstagsfeste, welche darin bestanden, daß Freunde Dinters sich am 29. Februar versammelten, in einfachen Vorträgen der Verdienste des Gefeierten gedachten und dann bei frugalem Mahle unter Absingung von dazu gefertigten Liedern *) der geselligen

*) In dem Anhange zu dieser Schilderung sollen einige Gedichte mitgetheilt werden, weil sie den Geist bezeichnen, in welchem diese Geburtstagsfeste begangen wurden.

Unterhaltung sich erfreuten, gaben auch die Veranlassung zu dem oben bezeichneten Vereine. Es war schon oftmals davon die Rede gewesen, dem verdienten Schulmanne ein bleibendes Denkmal zu stiften, und nur über die Art und Weise waren die Ansichten verschieden. Am 29. Februar 1836 trat man der Sache näher und einigte sich dahin, daß man im Sinne Dinter's handeln werde, wenn man nicht etwa ein Monument oder etwas dem Aehnliches errichtete, sondern Veranstaltungen treffe, die zur bleibenden Wohlthat für die Menschheit werden. Der Predigt-Amts-Candidat Dr. Zimmermann (jetzt Pfarrer in Seeligenfeld bei Königsberg) sprach eindringlich für die Errichtung einer Klein-Kinder-Schule, welche in Königsberg, als der Hauptstadt der Provinz und dem Orte von Dinters hauptsächlicher Wirksamkeit, zu begründen sei und Vorbild und Muster für alle derartigen Anstalten werden könne. Man ging auf den Vorschlag ein und einigte sich dahin, daß eine Verbindung unter dem Namen des Dinter-Vereins zu stiften und die weitere Wirksamkeit desselben von den Beschlüssen der Vereins-Mitglieder abhängig zu machen sei. In einem von demselben Tage datirten Statute sprachen die Männer, welche die Sache in die Hand nahmen, sich in folgender Weise aus (§. 1.). Der Dinter-Verein will durch gemeinsame Thätigkeit für die Zwecke des Schulwesens, denen Dinter fast ausschließlich sein ganzes Wesen gewidmet hatte, diesem verdienten Manne, in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste überhaupt und namentlich um unsere Provinz, in seinem Sinne ein ehrendes Denkmal stiften. Nach §. 2. werden die zu erreichenden Zwecke von der General-Versammlung oder den Mitgliedern des Vereins beschlossen und von dem Vorstande besorgt, der erforderlichen Falls die Bearbeitung durch besondere Commissionen herbeiführt. Der Vorstand versammelt sich regelmäßig monatlich einmal unter dem Vorsitze eines von ihm zu erwählenden Hauptvorstehers, welcher Letztere die Objecte der Berathung zum Vortrage bringt, die an den Verein gerichteten Schreiben annimmt und die Ausführung der Beschlüsse verfügt. Neben dem Hauptvorsteher wird noch ein Sekretair und ein Rendant erwählt, welche alle Drei ihre Stellvertreter haben; für die einzelnen Commissionen werden Vorsteher ernannt. Die Mittel zur Ausführung seiner Zwecke hofft der Verein aus den freiwilligen Beiträgen der Stadtbewohner zu

erhalten. Jeder, welcher sich zu einem jährlichen Beitrage verpflichtet, wird Mitglied des Vereins. Fürs erste richtet der Dinter-Verein (nach §. 12.) sein Augenmerk auf die Einrichtung von Klein-Kinder-Bewahr-Schulen in Königsberg. Die Ausführung bleibt der nähern Berathung des Vorstandes vorbehalten. Der Verein hofft mit der Zeit den Kreis seiner Thätigkeit nach Verhältniß der sich vorfindenden Mittel erweitern zu können. Die Unterzeichner des Statuts, Bartisius, Dinter (Rendant), Fatscheck (Sekretair), Gebser, Hartung, Hirsch, Kähler, Laudien, List, Lucas (Hauptvorsteher), Zimmermann, welche gemäß dem §. 6. die Geschäfte des Vorstandes für die ersten 4 Jahre übernommen hatten, traten nun mit ihrem Plan vor das Publikum und fanden eine günstige Aufnahme. Zwar zeigten sich auch Stimmen, welche schon an dem Namen des Vereins einen Anstoß fanden, und es wurde zu erkennen gegeben, daß die Betheiligung an dem Vereine eine bedeutendere sein würde, wenn er nicht an den Namen eines ungleich beurtheilten Verstorbenen geknüpft worden; aber der Vorstand konnte dergleichen Ansichten nicht weiter berücksichtigen und wurde auch durch den Beifall der Mehrzahl reichlich entschädigt. Die Unterzeichneten gewährten die Mittel, recht bald zur That zu schreiten. Es war keineswegs leicht, Alles so anzuordnen, wie man es zum Besten der Sache gerne gehabt hätte. Zwar konnten Vorgänge in anderen Städten als Muster dienen, doch war in Königsberg eine Klein-Kinder-Schule etwas durchaus Neues, und es mangelte daher jede Erfahrung. Die Wohlthaten, welche durch die neue Einrichtung den unteren Schichten der Bewohner Königsbergs zu Theil werden sollten, lagen klar vor. Kinder von 2—6 Jahren waren in solchen Warteschulen von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr unter gehöriger Aufsicht mit Spielen u. s. w. beschäftigt und während der Mittagszeit ihren Angehörigen zurückgegeben. Die Mütter hatten daher für ihre Kleinen keine Sorge zu tragen und konnten sich deshalb ungestört ihrem Erwerbe und dem Hauswesen genügender widmen. Noch wichtiger aber erscheinen derartige Anstalten für die Kinder selbst. Diese werden durch die Aufnahme in die Klein-Kinder-Schulen dem schädlichen Umhertreiben auf den Straßen entzogen, haben keine Gelegenheit Unarten und Unsitten von schlecht gerathenen Kindern zu lernen und gewöhnen sich an ein sittsames

Betragen und an Beschäftigung. So sehr diese Vortheile auch einleuchten, so war doch im Anfange manches Vorurtheil der Eltern zu überwinden, ehe sie die ihnen unentgeltlich dargebotene Hülfe annahmen. Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß es bei der Neuheit der Sache an Mißgriffen nicht mangelte.

Da der Verein die ihm zu Gebote stehenden Mittel beachten mußte, und er überhaupt noch Erfahrungen zu sammeln hatte, beschloß er zuvörderst nur eine Schule einzurichten. Er wählte dazu den Stadttheil, in welchem Diejenigen vorzugsweise wohnen, die von dem täglichen Erwerb ihrer Hände-Arbeit leben, nämlich die Laak. Hier gelang es ein für den Zweck passendes Grundstück, welches 2 Klassenzimmer und einen geräumigen Hof darbot, miethsweise zu erlangen, doch verzögerte sich die innere Einrichtung noch eine geraume Zeit, so daß die Eröffnung der Schule erst im November 1836 erfolgen konnte. Glücklicher war man in Bezug auf einen anderen ebenfalls von der ärmeren Volksklasse stark bewohnten Stadttheil, den Sackheim, wo die städtische Armenschule ein angemessenes Lokale für die Klein-Kinder-Schule herzugeben vermochte. Diese Anstalt wurde daher auch schon im Juli 1836 eröffnet. Den hier genannten Schulen folgten im Laufe der Zeit mehrere in den verschiedenen Stadtgegenden. Ihre Zahl stieg bis auf 8, davon waren aber 6 nur vom Dinter-Verein begründet, die beiden andern hatten sich ihm nur angeschlossen und sind auch wieder eingegangen. Von den zur Zeit noch bestehenden wird weiter unten die Rede sein. Hier sei nur im Allgemeinen bemerkt, daß Gottes Segen auf dem Unternehmen sichtbar ruhte. Die Beiträge, auf die es allein begründet war, gingen reichlich ein und gewährten auch die Mittel zur weitern Ausdehnung. Das Vertrauen des Publikums zu den Anstalten mehrte sich, und die Zöglinge der Klein-Kinder-Schulen, welche nach ihrem 6ten Lebensjahre den eigentlichen Schulen überwiesen wurden, zeichneten sich, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Lehrer überall vor denjenigen Kindern vortheilhaft aus, denen die Wohlthat der Warte-Schulen nicht zu Theil geworden. Mit anerkennendem Lobe muß aber hier der Frauen-Vereine gedacht werden, welche bei jeder der begründeten Dinterschulen sich bildeten. Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade bei solchen Anstalten die Einwirkung der Frauen von dem größten Einflusse und dem besten Erfolge ist.

Beide haben sich auch reichlich bewährt. Die dem Vereine beigetretenen Frauen und Jungfrauen unterstützten die Lehrerinnen und Wärterinnen der Klein-Kinder-Schulen nicht allein durch Aufmunterung und Belehrung, sondern sie erleichterten ihnen auch ihr mühsames Amt dadurch, daß sie nicht selten helfend für sie eintraten. Das Amt einer Ober-Vorsteherin dieser Frauenvereine übernahm und verwaltete bis zu ihrem Tode die Gemahlin des Ober-Präsidenten und Staats-Ministers v. Schön. Als bei der Erbhuldigung im September des Jahres 1840 die Königin auch von den Dinterschulen Kenntniß nahm und eine derselben, die auf dem Sackheim, mit Ihrer Gegenwart beehrte, ließ sie sich auch herab, die Schutzherrin der Frauen-Vereine zu werden. Diesem Umstande verdanken die Zöglinge der Dinterschulen ein zweites jährliches Fest. Bis dahin waren nur die Weihnachten als ein solches begangen worden. An einem Tage vor dem Feste wurden die Kinder nämlich durch die Gaben der Frauenvereine erfreut und beschenkt. Seit dem Jahre 1840 kam noch ein neuer Festtag hinzu, nämlich der 13te November, der Geburtstag der Königin. Das Jahr 1844 brachte noch einen dritten Festtag, und zwar durch folgende Veranlassung. Bei der Säkularfeier der Königsberger Universität im Jahre 1844 hatte der zeitige Prorector, der Geh.-Medicinal-Rath, Professor Dr. Burdach die Universität auf eine so würdige Weise vertreten, daß die Commilitonen ihm durch Darbringung eines Vivats ihre Anerkennung auszusprechen beschlossen. Die deshalb zusammengebrachten Beiträge überwogen die erforderlichen Kosten, und die überschießende Summe wurde daher dem Herrn Burdach zur Verfügung gestellt. Dieser, ein steter Gönner und Freund der Klein-Kinderschulen, überwies die so zusammen gebrachten 109 Thlr. 15½ Sgr. dem Dinter-Vereine. Der Vorstand desselben machte dem Geschenkgeber den Vorschlag, den überwiesenen Betrag als ein besonderes Kapital unter dem Namen der „Burdach-Stiftung" verwalten zu lassen und aus den Zinsen den Zöglingen der Schule jährlich am 12. Juni, dem Geburtstage des Geschenkgebers, ein Fest im Freien zu bereiten. Der Vorschag fand Billigung, und es wurde ihm gemäß verfahren. Weil aber die Zinsen vom Legate nicht so bedeutend waren, die Kosten eines großen Festes zu bestreiten, zudem auch die Zöglinge der Dinter-Schulen zu zahlreich waren, um an einem Platze

versammelt zu werden, so entschied man sich dahin, daß die Schulen der Reihe nach einzeln sich des ländlichen Festes zu erfreuen haben sollten. Dem gemäß war am 12. Juni 1845 die Laaksche Schule in der neuen Bleiche, an demselben Tage des Jahres 1846 die Sackheimsche in der Fliedermühle versammelt und erfreuten sich, von den Angehörigen umlagert, des schönen Sommertages. Die andern Schulen hatten gleiche Freude in den folgenden Jahren.

Der Dinter-Verein hielt aber mit der Begründung von Klein-Kinder-Bewahr-Anstalten seine Aufgabe noch nicht für völlig gelöst. Er glaubte im Geiste Dinter's zu wirken, wenn er Elementar-Schullehrer zum überlegenden Nachdenken über verschiedene Zweige ihres Berufes und zum Niederschreiben ihrer Gedanken darüber anregte, und meinte dies alles am Besten zu thun, wenn er Preisaufgaben ertheilte und eine Concurrenz eröffnete. Wieder ein Geburtstag Dinters gab die Veranlassung zur Ausführung. Am 29. Februar 1840 verpflichteten sich mehrere Mitglieder des Vereins zur Zahlung eines jährlichen Beitrages, damit für 4 Jahre ein Fonds vorhanden sei, aus welchem jährlich ein Preis von 10 Thlr. für die beste Arbeit gezahlt werden könne. Es sollten nur Land-Schullehrer des Regierungsbezirks Königsberg dabei concurriren. Eine erwählte Commission sollte die Preisaufgaben stellen und sie in dem „Volksschulfreunde" bekannt machen. Diesem Beschlusse gemäß wurde im Volksschulfreunde unterm 21. März 1842 das Unternehmen publicirt und zwar mit der Erweiterung, das jährlich 2 Preis-Aufgaben gestellt und deren beste Bearbeitung mit je 10 Thlr. honorirt werden sollte. Die Sache fand Anklang, und die gestellten Aufgaben wurden sogar von Stadtlehrern bearbeitet, die natürlich nicht in Concurrenz treten konnten. Die besten Arbeiten wurden im „Volksschulfreunde" abgedruckt. Demnach wurden für die Jahre 1842, 1843, 1844, 1845 die Preisaufgaben durch den „Volksschulfreund" publicirt, für das Jahr 1846 aber durch directe Anschreiben an die Herren Superintendenten zur Kenntniß der Lehrer gebracht, weil durch den Volksschulfreund dieselben oft zu spät den Lehrern bekannt geworden waren. Allein dieser Weg der Veröffentlichung wirkte nicht fördernder auf die Betheiligung der Lehrer, woher unterm 28. Februar 1847 bei Gelegenheit der Prämien-Vertheilung der Vorstand des Dinter-Vereins in Hoffnung auf bessere Zeiten sich dahin erklärt: die Publikation

neuer Aufgaben wird später erfolgen. Das Jahr 1848 aber ließ den Vorsatz nicht ausführen und die Sache fand ihr Ende. Als Preise wurden gezahlt: 1842 2 × 10 Thlr., 1844 12 + 8 Thlr., 1845 2 × 10 Thlr., 1846 12 + 8 Thlr., 1847 2 × 10 Thlr. in Summa 100 Thlr. für 10 Arbeiten.

Zu einer weitern Entfaltung seiner Wirksamkeit machte der Dinter-Verein keine Versuche. Er beschränkte sich vielmehr auf die von ihm begründeten Klein-Kinder-Schulen. Diese nahmen denn auch seine Thätigkeit genügend in Anspruch, ja ihre Erhaltung konnte ihm schon Sorge machen. Ursprünglich war darauf gerechnet, daß die Dinter-Schulen sich allmählich und ohne Unterschied der Confessionen über alle Theile von Königsberg verbreiten sollten. Im Laufe der Zeit hielten es aber mehrere Geistliche für zweckmäßig, ihren Parochien eigene, vom Dinter-Verein unabhängige Warteschulen zu geben. So entstanden nach und nach derartige Anstalten auf dem Tragheim, im Löbenicht, auf dem Haberberge und auf dem Alt-Roßgarten, ja auf dem ausgedehnten Haberberge wurde in der neuesten Zeit durch den zweiten Geistlichen noch eine zweite Klein-Kinder-Schule gestiftet.

Für die älteste dieser Anstalten, für die auf dem Tragheim, gelang es sogar ein eignes Grundstück zu erwerben. Sie ist aber auch die einzige in Königsberg, die sich dieses Vortheils erfreut. Alle übrigen konnten sich nur gemietheter Lokale bedienen und sind daher mancherlei Veränderungen unterworfen.

Hat der Dinter-Verein durch das Entstehen der hier angegebenen Klein-Kinder-Schulen nur ein geringes Feld für seine Wirksamkeit behalten, so ist doch auch nicht außer Augen zu lassen, daß ihm dadurch an früher erhaltenen Beiträgen gar Manches entzogen worden ist. Eben so haben die vielfach errichteten anderweiten neuen Vereine auf die Verringerung seiner Einnahmen eingewirkt. Dennoch muß das schon oben Gesagte hier mit Dank wiederholt werden, daß Gottes Segen auf dem Unternehmen immer geruht hat, und es dem Vereine stets gelungen ist, die von ihm übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Mit Dank aber ist's auch zu erwähnen, daß die Frauen-Vereine ihn redlich unterstützt haben, und daß ohne besondere Beihilfe von verschiedenen Seiten es ihm kaum möglich gewesen wäre, das zu thun, was er gethan. Zu diesen Beihilfen sind zu rechnen einmal die mannich-

fachen Spenden, welche dem Vereine außer den gewöhnlichen Beiträgen zugeflossen, ferner die bedeutende Anzahl von Portionen, die seit Errichtung der Armen-Suppen-Anstalt den Zöglingen der Dinter-Schulen bewilligt worden, und ohne welche der Besuch der Schulen im Winter gewiß kein so nachhaltiger gewesen sein würde, endlich der Umstand, daß der Verein zur Unterstützung und Erziehung armer verwaiseter Mädchen (s. denselben Nro. 8.) seine Zöglinge den Vorsteherinnen der Dinter-Schulen anvertraute, um sie als Wärterinnen ausbilden zu lassen, und ihren Unterhalt ganz oder theilweise übernahm. Im Jahre 1845 fiel dem Vereine ein Capital zu. Der Privat-Wohlthätigkeits-Verein (s. diesen Nro. 6.), der seine Auflösung beschlossen hatte, wies dem Dinter-Vereine den übrig bleibenden Bestand seines Vermögens von 2045 Thlr. als freies Geschenk zu; wichtiger aber als alle diese anerkennenswerthen Zuwendungen war für den Verein die Tamnau'sche Stiftung, weil sie ihm eine Bürgschaft für das Fortbestehn seiner Schulen darbot. Herr Geh.-Commerzienrath Tamnau, ein vieljähriger Wohlthäter des Dinter-Vereins, der von dessen Begründung an ihm jährlich 50 Thlr. mit der Bedingung hatte zugehn lassen, daß sein Namen nicht genannt werde, überreichte im September 1853 dem zeitigen Dirigenten des Königsberger Magistrats zehntausend Thaler in Pfandbriefen mit dem Antrage, daß aus dieser Summe eine vom Magistrat zu verwaltende Stiftung errichtet werden möge, welche die Erhaltung und weitere Ausdehnung der Klein-Kinder-Bewahr-Anstalt in Königsberg zum Zwecke habe. In der deshalb aufgenommenen Urkunde vom 14. December 1854 erklärte der Stifter ausdrücklich, daß er in Betracht des großen Nutzens der Klein-Kinder-Schulen diese Anstalten, und in Anerkennung der hohen Verdienste des verewigten Dinter vornehmlich die in seinem Namen begründeten Schulen gesichert zu sehen wünsche, und bestimmte demnach, daß zwei Drittel der jährlichen Zinsen zur Unterhaltung der Schulen verwendet, ein Drittel aber zum Kapital geschlagen werden solle. Gleichzeitig ward angeordnet, daß, so lange der Stifter noch lebe, jährlich ihm und nach seinem Tode seinem ältesten in Königsberg lebenden Sohne die Rechnung von der Stiftung eingereicht werde. Die nachgesuchte Königliche Bestätigung der Stiftungs-Urkunde erfolgte, nachdem das angeregte Bedenken, die Ansammlung des Kapitals müsse

doch ihre endlichen Grenzen haben, dahin erledigt war, daß die Höhe des Kapitals auf einhunderttausend Thaler beschränkt wurde, unterm 7. Februar 1855. Schon zweimal sind die Zinsen vertheilt worden, und der Magistrat hat gegen den wohlthätigen Stifter die Rücksicht beobachtet, daß er ihm die Vertheilung überlassen. Ihr gemäß hat der Dinter-Verein für seine 6 Schulen 250 Thlr., und die Vorsteher von 4 andern Klein-Kinder-Schulen, die Herren Weiß, Cosack, Wald und Kahle jeder 25 Thlr. erhalten. Das Vermögen der Tamnau'schen Stiftung besteht zur Zeit aus 10,675 Thlr. in Pfandbriefen, und die jährlichen Zinsen betragen 373 Thlr. 18 Sgr. 9 Pf.

Fragt man noch nach dem gegenwärtigen Zustande des Dinter-Vereins, so erhält man durch den unterm 28. Februar 1857 veröffentlichten zwanzigsten Jahresbericht darüber Aufschlüsse, die nur befriedigen können; es mag aus diesem Berichte hier nur Nachstehendes vermerkt werden.

Die älteste Dinter-Schule, die auf der Laak im November 1836 eröffnete, jetzt Vogelgasse Nro. 6., hat zwei Klassen, eine Lehrerin, eine Wärterin und 192 Kinder. Seit ihrer Eröffnung hat sie 2558 Zöglinge gehabt. — Die zweite Schule, jetzt alte Reiferbahn Nro. 7., mit einer Klasse, einer Lehrerin und einer Wärterin, zählt jetzt 130 Kinder und hat deren gehabt überhaupt 1301. — Die dritte, im Juli 1841 errichtet in der Sackheimer neuen Gasse Nro. 8., hat eine Klasse und 42 Kinder. Die Zahl der seit Eröffnung der Schule aufgenommenen Kinder beträgt 785. — Die vierte, im Mai 1840 gegründete, jetzt Polnisch-Predigerstraße Nro. 15., hat neben einer Lehrerin auch eine Wärterin und 94 Kinder, überhaupt gehabt 1038. — Die fünfte, Münchenhof Nro. 5., zählt eine Lehrerin, eine Wärterin und 170 Kinder, hat aber im Ganzen aufgenommen 1386. — Die sechste endlich, welche im Juli 1843 errichtet wurde, befindet sich Domstraße Nro. 21., hat eine Lehrerin, eine Gehülfin derselben und 96 Kinder, im Ganzen aber 587. Die 6 Schulen nehmen daher zur Zeit 718 Kinder von 2—6 Jahren aus Königsberg auf und haben bisher aufgenommen 7655. Die Einnahme des Vereins betrug in den letzten Jahren 869 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. Die Ausgabe dagegen 733 Thlr. 8 Sgr., so daß ein Bestand von 136 Thlr. 21 Sgr. 11 Pf. verblieb. Das Vermögen besteht in 1123 Thlr.

7 Sgr. 6 Pf., welches, zumeist in geldwerthen Papieren angelegt, sich im Depositorium des Magistrats befindet.

Anhang.

Die in einer obigen Anmerkung verheißenen Lieder sind folgende. Am meisten gefiel das zweite Gedicht, das nach seinem Erscheinen bei jeder Geburtstagsfeier verlangt und wiederholt gesungen wurde.

I. Zum Dinterfeste.

Wenn im Orkane Felsen zittern
Und Woge sich auf Woge bäumt,
Die Blitze zucken, Eichen splittern,
Und Brandung über Klippen schäumt,
Da in dem Sturm sich nicht zu grauen,
Und in dem Aufruhr der Natur
Des Schöpfers ew'ges Walten schauen
Und seiner Weisheit Segensspur:
Das ist der ächte Dintersinn;
Der führet fest durchs Leben hin.

Wenn der Erfüllung heil'ger Pflichten
Sich Machtgebot entgegensträubt,
Und heißt auf Wahrheit zu verzichten,
Und durch der Lüge Gift betäubt,
Da sich nicht vor Gewalt zu beugen,
Und — sollte sie mit Ketten dräu'n,
Wenn auch versteckt in Blüthenzweigen, —
Des Mannes offnes Wort nicht scheu'n:
Das ist der ächte Dintersinn;
Der führet frei durchs Leben hin.

Wenn in den anvertrauten Garten
Dem Gärtner sein Geschäfte winkt,
Um seiner Pflanzen treu zu warten,
Ob Sonne brennt, ob Glatteis blinkt,
Da nie zu weichen einer Lockung,
Die ihn beträg' um Arbeitszeit,
Und dann zu schau'n, wie ohne Stockung
Des Gartens Pflege ihm gedeiht:
Das ist der ächte Dintersinn;
Der führet ernst durchs Leben hin.

Digitized by Google

Wenn sich des Wissens Pfad verschlinget,
Daß man den Weg nicht mehr erkennt,
Und, wo ein Strahl durchs Dickicht dringet,
Wohl mancher ihn ein Irrlicht nennt,
Da nicht die Finsterniß zu scheuen,
Und durch der wahren Forschung Macht
Des Wahnes Dunkel zu zerstreuen,
Daß Tag es werde statt der Nacht:
Das ist der ächte Dintersinn;
Der führet hell durchs Leben hin.

Wenn aufgereizter Sinn die Schranken,
Die festgezognen übersteigt,
Und dann verblendet, statt zu danken
Dem Warner, sich Erbitt'rung zeigt,
Da mit dem Schwachen nicht zu grollen,
Ihm gern zu reichen Freundeshand,
So daß er merke, selbst beim Schmollen
Sei noch das beff're Selbst erkannt:
Das ist der ächte Dintersinn;
Der führet sanft durchs Leben hin.

Wenn bei dem Gange durch das Leben
Nicht Rosen grad' am Pfade blüh'n,
Doch Veilchen und Maaslieb daneben
Den Blick bescheiden auf sich zieh'n,
Da nicht zu zaudern, gleich zu pflücken,
Was freundlich an dem Wege lacht,
Und nicht zu grübeln, ob zu schmücken
Nicht besser wäre Rosenpracht:
Das ist der ächte Dintersinn;
Der führet froh durchs Leben hin.

Wenn jetzt in der Erinn'rungsstunde
Uns Dinters liebes Bild umschwebt,
Und Wehmuth dann die herbe Wunde
Des Herzens zu erneuern strebt,
Da laßt uns schnell die Becher heben,
Und freudig stimme jeder ein:
Noch in dem Grab wird Dinter leben!
Und immer uns ein Vorbild sein:
Wie solcher ächte Dintersinn
Stets führt getrost durchs Leben hin!

Den 29. Februar 1836. **K. Struve.**

11. Das Lied vom alten Dinter *).

Zum 29. Februar 1840.

Mel. Jetzt schwenken wir den Hut rc.

Wir hatten wohl einmal
Einen tapf'ren General;
Im Kampf mit Dummheit und mit Wahn
Führt er uns stets die Siegesbahn,
Das war der alte Dinter,
Der Dinter!

Wie Er so vor uns stand,
Den Stab in seiner Hand!
Die Kremp' auf's greise Haupt gedrückt,
Und Rock und Rüstung ungeschmückt,
Gar wunderlich zu schauen,
Zu schauen!

Wenn Er uns angeblickt,
Hat's uns durchs Mark gezückt.
Da riß Er uns zu Ernst und Lust,
Und haucht uns Muth in uns're Brust,
In Kämpfen auszudauern,
Zu dauern.

Sein Blut, das setzt' er ein,
Sein Gut, das gab er drein
Fürs Heiligthum, wofür er stritt,
Und immer vorwärts ging sein Schritt,
Vorwärts war sein Kommando,
Kommando.

Sein Wort, das war sein Schwert
Womit er schlug und wehrt',
Das er gewichtig niederschwang,
Daß es durch starke Panzer drang
Und durch die dicksten Häute,
Ja, Häute!

Der Held, so stürmt er ein,
Wir lustig hinterdrein,
Da wich die Dummheit, fiel der Wahn,
Da brach der lichte Morgen an,
Wir grüßten ihn mit Jubel,
Mit Jubel.

*) Der Wiederabdruck dieses schon N. P. P B. III. 77 ff. mitgetheilten trefflichen Liedes erfolgt auf besondern Wunsch des Verf. vorstehender Abhandlung.
D. R.

Digitized by Google

Nun ist der Feldherr todt,
Und neuer Kampf ist noth;
Denn unser Feind schaart starke Macht,
Verschanzt sich hinter Trug und Nacht,
Und sucht Succurs beim Teufel,
Beim Teufel!

Nun hilf du, lieber Gott!
Denn dringend ist die Noth;
Schon schleichen sich in uns're Reih'n
Verrath und Feigheit tückisch ein,
Schon mancher ging zum Feinde,
Zum Feinde!

Wohlan, wir steh'n uns bei,
Dem todten Feldherrn treu;
Wird unser Hauf' allmählig klein,
Wir müssen desto tapfrer sein,
Wir hau'n uns durch zu Dinter,
Zu Dinter.

R. F.(atscheck).

III. Zum 29. Februar 1848.

Auch ich, ihr Freunde, bin Student gewesen,
Genoß der Jugendseligkeit,
Auch ich hab' in den Sternen einst gelesen
Die Zukunft einer goldnen Zeit;
Freudig erglühte das feurige Blut,
Allem gewachsen schien strebender Muth.

Und konnt' es anders sein? Denn die Quadriga
Der schönsten Sterne strahlte mir,
Und seltsam funkelnd schwebte der Auriga,
Als winkt' er aufwärts für und für;
Köstlich, ihr Freunde, die mit sich gefreut,
Köstlich war unsre, die glückliche Zeit.

Da strahlte Herbart; in der Seele Tiefen
Drang seines Lichtes heller Blick,
Des Geistes Räthsel, die hier dunkel schliefen, —
Gelöst gab er sie uns zurück,
Zeigt uns zum Tempel der Tugend die Bahn,
Den auf fünf Säulen erglänzen wir sah'n.

Da strahlte **Bessel**, der in weitsten Fernen
Sich heimisch fühlte, wie zu Hauf',
Gespräche hielt mit den entlegnen Sternen,
Der Forschung Adler sendend aus.
Hell hat er Licht in dunkelste Nacht
Bis an die Grenzen der Schöpfung gebracht.

Da strahlte **Burdach** in die tiefen Schachten
Des räthselhaften Daseins Licht,
Ließ uns der Isis Werkstatt kühn betrachten,
Hob ihr den Schleier vom Gesicht,
Priester der heiligen, freien Natur,
Führt' er die Jünger auf göttlicher Spur.

Da sandte **Lobeck** seines Lichtes Klarheit
Erweckend in der Vorzeit Grab,
Die uns den Geist der Schönheit und der Wahrheit,
Den auferstand'nen wiedergab,
Gegen die **Kreuzer** der Dunkelheit
Ewig zum rüstigen Kreuzzug bereit.

So leuchtete die herrliche Quadriga
Begeistrung in des Jünglings Brust,
Und **Dinter** goß als freundlicher Auriga
In's junge Herz uns Reiselust.
Dinter, dein Weg Evangelium,
Dinter, dein Ziel das Elysium!

Die Sterne schwanden — einer nur von allen
Glänzt uns am späten Himmel noch —
Doch in die fernste Sphären soll es schallen:
Quadriga und **Auriga** lebe hoch!
Mögen die Sterne auch niedergehn:
Wahrheit und Licht werden ewig bestehn!

(E. Heinel.)

16. Die Erwerbschule der Frau Dr. Kleeberg.

Es ist oben (Nro. 6.) mitgetheilt worden, wie der Privat-Wohlthätigkeits-Verein die von ihm gegründete Mädchenschule eingehen lassen mußte, weil die geschwächten Mittel des Vereins die Kosten für die Schule, welche auf jährlich 600 Thlr. anzuschlagen waren, nicht mehr darboten. Man sah aber ein solches Eingehen

der Schule nicht gerne, weil man sich von der Nützlichkeit derselben hinreichend überzeugt hatte. Die verwittwete Frau Dr. Kleeberg, welche sich in den Jahren 1826—1836, in welchem letztern Jahre die Schule aufhörte, mit Liebe und Geschick derselben angenommen hatte, wurde daher von mehreren Mitgliedern des Privat-Wohlthätigkeit-Vereins, insbesondere von der Frau Ober-Präsidentin v. Schön dringend ersucht, eine derartige zweckmäßige Anstalt in der Stadt ferner nicht fehlen zu lassen, sondern sie unter ihrem Namen von Neuem zu begründen. Man verhieß ihr dabei jede mögliche Unterstützung, namentlich an Geldbeiträgen. Frau Dr. Kleeberg glaubte einer solchen Aufforderung sich um so weniger entziehen zu dürfen, als ihre Neigung sie dazu trieb, ihre Kräfte der ärmern Volksklasse der Stadt zu widmen. Sie bat daher die vorgesetzten Behörden um die Genehmigung zur Errichtung einer 2klassigen Mädchen-Armenschule für Kinder von 6—16 Jahren und eröffnete die Anstalt, nachdem sie die Erlaubniß erhalten, mit dem 15. October 1836 in dem Hause Münzstraße Nro. 28. Sie bestimmte die Zahl der Schülerinnen auf 80 und wählte zu denselben zunächst die ordentlichsten und fleißigsten der aufgelöseten Schule, deren Zahl das Doppelte erreicht hatte. Lehrer und Lehrerinnen wurden angenommen, und bei der Leitung der Schule fand Frau Dr. Kleeberg Unterstützung durch den Schul-Inspector, Consistorialrath Dr. Kähler und den Kaufmann, spätern Stadtrath F. W. Mutzenbecher.

Die Anstalt erfreute sich allgemeiner Theilnahme. Die Beiträge zur Unterhaltung derselben flossen genügend, und man lobte die einfache und reinliche Kleidung der Schülerinnen. Als Grundgesetz galt es, daß diese nur mit einem linnenen Käppchen versehen die Schule besuchen durften, was nicht nur zur Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit, sondern auch zur Verhütung der Eitelkeit gefordert wurde. Die Anstalt erhielt auch daher den Namen der Hillen-Schule, von dem provinciellen Ausdruck: „Hille" für Linnen-Mütze. Um die Schülerinnen zum Fleiße und zur Geschicklichkeit anzuspornen, dehnte man das Princip des Selbst-Erwerbes, das schon bei der frühern Schule gegolten hatte, noch weiter aus. Man ließ von den vorgeschrittenen Kindern Wäsche u. s. w., theils auf Bestellung, theils zum Verkaufe fertigen und berechnete aus dem Erlöse den einzelnen Arbeiterinnen

ihren Verdienst am Jahresschlusse, um ihnen den Ertrag in Kleidungsstücken, aber nie in baarem Gelde zu geben. Daher der Name der Erwerbschule.

Die erste Conzession zur Errichtung der Schule war vorläufig auf 2 Jahre ertheilt. Vor Ablauf derselben ordnete die Königl. Regierung eine Revision an, und bei derselben ergab es sich, daß ungeachtet aller sonstigen lobenswerthen Eigenschaften der Schule, doch dem wissenschaftlichen Unterricht in derselben zu wenig Rechnung getragen sei, dies aber um so weniger gestattet werden könne, als die Zöglinge der Anstalt bis zu ihrer Einsegnung keinen weitern wissenschaftlichen Unterricht erhielten. Der Vorstand half dem Uebel nach Kräften ab, und die Concession ward erneuert. Hatte die Anstalt schon im Jahre 1837 durch das Wort, welches damals der Kronprinz, indem er dieselbe durch einen Besuch mit seiner Gemahlin beehrte, aussprach: „Hätte der Staat doch viele solcher Schulen!" die ehrenvollste Anerkennung gefunden, so vollendete sich diese im Jahre 1840.

Die Königin nahm bei ihrer Anwesenheit in Königsberg zur Zeit der Erbhuldigung neben andern milden Anstalten auch die Erwerbschule in Augenschein und erklärte sich mit ihr so zufrieden, daß sie nicht allein ein Gnadengeschenk von 100 Thlr. verabreichen ließ, sondern auch einen jährlichen Beitrag von 50 Thlr. verhieß und die Schule unter ihren Schutz stellte. Sie gedieh daher auch in sich ganz wohl, aber die immer sich mehrenden Vereine entzogen ihr auch viele Beiträge.

Auf der andern Seite wurden die Forderungen an den wissenschaftlichen Unterricht höher gestellt und dieser war nur durch neue Geldbewilligungen zu erlangen, an denen es dem Vereine mangelte.

Der Vorstand, welcher nunmehr aus Frau Dr. Kleeberg, dem Kaufmann St. Blanquart, an Stelle des im Jahre 1838 verstorbenen Stadtrath Mutzenbecher, und dem Prediger Dr. Voigdt, an Stelle des im Jahre 1841 pensionirten und von Königsberg fortgezogenen Consistorialrath Kähler, bestand, sah sich daher genöthigt, den Magistrat im Jahr 1844 um eine Beihilfe anzugehen. Diese wurde bewilligt und zwar dem gestellten Antrage gemäß, mit 30 Thlr. jährlich zur Honorirung der wissenschaftlichen Lehrer. Schon im Jahre 1849 machten die bedrängten Geldverhältnisse des Institutes einen Antrag auf Erhöhung der

Beihilfe bis auf 50 Thlr. jährlich nöthig, und auch dieser wurde gewährt. Im Jahr 1852 sah sich endlich das Vorsteheramt zu der Bitte um 100 Thlr. jährlich gedrungen, und fand auch jetzt Erhörung. In diesem Jahre schied Frau Dr. Kleeberg vom Leben. Ihre Tochter, Fräulein Wilhelmine Kleeberg, die schon früher die Mutter unterstützt und vertreten hatte, trat als Vorsteherin ein. Nach dem Tode der Frau Staatsminister v. Schön ließ sich die Frau Oberpräsidenten Eichmann bereit finden, in deren Stelle zu treten und mit gütiger Theilnahme in jeder Art Unterstützung zu gewähren. Das Jahr 1853 führte dem Vereine eine neue und gesicherte Einnahme zu. Der Verein zur Unterstützung und Erziehung armer verwaiseter Mädchen (s. Nro. 8.) hatte seine Auflösung beschlossen und überwies in Folge dessen sein Vermögen, bestehend in 1600 Thlr. in Pfandbriefen, dem Magistrate zu Königsberg mit der Bedingung, die Zinsen davon in halbjährigen Raten der Kleeberg'schen Erwerbschule so lange zugehn zu lassen, als sie sich in der gegenwärtigen Verfassung befinde, im Falle der Veränderung aber einem ähnlichen Vereine zuzuwenden.

So erschien denn das Fortbestehen der Anstalt ziemlich gesichert, doch blieb die Theilnahme des beitragenden Publikums noch immer sehr nöthig. Die Schule selbst muß als ein wahres Bedürfniß betrachtet werden. Abgesehen davon, daß sie so ziemlich in der Mitte der Stadt liegt und also auch darum aushilft, weil die ihr ähnlichen städtischen Armenschulen sich in den Vorstädten befinden, hat sie auch in den 31 Jahren ihres Bestehens viel tüchtige und fleißige Mädchen geliefert. Schade nur ist es, daß das übel verstandene Vorwärtsstreben gar Manche der entlassenen Zöglinge verlockt hat, den Stand der Dienstboten gering zu achten und die Zahl der Schneiderinnen und Putzmacherinnen zu vermehren, oder gar den leichtern und lohnendern Verdienst als Arbeiterinnen in den Cigarren-Fabriken und als Ladenmädchen aufzusuchen. Von denjenigen Mädchen aber, welche als Dienstboten ihr Fortkommen suchen, ist viel Vortheilhaftes bekannt geworden. Ueber die Verwaltung stattet der Vorstand alle Jahre Bericht in den öffentlichen Blättern ab. Wir ersehen aus dem letzten, daß die Einnahme vom 1. October 1856 bis dahin 1857 überhaupt 830 Thlr. 13 Sgr. 10 Pf. betragen hat, und daß in

derselben auch die von der Königin gewährten 50 Thlr., sowie die vom Magistrate bewilligten 100 Thlr. und die Zinsen aus dem Abs'schen Vereine mit 55 Thlr. 15 Sgr. aber auch 155 Thlr. 8 Sgr. 7 Pf. an Arbeitsverdienst von den Schülerinnen enthalten sind. Die Ausgabe betrug 739 Thlr. 5 Sgr. 8 Pf. und weiset auch die Kosten für die den Schulkindern überwiesenen Kleidungsstücken und gemachten Weihnachtsgeschenke nach. Außer dem hienach verbliebenen Bestande von 91 Thlr. 8 Sgr. 2 Pf. besitzt die Anstalt ein Kapital von 200 Thlr. in geldwerthen Papieren. Die Zahl der Schülerinnen ist 85. Es ergiebt sich also aus der vorstehenden Berechnung, daß die Zuschüsse und sonstigen Gaben um so weniger ausreichen, als die jährlichen Beiträge von Zeit zu Zeit immer abnehmen, und daß daher noch andere Mittel aufgesucht werden müssen, um das Institut zu erhalten. Dahin gehören das Einsammeln und der Verkauf von eingelieferten Handarbeiten, die Aufführungen von Concerten u. s. w. Die bisherigen Erfahrungen berechtigen zu der sichern Erwartung, daß es der Anstalt niemals an der erforderlichen Beihilfe fehlen werde, so lange sie dem vorhandenen Bedürfnisse entspricht.

(Fortsetzung folgt).

K. H. Partisius

Digitized by Google

II. Correspondenz.

---

8 **Lyck**, den 10. April 1858. Fast müßte man um Entschuldigung bitten, wenn man sich erlaubt, aus dem übel beleumundeten Masuren eine Correspondenz in Ihre Blätter zu senden. Ist es noch dazu ein Ausländer, der fern von Rücksichten des lokalen Patriotismus Solches unternimmt, so dürften die Meisten mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Inhalt nicht gerade rühmend ausfallen möchte. Indeß werde ich mich für dies Mal bemühen, die Lichtseiten des Masurischen Landes, insonderheit der näheren Umgebung, sine ira ac studio hervorzukehren. — Eine gewisse Befriedigung gewährt ja für den Einwohner Lyck's schon der Gedanke, in einer Hauptstadt zu wohnen. Gilt doch eben unser Lyck für die Hauptstadt Masuren's. Und nicht Wenige reden von dem Glanze dieser Capitale mit einer Begeisterung, die eines erhabneren Ideales würdig wäre. Einzelne stellen unsere gute Stadt in Beziehung auf Lieblichkeit der Umgebung den renommirtesten Städten des Mittel-Rheins gleich. Und erzählt man sich doch noch immer mit nicht geringer Genugthuung, wie vor Jahren ein preußischer Prinz die Stadt Lyck auf geistvolle Weise mit Coblenz verglichen habe.

Um in diesen Enthusiasmus einzustimmen, dazu gehört freilich eine tüchtige Portion von kleinstädtischem Patriotismus und eine großartige lokale Befangenheit. Indeß eine gewisse Wahrheit ist jener Meinung nicht abzusprechen. Masuren hat seine eigenthümlichen Schönheiten, wie sie vornehmlich durch das Ineinandergreifen von Hügeln, Wäldern und Seen hervorgebracht werden. Diese fallen um so mehr ins Gewicht, als die Provinz — von den Küstenlandschaften abgesehen — überhaupt der Art wenig bietet. Rechnen wir dazu die in mehr als einer Beziehung interessanten Erscheinungen, welche die Bevölkerung dieses Landstrichs darbietet: so dürfte es manchem Provinzialen zu empfehlen sein,

sich ein Mal zu einer Vergnügungsreise nach unserer Gegend zu entschließen, um Masurens Land und Volk in nähern Augenschein zu nehmen. Freilich ist es eine alte Erfahrung, daß nur Der wahren Genuß an solchem Ausfluge haben kann, der sich und seine Ansprüche den Verhältnissen der Landschaft accomodirt. Schlechte, oft unpassirbare Wege, schauerliche Sandpartien, steinreiche Gefilde, vorzüglich aber Ertragen von Hunger und Durst (denn Gasthöfe sind hier ein großer Luxus-Artikel!), das sind Dinge, welche der Tourist nolens volens hier vor Allen mit in den Kauf nehmen muß. Läßt sich doch auch diesen an sich prosaischen Vorkommnissen leicht eine poetische Seite abgewinnen. Je geringer die Erwartungen sind, die gerade der Ausländer, der das Unglück hat, in diese Gegend verschlagen zu werden, von seiner neuen Heimath hat: um so mehr findet er sich überrascht von den lieblichen Landschaften, die neben den einförmigsten Einöden vor seinem Blicke sich aufthun. Lyck selbst mit seiner weitern Umgebung liefert dazu Belege.

Von unserem „Roßgarten" — dem einzigen „Vergnügungslokale" außerhalb der Stadt — aus gesehen, erscheint zur Linken der auf dem hohen Ufer des Sees gelegene Ort in einer Lieblichkeit, welche das Innere des Städtchens nur zu sehr als Täuschung erkennen läßt. Dazu im Vordergrunde die inmitten des weiten Wasserbeckens gelegene Insel mit der Domaine und dem Gerichtsgebäude — dem früheren Schlosse — auf beiden Seiten durch Brücken mit dem Festlande verbunden; im Hintergrunde der dunkle Baranner Forst und das reizend in einer tiefen Bucht versteckt liegende Dörfchen Sybba (die Villegiatur der Lycker Potentaten); zur Rechten in größerer Ferne eine weit ausgedehnte Hügelkette mit einzelnen grotesken Spitzen und Kuppen. Das Alles gewährt ein vollkommen schönes und harmonisches Gesammtbild. Auch die weitere Umgebung unserer guten Stadt ist nicht arm an schönen Parthien. Die nordwestlich gelegnen Schedlisker Berge finden eine malerische Ansicht bis in die fernen Gefilde Polens; über sie hinweg führt uns ein an Gebirgsschönheiten reicher Weg durch den dunklen Wald und zuletzt durch wilden Felsenpaß nach Milchbude — einer überaus romantisch gelegenen Försterei, eine Meile von der Stadt, deren gemüthvoller und intelligenter Besitzer den Honorationen Lycks manche erquickende Stunde bereitete. Nicht minder gehören die Sarker und Monker Berge zu den sehenswerthen

Parthien. An anderen Orten, wie in Mrossen am Sellment-See, entzückt uns die Biederkeit des Besitzers, der die umliegende Landschaft in einen reichen Park verwandelt hat.

Am meisten an deutsche Gebirgsgegenden erinnert die Umgegend des Dorfes Gonsken, der Poststation zwischen Lyck und Oletzko an der Straße nach Insterburg. Ein See, über eine halbe Meile lang, füllt zum großen Theil das von bedeutenden, meist bewaldeten Höhen umschlossene Thal aus: die vielfach wechselnde Aussicht auf diesen Höhen hat uns in der That von ferne an Alpenlandschaften gedenken lassen.

Vor Allen aber rechne ich zu den Glanzpunkten Masurens die Strecke von Rhein bis Johannisburg. Es lohnt sich wol der Mühe, diese Tour zu Wasser auf dem Masurischen Dampfer zu unternehmen. Je unangenehmer der Reisende von dem Städtchen Rhein berührt wird, das an Langweiligkeit seines Gleichen sucht, um so erquickender ist die Wasserfahrt nach Johannisburg. Die breite Wasserstraße des Sees führt uns zunächst nach Nikolaiken, fortwährend zwischen anmuthigen Bergen, die sich an dem erwähnten Orte eng zusammenschließen. So ist denn diese im Munde des Volkes durch den unter der Brücke liegenden großen Stint berühmte Stadt fast auf allen Seiten von schroff aufsteigenden Bergen eingeschlossen, mitten inne die klaren Wasser des Sees. Und wie sehr wird der Fremdling überrascht, in dem so unbedeutenden Städtchen höchst elegante Etablissements anzutreffen, und mit einer im vollen Sinne des Worts intelligenten und gemüthvollen Bevölkerung Bekanntschaft zu machen. Und nun vollends die weitere Fahrt über die herrliche Fläche des Spirding-Sees, der im Norden und im Westen von den prächtigsten Waldungen umgeben ist; dazu im südlichsten Theile die liebliche Insel Fort Lyck mit dem mindestens von Weitem alterthümlich erscheinenden Schlosse, gegenüber Friedrichswerder, ein anderes Eiland.

Ist nun der Tourist solcher Gestalt einiger Maaßen von Naturschönheiten übersättigt, so bietet ihm die weitere Kanalfahrt wieder in anderer Beziehung Interessantes. Wir haben nun hinlänglich Muße, unsere Kenntnisse der Wahrscheinlichkeitsrechnung aufzufrischen und ergötzliche Beobachtungen darüber anzustellen, in welchem Momente unser Dampfer festsitzen möge. Denn stöhnend schreitet das Boot schneckenartig langsam vorwärts. Oft meinst

Du, der Kiel des Schiffes stoße an; denn die Wassermenge unserer Masurischen Kanäle ist lächerlich gering; doch wurde uns damals das unverhoffte Glück zu Theil, wenn auch mit vielfachen Hindernissen und mancherlei Aufenthalte, doch zuletzt glücklich und wohlbehalten in das tiefere See-Becken hineinzugelangen. Da erscheint uns denn schließlich die gastliche und freundliche Stadt Johannisburg überaus willkommen. —

Sind jene Naturschönheiten schon an sich nicht gering anzuschlagen, so steigt ihr Werth auch in unseren Augen in Anbetracht des Umstandes, daß wir so weit von dem Centrum des materiellen und geistigen Lebens unserer Provinz entlegen wohnen. In der That wird es wol nicht viele größere Orte in unserer Provinz geben, die in gleicher Weise isolirt sind. Dem Ausländer fällt das viel drückender und wird es ihm weit auffälliger als dem Einheimischen. Denn während dieser, der Tradition der Vorfahren folgend, nicht gerade große Ansprüche an das Leben in dieser Beziehung macht, so ist Jener nichts weniger als angenehm berührt von dem eigenthümlichen Stillleben, zu dem er sich hier verurtheilt sieht. Die allgemeinen Verhältnisse der Provinz im Großen — so scheint es — spiegeln sich hier im Geringfügigsten ab. Die Provinz Preußen, so bedeutsam ihre Geschichte ist und so mächtig sie in mancher Beziehung in das Deutsche Leben eingreift, so sehr ist sie doch bis in die neuesten Zeiten durch ihre Lage isolirt gewesen; und ob das Land auch durch Deutsche Kultur geworden ist, was es ist, so will es uns doch scheinen, als ob gerade das eigenthümlich Deutsche Leben nicht recht durchgedrungen wäre. Wir übersehen dabei nicht, wie bedeutend gerade in dieser Provinz die Großstädte und die an den großen Verkehrsstraßen gelegenen Ortschaften vor Gegenden wie die unseren hervortreten.

Masuren scheint denn nun wirklich der isolirteste Theil der isolirten Provinz zu sein. Erst seit zwei Jahren ist Lyck durch Chaussee mit Insterburg verbunden. Seit Jahren freilich ist die Rede von dem Bau einer Chaussee nach Lötzen, die uns also mit Königsberg in direkte Verbindung bringen würde. Aber so dringendes Bedürfniß dieselbe auch ist, bis jetzt ist nicht der mindeste Anfang gemacht; ja es wird von sonst gut unterrichteter Seite mit-

getheilt, daß das Projekt überhaupt aufgegeben sei. Unsere Nachbarstadt Johannisburg baut dagegen rüstig an der Straße nach Arys um von da über Rhein durch fortlaufende Chaussee mit der Hauptstadt der Provinz verbunden zu werden. Der eigentliche Grund jener Verzögerung oder gänzlichen Aufgebung des Lötzener Chaussee-Baues ist uns nicht bekannt geworden. Doch will es uns dünken, als ob die Klagen der Provinzialen, wie sie vielfach gehört werden, nicht recht begründet wären, daß die Regierung für diese Provinz weniger thue als für alle anderen. Viel wichtiger dürfte der Grund in dem geringen Eifer und der noch geringeren Opferbereitwilligkeit der Kreisangehörigen selbst liegen. Man erwartet eben, daß Alles von Oben her gethan werden soll, und läßt es im Uebrigen gehen, so lange es irgend geht.

Daß unser Canalisirungs-Projekt keine bessere Zukunft habe als der erwähnte Chaussee-Bau, ist unschwer einzusehen. Es handelt sich nämlich um eine Wasser-Verbindung zwischen Lyck über Arys nach Johannisburg. Daß dieselbe an sich sehr vortheilhaft und Gewinn bringend wäre, steht fest. Auch soll das Terrain keine bedeutenden Schwierigkeiten darbieten. Ob aber dennoch die Kosten des Baues zu dem Vortheil und der Dringlichkeit desselben in entsprechendem Verhältniß stehen — darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Genug! seit Jahr und Tag verlautet nichts mehr darüber; und so lieblich auch das Bild ist, welches die Phantasie der Lycker Patrioten entwirft — wie das brausende Dampfroß die Wogen unseres Sees durchschneidet und an der Brücke anlegt, — an die wirkliche Ausführung des Planes wird wol nicht zu denken sein. Dafür trösten sich Andere mit der Anlage einer Eisenbahn. Und es ist nicht zu leugnen, daß nach Vollendung der Gumbinner Bahn Königsberg uns bedeutend näher gerückt sein wird, wenn auch Handel und Wandel sich nicht Viel davon versprechen. Wenn aber das Publikum sich mit der Hoffnung einer Königsberg-Lötzner Bahn trägt, — die dann freilich auch Lyck erreichen könnte — so ist das doch nichts Anderes als ein Phantasiegemälde, welches die lange Weile geschaffen hat.

Unsere Verbindung mit Lötzen und Johannisburg also ist für jetzt noch von sehr zweifelhaftem Werthe; nur auf Oletzko resp. Insterburg führt Chaussee; nach dem Süden zu endlich, mit dem benachbarten Königreich Polen wird zwar ein sehr lebhafter

Handel getrieben, der dem von Johannisburg wenig nachstehen mag. Aber wie es in der Natur der Dinge liegt, geht das mehr im Stillen vor sich, und wer damit nicht unmittelbar zu thun hat, erfährt nur wenig. Im Uebrigen ist Polen so ziemlich eine Terra incognita; der persönliche Verkehr mit unseren polnischen Nachbarstädten — Garjewo, Raygrod, Suwalki und anderen — ist überaus gering, wenn gleich gegenwärtig die Grenz-Verhältnisse wenig oder gar keine Schwierigkeit mehr darbieten. Freilich, wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren! —

Ist nun Lyck, äußerlich genommen, so vereinsamt und isolirt: so wäre doch der Schluß ein unberechtigter, daß es auch dem geistigen Verkehr fern stehe. In dieser Beziehung erweist sich Lyck in der That als die wahre Hauptstadt Masurens. Diese Bedeutung hat die Stadt schon durch sein Gymnasium, das einzige in Masuren, welches gegenwärtig gegen drittehalb hundert Schüler hat — eine in Erwägung der ungünstigen und abgelegenen Lage sehr bedeutende Summe. Ein neues, schönes Gymnasialgebäude wird im kommenden Herbst auch äußerlich die Würde der Anstalt in glänzenderes Licht stellen als das bisherige alte Gebäude, eine Rumpelkammer, welche dann in Zukunft zum Centralpunkt des Magistrats und zur Stadtschule benutzt werden soll. Dazu kommt dann unser Kreis-Gericht, eines der größten an der Süd-Grenze wie denn auch Lyck, abwechselnd mit Angerburg, der Sitz des Schwurgerichts für Masuren ist.

Die beiden genannten Corporationen dürften naturgemäßer Weise die intelligentesten Elemente der Bevölkerung darstellen. Was die Geistlichkeit anbetrifft, so spielt wenigstens der ländliche Clerus keine große Rolle — welche Erscheinung nach seinen Gründen zu erklären, hier nicht der Ort ist. Unsere beiden städtischen Pfarrer dagegen entfalten eine sehr anerkennenswerthe Thätigkeit. Von unseren Gutsbesitzern rühmt man allseitig biedere Gastfreiheit, erfrischende Gemüthlichkeit und dergleichen mehr. Ist davon auch wenig zu sehen, so muß man es nach der allgemeinen Versicherung doch am Ende glauben. Die eigentliche Bürgerschaft der guten Stadt Lyck hat sich weiland viel mit politischen Fragen beschäftigt und thut deshalb gegenwärtig gut daran, beim Bierkruge lieber weniger ideale Gegenstände zu diskutiren, oder — wenn der Stoff

Digitized by Google

ausgeht, und das geschieht sehr oft — zum Zeit verkürzenden Kartenspiel seine Zuflucht zu nehmen.

Dies die Bevölkerung. Unter derselben treffen wir relativ genommen, einen nicht geringen geistigen Verkehr, wie ihn in dieser Weise nur wenige Städte von gleicher Größe in der Provinz haben mögen. Die Leihbibliothek des Oberlehrer Chrzescinski gilt für eine der besten in der ganzen Provinz; ein Lese-Verein, dessen Dirigent der Oberlehrer Gorzitza ist, vermittelt uns alle irgend bedeutenden Erscheinungen aus der neuesten Literatur: ein anderer von mehr wissenschaftlichem Charakter hält die bedeutendsten Zeitschriften. Ein stehendes Winter-Lese-Kränzchen endlich vereinigt einen zahlreichen Kreis zu anregender Lectüre auf allen Gebieten der Wissenschaft.

Auch hat Lyck den Ruhm, kürzlich eine landwirthschaftliche Zeitschrift hervorgebracht zu haben. Seit Januar d. J. erscheint die Masovia, technisches Centralblatt über Landwirthschaft, Handel, Gewerbe und Industrie für Masuren, herausgegeben vom Oberlehrer Menzel, einem auch sonst auf anderem Gebiete (Seidenzucht, Buchdruckerei, Lithographie) verdienten Manne. Soweit das Blatt uns jetzt vorliegt, verspricht es sehr gediegene Leistungen; jedenfalls ist das Unternehmen aller Unterstützung werth. Die nicht geringe Zahl tüchtiger Mitarbeiter und die rastlos schaffende Thätigkeit des Redakteurs lassen das Beste hoffen. Indeß hat trotzdem das Blatt bis jetzt noch zu wenig Anklang gefunden.

Auch noch ein anderes Blatt ganz eigenthümlicher Art erscheint hieselbst, der „Hammagyd“ (d. ist der Anzeiger) des Rabbiners Silbermann in der hebräischen Nationalsprache, welches politische, litterarische, merkantile Nachrichten nach den fernsten Gegenden Polens und Rußlands, ja selbst bis in fremde Welttheile unter der israelitischen Bevölkerung verbreitet.

III. Mittheilungen.

[Rückblick auf Danzigs Handel im Jahre 1857.] Der von den Aeltesten der Danziger Kaufmannschaft herausgegebene Bericht über den Handel und die Schifffahrt Danzigs im Jahre 1857 muß in mehrfacher Beziehung als ein wichtiges und interessantes Document angesehen werden. Nicht allein, daß das reiche statistische Material über das abgelaufene, in den Annalen der Handelsgeschichte höchst bedeutungsvolle Jahr sehr belehrende Aufschlüsse gewährt; auch Fragen von allgemeiner Bedeutung sind einer gründlichen und umfassenden Erörterung unterworfen, Fragen, welche weit über unsere Stadt hinausreichend, das Interesse der Ostseeprovinzen und des gesammten Vaterlandes betreffen.

An erster Stelle erwähnt der Bericht eines für den Handel und die Schiffahrt der Ostsee höchst bedeutungsvollen Ereignisses, der Aufhebung des Sundzolls. Wie drückend derselbe gewesen, mag aus einem Beispiele hervorgehen. Von unserem Haupt-Export-Artikel, Weizen, mußte bei einem Durchschnittspreise von 120 bis 160 Thlr. pr. Last, 1 bis 1½ Prozent als Zoll entrichtet werden, ein so erheblicher Prozentsatz, daß es immer schwerer und schließlich unmöglich werden mußte, gegen die durch ihre Lage in dieser Hinsicht begünstigten Handelsstädte die Concurrenz zu behaupten.

Man brachte dieses so glückliche Ereigniß mit anderen theils schon verwirklichten, theils in Aussicht gestellten Maßnahmen in Verbindung: mit der Vollendung der Ostbahn, der Regulirung des Weichselbettes, des Anschlusses an die Stettin-Cösliner Eisenbahn, und sah schon im Geiste Danzig seine alte Blüthe als Emporium des europäischen Handels wiedergewinnen, ja man dachte sich schon in die Zeit hinein, da auch die letzte, schwerste Schranke, die polnische Grenzsperre fallen sollte.

Leider erscheinen die meisten dieser Hoffnungen noch in weite Ferne gerückt. Manche Maßregeln treten ihnen neuerdings noch hindernd entgegen.

Vor Allem wird als solcher Erwähnung gethan der Erhöhung des Waaren-Transport-Tarifs für die Ostbahn. Man hatte erwartet, daß die Staatsbehörde ihrem öffentlich ausgesprochenen Vorhaben, aus dem Betriebe der Staatsbahnen nicht erhebliche Gewinne erzielen, dieselben vielmehr als Anstalten zur Erleichterung des Verkehrs betrachten zu wollen, folgen und die höheren Tarifsätze der Berlin-Stettiner-Eisenbahn-Gesellschaft bei Vollendung der Ostbahn außer Ansatz bringen würde. Indeß ist der Tarif der Transportkosten für Getreide bis auf 50 Prozent erhöht. Sofort mit dieser Erhöhung tritt die unausbleibliche Folge ein: Abnahme der Versendungen mit der Eisenbahn, wie dies aus den im Berichte mitgetheilten statistischen Angaben schlagend hervorgeht.

Wenn ein anderer Uebelstand, der Mangel an Güterwagen, jetzt nicht mehr fühlbar wird, so liegt der Grund eben in dem geringeren Begehr, bewirkt durch die Tariferhöhung.

Haben die großen Brückenbauten einen erheblichen Kostenaufwand erfordert, so wird vorgeschlagen, hiefür einen mäßigen Brückenzoll zu erheben, nicht aber den ganz unbetheiligt bleibenden Verkehr der sogenannten Weichselstädte (Dirschau, Mewe, Graudenz, Culm, Bromberg) mit Danzig zu belasten.

Die Regulirung des Strombettes der Weichsel und ihrer Nebenflüsse in Polen, Gallizien und Rußland, an welchen Wunsch sich unmittelbar der nach Beseitigung der Zollschranken anschließt, bilden den nächsten Gegenstand der Betrachtung. Es wird auf die beiden naturgemäßen Wasserwege hingewiesen, welche gemeinsam in Danzig, dem Mündungspunkte der Weichsel beginnend, die Ostsee und das schwarze Meer mit einander verbinden, einestheils bei Odessa, andrentheils bei Cherson in dasselbe mündend. Der Verwirklichung dieses Gedankens, der Danzig unfehlbar zur Höhe seiner größten ehemaligen Handelsblüthe emporheben würde, stehen bisher noch theils geographische theils politische Hindernisse entgegen. Die Beseitigung beider erscheint allerdings noch in weite Ferne gerückt. Die ersteren haben bereits in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Staatsbehörden auf sich

gelenkt. Dieselben haben in dankenswerther Weise Anstalten getroffen, um auf preußischem Gebiete den beregten Uebelständen entgegen zu arbeiten. Der große Gedanke der directesten und billigsten Verbindung des Orients mit dem Occident würde allerdings erst dann zu realisiren sein, wenn die Stromregulirungen und die erforderlichen Canalanlagen auch von den Zwischenländern aufgenommen würden. Daß Seitens unserer Stadt dieses ferne, aber ersehnte Ziel, welches dem gesammten Handel der preußischen Ostseeprovinzen einen ungeahnten Aufschwung geben würde, nicht aus den Augen verloren wird, beweiset die Niedersetzung eines Comité's, welches den betreffenden Gegenstand bearbeiten und nach Kräften befördern soll.

Wären es die geographischen Schwierigkeiten allein, so ließe sich gewiß eine baldige und nicht allzuschwere Abhülfe hoffen. Einen viel stärkeren Hemmschuh aber bildet die Sperrung der polnischen Grenze durch hohe Zölle und mannigfache andere Behinderungen. Es wird auf die Handels- und Schiffahrtsverträge von 1815, 1818 und 1825 hingewiesen. Weniger aus diesen, noch zu Rechte bestehenden Bestimmungen, als aus der Natur des Handels selbst, der von Jahr zu Jahr mehr aus den engen Schranken lokaler Abgeschlossenheit zu kosmopolitischer Bedeutung sich erhebt, so wie aus dem System, welches Rußland in neuester Zeit vertritt, da es durch Eisenbahnen eine Verbindung mit der westlichen Welt anstrebt, wird die zwar noch ferne aber sichere Hoffnung abgeleitet, daß auch diese Schranke der Zeit, die Alles Unnatürliche beseitigt, zum Opfer fallen werde.

Von diesen ferner liegenden Betrachtungen wendet sich der Bericht zu anderen von mehr lokaler Natur.

Zunächst wird der Verlegung des Telegraphen-Büreaus vom Bahnhofe nach der Börse Erwähnung gethan.

Sodann wird die Bedeutung der Handelskrisis von 1857 für unsern Ort in Betrachtung gezogen und mit großer Genugthuung anerkannt, daß Danzig im Ganzen und Großen sich von den zu Tage kommenden schlimmen Gebrechen frei erhalten hat. Die Ursachen jener Krisis werden in Folgendem gesucht: 1) in der vom national-ökonomischen Standpunkte aus verwerflichen Anlegung und Zersplitterung von Capitalien in unproductiven und theilweise unzeitgemäßen Creditanstalten und Actien-Unternehmungen;

2) in einer künstlichen, der natürlichen Werthbestimmung sich entgegenstellenden Aufrechthaltung hoher Waarenpreise; 3) in der sogenannten Wechselreiterei. Die erste dieser Ursachen liegt unserem Platze ganz fern. Die Neuzeit hat kein anderes, irgend umfangreiches Actienunternehmen bei uns entstehen sehen als die Privatbank. Und diese hat in schwierigster Zeit durch ihre umsichtige und liberale Leitung sich in so hohem Grade bewährt und dem wankenden Vertrauen so kräftige Stützen geboten, daß ihr die größte Anerkennung gezollt und der Wunsch für eine noch freiere Entfaltung ihrer Kräfte ausgesprochen werden muß. Auch die zweite jener Ursachen, die künstliche Aufrechterhaltung der Waarenpreise fällt für Danzig fort, da für alle hiesigen Artikel ein den natürlichen Gesetzen folgender Preisrückgang nachzuweisen ist. Dagegen hat die dritte der Ursachen, die Wechselreiterei, verbunden mit übermäßiger Benutzung von Blanco-Crediten, auch bei uns seine Rolle gespielt und den Sturz einiger Firmen herbeigeführt. Doch ist deren Zahl nur sehr gering und hat den altbegründeten Ruf der Solidität unserer Börse nicht erschüttern können.

Daß die Krisis ihre verheerenden Wirkungen auf unsern Platz, ja auf den gesammten Handel Preußens, in verhältnißmäßig so geringem Grade entfaltet hat, wird vor Allem der zeitweiligen Suspension der Wuchergesetze zugeschrieben. Die wohlthätige Wirkung dieser Verordnung und die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit einer dauernden, vollständigen Befreiung des Zinsfußes wird zur Evidenz dargethan. Schließlich geschieht im allgemeinen Theile des Berichtes noch unserer Handels-Akademie Erwähnung, welche jetzt unter der vortrefflichen Leitung des Prof. Dr. Bobrick (ehemals an der Universität in Zürich) in erfreulichster Weise gedeiht.

Aus dem speciellen Theile des Berichts heben wir Nachstehendes heraus.

Der Getreidehandel hat im Jahre 1857 einen viel bedeutenderen Umfang erreicht als in den Jahren vorher. Derselbe ist jedoch wenig nutzenbringend gewesen, theils wegen der allgemeinen Ernteverhältnisse, theils wegen der Einwirkungen der Geldkrisis. So wenig erfreulich also im Ganzen die Resultate gewesen sind, unsere Kaufleute haben den gefahrbringenden Irrthum von sich fern gehalten, durch eigenwilliges Festhalten an hohen Preisen, den

Werth der Waaren feststellen zu können. Schon der bloße Versuch, den Gesetzen des Welthandels, der die Schranken lokaler veralteter Ansichten und Institutionen von sich abgeschüttelt, Trotz zu bieten, hätte den furchtbarsten Ruin zur Folge gehabt.

Der monatliche Durchschnittspreis des Weizens ging von 144 Thlr. pr. Last (December) bis 224 (Juni). Der höchste Stand war 240 Thlr. Die Hauptversendung ging nach England (28,515 Lasten). Roggen hatte den höchsten Durchschnittswerth von 112 Thlr. pr. Last (Mai — Juni), den niedrigsten von 76 Thlr. (December).

Nach England gingen 1624 Lasten, nach Schweden und Norwegen 4051 Lasten, nach Holland 3860 Lasten, nach Dänemark 2608 Lasten.

Gerste behauptete einen verhältnißmäßig hohen Preisstand, da deren Consumtion zur Anfertigung von Porterbier und bairischem Bier alljährlich sich steigert. Sie stand zeitweise höher als Roggen, hatte den höchsten Preisstand im September mit 108 Thlr. pr. Last, den niedrigsten am Ende des Jahres mit 80 Thlr.

Kartoffeln haben einen sehr reichlichen Ertrag gegeben und halten sich gesund. Der Preis stellte sich auf 12—16 Sgr. pr. Scheffel. Die anderen Getreidearten, wie Hafer und Erbsen, so wie Rübsamen, Raps und Leinsaat, zeigen in ihren Preisverhältnissen ähnliche Schwankungen wie die oben angeführten Hauptgetreidearten.

Die Geldklemme bewirkte einen fast gänzlichen Stillstand im Holzgeschäft, der auch heute noch andauert und dessen allmählige Lösung sich erst bei Wiedereröffnung der Schifffahrt, vor Allem aber erst mit Rückkehr des Vertrauens in der Geschäftswelt hoffen läßt. —

Am 1. Jan. 1857 befanden sich im Hafen	84	Schiffe;
im Jahr 1857 sind eingekommen . .	1892	"
" " — " neuerbaut . . .	13	"
zusammen	1989	"
von hier abgesegelt	1843	"
verblieben also am 17. Jan. 1858	146	"

Bei andauernd niedrigen Frachten wäre die Rhederei von bedeutenden Verlusten betroffen, wenn nicht die Aufhebung des Sundzolls den Schaden wenigstens theilweise ausgeglichen hätte. Das

Mißverhältniß zwischen Ein- und Ausfuhr (82,000 zu 218,000 Lasten) ist lediglich den russischen Zollschranken und der Versandung der Weichsel zuzuschreiben, ein günstigeres Verhältniß demnach nur von der Beseitigung dieser beiden, oben ausführlicher behandelten Factoren zu hoffen.

Der Werth unserer Schiffe wird auf 2½ Millionen Thaler angegeben. Der augenblickliche Stand der hiesigen Rhederei beläuft sich auf 120 Schiffe mit 31,736 Normal-Lasten, von denen indeß neuerdings die beiden der Dampfschiff-Rhederei-Actien-Gesellschaft gehörenden zwei Schraubendampfer bedeutende Havarieen gemacht haben, so daß einer derselben für vollständig verloren anzusehen ist.

Im Neubau begriffen sind 9 Schiffe, ein Beweis, daß die ungünstigen Resultate des Jahres 1857 die Unternehmer nicht gerade abschrecken. Sehr nachtheilig auf den Schiffsverkehr wirkte die politische Störung in Indien und China.

Im Ganzen haben 23 Dampfer die Weichsel befahren (4 Schleppdampfer für Danziger Rechnung von zusammen 230 Pferdekraft, welche bis Warschau und zur gallizischen Grenze hinauffuhren, ferner 5 Bromberger, 2 Elbinger, 12 polnische).

Die gegenwärtigen Erfahrungen auf diesem Gebiete ergeben, daß flach gebaute Dampfer mit 100 Pferdekaft die Weichsel befahren können und daß ebenfalls flach und spitz gebaute Schleppkähne bis jetzt noch den kleinsten Wasserstand besiegen.

Haupthindernisse für die gedeihliche Entwickelung des Stromverkehres bilden: 1) der Eisenzoll; 2) die zeitweiligen, kurzstreckigen Versandungen; 3) die Sperrung durch andere Fahrzeuge. —

Im Waarenhandel hat sich die erschütternde Krisis am stärksten und fühlbarsten geltend gemacht. Auch einige örtliche Verhältnisse treten demselben hemmend entgegen, namentlich die hohen Sätze für die Benutzung der Königlichen Niederlagsräume, die beschränkte Räumlichkeit des Seepackhofes, der Mangel eines Entlöschungsraumes in Neufahrwasser, endlich die Aufrechthaltung des Regulativs vom 14. Febr. 1849, welches dem jetzigen gesteigerten Verkehr nicht mehr entspricht. —

Das Spiritusgeschäft ergab ein sehr ungünstiges Resultat wegen des rapiden Fallens der Preise und der Unmöglichkeit, Versendungen nach Frankreich zu machen. Der höchste Preisstand

war im August $26\frac{1}{2}$ Thlr., der niedrigste im December $14\frac{2}{3}$ Thlr. pr. 9600 %. —

Die sanguinischen Hoffnungen, in den Weichselgegenden bedeutende Braunkohlenlager auszubeuten und durch sie die englischen Kohlen zu verdrängen, haben sich bis jetzt durchaus nicht verwirklicht, da die bei Schwetz gefundenen Braunkohlen höchst gehaltlos befunden und nach den ersten Versuchen aufgegeben wurden. —

Die Eisenfabrikation litt ebenfalls unter den allgemeinen Verhältnissen, außerdem aber noch durch die Dürre des Sommers, die manche Hammerwerke aus Wassermangel zum Einstellen ihrer Arbeit nöthigte.

Die Aeltesten der Kaufmannschaft schließen den Bericht mit den Worten:

„Wir mögen unsern diesjährigen Handelsbericht nicht schließen, ohne unser Bedauern darüber auszusprechen, daß die früher so berühmte Handelsstadt Danzig noch immer den Rang unter den Weltmärkten nicht wieder einnimmt, denn ihre ausgezeichnet glückliche Lage an dem Ausflusse eines gesegnete und culturfähige Länder durchziehenden Stromes ihr einräumen sollte. Im Vorhergehenden haben wir Veranlassung genommen, die Ursachen zu bezeichnen, die einer großartigen Entwicklung des Handels sich hindernd entgegenstellen. Möge wenigstens die Hoffnung uns nicht täuschen, daß künftige Zeiten unserm Kaufmannsstande die Wege öffnen und bahnen mögen, auf denen er in das Herz eines großen und reichen Hinterlandes dringen kann. Nur die Beseitigung des russischen Absperrungssystems und die Schiffbarmachung der Weichsel sind im Stande, Danzig zu einer Vermittlerin des Ostens mit dem Westen zu machen, d. h. es eine Rolle spielen zu lassen, die es zu einer Handelsstadt ersten Ranges erhebt." — □

[**Wartenburg im Ermlande.**] Es dürfte in unserer Provinz schwerlich ein landräthlicher Kreis zu finden sein, der in einem Zeitraume von c. 20 Jahren einen erfreulichern Aufschwung in jeder, namentlich auch in landwirthschaftlicher Beziehung erfahren, als der an der südwestlichen Grenze des Ermlandes gelegene Allen-

steiner Kreis. Im Jahre 1836 fand man dort schlechte Wege, Tausende von Morgen versumpfter Wiesen, die Bodencultur, mit geringer Ausnahme allein auf Seiten größerer Besitzungen, vernachläßigt, die Bauerdörfer im tiefsten Verfall, so daß Besitzer von 3 Hufen an lebendigem Inventario ein Pferd und eine Kuh besaßen, namentlich die kleinen Güter so tief verschuldet, daß sie für kleine Summen in der Subhastation verkauft wurden, der früher blühende Garnhandel verschwunden, Verbrechen in Unzahl, Communication nach Außen gering, die Sprache bis auf die einiger Einwanderer verdorben polnisch, ein Bild der Verwahrlosung und des Elends. Tausende von Thalern Abgabenreste mußten als uneinziehbar niedergeschlagen werden. Aermer als der Oletzkoer, war der Allensteiner mit Recht der ärmste Kreis der Provinz zu nennen. Jetzt mit seinen Wäldern, Hügeln und Thälern, von Seeen und Canälen durchschnitten, einer der blühendsten und schönsten, berechtigt er zu den erfreulichsten Hoffnungen für seine Zukunft, wenn, wie zu erwarten, die Pulsader des Verkehrs, eine Eisenbahn (die Thorn-Königsberger) durch ihn gezogen werden wird. Historisch läßt sich der Um- und Aufschwung dieses Kreises, eines der größten der Provinz, aus einer Vereinigung von Männern unter den Landräthen desselben v. Peguilhen (jetzt im Posenschen) und Martens, als von Wartenburg aus, bewirkt nachweisen. —

Was oben von dem Kreise Allenstein überhaupt gesagt worden, gilt insonderheit von diesem seinem Städtchen mit c. 3500 Einwohnern. Durch Feuer bis auf wenige Gebäude 1799 zerstört, sah man a. 1836 die obere Etage der Häuser — welche, fast sämmtlich unter einem Dache, die Eile bekundeten, in der sie erbaut worden, — mit Ausnahme einiger am Markte belegener, unausgebaut, die Fenster derselben mit Brettern vernagelt. Man konnte durch Wartenburg gehen, ohne die Straße zu berühren! Die Einwohner unter dem Drucke der Isolirung, — wöchentlich zweimal ging eine Briefpost von Wartenburg nach Allenstein, — bis auf sehr Wenige der Verarmung verfallen, außer den Beamten meistens nur verdorben polnisch redend, zeigten, durch äußere nachtheilige Einflüsse noch unberührt, eine bei solcher Isolirung seltene Bildungsfähigkeit, religiösen Ernst ohne Neigung zu grober In-

toleranz *). Die der Stadt zugehörigen c. 140 Hufen Ländereien waren noch nicht separirt. Die Bodencultur lag im Argen.

Wer dieses Städtchen damals gekannt und es jetzt sieht, wird gewiß von Herzen in den innigen Dank seiner Bewohner gegen die Regierung einstimmen, welche durch ihre kräftige Beihilfe zur Regenerirung dieser Stadt, wie des ganzen Kreises wesentlich beitragen. —

Ueber den Ursprung der Stadt sind leider nur sehr dürftige Nachrichten vorhanden. Vielleicht bringt die in Danzig neuentdeckte alte Handschrift Chronicon episcoporum Warmiensium etwas Näheres. Der Namen der Stadt ist nach den im Dome zu Frauenburg über sie aufbewahrten wenigen Urkunden nicht Wartenburg, sondern Wartenberg, auch wol Wartberge und erinnert an jenen Capellan des Meisters in Liefland, Herrmann v. Wartberge. Der Sage nach, für deren historischen Hintergrund manche Zeugnisse sprechen, lag die Burg Wartberge mit ihren Umbauten auf einem Hügel, dessen Fuß auf der südlichen Seite der Wadangsee umspült, dessen übrige Seiten jetzt noch auf künstlich angelegte tiefe Gräben und auf Umwallungen, von Menschenhand geschaffen, zeigen und auf dessen nördlicher Seite das Dorf Alt-Wartenburg liegt. Fast dreiviertel Meilen östlich von jenem Hügel befindet sich eingeschlossen von einer Hügelkette eine kleine Kesselebene, welche an einer Thalstelle im Osten von dem Schloßteiche, im Norden von dem aus ihm entspringenden Pissaflusse umflossen und in der Mitte von dem Kermesflusse durchströmt wird. Diese im Westen hart an der Stadt sich vereinigenden Flüsse strömen in den Wadangsee und bilden mit dem Schloßteiche eine Insel, auf welcher Wartenburg steht. An der südöstlichen Seite dieser Insel liegt das ehemalige Kloster. Nach Zerstörung (vielleicht nach der Schlacht bei Tannenberg?) der bei Alt-Wartenburg einst gele-

*) Die Anträge auf Errichtung einer höhern Bürgerschule in Wartenburg, durften durch Errichtung eines Gymnasiums in Hohenstein nicht beseitigt erscheinen, da die ganze südliche Hälfte der Regierungsbezirke Gumbinnen und Königsberg eine solche Schule nicht aufweiset, das Bedürfniß derselben in jenen Gegenden eher gewachsen, als geringer geworden ist. Wartenburg hat zur Errichtung dieser Schule die günstigste Lage und dürfte nach dem Neubau einer evangelischen Kirche daselbst in dem bisherigen Kirchen- und Schulgebäude das Locale für dieselbe dort vorhanden sein.

genen Burg Wartberge sollen sich dessen Bewohner nach jener Thalebene gewendet und gegenüber jenem Kloster an der nördlichen Seite der Insel, der nordwestlichen des Schloßteichs, ein gewaltiges Schloß im Viereck mit hohen Thürmen erbaut haben. Ein kleiner Theil eines der vier Flügel dieses Schlosses wird jetzt als evangelische Kirche, Schule und Lehrerwohnung benutzt. Bei dem Abbrechen der übrigen in Trümmer zerfallenen Theile dieses Schlosses soll man die Mauern so fest gebunden haben, daß man große unzertrennbare Stücke derselben hat vergraben müssen. — In südlicher Richtung von dem Kloster, an der südöstlichen Spitze des Schloßteiches, der hier ein aus dem Debrongsee herkommendes leider versumpftes Flüßchen aufnimmt, befindet sich ein Bergkegel, mit Namen Kreuzberg (Wartberg?), auf dem einst ein Wartthurm gestanden haben soll, worauf auch das dort einst gefundene Mauerwerk deutet *). — Westlich von dem Kloster und dem Schlosse auf der Insel steht die Stadt, südwestlich von dem die ganze Thalebene zertheilenden Kermesflusse befand sich ein Dorf, welches an der Poststraße von Wartenburg nach Allenstein, wo jetzt „Emahus" gelegen, allmählig verschwunden ist und an das nur die Schulzenwiesen, welcher Name jetzt noch im Munde der dortigen Bewohner sich findet, erinnern. Die cives und mansuarii, qui extra urbem habitabunt, wie der resp. Bischöfliche Erlaß sich ausdrückt, wurden von den Bischöfen Ermlands mit Ackerland und Wald besonders beschenkt. Stadt, Schloß und Kloster, von fließendem Wasser umgeben, umzogen starke mit hohen Thürmen besetzte Mauern, die zum Theil jetzt die Hinterfronte an denselben erbauter Häuser bilden und durch welche im Norden und Süden zwei hohe Thore auf stark befestigte Brücken führten.

Es ist sehr zu bedauern, daß von allen Alterthümern an jenem Orte nur sehr wenig noch vorhanden. Was Feuer und der Zahn der Zeit nicht zerstört haben, ist, wie das Kloster und die Klosterkirche so umgeändert, daß die ürsprüngliche Beschaffenheit schwer

*) Auf den in der Umgegend von Wartenburg befindlichen sandigen Hügelkuppen soll man in neuerer Zeit Heldengräber und Urnen in denselben entdeckt haben, namentlich im Osten von W. Eine Viertelmeile von der Stadt findet sich in dem Rittergute Sapuhnen in der Mitte eines weit ausgedehnten Lehmbodens ein Grandhügel unter dem Namen „Heiliger Berg."

erkenntlich wird. — Dagegen befinden sich dort unter der Erde Bauwerke, welche für die Geschichte Wartenburgs insonderheit, wie für die Kunstgeschichte überhaupt nicht ohne Bedeutung sein dürften und auf welche jetzt gerade hinzuweisen um so mehr Pflicht sein möchte, weil auch diesen Ueberresten einer denkwürdigen Zeit die Gefahr der Beseitigung droht.

Abgesehen von dem noch immer fraglichen unterirdischen Gange aus der jetzigen Strafanstalt, resp. dem dort neuerbauten Waschhause, nach dem oben erwähnten Kreuzberge, findet man auf dem sogenannten kleinen Klostergarten, im Norden von der Klosterkirche begrenzt, auf welchem in Kurzem eine neu zu erbauende evangelische Kirche dem um Jahrzehende hindurch tief gefühlten Bedürfnisse eines solchen Gotteshauses abhelfen wird,

1) auf der östlichen und südlichen Seite desselben eine starke auf Steinen erbaute hohe Ziegelmauer, zum Theil als Trägerin dieses Gartens dienend, deren Ursprung auf die Gründung des Klosters hinweiset,

2) wahrscheinlich auch um den Druck des Erdreichs gegen dieselbe zu verhindern auf der innern Seite dieser Gartenmauern, die zugleich zum Schutze des Klosters und der Stadt gedient haben müssen, in der Erde ein Bauwerk, dessen Werth in künstlerischer Beziehung erst recht erkannt werden kann, wenn das ad 3. zu erwähnende zu Tage gefördert sein wird. In Folge der versuchten Nachgrabungen hat sich als unzweifelhaft ergeben, daß diese Bauwerke Gewölbe enthalten. Bewunderung erregt die Verschiedenartigkeit der Einfügung, der Arten der Ziegel nach Farbe, Härte und Größe, die zum Kopfe des Gewölbes verwandt sind. Mit gewöhnlichen Mitteln durch denselben hindurchzudringen, ist wegen der Festigkeit des Mörtels und der Steinartigkeit dieser Ziegel unmöglich. Würde aus den hier aufzufindenden Gewölben der aufgehäufte Bauschutt entfernt, so dürften sich dieselben zu Begräbnißstätten eignen.

3) In der südöstlichen Ecke dieser Mauern und Gewölbe befindet sich die Ruine eines runden Thurms, welcher in früheren Zeiten noch Schießscharten enthielt. Die westliche und nördliche Seite desselben ist dem Boden gleich gemacht, der innere Raum mit Bauschutt angefüllt. — Bei den angestellten Ver-

suchen, in die unteren Räume dieses Thurmes einzudringen, konnten nur zwei gothische Bogen, welche die Eingänge in das nach Norden und in das nach Westen führende Gewölbe bilden, erreicht werden. Die Art der Ausführung dieser Bogen verdient wie die ad 2. gedachte Ueberwölbung die Beachtung der Freunde der Kunst und des Alterthums.

Bei Aufrichtung eines Baues, wie des einer Kirche, wird die Untersuchung dieser Gewölbe nicht umgangen werden können. — Möchte es einem dieser Freunde gefallen rechtzeitig von diesen unterirdischen Bauwerken Kenntniß zu nehmen, dieselben seiner Beurtheilung in Betreff ihres wahren Werthes, die einem geübteren Auge überlassen werden muß, zu unterbreiten und in diesen Blättern über den Befund nähere Mittheilung zu machen! Vor Allem ist es wünschenswerth zu erfahren, um welche Zeit ungefähr diese von dem alten Tannenberg wenige Meilen entfernten Bauwerke aufgeführt worden.

Die Folgen der Schlacht bei Tannenberg scheinen von entscheidender Bedeutung für das Schicksal Wartberges, wie das von Allenstein und Bischofsburg gewesen zu sein. Vor dieser Schlacht dürfte, wie der Name Wartberge andeutet, die dortige Bevölkerung eine deutsche gewesen sein. Ungefähr eine Meile nördlich von diesen Städten fand man vor c. 20 Jahren im Ermlande im schroffsten Uebergange aus dessen deutschem Theile eine nur der polnischen Sprache mächtige Bevölkerung, bei den ältesten Familien dort meistens rein deutsche oder deutsche Familiennamen mit polnischer Endung, wenige ächt polnische, wie in der polnischen Mundart die Einsassen überhaupt deutsche Wörter polonisirt, z. B. fensterlatka, putscherka. Die Bemühungen würdiger Pfarrer und Lehrer, ein reines Polnisch zu verbreiten sind vergeblich gewesen. Dagegen haben in den erwähnten wenigen Jahren allein die Hebung des Wohlstandes, die in Folge der Einrichtung der Strafanstalt in Wartenburg bedeutend vermehrte Communication *) und die Ansiedelung deutscher Familien in jener Gegend zur Rückkehr in den Gebrauch der deutschen Sprache ge-

*) Leider hat die Stadt keine Chaussee, liegt von der Bischoffsburger c. 3 Meilen, von der Allenstein-Neidenburger c. 2 Meilen weit entfernt in der Mitte und hat wegen der Beschaffenheit des Bodens nur wenig bessere Wege als ehedem.

führt, so daß die Bevölkerung, freilich gegenwärtig noch in der Stadt mehr, als in den umliegenden Ortschaften, wie eine Mutter ihres lange vermißten Kindes, sich jetzt derselben im Umgange erfreut. Die Schule und öffentliche Verhandlungen haben dazu wenig oder gar nicht beigetragen.

Es wäre sehr erfreulich, durch diese Zeilen zu weiteren dankeswerthe Resultate sichernden Nachforschungen in Betreff der gedachten Alterthümer, wie der Geschichte der Stadt Wartenburg und ihrer Umgegend angeregt zu haben.

Dr. A. Zimmermann.

[Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen.]

(Fortsetzung.)

15. Ness. Nro. 291. auch ohne Mel.

Atjoj' Bernužis žalu Wieszkelaizu, Randa mannę Merguźę Rutû Darzatij'.	Mein Jüngling kommt geritten Den grünen Weg heran Und trifft mich junges Mädchen Im Rautengärtlein an.
Atstok Bernuži, atstok Jaunasis: Apkalba muddu Zmoneles.	„Halt an, mein junger Freier, Und reite nicht vorbei; Es schwatzen von uns beiden Die Menschen allerlei."
Kad tu mannę myli, te apkalba, apkalba! Jau muddu Żmoneles	Laß von uns beiden schwatzen Die Leutchen allerlei! Sie mögen immer schwatzen, Wenn du mir nur getreu.
Ar asz taw senay pirkau Samatos Wystelę? Ar tu man nedawei Sidabriuni Żedeli?	Hab' ich dir nicht gekaufet Ein sammtnes Miederlein? Hast du mir nicht gegeben Ein silbern Ringelein?

---

16. Drescherlied*).

Kelketies Waikai, jau Żegoria trys!	Leute steht auf, denn der Seiger ist drei!
Spragitus reikia nutwert.	Fasset die Flegelein früh.
Greitay! pragydo jau buddrus guidys,	Hurtig! schon krähte das Hahnengeschrei,
Reik ir Galwyus pasżert.	Futter begehret das Vieh.
Músû Kaiminai sukresni uż mus;	Rühriger sind sie im Nachbarenhaus:
Argi ne girdit jau kullant Jawûs!	Hört ihr? sie dreschen die Gerste schon aus.
Klipp klapp klupp, klipp etc.	Klipp, Klapp, klupp, klipp u. s. w.
Músû Darbs jau isż Sennowês pagirts,	Unser Geschäft ist von Alters bekannt,
Laukeninks buwo Adom's;	Baute doch Adam das Feld;
Jis jau no Diéwo tam buwo paskirts	Hat ja, geleitet von göttlicher Hand,
Laukos apdirbti tyczom's.	Fleißig den Acker bestellt.
Delgi to kad ir Miêstelninks mus peik	Sieht auch der Städter so vornehm darein,
Mes to ne bojam, nes kulti tikt reik. Etc.	Kümmern uns nicht, denn gedroschen muß seyn.
Ar ne sugaiszti tur Gywoliû daug	Gingen nicht viele von Thieren zu Grund,
Kas jiems ju Pasżara, dûs?	Fütterten wir nicht das Vieh?
Ar ne numirtu ir Zmones podraug	Blieben wohl ferner die Menschen gesund,
Mums ne be kullant uż jûs?	Wenn wir nicht dreschen für sie?
Ak! taw Miesteininke têktu prapolt	Wehe, du Städter, wie ständ' es um dich,
Jey ne noretum' Jawûs taw iszkult. Etc.	Wenn wir nicht dreschen Getreide für dich?

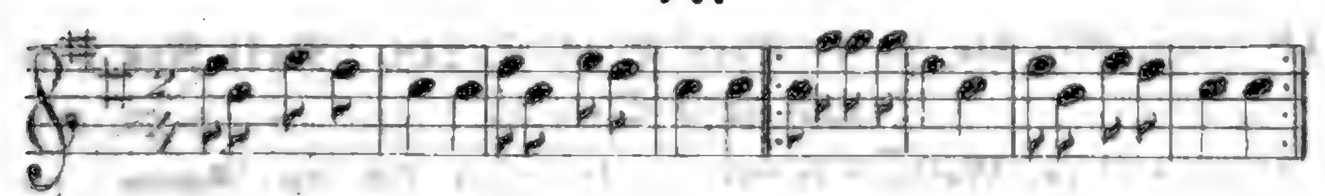
*) Ein neueres Lied, wie schon Rhythmus und Inhalt zeigen; ich habe es nicht ausschließen wollen, weil es bereits im Volke lebt.

Digitized by Google

Músû Pons Amtmons rodsźinna lengwiaus
Pinnigûs ussipelnyt;
Burùs bespauzdams wis nor dar daugias
Dimźaka susikrapstyt;
Raszteninks, Wakniestras daro kaip jis*)
Taip ir Szaltyźus — ak Beda mummis!
Klipp etc.

Unser Herr Amtmann weiß leichteren Rath,
Wie er zu Gelde kommen soll:
Quälet uns Bauern von frühe bis spät,
Scharrt sich das Säckelchen voll;
Schreiber und Aufseher machen's ihm nach,
So auch der Schultze — o wehe der Plag'!
Klipp ꝛc.

17.



Per Naktatę szokau
Żalę Weję mynau,
Dar tebier Pentinelei
Ant mano Kojelû.

Ant Żirguźis sedau
Pentinelis pûle:
Eiksz pridûk Tetuzeli
Mano Pentineli.

Pentineli dawe,
Labai graudzei werke:
Titsz, ne werk Tetuźeli
Asz ir wel pargryszu.

Gryszte, rods pargryszu,
Lankyt aplankysu;
Alle taw Tetuźeli
Gerą ne darysu.

* * *

Per Naktatę szokau
Żalę Weję mynau,
Dar tebier Wainikelis
Ant mano Galweles.

Die Nacht hab' ich getanzet,
Den grünen Plan gestampfet
Und hatte meine Sporen
Vom Fuße nicht verloren.

Da stieg ich auf das Rößlein,
Verlor dabei das Spornlein:
Geh' Väterchen, du liebes,
Reich' mir die Sporen wieder.

Der Vater hat sie eben
Mit Thränen mir gegeben:
O stille deine Zähren,
Ich werde wiederkehren.

Ich hab's mir vorgenommen,
Will zum Besuche kommen;
Doch kann ich deinen Willen
In Zukunft nicht erfüllen.

* * *

Die Nacht hab' ich getanzet,
Den grünen Plan gestampfet
Und hatt' auf meinem Köpfchen
Noch Kränzelein und Zöpfchen.

*) Im letzten Verse war wûkmistras, Diebsmeister, geschrieben; es ist die Frage, ob der Volkswitz dies nicht will?

I Weżimą sedau,	Da stieg ich in das Wäg'lein,
Wainikelis pûle:	Verlor dabei das Kränzlein:
Eikez pridûk Mamuczele	Geh', Mütterchen, du liebes,
Mano Wainikeli.	Reich' mir das Kränzlein wieder.
Wainikeli dawe	Die Mutter hat es eben
Labai graudzei werke:	Mit Thränen mir gegeben:
Tikez, ne werk Mamuczele,	O stille deine Zähren,
Asz ir wel pargryszu.	Ich werde wiederkehren.
Gryszte rods pargryszu,	Ich hab's mir vorgenommen,
Laukyt splankysu,	Will zum Besuche kommen;
Alle taw Mamuczele	Doch kann ich deinen Willen
Gerą ne darysu.	In Zukunft nicht erfüllen.

---

18. Rh. Nro. 60. N. Pr. Prov.-Bl. I. S. 248. Neff. Nro. 229. auch ohne Melodie.

Saulite leidzias, Warkars ne toli:	Es neigt sich die Sonne, die Nacht ist nicht weit,
Leiskit, lydekit mannę Brolyczei!	Entlaßt mich, ihr Brüder, und gebt mir's Geleit!
Padûkit Puczkę ir Pollokati,	So bringt mir die Büchs' und Pistole herein,
Leisu, lydesu sawo Sessatę.	Da will ich geleiten das Schwesterchen mein.
O tu Sesayte, tu Didzturyte,	O Schwesterlein, du, von hochfahrendem Sinn,
Ką tu ten weiksi, kad ten nueisi?	Was wirst du beginnen, wenn dort du kommst hin?
Kaip tu nulenksi gailą Annytą,	Wie wirst du wol lenken die Schwieger so hart?
Ir nulanktosi szaunę Moczytę?	Dich schmiegen und fügen in Mütterchens Art?
Asż atsikelsu ir ne kelama,	Ich will ungewecket des Morgens aufstehn
Ugnużę kursu ir ne raginama.	Und will ungeheißen das Feuer schüren gehn.
Uż Annytelę Ugnużę kursu,	Ich schüre für die Schwieger das Feuerchen an
Uż Moczutelę Wandens parneszu.	Und gehe nach Wasser für Mütterchen dann.
O tu Sessyte, tu Didzturyte,	O Schwesterlein, du, von hochfahrendem Sinn!
Ką tu ten weiksi, kad ten nueisi?	Was wirst du beginnen, wenn dort du kommst hin?

Digitized by Google

Gana didzawais pas Moczutelę,
Dabar didziokis pas Annytelę.

Muilelû skalbjau, kad balta buczau,

Stiklelû trynau kad wiss zibbetu.

O jau kai dabar pas Gailonelę

Asż iszsikalbsu su Aszarelems.

Iszsidzowisu Atsiduselems,

Sumangalosu su Alkunelems.

Hast lange stolziret bei Mütterlein zart,
Nun magst du stolziren bei Schwiegerlein hart.
Ich wusch meine Kleider mit Seife mir rein,
Ich rieb sie mit Glase, um glänzend zu sein.
Ach! nun bei der Schwieger, der harten, im Haus,
Da werd' ich sie waschen mit Thränen mir aus.
Ich werde sie trocknen mit Seufzern so warm,
Und werde sie glätten mit meinem Arm *).

19. N. Pr. Prov.-Bl. V. S. 72. Ness. Nro. 365. auch ohne Melodie.

Skęst Mergyte, skęst jaunoji
Ant Juružû Maružû.
Jau skesdama, jau grimsdama;
Szauke manę Wardużeliu:
Gelbek mannę Bernyti!

Asz ne gallu tawę gelbet,
Nei i tawę pażureti:
Alpsta mano Szirdużyte
I Mergytę pażuret'.

Uszipelnik Bernuzyti,
Gausi kittą Mergużytę,
Tikt ne gausi tokę grażę
Kaipo manę pirmąję.

Nei geltoni jos Plaukelei,
Nei raudoni jos Skrostelei,
Nei meilingi jos Żodukei —
Tikt ne tokę kaip mannę.

Sank ein junges Mägdlein unter
An des wilden Meeres Strand,
Rief mit Namen ihren Trauten:
Jüngling, reich' mir deine Hand!

Kann nicht helfen, liebes Mädel,
Wie mir auch das Herze bricht;
Muß dich sehen untersinken,
Aber retten kann ich nicht.

Nun, so lebe wohl, mein Jüngling!
Such' dir eine andre Maid,
Aber finden wirst du Keine,
Die mir gleichet, weit und breit.

Keine, die so blond von Locken
Und von Wangen voll und roth;
Keine, die so zärtlich liebet,
Wenn dein erstes Mädchen todt.

*) „Dieses Bild der abziehenden Tochter", sagt Nesselmann (Littauische Volkslieder, Vorwort p. XII sq.), „ist sehr häufig und in sehr mannichfacher Gestalt bearbeitet worden; es darf uns das nicht verwundern; ist doch für jedes Mädchen der Schritt in den Ehestand der ernsteste, den es im Leben thut, und der wohl eine beschauliche Stimmung in ihr hervorzurufen im Stande ist. Wieviel mehr bei der jungen Littauerin, die selten des Glückes genießt, mit ihrem jungen Manne einen eigenen neuen Hausstand zu gründen; in den meisten Fällen bleibt sie mit dem Manne in dem Hause der Schwiegereltern unter den Augen der zornigen Schwiegermutter und scheelsehender Schwägerinnen, die das Werk ihrer Hände bekritteln und jeden ihrer Schritte beobachten. Darum wird auch dieser Aufenthalt im Hause der Schwiegermutter (der Schwiegervater der Frau kommt merkwürdiger Weise nie vor) in den Dainos mit den schwärzesten Farben ausgemalt, und die einzelnen Lieder überbieten sich in düstern Bildern, die leider der Wirklichkeit oft nur zu ähnlich sind." D. R.

Digitized by Google

20.

Asz eisu, eisu
I ta Żemelę
Kur gywen be Darbélis.

Persitraukdysu
Żalę Szilkelę *)
Per Jures per Marużes.

Tai asz nueisu
I ta Żemelę
Kur gywen be Darbelio.

Po Wélenelis
Po Smilgineles **)
Cze gywen be Darbelio.

Geh'n will ich, gehen
In jenes Ländchen,
Wo ohne Arbeit man lebt.

Lasse mir kommen
Ein grünes Seidelein
Wohl über Meer und Seen.

Da werd' ich kommen
In jenes Ländchen,
Wo ohne Arbeit man lebt.

Unter dem Rasen,
Unter dem Grase:
Dort ohne Arbeit man lebt ***).

*) Grüne Seide über Meer ist zwar häufig, hier aber möchte żalem Szepelij', im grünen Schifflein, ansprechender sein.

**) Smilgas ist Schmelen, eine Art Gras.

***) Von dieser Daina hat das Manuskript noch nachstehende gereimte und freiere Uebertragung:

Möcht' wohl über Meer und Seen,
Von des Sturmes Hauch verschont,
In das schöne Ländchen gehen,
Wo man ohne Sorgen wohnt.

Ließe mir ein Schifflein zimmern,
Seid'ne Wimpel flattern drein;
Und die gold'nen Masten schimmern
Purpurroth im Sonnenschein.

Aber ach, wo soll ich finden
Jenes schöne Wunderland?
Ueberall die Ufer schwinden,
Und es bleibet unbekannt.

Wo des Friedhofs Hügel ragen,
Wo der Rasen kühl und grün,
Da verstummen alle Klagen,
Und hinüber will ich zieh'n.

21.

Dûk mums Žiedůs, dûk Grubite!
Padaryt grażůs Wainikkůs;
Dûk szwentas Důwanas tawo
Kas tur' Darżai patogitai;
Gera taisiaus' Burtininka
Jeib red' Marti Plaukůs sawo.

Gieb uns Blumen, gieb Grubite!
Um zu flechten schöne Kränze;
Gieb uns deine heil'gen Gaben,
Wie sie schöne Gärten haben.
Eine gute Fee vergönnte,
Daß die Braut die Locken ziere *).

Im poln.-lith. Dialekte.

Dok mums żiedaj, dok Grubite!
Padarit grażaj wainikaj;
Dok szwintaj dowana tawa
Kas tur darzaj patogitaj.
Giarus tajmbos burimnikaj
Je red' martis plaukaj sawo.

(Fortsetzung folgt.)

[Provinzialchronik für das Jahr 1858.]

I.

Witterung. Auch beim Wechsel des Jahres blieb die Witterung milde. Während aber am Nachmittage des 2. Januars das Thermometer noch 5° Wärme zeigte, stellte sich nach Sonnenuntergang bei veränderter Windesrichtung Frost ein, und am Morgen des 3. Jan. waren 9° Kälte. Starker Schneefall wechselte mit Thauwetter ab, so daß wenigstens dem Wassermangel abgeholfen wurde. Gegen Ende des Monats trat Frost ein, und am letzten Tage desselben fiel starker Schnee. Der Monat Februar behielt fast durchgängig den winterlichen Charakter. Wenngleich die Kälte sich nur einmal bis zu 18° steigerte, so blieb doch der Frost während des ganzen Monates vorherrschend und die Erde mit Schnee bedeckt. Dasselbe gilt auch für den Monat März, der bis zur Mitte desselben sich noch immer winterlich zeigte. Erst hier trat mildere Witterung ein, doch blieb es im Anfange noch bei den Nachtfrösten, wenn auch am Tage einige Grade Wärme sich einstellten. Der Schnee hielt sich auf den Feldern und auf den Wegen, doch war die Schlittbahn keine gute, weil der Schnee

*) Das Lied ist alt, noch an die Gottheit Pergrubios gerichtet und in der Gegend von Wilna zu Hause. Es ist aus Narbutt I. S. 59. entlehnt.

sehr ungleich gefallen war; dies zeigte sich so auffallend, daß während auf einigen Feldmarken der Schnee einige Fuß hoch lag, andere desselben ganz entbehrten.

Gesundheitszustand. Nach amtlichen Nachrichten war die Cholera, welche an einzelnen Orten immer noch ihre Opfer gefordert hatte, in der Mitte Februars 1858 in der Provinz ganz erloschen. Der Gesundheitszustand war in den drei Monaten Januar, Februar und März kein besonders ungewöhnlicher, sowohl bei Menschen wie bei Hausthieren; nur die Grippe ergriff viele Menschen und zeigte sich bisweilen auch gefährlich. Bei dem Eintreten des Frostes fanden viele Entzündungen statt. Die bei Kindern vorkommenden Masern hatten meistens einen ungefährlichen Verlauf.

Verwaltung. Der Haushalts-Etat der Stadt Danzig für das Jahr 1858 setzt die Einnahme auf 380,470 Thlr. und die Ausgaben auf 398,700 Thlr. an. Das hiernach sich ergebende Deficit hofft man durch Einnahme-Ueberschüsse zu decken. Unter den Ausgaben sind besonders bemerkenswerth: für Besoldungen der Beamten 58,460 Thlr., für Provision und Wartegelder 3261 Thlr., für Abgaben an den Staat 34,898 Thlr. Ferner zur Berichtigung der Schulden der Kommune 50,207 Thlr., darunter zur Tilgung der Schulden des ehemaligen Freistaates Danzig 25,000 Thlr., zur Unterhaltung der Nachtwacht-Anstalten 24,164 Thlr., der Feuerlösch-Anstalten 4640 Thlr., des Service- und Einquartirungswesens 15,796 Thlr., der öffentlichen Gebäude, Brücken und Bohlwerke 50,205 Thlr., der Wasserleitungen 3400 Thlr., der Kirchen 3390 Thlr., der Schulen 35,933 Thlr. Die Armenpflege erfordert 80,728 Thlr. und außerdem zur Unterhaltung des Armenhauses 13,800 Thlr., der beiden Waisenhäuser 9140 Thlr. und des städtischen Lazareths 27,200 Thlr. Diese letztern drei Anstalten besitzen eigenes Vermögen, und die eben genannten Summen sind nur Kommunal-Zuschüsse, da ihre Kapitalzinsen zur Bestreitung des steigenden Bedürfnisses nicht ausreichen.

In Tilse, wo die Beleuchtung der Stadt durch Gas große Schwierigkeiten bereitete, ist dieselbe am 22. December 1857 zum ersten Male bewirkt worden. — Von den Städten der Provinz Preußen werden jetzt Königsberg, Danzig und Tilse durch Gas

erhellt. In Elbing haben die Stadtverordneten die Gas-Beleuchtung abgelehnt.

Im Jahre 1858 werden die Chausseen des preußischen Staates um 8½ Meilen vermehrt werden und sonach überhaupt $1787,_{2}$ Meilen betragen. Davon kommen auf den Reg.-Bez. Königsberg $82,_{2}$, Gumbinnen $64,_{9}$, Danzig 47 und Marienwerder $67,_{7}$ Meilen.

Ereignisse. Die Königsberger Universität beging am 6. März 1858 das 50jährige Jubelfest des regierenden Königs Friedrich Wilhelms IV. als Rektor der Albertina durch einen feierlichen Akt in der Aula. Der Fest-Redner konnte mit Befriedigung auf die zahlreichen Bewilligungen hinweisen, welche in dem 50jährigen Zeitraum der Universität zu Theil geworden sind. — Der schon 1844 verheißene Bau eines neuen Universitäts-Gebäudes auf dem Königsgarten wird im Jahre 1858 begonnen, bedarf aber zu seiner Vollendung noch einiger Jahre.

Zur Kulturgeschichte und Anderes. Das königliche statistische Büreau hat neuerdings die Wasserflächen im preußischen Staat einer genauern Berechnung unterzogen und auch bereits begonnen, die für einzelne Provinzen ermittelten Ergebnisse dieser Untersuchung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir fassen zunächst die Provinz Preußen ins Auge. Die Wasserfläche der Provinz Preußen beträgt nach einer genaueren Berechnung $76,_{380}$ geographische QM.; in diesem Flächenraum sind $71,_{140}$ QM. Strand- und Landseen, $3,_{679}$ QM. schiffbare und flößbare Gewässer und $1,_{543}$ QM. andere Gewässer enthalten. Der Reg.-Bez. Königsberg ist, was die Strand- und Landseen betrifft, mit $37,_{930}$ QM., Gumbinnen mit $20,_{560}$, Danzig mit $7,_{350}$ und Marienwerder mit $5,_{300}$ QM. seines Flächenraumes betheiligt. Ueberhaupt kommen auf den Reg.-Bez. Königsberg $39,_{059}$, auf Gumbinnen $22,_{001}$, auf Danzig $8,_{485}$, und auf Marienwerder $6,_{835}$ QM. Wasserfläche. Da die Provinz Preußen eine Gesammtfläche von $1178,_{03}$ geographische QM. hat, so fallen von der Gesammtfläche der Provinz $6,_{484}$ Proc. auf die Wasserfläche. Im Reg.-Bez. Königsberg sind von der Gesammtoberfläche $9,_{57}$ Proc., im Reg.-Bez. Gumbinnen $7,_{38}$ Proc., im Reg.-Bez. Danzig $5,_{57}$ Proc. und im Reg.-Bez. Marienwerder $2,_{14}$ Proc. Wasserfläche. Die beiden Haffe nehmen allein 44½ QM. der Gesammtfläche der Provinz ein, das kurische Haff 29¼, das frische Haff 15¼ QM. Der

größte Landsee, nicht blos der Provinz, sondern des ganzen preußischen Staats ist der Spirdingsee ($1,_{86}$ QM.); an Größe am Nächsten stehen in dieser an Landseen reichen Provinz der Geserichsee mit $0,_{61}$ QM., der Mauersee mit $0,_{52}$ und der Löwentinsee mit $0,_{47}$ QM. Von den Strömen der Provinz nimmt die Memel innerhalb der Provinz einen Raum von 9 M. Länge und durchschnittlich 70° Breite, die Ruß einen Raum von 4 M. Länge und 60° Breite, der Pregel einen Raum von 17 M. Länge und 39° Breite, die Weichsel einen Raum von 32 M. Länge und 80° Breite, die elbinger Weichsel einen Raum von 3 M. Länge und 50° Breite, und die Nogat einen Raum von 7 M. Länge und 60° Breite ein.

In Königsberg starben in dem Kirchenjahre 1857 d. h. vom 1. December 1856 bis zum 30. Nov. 1857 an der Cholera 772 Menschen, an der Brechruhr 137, an Durchfall und Ruhr 80. Ueberhaupt starben in dem angegebenen Jahr 4153, und diese Zahl überstieg die der Geborenen (3339) um 814. Ist dieses Ergebniß allerdings ein sehr nachtheiliges, so zeigt sich doch in Königsberg fast in jedem Jahre ein Ueberschuß an Verstorbenen über die Gebornen. Werden die 57 Jahre dieses Jahrhunderts zusammen gerechnet, so stellt sich die Zahl der Gebornen auf 137,129 und der Durchschnitt auf 2406. Gestorben sind in dem gedachten Zeitraume 141,889 Personen und durchschnittlich 2489. Es übersteigt auch hier die Zahl der Gestorbenen die der Gebornen. Unter den im vergangenen Jahre geborenen 3339 Kindern befanden sich 540 uneheliche. Erwägt man jedoch, das zu diesen auch die 168 Kinder gehören, welche von auswärtigen Müttern in der Königsberger Hebammen-Anstalt geboren sind, so stellt sich die Zahl der unehelichen Kinder von Königsberg auf 402, also etwa auf den achten Theil der gebornen Kinder heraus.

Im Jahre 1857 wurden in Königsberg aufgemessen in verschiedenen Getreide-Gattungen überhaupt 24,952 Last 40 Scheffel. Diese Summe überstieg die der früheren Jahre, da dieselbe im Jahre 1854 nur 14,672 Last, im Jahre 1855 12,274 Last und im Jahre 1856 11,086 Last betrug. Abgemessen wurden dagegen 52,492 Last 48 Scheffel. Im vorigen Jahre war die Summe 28,946 Last, 1855 31,335 Last, 1854 28,946 Last.

In den Hafen von Memel liefen im Jahre 1857 809 Schiffe mit 119,237 Schiffslast ein. Es gingen aus 811 Schiffe mit 118,487½ Schiffslast. Im Hafen verblieben 62 Schiffe. Die Memeler Rhederei zählte 80 Segel- und 5 Dampfschiffe.

In Danzig bestand die Rhederei aus 104 Schiffen und 4 Dampfbooten, von denen im Laufe des Jahres 6 Schiffe verloren gingen. Dagegen kamen hinzu: neu erbaut 12 Schiffe und 3 Dampfboote und durch Ankauf 2 Schiffe und 1 Dampfboot, so daß am Anfange des gegenwärtigen Jahres die hiesige Rhederei 112 Schiffe und 8 Dampfboote, enthaltend 31,736 Normallasten, außerdem 6 Küstenfahrer unter 25 Normallasten zählt.

Von den 35,000 Schiffen, welche im Jahre 1857 die Meere befuhren, sind in demselben Jahre 2,230 verloren, ohne Nachricht ist man von 101, durch Zusammenstoß sanken 111, es verbrannten 51; von Dampfschiffen wurden 104 verloren.

Der Flachsmarkt zu Braunsberg fand am 25—27. Januar statt und fiel diesmal zur Befriedigung der Verkäufer und Käufer aus. Es waren etwa 30,000 Stein Flachs zu Markte gekommen, und man zahlte für den Stein Kronflachs 4—4½ Thlr., für die geringste Sorte 2⅓—2⅔ Thlr. Die von dem Landes-Oekonomie-Collegium zu Prämien bewilligte Summe von 200 Thlr. wurden an 15 Produzenten vertheilt.

Das Schulwesen in Königsberg hat nach den veröffentlichten summarischen Nachrichten auch im Jahre 1857 Fortschritte gezeigt. Es waren vorhanden 60 Schulen (mit 354 Lehrern und 9573 Schülern und Schülerinnen), darunter 3 Gymnasien, 3 höhere Bürgerschulen, 3 Bürgerschulen, 28 Volksschulen und 23 Privatschulen. Gegen das Jahr 1840 hat sich die Zahl der Schüler um etwa 400 vermehrt, was mit der gesteigerten Bevölkerung im Einklange steht. Die Freischüler überragen nicht mehr, wie in einzelnen früheren Jahren die Menge der zahlenden Schüler, sie stehen ihnen vielmehr um 561 nach. Die Zahl der Privatschulen ist dieselbe geblieben. Die Klein-Kinder-Bewahr-Schulen, deren 14 vorhanden sind, hatten 1298 Zöglinge.

Aus dem Berichte über Preußische Eisenbahnen, welchen das Handels-Ministerium dem nun versammelten Landtage vorgelegt hat, mag in Bezug auf die Ostbahn hier Folgendes bemerkt werden. Diese Bahn, welche am 12. October 1857 dem Verkehr

vollständig übergeben worden, hat 18,465,614 Thlr. gekostet. Die Gesammt-Einnahme aus dem Betriebe der Strecke Kreuz-Danzig-Königsberg beträgt für das Jahr 1857 1,643,382 Thlr., die Gesammt-Ausgabe 1,053,971 Thlr., mithin der Ueberschuß 589,411 Thlr., durch welche das Anlagekapital von 18,465,614 Thlr. mit $3\frac{1}{5}$ Proc. verzinset wird. Aus den bisherigen Erfahrungen läßt sich mit Grund der Schluß ziehen, daß der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben sich noch bedeutend steigern werde. — Die Verlängerung der Ostbahn bis zur russischen Grenze (von Königsberg bis Eydtkuhnen) soll im Jahre 1858 begonnen werden. Sie wird eine Länge von $20,_{36}$ Meilen haben. Die Städte Tapiau, Wehlau, Insterburg, Gumbinnen und Stallupöhnen berühren und 7,500,000 Thlr. kosten. Auf der Grenze schließt sie sich an das russische Eisenbahn-Netz an.

Königsberg, 20. März 1858. ♂

IV. Bücherschau.

Handbuch der litauischen Sprache von August Schleicher. 1. Theil. Litauische Grammatik. 2. Theil. Litauisches Lesebuch und Glossar. Prag. J. G. Calve. 1856. 57. (XVII. 342 und XIV. 351 S.)

Eine neue litauische Grammatik war längst sowohl für die Wissenschaft als auch für die Praxis derer, welche diese Sprache zu lernen genöthigt sind, ein dringendes Bedürfniß, da die vor mehr als fünfzig Jahren erschienene Mielkesche Grammatik den Anforderungen der Gegenwart weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin zu entsprechen im Stande war. Herr Schleicher, damals Professor in Prag (jetzt in Jena), hat sich der Mühe unterzogen, eine neue Grammatik dieser interessanten Sprache zu bearbeiten, nachdem er durch mehrmonatlichen Aufenthalt in Litauen selbst sich auch praktisch die Kenntniß derselben erworben hatte; und diese Kenntniß, vermöge eines feinen Ohres dem Volksmunde abgelauscht und auf den sichern Boden einer gründlichen sprachwissenschaftlichen Bildung gepflanzt, hat ein Werk geschaffen, welche sich allerdings von allen seinen Vorgängern sehr wesentlich unterscheidet. Die einzelnen Spracherscheinungen sind hier zum erstenmal aus dem Genius der Sprache selbst entwickelt und in ihrem einheitlichen Zusammenhange dargestellt, während in den älteren Grammatiken jede einzelne Sprachform als eine für sich dastehende Sprachcaprice erschien. Die Eintheilung der Grammatik ist einfach und naturgemäß. Nach einer Einleitung, welche die Stellung der litauischen und der mit ihr verwandten Sprachen im Gesammtgebiet der indogermanischen Sprachen, die geographische Ausdehnung derselben und die innerhalb der letzteren vorkommenden Mundarten bespricht, folgt I. die Lautlehre, die Grundlage alles Folgenden, daher entschieden der wichtigste Theil des Ganzen, II. die Wortbildung, III. die Flexion, IV. die Syntax. Da das Buch weder ein Register noch auch, was man noch schwerer entbehrt, Co-

lummentitel hat, so macht es nicht selten Mühe, die Einzelnheit, die man eben sucht, herauszufinden; erschwert wird das Auffinden noch durch offenbare Versehen in der Anordnung, wie, wenn die Bildung und Accentuirung der Infinitivform auf — te sich in die Syntax verkrochen hat (S. 313. 314.). Die Anführung mancher anderen kleinen Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten würde uns hier zu weit führen. Der Verfasser sagt am Schlusse der Vorrede (wir geben seine Orthographie wieder) *): „Möge das werk in der vor ligenden form der sprachwissenschaft unserer tage nicht unwürdig sein; eines wage ich im wenigstens zu zu sprechen: es gewärt dem forscher zuverläsziges material." Wo findet aber der Leser das zuverläszige Material, wenn, wie es z. B. in Betreff der Accentuation desselben Wortes nicht selten vorkommt, der Verf. an verschiedenen Stellen des Buches mit sich selbst in Widerspruch steht? Solche kleine Mängel wird der Leser indeß gern entschuldigen, wenn er bedenkt, welche Schwierigkeit die ganz neue Bearbeitung eines so reichhaltigen Stoffes verursacht. Jedenfalls hat Hr. Schl. für das wissenschaftliche Bedürfniß sehr tüchtig gesorgt. Weniger dürften durch seine Arbeit diejenigen befriedigt werden, welche, ohne sprachwissenschaftliche Vorbildung, die littauische Sprache für den bloß praktischen Gebrauch zu erlernen gezwungen sind und nicht die ganze Laut- und Formellehre durchstöbern mögen und können, um im Falle eines augenblicklich auftretenden Bedürfnisses nachzusehen, wie diese oder jene Verbalform laute. Von dieser Seite her wird namentlich der Mangel übersichtlicher Paradigmen schmerzlich empfunden werden.

Das Lesebuch giebt theils von dem Verf. selbst Gehörtes und Aufgezeichnetes, theils aus früheren Werken Entnommenes, in folgender Reihenfolge: S. 1—52. Dainas, S. 55—69. Räthsel, S. 73—104. Sprüchwörter, S. 107—114. Sprüche und sprüchwörtliche Redensarten (von den vorigen nicht ganz strenge gesondert), S. 117—248. Mährchen und Erzählungen, als Anhang S. 249. den Brief eines

*) Herr Schleicher befolgt, wie man sieht, die Grimmsche Orthographie in äußerster Consequenz, was ihm Niemand wehren kann. Nicht zu billigen aber ist es, daß er auch Citate aus fremden Schriften, z. B. Büchertitel, in diese seine Orthographie übersetzt. So citirt er z. B. **kurschats beiträge zur kunde der litauischen sprache**, und desselben **laut- und tonlere der l. spr.** So hat aber Kurschat nie geschrieben.

Soldaten an seine Eltern, endlich S. 253—342 ein (nicht ganz vollständiges) Glossar zu der ganzen Sammlung. Der werthvollste Theil der Sammlung sind die Mährchen, dergleichen hier zum erstenmal gedruckt erscheinen. Daß der Verf. im Gebiet der Daina's wieder auf den alten Rhesaschen Standpunct zurückgekehrt ist, demzufolge die Daina, dieses lebendige Volkslied, unsingbar erscheint und in der äußern Form viel mehr einer Gellertschen Fabel oder einer Schnurre von Hans Sachs ähnt als einem Liede, ist schwer zu begreifen, zumal diesen Standpunct Stanewicz bereits ziemlich gesäubert und Nesselmann, auf ein sehr reiches Material gestützt, völlig überwunden hatte.

Die Ausstattung des Werkes macht der Verlagshandlung um so mehr Ehre, als der Druck wegen der vielen Accente und gehäkelten Buchstaben keine geringen Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte. D

Grundriß von der See- und Handelsstadt Memel, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Memel. Entworfen und gezeichnet im Jahre 1856 und 1857 von Karl Friedrich Louis Klein, Königlichem Regierungs-Geometer. Königsberg. 1857, Verlag von Theodor Theile.

Dieser in seinen 3 Sectionen nunmehr vollständig vorliegende Plan verdankt seine Entstehung zunächst zwar einem localen und momentanen Bedürfnisse, ist aber nichtsdestoweniger durch Anlage und Ausführung von allgemein-provinziellem Interesse. Als nach dem großen Brandunglücke, welches vor einigen Jahren über Memel hereinbrach, behufs der nothwendig gewordenen massenhaften Neubauten die Idee eines in großartigem Style auszuführenden Bauplans von Seiten der Memeler Communalbehörde angeregt war, wurde der Entwurf und die technische Herstellung einer solchen durch eine glückliche Wahl der geübten Hand eines Chartographen anvertraut, der in allen Beziehungen dieser Aufgabe gewachsen war. Zeugniß giebt der nun vollendete Grundriß der Stadt Memel, eine mühevolle mehr als zweijährige Arbeit, die an Eleganz der Zeichnung und des Steindrucks kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Der Plan umfaßt 3 Folioblätter von je 2½ Fuß Breite und etwas mehr als 1¼ Fuß Höhe. Der verhältnißmäßig billige Preis von 3 Thalern läßt erwarten, daß das Werk auch von Anderen als von Memlern werde gekauft werden. Wir denken namentlich an Seeleute, Kaufleute und Vorstände von Feuer-Assekuranz-Gesell-

schaften. Auch sind wir der Meinung, daß Privatleute allein aus Interesse für die Topographie unserer Provinz das Werk in ihre Sammlung aufnehmen werden, da es unter den vorhandenen ähnlichen Arbeiten, die sich auf die Provinz beziehen, ohne Frage den ersten Rang einnimmt.

Denn der Müllersche Plan der Stadt Königsberg, der uns seit 1818 treffliche Dienste geleistet hat und allgemein anerkannt worden ist, muß in Folge der vielen Brände und Neubauten, namentlich der Fortifikation, bereits als veraltet betrachtet werden. Königsberg bedarf eines neuen Stadtplans. Wie wir erfahren, ist Herr Klein Willens, auch diese Arbeit durchzuführen. Er hat die Stadt in 16 Sectionen getheilt nnd gedenkt jährlich 5 Sectionen erscheinen zu lassen, so daß das ganze Werk etwa in 3 Jahren beendet sein soll. Der Maßstab ist $\frac{1}{2880}$, wobei eine Länge von 20 Ruthen einem Duodecimalzoll entspricht, während die Müllersche Karte nach dem Maßstabe $\frac{1}{4000}$ entworfen worden. Da hiernach der neue Stadtplan für eine zusammenhängende Karte zu groß ist, so gedenkt Herr Klein die Sectionen als Blätter eines Atlasses erscheinen zu lassen. Durch besondre Zeichen werden die Regierungs-, die Magistrats- und die Privatgebäude von einander unterschieden. Andre Zeichen werden erkennen lassen, ob die Gebäude massiv oder in Fachwerk oder in Holz aufgeführt sind. Der Preis des Atlasses ist auf 25 Thaler gesetzt; doch wird auch jede Section einzeln käuflich sein. In wieweit Herr Klein, wie er es beabsichtigte, mit Behörden und Privatpersonen in Verbindung getreten, um durch Subscriptionen das Erscheinen des Werkes zu sichern, darüber fehlen uns die nöthigen Angaben. Welche Wege indeß auch eingeschlagen werden mögen, sie werden zum Ziele führen, da Königsberg einen neuen Stadtplan braucht. Ja wir wünschen, daß Herr Klein bald im Stande sein möge, seine Kräfte diesem Werke zu weihen. Doch sprechen wir dabei noch einen besondern Wunsch aus. Für die meisten Privatleute ist der Maßstab zu groß. Sie wollen sich orientiren, was nur möglich ist, wenn sie eine zusammenhängende Karte vor sich haben. Der Techniker würde in ihrem und somit auch in seinem Interesse handeln, wenn er nach Beendigung der Arbeit alle Sectionen auf $\frac{1}{2}$ reducirte und in eine Gesammtkarte vereinigte, in welche die verschiedenen oben angedeuteten Zeichen nicht aufgenommen werden dürften. Dagegen wünschen wir auf ihr den Uebergang von der Niederung zur Höhe deutlich markirt, auch Angabe der Pregeltiefen, wie sie

sich nach den letzten Messungen herausgestellt haben; ferner Angabe der zur Zeit stattfindenden magnetischen Abweichung (die freilich zu diesem Behufe besonders bestimmt werden müßte), Angabe der geographischen Länge und Breite und der absoluten Höhe der Sternwarte, die mittlere Höhe des Wasserstandes am Pegel, den mittleren Stand des Barometers und Thermometers, die hauptsächlichsten historischen Erlebnisse von Königsberg und die jetzige Einwohnerzahl der Stadt. Während jene größere Karte namentlich in baulicher Hinsicht treffliche Dienste leisten möchte, so würde die Herausgabe einer reducirten Karte allgemeineren Zwecken entsprechen und, wenn der Preis nicht hoch gestellt würde, dem ganzen Unternehmen wesentlich förderlich sein. *

Max Rosenheyn und die Neuen Preußischen Provinzialblätter.

(Fortsetzung.)

Fast dürfte es nöthig scheinen, diese Ueberschrift zu einer stehenden Rubrik in den N. P. P. B. zu erheben! Die Plagiate häufen sich, wie die neuesten „Enthüllungen" zeigen werden; das Geschäft wird noch umfangreicher betrieben, als ich mir anfangs träumen ließ. Fortan darf der Unterzeichnete es kaum mehr wagen, Mittheilungen aus deutschen Journalen in die Prov.=Bl. aufzunehmen anders als nach genauester Recherche in den Letzteren selbst, um nicht zum zweiten Male der Colporteur eines Plagiats aus seiner eignen Zeitschrift zu werden. Daß er im Aprilhefte unbewußt in diese Lage gerathen, wird vielleicht Vielen unserer Leser entgangen sein. Sowohl der Herausgeber dieser Blätter wie der ihm als vieljähriger und eifriger Leser derselben bekannte Einsender des S. 255 ff. abgedruckten Referats über die in Westermann's „Jahrbuch der deutschen Monatshefte" erschienene „kurze und lesenswerthe" Skizze: „Aus Bessels Leben" erkannten in dieser zu spät ein dreistes Plagiat aus den N. P. P. B. von 1846. Nicht zur Rechtfertigung, vielmehr zur Erklärung dieses „Aprilscherzes" diene die Mittheilung, daß der Herausgeber erst seit Uebernahme der Redaktion zu den regelmäßigen Lesern der Prov.=Bl. gehört und erst seit Kurzem sich im vollständigen Besitze der letzten 24 Bände befindet und daß zufällig, als die Einsendung erfolgte, we-

der der erste Band (woraus das Plagiat entlehnt ist) noch das Inhaltsverzeichniß der ersten Folge zur Hand war *). Nicht ohne Neid und Beschämung blickt der Verf. dieser Zeilen auf die Superiorität des feder- und fingergewandten Plagiators in der gründlichen Kenntniß des reichen, in diesen Blättern aufgespeicherten literarischen Materials. Was gäbe er darum, das von diesem wohlorientirten Leser entworfene Generalregister und seine Excerpte der 59 Bände zu besitzen! Dieser federgewandte Plagiator ist aber Niemand anders als ein Landsmann und alter Bekannter der Provinzial-Blätter — **Herr Oberlehrer Max Rosenheyn in Marienburg**, der in den vorliegenden Leistungen unter dreifacher Gestalt: als Anonymus, unter der bekannten Chiffre **M. R.** und unter eignem Namen sein Gewerbe treibt.

Die geehrte Redaktion der Westermannschen Monatshefte hat auf meine Anfrage diesen Herrn als den Einsender der anonym erschienenen Skizze: „Aus Bessels Leben" enthüllt. „Aus einer wahren Sündfluth von nicht abzuwehrenden Manuscriptzusendungen des gedachten Herrn", schreibt die genannte Redaktion (welche mich ermächtigt, von ihren Mittheilungen Gebrauch zu machen), „retteten wir uns durch Annahme dieser kleinen Skizze und sind seitdem glücklicherweise von ihm verschont geblieben." Das Plagiat, wirklich ein Meisterstück in seiner Art, zeigt von einer diesmal in wahrhaft imposantem Style betriebenen Industrie. Die abgeschriebene Skizze hat nicht weniger als drei Verfasser: Karl Rosenkranz, Dr. Busch, Aug. Hagen. Der bis auf wenige Varianten **) und viele Abkürzungen wortgetreue

*) Die Tragikomik dieses eigenthümlichen Zufalls hat auf den Unterzeichneten selbst ihre erheiternde Wirkung nicht verfehlt. Im Uebrigen diesen Zufall getrost auf das Conto von „Redaktionsunkosten" schreibend, überläßt er es den Königsberger Lesern, sich jenes kürzlich hier coursirenden Gerüchtes zu erinnern, wonach der Eigenthümer eines entwendeten Koffers bei dessen Wegschaffung aus seinem Hause in völliger Ahnungslosigkeit dem Entweder selbst hilfreiche Hand bot. Doch sollen die eben gebrauchten Ausdrücke sich keineswegs buchstäblich auf den Urheber jenes Nachdruckes beziehen. Schon aus Höflichkeitsrücksichten bin ich nicht geneigt, dieses „nachdrückliche Versehen" geradezu als „literarischen Diebstahl" und diesen „homo literatus" (d. h. „Literaten von Fach") als „homo trium literarum" zu definiren.

**) Manche derselben sind von der Art wie S. 622: „in den weiten Gürtel der Sternwarten von Paris bis Petersburg" statt „von Petersburg bis Paris"; S. 626: „Wenn Schiffer fremder Nationen den Pregel hinaussegeln" statt: „Wenn die Schiffe Schwedens, Norwegens, Ruß-

Abdruck beginnt in der Westermannschen Zeitschrift Bd. II. S. 622. mit einem Plagiat aus der „Rede zur Gedächtnißfeier Bessels" von Rosenkranz (N. P. P. B. I, 321.), anhebend mit den Worten: „Dreimal geschah es, daß die Astronomie in der Provinz Preußen zu hohem Ruhme gelangte" (N. P. P. B. I. 331). Der erste Absatz der Skizze enthält nur literarisches Eigenthum von Rosenkranz, allerdings in mannigfacher höchst geschickter Durcheinanderwürfelung der abgeschriebenen Sätze. Der Plagiarius verläßt diesen Boden S. 623. mit dem Satze: „Noch kurz vor seinem Tode gab er einen werthvollen Beitrag zur Lösung der Frage" u. s. f. (N. P. P. B. I. c. S. 332.). Dann beginnt die Copie von Busch: „Bessels Geburtstagsfeier" (N. P. P. B. IV. 257.), anfangend S. 623. mit den Worten: „Bessels Leben und Wirken ist auf das Engste mit den großen Fortschritten der astronomischen Wissenschaft des letzten Jahrhunderts verbunden" (N. P. P. B. IV. 260). Mit geringfügigen Aenderungen am Eingange folgt nun in den nächsten sechs Absätzen die von Busch entworfene Darstellung der äußeren Lebensverhältnisse unseres berühmten Astronomen, welche auf S. 625. schließt mit dem Satze: „Den großen Schatz seiner Abhandlungen und Untersuchungen" &c. (N. P. P. B. IV, 268). Nun kommt Hagen: „Ein Blatt frommen Andenkens" (N. P. P. B. I, 432.) an die Reihe. Der Abschreiber füllt damit die drei folgenden Absätze S. 625—26. von den Sätzen: „Fr. Wilh. Bessel war 1810 nach Königsberg gekommen. Zu denen, an die er empfohlen war und an die er mit vorzugsweiser Liebe sich anschloß, gehörte der Medicinalrath Dr. Hagen" bis zu dem Citat von Bessels Uebersetzung der Grabschrift Newtons; die Abschrift mit unerheblichen Aenderungen im Anfange, im Ganzen aber möglichst wortgetreu, umfaßt drittehalb Seiten aus den Prov.-Bl. Der letzte Absatz S. 626. („Eines besondern Denkmals bedarf Königsberg für Bessel nicht" bis „Bessels Name ist aufs Innigste mit dieser großen That verflochten") ist wieder ein wörtliches Plagiat aus Rosenkranz (N. P. P. B. I., 332 ff.).

Wie es scheint, sind übrigens die deutschen Monatshefte keineswegs in ausschließlichem Besitze des Marienburger Fabrikats. Nach einer mir

lands, Dänemark's, Hollands, Hamburgs, Englands, Nordamerikas den Pregel hinaufsegeln"; S. 626: Bessels Name ist aufs Innigste mit dieser großen That verflochten" statt: „Bessels Name ist auf immer mit dieser schönen That verflochten"; u. s. w. u. s. w.

gewordenen Mittheilung soll dasselbe auch Eingang in die „Erheiterungen“ gefunden haben; ob schon vor dem Erscheinen in den Monatsheften und ob durch denselben Einsender, habe ich bisher nicht ermitteln können. Vielleicht haben sich hier unbewußt zwei ehrenwerthe Firmen auf dem Boden unserer Blätter begegnet.

Die Lektüre des II. B. der deutschen Monatshefte ist mir aber auch sonst keine unfruchtbare gewesen. Ich stoße da S. 140. auf eine längere Skizze mit der Ueberschrift: „Ein Flachsfest bei den Lithauern. Von M. Rosenheyn.“ Der Name des „Verfassers“ und der provinzielle Stoff seiner „Arbeit“ veranlaßte sofort eine neue Recherche in unseren Blättern, und siehe! man fand in den P. P. B. XX. (Jahrgang 1838): „Scenen aus dem Volksleben der Lithauer“ (S. 301 ff. 385 ff.), auch mit dem Nebentitel: „Linnu-Pabaigtuwes, Flachs-Fest.“ Wir haben also, was wir suchen. Der Autor, hier unter dem Pseudonym Kielauninkas (der Wanderer), ist Hr. Oberlehrer Gisevius in Tilsit, bekanntlich ein ebenso emsiger Erforscher als gründlicher Kenner lithauischen Volksthums. Ob Hr. M. Rosenheyn jemals in Lithauen gewesen und der lithauischen Sprache kundig ist, weiß ich nicht; auch bedurfte er dessen nicht, denn der Aufsatz von Gisevius liefert ein „schätzbares Material“, das fast zu reichhaltig erschien; es waren vielfache Verstümmelungen desselben nothwendig. Dies und sonstige kleine Abweichungen abgerechnet, harmonirt der Inhalt beider Schilderungen vortrefflich. Die Darstellung in den Monatsheften ist theils ein Excerpt, theils ein wörtlicher Nachdruck. Wenn also der Erzähler in der ersten Person des Singulars spricht, so ist dieses „Ich“ nicht der Stellvertreter des Hrn. R. sondern des Hrn. G. Also nicht Hr. R. war es, der S. 141. von den Lithauerinnen mit Bändern beputzt ward, sondern Hr. G.; nicht Hr. R. war es, der (S. 141.) den Schlangenring von dem Finger des lithauischen Mädchens gezogen hatte, sondern Hr. G., der wahrscheinlich diese Antiquität noch aufbewahrt; nicht aus dem Fenster des Hrn. R. sondern aus dem seines wirklichen Ich's, Hrn. G., sah in Tilsit der lithauische Schulze — nicht den König wohl aber den Kronprinzen vorüberziehen (S. 142); u. s. w. S. 151 sagt Hr. R. bei Gelegenheit des Kriegsliedes: „Die wahrhaft poetische Pointe dieser kleinen Dichtung, zu welcher der Stoff wohl so oft schon besungen worden, als es Kriege gegeben, überraschte mich besonders vermöge der eigenthümlichen musikalischen Haltung“ [„des vom Schmerze überwältigten Bräutigams“,

fügt Hr. G. hinzu, wogegen das Wort „besonders" in seinem Texte fehlt]. „Ich könnte sie in Noten wiedergeben, so klingt sie mir noch in den Ohren nach," fährt der Doppelgänger des Kielauninkas fort. Allerdings könnte er das, denn die Noten stehen gedruckt P. P. B. l. c. S 409 ff. Ich gratulire Hrn. Westermann, daß ihm wenigstens die Kosten für den Nachdruck dieser Noten erspart sind. Ich würde aber dem Pseudo-Kielauninkas Unrecht thun, vergäße ich zu erwähnen, daß die Volkssagen (S. 144, 147, 148) nicht von Hrn. G. abgeschrieben sind. Aber abgeschrieben sind sie, nämlich aus P. P. B. XVIII, 1 (Der Rombinus), XXII, 97. (Die heidnischen Schloßberge in der Umgegend des Rombinus). Auch ist das Finale beider Erzählungen ein anderes. Der wahre Kielauninkas berichtet zum Schlusse von einem kleinen Unfalle durch Umsturz des Wagens. Vor diesem Abentheuer hat seinen Doppelgänger ein schützender Genius, vielleicht Merkur, der Gott der Wanderer, bewahrt und diesen einsamen Waller durch die Gefilde Lithauens und der Provinzialblätter von dem Niemen bis zur Nogat sicher in seine Heimath geleitet. S. 415. erzählt Hr. G.: „Recht herzlich nahmen Alle, als wäre ich lange mit ihnen befreundet, auch von mir Abschied, und von mehren Seiten erhielt ich auch die Zusicherung, daß, wenn es mir unter den Lithauern nicht mißfalle, ich auch zu Hochzeiten eingeladen werden sollte, wo ich Feierlichkeiten kennen lernen würde, wie sie mir in der Stadt noch nicht vorgekommen wären. Wort haben sie gehalten, leider habe ich's beim besten Willen nicht möglich machen können, einer Lithauischen Hochzeit, bei der die Zeremonien merkwürdig sein sollen, als Augenzeuge beizuwohnen." Hören wir nun Hrn. R. (S. 151): „Recht herzlich nahmen Alle, als wäre ich lange mit ihnen befreundet, auch von mir Abschied, und von mehreren Seiten erhielt ich die Zusicherung, daß wenn es mir unter den Lithauern nicht mißfalle, ich auch zu Hochzeiten eingeladen werden sollte, die mir mehr Spaß machen würden, als die der Städter, ich ließ mir's gefallen, und sie haben Wort gehalten, die braven Lithauer, wovon ein anderes Mal mehr." Wenn Hr. R. Wort hält (und er wird Wort halten, ich stehe dafür!), so haben wir mit Nächstem, wenn auch jetzt nicht mehr in den Westermannschen Monatsheften, so doch irgend wo anders die Beschreibung einer Lithauerhochzeit in Aussicht. Das Material findet sich reichlich in den P. P. B.: 1) Hochzeitsgebräuche der Rogainener von Kielauninkas (P. P. B. XXX. 274 ff.); 2) Lithauisch-Tilsenische Heimführung

von Gisevius (N. P. P. B. IV. 144 ff., 209 ff.); 3) Hochzeitseinladung eines lithauischen Platzmeisters von Döring (N. P. P. B. V. 232) *).

Das dritte Plagiat steht in den „Dioskuren" Jahrgang 1858, Nro. 27. 28, S. 29 ff. und trägt an seiner Stirne das bekannte „M. R." Es betrifft eine 1847 in den N. P. P. B. IV. 193 ff., 298 ff. erschienene Abhandlung von Johannes Voigt: „Die Baumeister und einige Bildhauer in Preussen zur Zeit des Herzogs Albrecht." Dreister als hier ist wohl nie ein Plagiator zu Werke gegangen. Seite für Seite, Zeile für Zeile schonunglos hinraffend, von Anfang bis zu Ende, hat der durch seine Chiffre gekennzeichnete Abschreiber selbst kleine Druckfehler nicht verschmäht. Die Redaktion der „Dioskuren" hat zur Nennung seines Namens sich nicht entschließen können, aus Rücksicht auf die ihren Mitarbeitern schuldige Discretion. Letztere erscheint aber hier überflüssig, da jene Chiffre und jener Name zu bekannt sind, um durch das Redaktionsgeheimniß geschützt zu bleiben. Ich richte daher noch einmal an die geehrte Redaktion die Aufforderung, meine Behauptung, daß obiges Plagiat von Hrn. M. Rosenheyn in Marienburg verübt ist, öffentlich zu bestätigen. Ich zweifle nicht an dem Erfolge, da die bekannte Ehrenhaftigkeit jener Redaktion es verschmähen wird, durch ferneres Schweigen die Mitschuld an diesem ohne ihr Wissen begangenen Eingriffe in unser Eigenthum zu übernehmen.

*) Die Redaktion der Westermannschen Monatshefte gibt die Geschichte dieses Plagiats folgendermaßen: „Am 15. Nov. 1856 schickte uns Herr R. das Manuscript seines Flachsfestes in Lithauen ein, und fügte einen Brief des Herrn Dr. Müller, Redacteurs der „Natur", bei, worin dieser die Arbeit sehr lobend anerkannte und bedauerte, daß sie nicht für sein Blatt geeignet sei. Zugleich zeigte er Herrn R. den Abdruck verschiedener seiner Beiträge an. Wir hatten bereits eine Anzahl Manuscripte von Herrn R. zurückgesandt und eine dieser Rücksendungen war auf der Post verloren gegangen. Um nun einestheils hierfür einen Ersatz zu bieten, anderntheils etwas sicher gemacht durch die empfehlenden Zeilen der Redaction eines trefflich geleiteten Journals, verstanden wir uns zur Annahme des Flachsfestes, und Herr R. bat sogar um einen besonderen Abzug, um diesen dem Könige überreichen zu lassen. Zu seinen Gunsten müssen wir noch erwähnen, daß er, als es bereits zu spät war, inständigst um Beisetzung einer Note bat, die besagen sollte, daß er Mittheilungen des Herrn Gisevius in Tilsit benutzt habe. Diese Note konnte jedoch nicht mehr angefügt werden." Was es heißt, wenn Hr. R. „Mittheilungen benutzt", davon wird der Leser durch Vergleichung beider Flachsfeste sich überzeugen!

Den Stempel gleicher Dreistigkeit trägt ein viertes Plagiat, welches in der „Allgemeinen Bauzeitung" Jahrgang 1856, Hft. 1. (S. 10. des Beiblattes) zu finden ist unter dem Titel: „Der Springbrunnen auf dem langen Markte zu Danzig" mit der Chiffre M. R. Als den Einsender dieser Abhandlung hat der Redakteur (Hr. Prof. Förster in Wien) auf meine Anfrage wiederum Hrn. Rosenheyn aus Marienburg genannt. Daß der wahre Verfasser Hr. Prof. Hirsch in Danzig und der Aufsatz 1852 in den N. P. P. B. a. F. II. 161—69. abgedruckt ist, wird Vielen unserer Leser bekannt sein. In so nahe liegende Jahrgänge hat den Abschreiber bereits seine Kühnheit geführt! Die Abschrift stimmt mit dem Originale buchstäblich von Anfang bis zu Ende bis auf den von Hirsch S. 164. aus dem Danziger Stadtarchiv mitgetheilten Brief von Wolfgang Neidhardt an Abrah. v. d. Block, welchen der Plagiarius größerer Vorsicht halber ganz überschlagen hat, doch nicht ohne ihn zu erwähnen und Hirsch's Worte nachsprechend, sich als den Finder zu bezeichnen. Dann fehlen S. 166 ff. die von dem wahren Verf. angegebenen urkundlichen Notizen Nro. 1 und 2. Die einzige stylistische Abweichung in dem ganzen Aufsatze ist nur S. 11 zu finden, wo es statt „unsere Stadt Danzig" bloß „Danzig" heißt, weil der Marienburger Abschreiber diese Benennung dem Danziger Verf. nicht gut nachsprechen durfte. — —

Doch genug! Die Geduld des Lesers ist vielleicht schon erschöpft. Ich bin diesmal mit Absicht so ausführlich gewesen; künftig wird eine einfache Registrirung der an unserm Blatte verübten Plagiate um so eher genügen. Jetzt noch eine Frage an die Herausgeber deutscher Journale, welche dergleichen Schleichhändlerwaare vielleicht oft mit schwerem Gelde erkaufen. Sollte es, angesichts obiger Thatsachen, nicht in ihrem Interesse liegen, sich zur Verhütung fernerer Mystifikationen in nähere Verbindung mit den Prov.-Bl. zu setzen? Der Unterzeichnete glaubt ebenso im Interesse seiner Zeitschrift wie deren Mitarbeiter zu handeln, wenn er ein für alle Mal das in diesen Blättern, der unerschöpflichen Fundgrube für einheimische Plagiatoren, niedergelegte Material auswärtigen Journalen zum honorarfreien Abdruck in legaler Form (mit Angabe der Quelle, resp. der Verfasser) offerirt *).

*) Ein von dem frühern Herausgeber der N. P. P. B. entworfenes Generalregister der ersten Folge ist vorhanden, und ein Inhaltsverzeichniß der zweiten Folge, seit mehren Monaten vollendet, soll im Junihefte dieses Jahrgangs edirt werden.

Möge der Leser die Absicht dieser langen Erörterung nicht mißverstehen. Wenn die Redaktion jenen Plagiator heute mit derselben Schonungslosigkeit verfolgt, womit er seit Jahren unsere Blätter heimgesucht hat, so ist der letzte Zweck nicht die moralische Vernichtung einer bedeutungslosen Persönlichkeit, auch nicht die Genugthuung für die beraubten Mitarbeiter (deren Humanität ihrem Plagiator gern diese Buße erlassen hätte!); es handelt sich vielmehr um die Vertheidigung eines Princips, das eine Ehrensache der gesammten Journalistik ist. Es gilt die Wahrung des literarischen Eigenthumes überhaupt; es gilt ein Warnungszeichen für manchen heute noch unenthüllten aber wohlbekannten Plagiator, der diese Zeilen vielleicht nicht ohne Erröthen und ohne Beklommenheit lesen mag; es gilt die moralische Vernichtung der ganzen Plagiatorenzunft, die unbelästigt durch irgend ein wachsames Auge, während der letzten Jahre in solcher Sicherheit und in solchem Umfange ihr Gewerbe treiben konnte! Durchdrungen von der Nothwendigkeit dieser Aufgabe, hat die Redaktion der N. P. P. B. aus diesem entlegenen Winkel Deutschlands ihre vereinzelte Stimme zu erheben gewagt, überzeugt, ein Echo zu finden in der gesammten Presse des deutschen Vaterlandes. Unter der Fahne des literarischen Eigenthumsrechtes wird sie mit allen Mitteln der Publicistik den Kaperkrieg gegen die literarischen „Flibustier" fortsetzen, so lange noch eine Piratenflagge in dem Gesichtskreise dieser Blätter weht.

F. v. Hasenkamp.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . .	1 Thlr.	5 Sgr.	
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit	— „	25 „	
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.			
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet	1 „	10 „	

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.

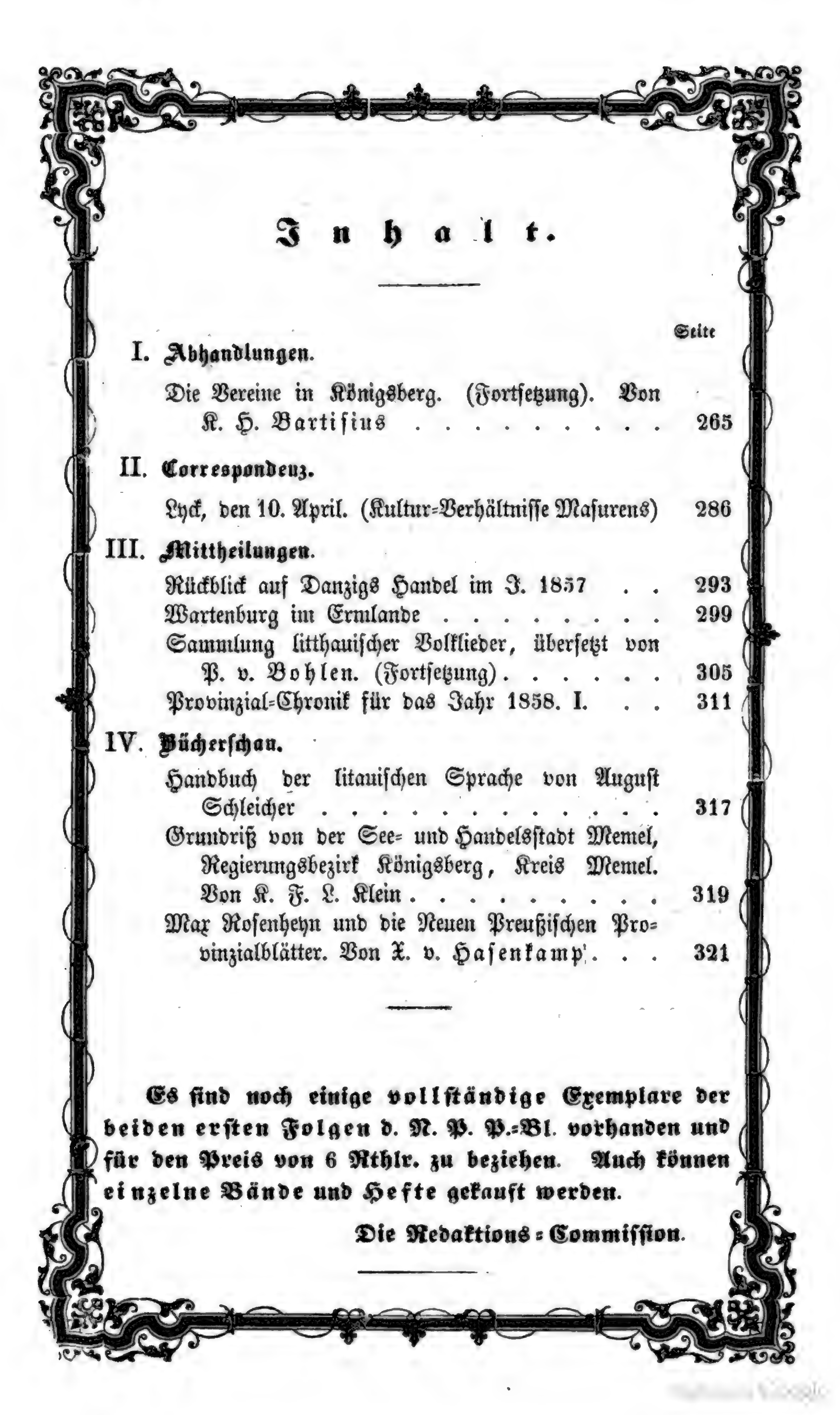
Bei musikalischen Beilagen wird

1. für ½ Bogen die Lithographie eine Seite desselben mit	1 Thlr.	20 Sgr.
und der Druck von Hundert mit	— „	8 „
2. für 1 Bogen dieselbe Lithographie mit	3 „	10 „
und der Druck pro Hundert mit	— „	10 „

berechnet.

Das Rieß Papier kostet:

1. von einer Qualität, wie das Papier der Prov. Blätter	2 Thlr.	— Sgr.	— Pf
2. Median fein Druckpapier, wie das zu den Noten im ersten Bande verwandte	3 „	— „	— „
3. Druckvelin der Bogen	— „	— „	— „



Inhalt.

Seite

I. **Abhandlungen.**

Die Vereine in Königsberg. (Fortsetzung). Von K. H. Bartisius 265

II. **Correspondenz.**

Lyck, den 10. April. (Kultur-Verhältnisse Masurens) 286

III. **Mittheilungen.**

Rückblick auf Danzigs Handel im J. 1857 . . 293
Wartenburg im Ermlande 299
Sammlung litthauischer Volklieder, übersetzt von P. v. Bohlen. (Fortsetzung) 305
Provinzial-Chronik für das Jahr 1858. I. . . 311

IV. **Bücherschau.**

Handbuch der litauischen Sprache von August Schleicher 317
Grundriß von der See- und Handelsstadt Memel, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Memel. Von K. F. L. Klein 319
Max Rosenheyn und die Neuen Preußischen Provinzialblätter. Von X. v. Hasenkamp . . . 321

Es sind noch einige vollständige Exemplare der beiden ersten Folgen d. N. P. P.-Bl. vorhanden und für den Preis von 6 Rthlr. zu beziehen. Auch können einzelne Bände und Hefte gekauft werden.

Die Redaktions-Commission.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 5. Juni.)

Band I. (LIX.) Heft 6.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,

zu Händen des Herrn H. Büttner

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Zur Geognosie von Westpreußen.

Der Stargardter Kreis,

geognostisch dargestellt mit Rücksicht auf landwirthschaftliche Cultur.

Während eines mehrmonatlichen Besuches der Provinz Westpreußen im Frühjahr 1857 hatte ich Gelegenheit, namentlich im Bezirke des Kreises Stargardt einige Beobachtungen über die geognostischen Verhältnisse der Gegend zu sammeln, ursprünglich einzig und allein zu meiner eigenen Belehrung, da mir die Nordischen Bildungen bis dahin noch wenig bekannt waren; keineswegs waren dieselben zur Veröffentlichung bestimmt. Dagegen machte es mir großes Vergnügen, in befreundeten Kreisen hin und wieder gesammelte Versteinerungen vorzuzeigen und auf die allgemeinen geognostischen Verhältnisse der Gegend aufmerksam zu machen, wenn zufällig von Mergel, Drainiren, Bernstein rc. die Rede war. Dies hatte zur Folge, daß ich mehrfach aufgefordert wurde, eine kurze geognostische Skizze des Stargardter Kreises zu entwerfen, in der auf landwirthschaftliche Cultur Rücksicht zu nehmen sei. Nur widerstrebend habe ich diesem Wunsche nachgegeben, da ich recht wohl fühle, keine gründliche Arbeit liefern zu können; denn einestheils bin ich kein Geognost von Fach und daher der Aufgabe nicht völlig gewachsen; andererseits währte mein Aufenthalt an Ort und Stelle zu kurze Zeit, um vollständige Beobach-

tungen sammeln und Untersuchungen an einer erwünschten Anzahl von Lokalitäten anstellen zu können. Wenn ich die Arbeit dennoch unternehme, so geschieht es nur, um mein gegebenes Versprechen zu lösen, und in der Hoffnung, daß man dieselbe nachsichtig beurtheilen werde. Erleichtert wurde dieselbe ganz bedeutend durch die verhältnißmäßig sehr große Gleichförmigkeit der geognostischen Bildungen dieser Gegenden, so daß gründliche Untersuchungen an wenigen Lokalitäten meist hinreichend waren, eine allgemeine Uebersicht der geognostischen Verhältnisse des Kreises auch bei einem nur flüchtigen Besuche der übrigen Theile desselben zu gewinnen. Und diese Gelegenheit benutze ich zugleich, den beiden Herren, die mir bei meiner Untersuchung auf das freundlichste und wesentlichste behülflich waren, dem Herrn Landrath von Neefe zu Pr. Stargardt und meinem Schwager, dem Rittergutsbesitzer Albrecht auf Succemin, für ihre Bemühungen meinen herzlichsten Dank abzustatten.

Was in dieser Arbeit vom Stargardter Kreise gesagt worden ist, hat in sehr vieler Beziehung auch Geltung für die geognostischen Verhältnisse des übrigen Westpreußen's; denn es war einestheils natürlich nicht möglich, die dem Stargardter Kreise benachbarten Gegenden ganz unbeachtet zu lassen, und andererseits besitzen bekanntlich die geognostischen Bildungen der ganzen nordöstlichen Ebene eine überaus große Gleichförmigkeit.

Fremde Arbeiten, welche zu der mir gestellten Aufgabe in näherer Beziehung stehen, konnte ich leider nur die wenigen und im Folgenden aufgezählten benutzen.

H. Girard, die Norddeutsche Ebene geologisch dargestellt. Berlin, 1855.

von Bennigsen-Förder, Erläuterungen zu der geognostischen Karte der Umgegend von Berlin. 1850.

Karl Thomas, der Bernstein in naturwissenschaftlicher, industrieller und volkswirthschaftlicher Beziehung. Erster Abschnitt. (Im Archiv für Landeskunde der Preußischen Monarchie 1856. Erstes Quartal.)

Ferner ein Aufsatz vom Ingenieur Adolph Fegebeutel: „Ueber die Agronomischen Verhältnisse Westpreußens zur Cultur" in den Mittheilungen der landwirthschaftlichen Central-Vereine zu Marienwerder und Danzig 1856. Nro. 7. —

Wer sich für den Bernstein und dessen organische Einschlüsse näher interessirt, mag ferner darüber die Arbeiten von **Göppert, Berendt, Menge** rc. nachlesen.

Eine ausführlichere und speciellere Abhandlung über die geognostischen Verhältniße Westpreußens ist mir nicht bekannt geworden.

Wo von den Torfbildungen die Rede ist, habe ich namentlich auf die ausgezeichnete Arbeit **Grisebach's** „Ueber die Bildung des Torfes in den Emsmooren." Göttingen 1846. Bezug genommen.

Der Stargardter Kreis bildet einen sehr kleinen Theil jenes ausgedehnten Germanischen oder Norddeutschen Tieflandes, welches sich von der französischen Nordgrenze bis zur Weichsel und vom nördlichen Fuße der Rheinischen und Hercynischen Gebirge bis zur Nord- und Ostsee erstreckt und seine Fortsetzung jenseits der Weichsel in dem Slavischen Tieflande findet, welches sich weit bis zum Ural und der unteren Wolga ausdehnt. Die Elbe scheidet das Germanische Tiefland wiederum in einen westlichen und einen östlichen Theil, welche beide sehr wesentliche Verschiedenheiten darbieten. Während die westliche Ebene ein vollständiges Flachland bildet und nirgends irgend erhebliche Höhenzüge bemerken läßt, während hier stehende Gewässer eine Seltenheit bilden, wird dagegen die östliche Ebene von zwei scharf markirten Landrücken durchzogen, und der nördliche Theil derselben von Holstein bis Preußen ist von zahllosen Landseen erfüllt.

Fassen wir das östliche Tiefland hier etwas näher ins Auge, so bemerken wir, daß dasselbe einen Wechsel von flachen Landstrichen und hügeligen Erhebungen bildet, welche letztere in zwei Systeme natürlich sich anordnen.

Der Uralisch-Karpatische Höhenzug beginnt an der unteren Wolga, bildet die weiten baumlosen Russischen Steppen und streicht dann von Schlesien durch Brandenburg, Preuß. Sachsen in nordwestlicher Richtung, wird von Oder und Elbe durchbrochen und findet seinen natürlichen Endpunkt im Plateau der Lüneburger Heide.

Der zweite Landrücken, der unser spécielleres Interesse in Anspruch nimmt, der **Uralisch-Baltische Höhenzug** oder der Baltische Seendamm, beginnt ebenfalls in Rußland, streicht vom

Ural westwärts, bildet das dicht bewaldete Waldai-Gebirge, setzt sich in S. W.-Richtung zum Preußisch-Pommerschen Landrücken fort, streicht darauf nordwestlich zum Meklenburg-Holsteinschen und endet nördlich im Schleswig-Jütischen Rücken.

Die Höhen des Stargardter Kreises gehören zum Pommerschen Landrücken, der sich zwischen der untern Oder und der Weichsel in der Richtung von W.S.W. nach O.N.O. ausbreitet und dadurch ausgezeichnet ist, daß derselbe von Westen nach Osten allmählig an Höhe bedeutend zunimmt und zwischen der Stadt Stargardt und dem Dorfe Schönberg die bedeutendsten Erhebungen bildet, welche überhaupt in der Germanischen Tiefebene zwischen den Gebirgen Deutschlands, Scandinaviens und dem Ural vorkommen. Der höchste Punkt liegt freilich nicht im Stargardter Kreise selbst, sondern im benachbarten Karthäuser, wo der Thurmberg bei dem Dorfe Schönberg die bedeutende Höhe von 1022′ erreicht. Die mittlere Bodenerhebung bei Stargardt mag zwischen 400—500′ betragen, während einzelne Hügel wohl zu 700′ ansteigen mögen. Fast der ganze Kreis ist durch den breiten Landrücken und dessen zahlreiche Ausläufer erfüllt, und derselbe bildet neben den Nachbarkreisen Konitz, Behrendt und Karthaus den am höchsten erhobenen Landstrich in Westpreußen. Hügel und Thäler und kleine Hochplateau's wechseln recht anmuthig mit einander ab, und durch mehre parallele Höhenzüge empfängt das Land einen wellenförmigen Charakter. Zur Anmuth der Gegend tragen wesentlich die zahlreichen Landseen bei, die sich in bald tieferen, bald flacheren Thalstellen gesammelt haben, denen meist ein natürlicher Abfluß des Wassers fehlt, und zwar besonders freundlich erscheinen dieselben, wenn sie einen ausgedehnten klaren Wasserspiegel bilden und von waldigen oder steil abfallenden Ufern umgeben sind. Dagegen sind auch kleinere Sümpfe sehr zahlreich, die weder zur Schönheit der Gegend beitragen noch andere Vortheile bieten, vielmehr dem Landbau und der Trockenlegung der Felder große Schwierigkeiten in den Weg legen; andere Seebecken wiederum sind durch Schlamm oder Torfbildung mehr oder weniger ausgefüllt, die werthvolles Dung- oder Brennmaterial liefern. Die Abhänge der Hügelkette sind oft steil und schroff, namentlich nach Osten und Norden, während sich der Landrücken nach Süden allmälig zur Tuchler Heide abdacht

und sich nach Westen ebenfalls in niedrige Höhenzüge ausflacht. Ein sehr steiles Gehänge an der Westpreußischen Nordküste bildet die Hügelkette, die sich von Putzig über Katz, Oliva nach Danzig hart am Ostseestrande hinzieht und dann an der Grenze der Weichsel-Niederung entlang bis Dirschau und Montau in den Stargardter Kreis sich fortsetzt. Die Umgegend von Danzig nnd Kloster Oliva verdankt diesen steil abfallenden mit schönem Laubwald bekleideten Höhen, welche enge, liebliche Thäler einschließen, seine weitverbreitete und wohl gerechtfertigte Berühmtheit; es möchte wohl kaum eine andere Gegend der nordostdeutschen Ebene die Danziger an Lieblichkeit und reizender Mannigfaltigkeit, welche durch die Nähe des Meeres noch sehr erhöht wird, übertreffen.

Die genannte Hügelkette von Putzig bis Montau bezeichnet offenbar in ihrer ganzen Ausdehnung die alte Strandlinie der Ostsee, welche von den Fluthen derselben überall bespült wurde, bis allmälig die Anschwemmungen der Weichsel jenen Distrikt Marschland bildeten, welcher als Weichsel-Niederung bekannt ist, und der den Höhenzug von Danzig bis Montau gegenwärtig von der Berührung der Ostseefluthen abtrennt.

So bilden ferner die Ufer der Ferse, abgesehen von der Weichsel des größten Flusses im Kreise, bei Stargardt und weiterhin bei Pelplin sehr steile Gehänge, welche sowie manche abschüssige Seeufer dem Geognosten willkommene Gelegenheit bieten, die Lagerung der verschiedenen Bodenschichten zu beobachten.

Lehm und Sand sind das Material, aus dem diese Bergzüge aufgebaut sind, die auch den Boden der gesammten Thalebene, einige lokale Ablagerungen jüngeren Ursprungs abgerechnet, zusammensetzen; es sind dieselben Diluvialschichten, welche fast gleichmäßig und nur selten von älteren anstehenden Gesteinen durchbrochen, über den gesammten Boden der Germanischen Tiefebene sich verbreiten. Je nach dem Vorherrschen der sandigen oder der lehmigen Schichten an der Oberfläche wechselt die Fruchtbarkeit des Bodens, gewährt die Gegend einen wohlhabenden Anblick oder den trauriger Dürftigkeit, wechselt der Charakter der natürlichen Pflanzendecke. Die Kiefer (Pinus sylvestris L.) ist der charakteristische Baum des Sandes, der die weiten Flächen der Tuchler Heide bedeckt nnd auch auf dem südlichen, sandigen Distrikte unseres Kreises bedeutende Waldungen bildet, während in anderen

Gegenden der Sand namentlich durch das gewöhnliche Heidekraut (Calluna vulgaris) charakterisirt wird, welches in diesem Theile Westpreußens dagegen nur selten größere Flächen überzieht. — Die Buche dagegen sucht den Lehmboden auf; denn dieselbe bedarf reichlicher Mengen von Kali und wächst um so kräftiger, wenn auch der Kalk nicht fehlt, Bedingungen, denen der Nordische Lehm entspricht. Die Buche gedeiht daher vortrefflich auf den lehmigen Höhen bei Danzig, und auf vielen Punkten des Stargardter Kreises, von denen ich nur den Wald von Spengawsken und den Summiner Buchenwald erwähne, die beide durch Reichthum an schönen Bäumen sich auszeichnen. Unter den landwirthschaftlichen Culturpflanzen bezeichnet der Weizen den Lehm, der Roggen den Sandboden, zu denen sich auch noch die Lupine als genügsame Sandpflanze gesellen mag.

Die Germanische Tiefebene ist, abgesehen von den inselartigen Erhebungen älterer Gesteine, z. B. dem isolirten Vorkommen der Trias bei Lüneburg, bei Rüdersdorf 2c., der Jura-Formation bei Kamin, den Kreidebildungen auf Rügen 2c., vorzüglich aus den verschiedenen Gliedern der Tertiärformation und des Diluviums, welche beide keine scharfe Trennung zulassen, zusammengesetzt: dieser weite Landstrich ist also in einer verhältnißmässig sehr späten Periode aus dem Meere emporgehoben worden. Die Glieder der zuletzt genannten Formationen ordnen sich dem Alter nach wahrscheinlich in folgende Reihe:

1. Braunkohlenbildung. } Tertiärformation.
2. Septarienthon. }
3. Nordische Bildungen. } Diluvium.
4. Südliche Bildungen. }

Dazu kommen dann

5. Alluvionen, zu denen Marschen, Torfbildungen, Wiesenkalk 2c. gehören, deren Thätigkeit theilweise noch bis auf den heutigen Tag fortdauert.

Von diesen interessiren uns namentlich hier die Nordischen Bildungen, deren Schichten die größte Oberfläche des Stargardter Kreises einnehmen, und die Alluvionen, die ebenfalls in mannigfaltigen Bildungen auftreten. Braunkohlen und Septarienthon sind meines Wissens bis jetzt im Stargardter Kreise noch nicht nachgewiesen, obgleich erstere in der Nachbarschaft, z. B. bei Putzig

an der Nordküste und im Süden bei Schwetz rc., mehrfach aufgefunden worden sind und es wahrscheinlich ist, daß dieselben auch in unserem Bezirke unter der Oberfläche liegen. Die südlichen Bildungen sind, wie schon der Name andeutet, in diesem nördlichen Theile Preußen's nicht zu erwarten.

I. Nordische Bildungen.

Dieselben werden zunächst charakterisirt durch einen Wechsel von Sand- und Lehmschichten, welche auf dem Boden des großen Diluvialmeeres, welches damals einen sehr großen Theil des nördlichen Europa's in einer Ausdehnung vielleicht von 40,000 Quadratmeilen bedeckte, während eines sehr langen Zeitraums in wechselnder Folge abgelagert wurden, um später langsam aus den bedeckenden Fluthen emporgehoben zu werden durch unterirdische Kräfte, welche zu allen Zeiten die Gestaltung der Erdoberfläche auf das wunderbarste und mannigfaltigste verändert haben, und die auch noch in der jetzigen Periode langsam fortwirken und ganz allmälig großartige Veränderungen hervorbringen, die allerdings häufig in ihrer momentanen Wirkung nur dem forschenden Auge des Gelehrten bemerkbar sind, aber auch dem weniger Kundigen verständlich werden, wenn derselbe Anleitung erhält, diese langsamen aber stetigen Wirkungen durch Jahrhunderte zu verfolgen. Um naheliegende Beispiele zu wählen, so ist es eine durch genauere wissenschaftliche Forschungen festgestellte Thatsache, daß die Küste Schwedens noch heute zu Tage langsam aus dem Meere emporgehoben wird, während es andererseits höchst wahrscheinlich ist, daß in Folge geologischer Kräfte Holland allmählig unter die Oberfläche des Meeres versinkt, indem gegenwärtig ein großer Theil desselben nur durch die großartigen Deichbauten vor der Ueberfluthung des Meeres geschützt ist.

Zur Charakteristik der Nordischen Bildungen genügt nicht, daß dieselben aus wechselnden Sand- und Lehmschichten bestehen; einer der wesentlichsten und eigenthümlichsten Bestandtheile sind ferner die bald seltener, bald häufiger auftretenden abgerundeten Blöcke von Gesteinen, deren Beschaffenheit es nicht erlaubt, ihren Ursprung an dem Orte, wo dieselben gefunden werden, noch in den benachbarten Gebirgen zu suchen; Wanderblöcke, erratische Blöcke, Nordische Findlinge, unter denen die größeren dieser Ge-

schiebe allgemein bekannt sind, sind für ihren Ursprung höchst bezeichnende Namen. Denn bei näherem Studium ihrer mineralogischen Beschaffenheit und der Versteinerungen, die einige derselben enthalten, entdeckte man bald, daß dieselben mit Gesteinen im höchsten Grade übereinstimmen, welche die Gebirge Schwedens und Finnland's zusammensetzen, und man zog daher den wohlberechtigten Schluß, daß diese Trümmergesteine von dort her über die Germanische Ebene verbreitet wurden. Wie dieses geschah, darüber sind verschiedene sehr geistreiche Theorien aufgestellt worden, deren nähere Beleuchtung indeß weit über die Grenzen dieser Arbeit hinausgehen würde. Jedoch scheinen die meisten Geologen sich gegenwärtig der Ansicht hinzuneigen, daß Scandinavien während der erratischen Epoche fast gänzlich von Gletschern bedeckt war, die bis in das Meer hinabstiegen und auf denen die erratischen Blöcke durch die eigenthümliche Gletscher-Bewegung von den Gebirgskämmen des Landes zur Meeresküste herabkamen, und daß die erratische Ebene von Deutschland, Rußland und Sibirien mit einem Polarmeere bedeckt war, auf dessen Grunde die Sand- und Lehmmassen sich schichteten und die Eisflöße mit ihren Findlingsblöcken strandeten, sowie sich noch heute zu Tage an den Gletschern Grönlands mächtige mit Steinen und Schutt beladene Eisschollen ablösen, um lange Zeit, ein Schrecken der Schiffer, in den Meeren umherzutreiben, bis dieselben in südlichere Gegenden gelangen, hier allmälig schmelzen und ihre Ladung auf dem Grunde des Oceans begraben. Daß später der Boden des alten Polarmeeres emporgehoben wurde und nur das tiefere Becken der Ostsee übrig blieb, ist bereits oben in Kürze erwähnt worden.

„Die erratischen Blöcke im nördlichen Rußland stammen nach genauen Vergleichungen aus Finnland und den Umgebungen des Onega-See's; die in Preußen und Polen zeigen Gemenge von finnischen und schwedischen Gebirgsarten, und die weiter im Westen, in Holstein, Hannover und Holland stammen alle aus Schweden und Norwegen. Die Kraft, durch welche die erratischen Blöcke verbreitet wurden, ging also nicht von einem Orte aus sondern von dem gesammten Gebirgsrücken Scandinaviens und Finnlands."

So lassen sich in der Formation der nordischen Bildungen verschiedene regelmäßig folgende Schichten unterscheiden und zwar in der Reihe von oben nach unten:

1. die großen erratischen Blöcke der Oberfläche;
2. eine Sandschicht mit Geschieben;
3. Lehm mit Geschieben;
4. wiederum Sand, in welchem Geschiebe nur selten vorkommen.

Im Folgenden werde ich die einzelnen Schichten beschreiben, wie ich dieselben an verschiedenen Orten des Stargardter Kreises beobachtet habe.

Erratische oder größere Geschiebeblöcke sind im ganzen Kreise noch sehr häufig verbreitet, obgleich dieselben in den cultivirteren Gegenden allmälig von der Oberfläche verschwinden und in einigen Distrikten selbst ein fühlbarer Mangel derselben sich merklich macht. Bei dem gänzlichen Fehlen anstehender fester Gesteine in diesen Gegenden bieten dieselben ein kostbares Material zu den verschiedensten Bauten; die zahlreichen in den letzten Jahren neu angelegten Chausseen haben namentlich eine große Menge dieser Findlinge verschwinden gemacht; ein anderer großer Theil wird von den Landwirthen allmälig von den Feldern entfernt, um beim Aufbau von Scheunen und Stallungen und anderen Wirthschaftsgebäuden mit Vortheil verwandt zu werden. So wird die Zeit nicht gar ferne liegen, wo diese Blöcke an der Oberfläche zu einer Seltenheit gehören werden und die von den Landwirthen sorgfältig in die Tiefe der Felder versenkten wieder aus ihren Gräbern emporgeholt werden.

Die besten Beobachtungspunkte bieten gegenwärtig uncultivirte sandige Distrikte, und als einen der vorzüglichsten dieser Art erwähne ich eine niedrige Hügelreihe nördlich von Stargardt, welche in der Nachbarschaft unter dem Namen Sebastopol-Hügel bekannt sind, wahrscheinlich in Folge des eigenthümlichen wüsten Anblicks, welchen dieselben gewähren. Nicht allein oberwärts sind dieselben von einer zahllosen Menge dieser Blöcke bedeckt, sondern die Gipfel scheinen selbst bis zu einer Tiefe von 10—15 Fuß ganz aus zusammengehäuften größeren und kleineren Geschieben aufgebaut zu sein, welche in einem sterilen weißen Sande eingebettet sind, von welchem weiter unten die Rede sein wird. Es scheint diese Hügelreihe eine Untiefe, eine Sandbank im alten Diluvialmeere gebildet zu haben, an welcher die mit den nordischen Blöcken beladenen Eisschollen strandeten; auf andere Weise möchte diese

gewaltige Anhäufung der Findlinge kaum zu erklären sein. Große und kleine Blöcke liegen ohne Ordnung auf einander gethürmt; der Zahl nach bilden faust- und kopfgroße Steine die überwiegende Menge. Zum größten Theil sind dieselben gerollt und zeigen rundliche abgeschliffene Flächen; jedoch sind auch große Blöcke nicht selten, welche vielfach eckige Formen besitzen und deren wenig abgeschliffene scharfkantige Flächen beweisen, daß dieselben im geringeren Grade den Wellen und dem schleifenden Sande des Diluvialmeeres ausgesetzt waren.

Dem, der sich für ein näheres Studium der erratischen Blöcke interessirt, ist eine Exkursion in die uncultivirten Distrikte des benachbarten Berendter Kreises anzurathen, wo derselbe reiche Ausbeute finden wird.

Bei weitem zum größten Theile sind diese Geschiebe, und die größeren fast ausschließlich, aus plutonischen Felsarten zusammengesetzt; neptunische oder geschichtete Gesteine bilden bei weitem die Minderzahl. Gneis und Granit werden am häufigsten bemerkt; beide treten in vielfachen Varietäten auf, namentlich aber der letztere, unter denen ein grobkörniger, rother Granit und ein sehr feingekörnter blauer von großer Härte durch Häufigkeit sowohl wie durch Schönheit sich auszeichnen; an erwähnter Lokalität setzen diese die meisten der großen Geschiebe zusammen. Erwähnung verdient noch das Vorkommen eines sehr grobkörnigen Granits, der bereits durch den Einfluß der Atmosphärilien eine solche Zersetzung erfahren hat, daß große Blöcke in Tausende von kleinen Körnern zusammenfallen, wenn man dieselben mit einem harten Instrumente, oft genügt selbst ein Stock, durchstößt; zum Theil ist die Verwitterung sogar so vollständig, daß eine ziemlich feine bräunliche Erde gebildet worden ist. Neben Gneis und Granit treten ferner Syenit und Glimmerschiefer am häufigsten auf, demnächst schwarze Diorit-Gesteine, Hornblendeschiefer und Quarzfels; Feldspathporphyre werden nur sehr einzeln bemerkt.

Neptunische Gesteine sind unter den Findlingen an der Oberfläche verhältnißmäßig selten, namentilch die Kalksteine, was jedoch theilweise auch darin seinen Grund haben wird, daß dieselben sehr sorgfältig für die Kalkbrennereien bei Stargardt und an anderen Orten gesammelt werden. Einzeln sind mir größere Kalkblöcke in der Umgegend Stargardts vorgekommen, deren Versteinerungen, wohl-

erhaltene Orthoceratiten und Trilobiten, ihren Ursprung von der Insel Gothland aus der Silurischen Formation nachweisen; bei Succemin fand ich ferner einen plattenförmigen grauen Kalkstein mit wohlerhaltenen Graptolithen, der also wahrscheinlich aus der Silurischen Formation Schonens abstammen wird. Kleinere Geschiebe von Kalksteinen, deren zahlreiche Versteinerungen dieselben dem Uebergangskalke anreihen, sind überall häufig im oberen Sande. Ferner ist ein dünngeschichteter, grobkörniger, versteinerungsloser Sandstein nicht selten, dessen Ursprung ich nicht anzugeben weiß. Geschiebe der Jura-Formation habe ich nur sehr einzeln bemerkt. Auch Gesteine der Kreideformation sind bei weitem nicht so häufig als die genannten aus den ältesten Schichten. Feuersteine finden sich immer nur einzeln hin und wieder in Feuerstein umgewandelte Bruchstücke von Belemniten; häufiger ist ein ziemlich fester, grauweißer Kreidekalk mit charakteristischen Versteinerungen, namentlich Belemniten und Korallen, den ich vorherrschend in den sandigen Feldern im nordwestlichen Theile des Kreises in der Gegend von Labuhnken auffand. Nicht selten zwischen den Geschieben der erwähnten Sandhügel bei Stargardt ist ferner ein tertiärer, grobkörniger, sehr eisenschüßiger Sandstein von gelblicher und brauner Farbe, der aus Quarzkörnern und Muschelfragmenten zusammengebacken ist und nur selten wohlerhaltene tertiäre Versteinerungen erkennen läßt (Sternberger Kuchen?).

Das Auffinden dieser geschichteten Gesteine mit ihren charakteristischen Versteinerungen ist besonders interessant, weil dieselben neben den plutonischen Geschieben auf das Bestimmteste den nordischen Ursprung der erratischen Geschiebe beweisen.

Wo die größeren Wanderblöcke am häufigsten sind, liegen dieselben meist auf oder in einer Sandschicht, die wir jetzt im Folgenden zu betrachten haben; es soll freilich nicht damit gesagt werden, daß größere Geschiebe nicht auch im folgenden Lehme vorkommen; denn ich habe solche im Stargardter Kreise häufiger in der lehmigen Ackerkrume eingebettet gesehen; aber im Allgemeinen mag es als Regel gelten, daß in der den Lehm bedeckenden Sandschicht größere Findlinge am häufigsten vorkommen. Es ist dies ein feinkörniger weißlicher oder gelblicher, ungeschichteter Sand, dessen Hauptmasse aus weißen, unter der Lupe ganz durchsichtigen und wasserhellen, und aus gelblichen, unter der Lupe nur durch-

scheinenden Quarzkörnern besteht, zwischen denen weißliche und fleischrothe Körner von Feldspath und bald mehr bald weniger sehr feine Körner eines schwarzen Minerals inneliegen, welcher entweder Hypersthen oder Kieselschiefer ist. Es wird freilich gewöhnlich angegeben, daß Glimmer in diesem Sande durchaus nicht vorkommen soll; jedoch habe ich einzeln und in sehr geringer Menge kleine weiße Glimmerblättchen auf das bestimmteste in demselben bemerkt und unter der Lupe beobachtet; und ich halte dieses Vorkommen für nichts auffallendes, vielmehr für sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß dieser Sand zum großen Theile ein Auswaschungsprodukt der unterliegenden Lehmschicht sein wird, in welcher doch glimmerhaltige Gesteine sehr häufig vorkommen. Die Farbe dieses Glimmers ist allerdings meist eine schwärzliche; aber es ist wahrscheinlich, daß derselbe bei langer Berührung mit der Luft, welche in dem lockeren Sande beständigen Zutritt hat, eine theilweise Zersetzung erleidet und dadurch seine schwarze Farbe einbüßt, was noch dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß eine betreffende vor mir liegende Sandprobe, welche etwa 3′ unter der Oberfläche und etwa 2′ über der folgenden Lehmschicht gewonnen wurde, neben nicht ganz seltenen weißen Glimmerblättchen einige wenige bräunliche Schüppchen desselben Minerals enthält.

Geschiebe sind überall häufig in dieser Sandschicht, die meisten von Wallnuß- und Hühnerei-Größe, ohne daß weder weit kleinere noch auch die größten erratischen Blöcke, die bereits oben erwähnt wurden, ausgeschlossen sind.

Selten findet sich Bernstein in diesem Sande, meist in kleineren hasel- oder wallnußgroßen Stücken, die mit einer dicken gelblichen Rinde umgeben sind. Während meines Aufenthalts auf dem Rittergute Succemin wurden daselbst Versuchs-Gräbereien auf Bernstein, der ziemlich häufig auf der Oberfläche der Aecker gefunden wird, in dem oberen Sande vorgenommen; aber es gelang nicht, größere Adern oder Lager desselben zu entdecken; die ganze Ausbeute beschränkte sich auf werthlose kleinere Fragmente. Und meines Wissens ist auch an keinem anderen Orte im Stargardter Kreise ein günstigeres Resultat in dieser oberen Sandschicht erzielt worden. Mir boten diese Versuche willkommene Gelegenheit, die Mächtigkeit des Sandes zu beobachten; regelmäßig stießen die

Gräber in einer Tiefe von 4 bis 8 Fuß auf die untenliegende Lehm- oder Lehmmergel-Schicht. Eine ganz scharfe Trennung des Sandes vom Lehme fand nicht Statt, vielmehr war in der Regel ein allmäliger Uebergang zu bemerken. Der Sand von der Oberfläche und aus der Tiefe bot keine weitere Verschiedenheit, als daß die Geschiebe nach unten hin seltener zu werden schienen.

Von diesem Sande ist ein großer Theil der Oberfläche der Germanischen Tiefebene bedeckt, und auch im Stargardter Kreise nimmt derselbe einen sehr bedeutenden Flächenraum ein. Wo derselbe ganz unvermischt mit der folgenden Lehmschicht vorkommt, bildet er die Grundlage einer sehr leichten, dürftigen Ackerkrume, die den Anbau der Cerealien wenig lohnt, sondern durch Ansaat von Kiefern, vielleicht noch der Lupinen am besten nutzbar gemacht werden kann. Durch Vermischung mit dem unterliegenden Lehm entstehen die Bodenarten, welche dem Landwirthe unter dem Namen lehmiger Sand und sandiger Lehm bekannt sind und die bei gehöriger Cultur sehr gedeihlichen Ackerbau zulassen. Der lohnende Anbau der sandigen Bodenarten kann bedeutend gesteigert werden, wenn menschliche Betriebsamkeit ersetzt, was die gütige Mutter Natur nicht überall gewährte; die Mittel dazu sind an den meisten Orten vorhanden: die künstliche Mischung der sandigen Ackerkrume mit den unterliegenden lehmigen Schichten durch Aufbringen von „Mergel" ist eine der wesentlichsten landwirthschaftlichen Meliorationen, die auch im Stargardter Kreise bereits zu den erspriеßlichsten Resultaten geführt hat.

Unter jener Sandschicht folgt allgemein in einer Tiefe von 3—8 Fuß, oder wo der Sand fehlt, wie namentlich häufig an den Gipfeln und den oberen Abhängen der Hügel, liegt unmittelbar an der Oberfläche der nordische Lehm, unter welchem Namen ein Gemenge von Thon, Kalk und Sand zu verstehen ist in ganz unbestimmten Verhältnissen, so daß häufig der Thon, häufig der Sand vorherrschend ist, bald der Kalk einen wesentlichen Bestandtheil desselben ausmacht, bald zu einem Minimum herabsinkt; und darnach wird diese Lehmbildung gewöhnlich in Thon, Letten, Lehm und Mergel (Lehmmergel) unterschieden, welche Unterscheidung allerdings große praktische Wichtigkeit hat. Diese Bildung wird am besten entweder an steil abfallenden Gehängen oder in den zahlreich geöffneten Mergelgruben beobachtet, und ich will hier

nur einige wenige Orte nennen, wo ich die schönsten Aufschlüsse fand, so namentlich an den steilen Uferböschungen bei Danzig (Oliva, Adlershorst); im Stargardter Kreise selbst an den hohen abschüssigen Ufern des Pathensee's bei Succemin, in mehren Mergelgruben desselben Gutes, in einer großen Lehmmergelgrube des Gutes Radziewo, an steilen Gehängen bei Garczau im nordwestlichsten Theile des Kreises, an den Seeufern bei Spengawsken, in Mergelgruben in der Nähe von Alt-Jahn an der südöstlichen Grenze des Kreises rc. Ueberall werden dieselben Verhältnisse beobachtet, dieselbe Lagerung der Schichten, welche andererseits wiederum genau übereinstimmend ist mit dem Schichtenholze, welches am Kreuzberge bei Berlin und vielen anderen Orten der norddeutschen Ebene beobachtet wird. Die ursprüngliche Farbe der verschiedenen Varietäten des Lehms ist blaugrau; jedoch wird dieselbe nur selten gefunden, weil fast überall durch den Zutritt lufthaltigen Wassers das Eisen höher oxydirt und durch das gebildete Oxyd der Lehm gelblich oder röthlich gefärbt worden ist.

Eigentlicher Thon, in welchem also die Thonerde über den Sand so vorherrschend ist, daß die Mischung mit Wasser einen plastischen Teig bildet, wird verhältnißmäßig am seltensten gefunden; jedoch habe ich denselben mehrfach unmittelbar unter der oben beschriebenen Sandschicht beobachtet. Wo derselbe an die Oberfläche der Felder tritt, wird jener schwer zu bearbeitende, thonige Ackerboden gebildet, der so häufig sowohl in sehr nassen als in sehr trockenen Jahren dem Landwirth bei der Bestellung der Saaten fast unüberwindliche Schwierigkeiten verursacht. — Der magere Thon oder strengere Lehm eignet sich am besten zum Brennen von Backsteinen; jedoch gehört ein wirklich gutes Material immer zu den Seltenheiten, weil eine Hauptbedingung nur selten angetroffen wird, ein möglichst kalkfreier Zustand desselben, indem ein mit Mergelstreifen durchsetzter Lehm eine wenig haltbare, leicht zerbröckelnde Waare liefert.

Der Lehm bildet die Grundlage der fruchtbarsten Aecker, namentlich wenn Thon und Sand in einem solchen Verhältniß in ihm gemischt sind, daß daraus der von den Landwirthen so geschätzte „milde Lehmboden" hervorgeht. Weniger werthvoll ist ein eisenschüssiger, strenger Lehmboden, der häufig an den Gipfeln der Hügel zu Tage tritt und sich schon in weiter Entfernung durch

seine rothe Farbe bemerkbar macht. — Dadurch daß fast überall im Untergrunde der Felder diese das Wasser schwer durchlassende Lehmschicht auftritt, wird häufig, namentlich in Thalmulden, ein genügender Abfluß des Wassers gehindert und stagnirende Nässe verursacht, welche so anerkannt schädlichen Einfluß auf die Vegetation unserer Culturpflanzen ausübt. In sehr vielen Fällen kann hier durch ein Drainiren der Aecker dem Uebelstand abgeholfen werden. In einer noch weit unangenehmeren Lage befindet sich sich aber der Landwirth, wenn auf dem Boden tiefer Thalkessel, welche häufig in diesem hügeligen Lande sich finden, solche undurchlassende Lehmschichten den Abfluß des Wassers in die Teiche verhindern; hier bilden sich alsbald stagnirende Gewässer und Sümpfe, welche nicht allein selbst der Cultur nutzlos sind, sondern die meist auch das umliegende Land durch aufstauende Nässe verderben. Nicht immer ist hier durch unterirdische Drainröhren ein Abfluß des Wassers zu bewirken; entweder muß der Uebelstand bestehen bleiben, oder es muß zu kostbaren Anlagen tiefer offener Gräben geschritten werden. Ein besonderes Interesse bildet der Lehm, der so kalkhaltig ist, daß derselbe als „Mergel" zum Düngen der Felder benutzt werden kann, und dieser verdient hier eine eingehende Betrachtung.

Derselbe ist sehr allgemein im Stargardter Kreise verbreitet und liegt an den Gipfeln und den oberen Abhängen der Hügel der Oberfläche des Bodens am nächsten, oft ganz ohne bedeckenden Sand, während im Thale die überliegende Sandschicht in der Regel weit mächtiger ist; fast allgemein werden daher die Mergelgruben an der Höhe bemerkt. Seine Mächtigkeit wechselt von 12—25 Fuß; unter demselben scheint ganz regelmäßig eine mächtige weiße Sandschicht zu folgen, von welcher der Lehm auf das schärfste absetzt, so daß ein allmäliger Uebergang, ein Verwaschen der Schichten nicht stattfindet. Die Farbe des Lehmmergels ist heller oder dunkler ledergelb, in feuchtem Zustande oft braun; trocken besitzt er eine ziemlich große Festigkeit, so daß er nicht ganz leicht zu zerbröckeln ist. Es ist stets deutliche Schichtenbildung zu unterscheiden, und zwar wechselt sowohl die Farbe, die Festigkeit, sowie die Zusammensetzung in den verschiedenen Schichten; der Mergel ist keineswegs in seiner ganzen Masse homogen. Die oberen Schichten sind meist heller und deutlicher roth gefärbt,

lockerer, sandiger und ärmer an Kalk als die unteren von dunkler mehr gelbgrauer Farbe. Jedoch würde es unzuläßig sein anzunehmen, daß diese Unterschiede ursprünglich vorhanden gewesen seien; mir scheint es vielmehr gar nicht zweifelhaft, daß der obere Lehm durch Auswaschen und durch den Zutritt lufthaltiger Tagewasser jene Veränderungen erlitten hat: die deutliche Schichtung wurde durch das herabrieselnde Wasser verwischt, ein Theil der feinen thonigen Theile mechanisch mitfortgeführt, der im ganzen Lehme ursprünglich fein zertheilte kohlensaure Kalk durch das kohlensäurehaltige Wasser im Laufe langer Jahre gelößt und den unteren Schichten zugeführt, das Eisen der Verbindungen höher oxydirt. Daß eine große Menge von Kalk in wäßeriger Lösung fortwährend in der Lehmbildung circulirt, davon zeigen am besten die zahlreichen Anhäufungen, Concretionen von Kalk, welche durch die ganze Masse vertheilt vorkommen. Wir bemerken denselben einestheils als dünnen Ueberzug auf den Schichtungsflächen, wo er durch allmähliges Verdunsten des Wassers und der Kohlensäure aus seiner Lösung ausgeschieden wurde; noch weit lehrreicher aber sind die langen wurmförmigen Kalkkrusten, von welchen wir häufig zarte Pflanzenwurzeln scheidenartig umhüllt sehen, und die sich als meist verticale Streifen durch den Lehm verbreiten. Das einsickernde, mit Kalk beladene kohlensäuerliche Wasser rieselt auf den schmalen Spalten, welche durch das Eindringen der Pflanzenwurzeln in dem Lehm gebildet werden, langsam herab, und mag auf diesem Wege bereits ein Theil der Kohlensäure verdunsten, wodurch ein Ausscheiden von Kalk bewirkt wird; andererseits aber scheint es, daß die Pflanze nicht die Gesammtmasse des kohlensauren Kalkes gebrauchen kann, welche das durch den Lehm kommende Wasser ihrer Wurzelspitze zuführt, und indem sie das Wasser aufnimmt, stößt sie einen Theil des Kalks zurück, welcher sich nun krustenartig in der Nähe der Wurzel ablagert. Stirbt die Pflanze später ab, so wird auch die von Kalk umhüllte Pflanzenwurzel allmälig durch Verwesung zerstört, und es bleiben dann die hohlen Scheiden zurück, die so häufig im Lehme wahrgenommen werden. —

Als charakteristisches Beispiel führe ich hier die Schichtenfolge in einer großen Lehmmergelgrube im Süden von Succemin an:

1) $1\frac{1}{2}$′ sandig-lehmige Ackerkrume.

2) 1′ grober Sand und Kies, durch Eisenoxyd häufig roth-braun gefärbt.

3) 5′ gelblicher sandiger Lehm mit zahlreichen Kalkconcretionen, häufigen braunrothen Eisennieren (aus verwittertem Thon- und Gelbeisenstein) und vielen Geschieben.

4) 7′ dünn geschichteter dunkler gefärbter Lehmmergel mit Geschieben und Kalkconcretionen.

5) 1′ grober grauweißer Sand von Hirsekorn- und Linsengröße mit Fragmenten von Uebergangskalk, in welchem zuweilen noch Bernstein-Adern vorkommen.

6) 5′ dünn geschichteter, graugelber Lehmmergel mit Geschieben.

Unter dieser $20\frac{1}{2}$ Fuß starken Lehmschicht folgt endlich eine mächtige Lage weißen Sandes.

Die unter Nr. 5. erwähnte Sandschicht, welche ich übrigens nicht regelmäßig zwischen dem Lehm entdeckt habe, erreicht zuweilen eine Mächtigkeit von mehr wie 2 Fuß und verschwindet zuweilen gänzlich, um an einer anderen benachbarten Stelle wieder zu erscheinen. Dieselbe besteht der größten Masse nach aus groben durchsichtigen Quarzkörnern, zwischen denen viele Feldspathkörner von rother und weißlicher Farbe und eine große Menge kleiner Geschiebe von Linsengröße eingemengt sind; ich habe zuweilen wohl erkennbare Fragmente von Versteinerungen des Uebergangkalkes darin gefunden. Besonders merkwürdig ist diese Schicht noch dadurch, daß Bernstein-Adern mit Stücken von nicht unbedeutender Größe ziemlich häufig darin vorkommen; ob dieses aber das gewöhnliche Vorkommen desselben in Westpreußen ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Daß Bernstein das fossile Harz einer jetzt ausgestorbenen Conifere (Nadelbaumes) ist, unterliegt durchaus gar keinem Zweifel: daß derselbe aber zu den in der Braunkohlenformation niedergelegten fossilen Hölzern gehören soll, wie von einigen Seiten behauptet worden ist, wird in neuerer Zeit wiederum vielfach bezweifelt und ist namentlich von Göppert widerlegt worden. Es kommt in den Braunkohlen fast aller Gegenden allerdings ein fossiles Harz vor (Retinit). Aber dieses ist von dem eigentlichen Bernstein verschieden. — Nach eigenen Beobachtungen kann hier nur gesagt werden, daß beide Vorkommen des Bernsteins, einmal in der oberen Sandbedeckung und andererseits in

der darunter liegenden Lehmschicht, jedenfalls einer jüngeren Formation als den Braunkohlenbildungen angehören. —

Durch den ganzen Lehmmergel sehr verbreitet ist eine große Menge von Geschieben, durchgängig Rollsteine, meist von Hühnerei- oder Faustgröße, während solche von größerem Umfange hier zu den Seltenheiten gehören. Dieselben bestehen im Allgemeinen aus denselben Gesteinen, welche bereits aus dem oberen Sande beschrieben wurden; an einigen Orten, z. B. bei Succemin bilden Uebergangskalke, an anderen, wie in den Lehmen bei Garczau, Kreide die häufigsten Geschiebe; in letzterer Gegend schienen sogar Kalk- und Kreideformation die einzigen neptunischen Geschiebe im Lehmmergel zu sein. In Feuerstein umgewandelte Belemnitenspitzen gehören nirgends zu den Seltenheiten; tertiäre Gesteine habe ich dagegen nicht beobachtet, jurassische nicht mit Bestimmtheit. Unter den krystallinischen Gebirgsarten sind Gneis, Granit und Glimmerschiefer bei Weitem vorwiegend, die zuweilen so verwittert sind, daß dieselben eine fast pulverförmige Beschaffenheit angenommen haben und schöne Belege liefern, daß die nordischen Bildungen zum größten Theil aus ihrer Zerstörung und Verwitterung entstanden sind.

Diese kalkhaltigen Lehme sind von größter Bedeutung für die Landwirthschaft dieser Gegenden, welche ohne die wirksame Hülfe des „Mergels" auf weiten Flächen sandigen und dürftigen Bodens mit sehr geringem Vortheil würde betrieben werden. Seine günstige Wirkung ist namentlich folgenden Ursachen zuzuschreiben:

1) Von größter Wichtigkeit ist der Kalkgehalt des Mergels, durch welchen den sandigen Bodenarten ein bis dahin fast gänzlich fehlender wichtiger Nahrungsbestandtheil der Pflanzen zugeführt und den lehmigen Bodenarten wieder ersetzt wird, welche denselben durch Auslaugen der Tagewasser verloren; durch das Mergeln wird der ursprüngliche Zustand des Bodens wieder hergestellt. Denn es ist eine allgemein gemachte Erfahrung, daß das Mergeln auch da wirksam ist, wo unmittelbar unter der Oberfläche der Lehm gefunden wird.

2) Der Mergel enthält einen verhältnißmäßig bedeutenden Antheil von feldspathartigen Mineralien und Glimmer, durch deren Verwitterung und Zersetzung den Pflanzen die wich-

tigsten Nahrungsbestandtheile, insbesondere Kali, lösliche Kieselsäure und ebenfalls noch eine geringe Menge Phosphorsäure zugeführt werden. Wir sehen daher, wie solche Pflanzen, die wie die Buche große Mengen dieser Bestandtheile in ihrem Ernährungsprocesse bedürfen, vornehmlich auf lehmigen Bodenarten üppig gedeihen.

3) Durch das Aufbringen einer größeren Menge von Mergel wird auch die mechanische Beschaffenheit des Sandbodens verbessert; derselbe verliert seine übermäßige Lockerheit und Durchdringlichkeit für das Wasser, so daß seine Bestandtheile weniger leicht ausgelaugt werden; seine wasserenthaltende Kraft wird vermehrt und die zu schnelle Verdunstung des Wassers gehindert, so daß ein Austrocknen in dürrer Jahreszeit nicht so schnell zu befürchten steht. Durch die thonigen Bestandtheile des Mergels empfängt der Sandboden ferner die Eigenschaft, eine größere Menge von Gasarten entweder aus der Luft anzuziehen oder die durch den organischen Dünger dem Boden zugeführten zurückzuhalten.

Endlich bleibt noch das letzte und unterste Glied der nordischen Bildung zur Betrachtung übrig, eine mächtige weiße Sandschicht, die regelmäßig unter der vorhergehenden Lehmschicht folgt. Es ist ein meist sehr homogener, mehr oder weniger weißer, deutlich geschichteter, ziemlich feinkörniger Sand, der der Hauptmasse nach wiederum aus abgerundeten, durchsichtigen und fast wasserhellen Quarzkörnern besteht, in welchen stets einzelne gelbliche Quarzkörner, fleischrothe oder weißliche Feldspathkörner, und bald nur wenige, bald eine überaus große Menge feiner scharfer Körner eines schwarzen Minerals eingemengt sind, welches dem Sande häufig ein schwarz punktirtes Ansehen verleiht, dessen Natur ich indeß nicht mit Sicherheit zu bestimmen wage. Es hat dieser Sand also große Aehnlichkeit mit dem, welcher über dem Lehme liegt, unterscheidet sich jedoch durch folgende Merkmale:

1) Derselbe ist in deutlichen etwa $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Schichten abgelagert, während der obere Sand ungeschichtet ist.

2) Er hat ein weißeres helleres Ansehen, indem die gelblichen Quarzkörner seltener sind.

3) Sein Korn ist durchschnittlich gröber.

4) Endlich kommen Geschiebe in dem unteren Sande sehr selten vor, welche in dem oberen so häufig sind.

Von dem bedeckendem Lehm scheidet dieser Sand in einer sehr scharfen geraden Linie ab; Verwaschungen in einander finden nicht Statt. Jedoch habe ich einige Male eine Eigenthümlichkeit bemerkt, die hier Erwähnung verdient, daß nämlich die oberen Schichten des Sandes, welche unmittelbar unter dem Lehme liegen, durch ein weißes kalkiges Bindemittel locker verkittet sind, so daß dadurch eine lose sandsteinartige Masse gebildet wird, welche selbst einigen Druck verträgt (sogenannter Sandmergel). Unter derselben folgt alsdann ein Sand von der ganz gewöhnlichen Beschaffenheit. Es ist dies offenbar Kalk, welcher durch die kohlensäurehaltigen Tagewasser aus dem Lehme ausgewaschen und beim Verdunsten des Wassers in sehr feiner Zertheilung zwischen dem Sande abgelagert wurde, wodurch dessen Verkittung erfolgte.

Eine andere Abweichung von gewöhnlichem Vorkommen besteht noch darin, daß die oberen Schichten des Sandes zuweilen aus einem weit grobkörnigern Material von grauweißem Ansehen bestehen als die folgenden feinkörnigen und ganz gleichartigen Schichten; auch sind die oberen zuweilen durch Eisenoxyd roth-gefärbt und gebändert, was ich bei den unteren niemals bemerkt habe; es wird dies wiederum der Einfluß der atmosphärischen Wasser sein, welche aus dem Lehme Eisenoxydulsalze auflösten und in dem Sande als rothen Oxyd wieder absetzten.

Die Mächtigkeit der unteren Sandschicht ist mir nicht bekannt geworden (ich habe nur einige Male beobachtet, daß dieselbe mehr wie 8 Fuß beträgt), und ebenso konnte ich im Stargardter Kreise keinen Aufschluß darüber erlangen, was unterwärts folgt. —

Die nordischen Bildungen, wie ich dieselben hier beschrieben habe, werden nicht überall in solcher Regelmäßigkeit beobachtet. An manchen Orten haben dünenartige Zusammenhäufungen des oberen feinen Sandes Statt gefunden, namentlich an Abhängen von Hügeln und in flachen Thalmulden, wo alsdann der Lehm hoch von demselben bedeckt ist. Solche Strecken zeichnen sich durch große Sterilität aus und sind schwer zu cultiviren, indem der Sand eine große Beweglichkeit besitzt und vom Winde hin und her getrieben wird, so daß die ganze Oberfläche oft wellenförmig gekräuselt erscheint. Sämereien, welche solchem Boden anvertraut

werden, verdorren entweder leicht oder werden verweht; am leichtesten gelingt es noch der tief wurzelnden Lupine, hier festen Fuß zu fassen. Am besten ist es aber, eine dauernde Befestigung durch Besaamung mit Kiefern zu versuchen; denn es handelt sich nicht allein darum, solche Sandschollen nutzbar zu machen, sondern noch weit mehr, dauernd ein Versanden der benachbarten werthvollen Felder zu verhüten.

Es bleibt mir jetzt noch übrig auf die jüngsten geognostischen Gebilde, auf diejenigen Alluvionen, welche allgemeinere Bedeutung haben, die Aufmerksamkeit der Leser zu richten.

II. Das Alluvium.

Ländereien der Marsch sind allerdings im Stargardter Kreise unbedeutend; aber bei der unmittelbaren Nachbarschaft der großen Weichsel-Nogat-Niederung verdient dieselbe dennoch hier ganz in Kurzem erwähnt zu werden. Wir haben dieselbe als Anschwemmung des Flusses zu betrachten, der das Material hauptsächlich den nordischen Bildungen, den verwandten südlichen Bildungen und der Braunkohlenformation mit ihren Sand- und Thonlagern, durch welche sämmtlich derselbe seinen Lauf sich gebahnt hat, entnommen hat.

Die Marsch verdankt ihre berühmte Fruchtbarkeit wahrscheinlich den vorherrschend thonigen Bestandtheilen, welche die werthvollsten Nahrungsmittel unserer Culturpflanzen in passendster Verbindung enthalten, weniger wahrscheinlich den humosen Beimengungen, die allerdings die schwarze Farbe des Bodens bedingen, ihrer procentischen Menge nach aber sehr unbedeutend sind, wie aus chemischen Untersuchungen des Marschbodens anderer Gegenden bekannt ist. Charakteristisch für die Niederung ist ihre Waldlosigkeit, indem den tief gehenden Wurzeln der Bäume der Boden zu schwer und der Untergrund zu naß zu sein scheint. Leider kann ich diese interessanten Bildungen hier nicht näher berühren, weil es mir an Gelegenheit fehlte, dieselben an Ort und Stelle gründlich zu studiren.

Von mehr lokaler Bedeutung und lokaler Entstehung sind die Süßwasser-, Thon- und Schlammabsätze, die in Thaleinsenkungen des Bodens und in alten Seebecken hin und wieder gefunden werden und die ihren Ursprung Auswaschungen des nor-

dischen Lehms verdanken. Es ist meist ein sehr dünn geschichteter, glimmerreicher Thon, in trockenem Zustande von weißlichgrauer Farbe, der, wenn er zugleich kalkreich ist, als Düngungsmittel (Mergel) benutzt werden kann, der kalkfrei ein brauchbares Material für Backsteine liefert, zu welchem Zwecke derselbe auf dem Rittergute Radziejewo benutzt wird. Hier wird derselbe am Seeufer gegraben, wo er unter einer etwa 1 Fuß starken Moderschicht 3 – 4 Fuß mächtig auf nordischem Sande ruht und seinen kürzlichen Ursprung dadurch erkennen läßt, daß er viele Stengelreste von Equisetum palustre enthält, welches an dem niedrigeren sumpfigeren Orte noch lange Zeit vegetirte, während der feine Thonschlamm allmälig in dem ruhigen Wasser abgelagert wurde. Thierische Reste wurden in dieser Bildung nicht von mir gefunden. —

Hierher werden auch die Schlammanhäufungen gehören, welche sich in dem großen Seebecken beim Rittergute Krangen in bedeutenden Quantitäten gesammelt haben, und die augenblicklich zu landwirthschaftlichen Zwecken ausgebeutet werden sollen, da die Masse nach der Analyse des Prof. Stöckhardt sehr werthvolle Verbindungen enthält, die eine erfolgreiche Benutzung als Düngungsmittel wahrscheinlich machen. Mir scheint diese Bildung ein thoniger Absatz zu sein, ebenfalls Auswaschungsprodukt des nordischen Lehms, welcher sich mit den Produkten der Vermoderung und Verwesung pflanzlicher und thierischer Organismen mischte, welche in großer Menge in dem sumpfigen Wasser leben *).

*) Nachträglich hatte der Herr Lieutenant Beyer zu Krangen die Güte, mir folgende Mittheilungen über diesen Seemoder zu machen. Nach der Analyse des Prof. Stöckhardt enthält die frische Masse:

Wasser	85,11
Feste Stoffe	14,89
	100

Die trockene Masse ergab in 100 Theilen:

Organische, verbrennliche Stoffe . . .	56,85
(darin Stickstoff	1,85)
Kalkerde	0,96
Talkerde	0,23
Schwefelsäure	0,08
Phosphorsäure	0,97
Lösliche Kieselerde	0,45
Eisenoxyd	5,33
Thon und Sand	36,28
	101,15

Sehr allgemeine Verbreitung im Stargardter Kreise haben Ablagerungen von Süßwasserkalk, s. g. Wiesenkalk, der in verschiedenen Modificationen, bald als ein poröser lockerer eigentlicher Kalkstein (Tuffkalk), bald als ein zusammengebackener Kalkschlamm von außerordentlicher Feinheit gefunden wird und der gleich dem Lehmmergel, in vielen Fällen gemeinschaftlich mit Moder- und Torferde, benutzt wird, kalkarme Felder zu verbessern. In der Regel enthält derselbe zahlreiche Schalen von Süßwasser-Conchilien und pflanzliche Reste; die Hauptmasse aber besteht aus amorphem kohlensaurem Kalk, gemengt mit etwas Thonerde, Kieselerde und Eisenoxyd. Sein Vorkommen wird namentlich in sumpfigen oder torfigen Niederungen, unter der Rasen- und Moderdecke niedrig gelegener Wiesen, an den Ufern von Sümpfen und Landseen oder auf dem Boden ausgetrockneter stagnirender Gewässer bemerkt. Auch diese Bildung verdankt ohne Zweifel dem kalkreichen nordischen Lehm sein Material und seine Entstehung; die Gewässer, welche unter demselben ausbrechen, sind mit Kalk überladen, welcher als doppelt kohlensaurer Kalk darin gelöst ist; dieselben sammlen sich in Landseen und Sümpfen und verlieren hier durch Verdunstung die eine Hälfte ihrer Kohlensäure, wodurch ein Niederschlag von schwer löslichem einfach kohlensaurem Kalk erfolgt; andrerseits tragen nicht weniger thierische und pflanzliche Organismen zur Bildung der Kalktuffe bei, indem Pflanzen durch den Vegetationsproceß ebenfalls einen Theil der Kohlensäure, des Lösungsmittels für den Kalk, entfernen, indem Sumpfpflanzen (Charen) und Süßwasserconchilien den Kalk während ihres Lebens binden und nach ihrem Tode durch die unverweslichen Rückstände

Der Schlamm soll in dem tiefen Seebecken in außerordentlicher Mächtigkeit abgelagert sein; Kalkabsätze kommen in demselben nicht vor; dagegen ist häufiger Bernstein in der Schlamm-Masse gefunden worden, eine interessante Erscheinung, weil meine oben ausgesprochene Vermuthung dadurch bestätigt wird, daß Thon und Sand dieses Absatzes ursprünglich der nordischen Bildung angehörten, nebst dem Bernstein von den benachbarten Höhen, vielleicht durch große Regengüsse fortgespült und in der tiefen Thalmulde, der ein natürlicher Abfluß des Wassers fehlte, wieder abgelagert wurden. In Folge einer eingegangenen Sumpfvegetation fand eine starke Moderbildung Statt, woher der große Gehalt des Schlammes an organischen verbrennlichen Stoffen. Die bisher angestellten Versuche gestatten noch kein Urtheil über die Nutzbarkeit derselben zu landwirthschaftlichen Zwecken.

den Kalkabsatz vermehren. Die verschiedensten Sumpfpflanzen gedeihen üppig an den Rändern der Seen und stagnirenden Gewässer, dringen von den Ufern stets weiter vor und bedecken mit ihren vermodernden Resten die Kalkbildung; während die Tiefe des klaren Wasserspiegels allmälig vermindert wird, siedeln sich andere Sumpfpflanzen an, die jetzt günstiges Gedeihen finden, Sumpfmoos, welches bald zur stetigen Torfbildung Veranlassung giebt, oder saure Gräser (Carex), die das Terrain für einen sumpfigen oder torfigen Wiesenboden vorbereiten. So wird der Wiesenkalk unter Torf und Moder begraben und giebt Zeugniß, wie die Oberfläche unserer Erde auch in der jetzigen Periode langsame aber stetige Veränderungen erleidet. —

Ein anderes Mineral, zu dessen Bildung ebenfalls organische und chemische Agentien beitragen, ist hier der passende Ort zu erwähnen, den Raseneisenstein, Wiesenerz oder Bohnerz (Fuchs), den großen Feind des Landwirthes, seinen chemischen Bestandtheilen nach ein Gemenge von Eisenoxydhydrat und phosphorsaurem Eisenoxyd in wechselnden Verhältnissen, mit etwas Sand und Thon gemischt, ein Conglomerat von bräunlichen und schwärzlichen Körnern und Böhnchen, die zu mehr oder minder großen oft schlackenartigen Knollen zusammengebacken sind, das auf dem Grunde der Moräste, unter der Rasendecke sumpfiger Wiesen am häufigsten sich findet, dessen Gegenwart und Bildung sich kundgiebt, wenn in offenen Gräben eine bläulich und röthlich schimmernde Decke den Spiegel des Wassers bedeckt und auf dem Boden ein röthlich brauner Absatz von Eisen bemerkbar ist.

Zunächst scheinen gewisse mikroskopische Organismen (Gallionellen), die einen starken Eisenpanzer besitzen und in allen Rasenerz hervorbringenden Gewässern in großer Menge leben, zur Bildung des Raseneisensteins beizutragen, da man eine ungemein große Anzahl ihrer Schalen in demselben angehäuft entdeckt hat. Sodann ist aber auch den chemischen Agentien eine bedeutende Rolle bei der Entstehung dieses Minerals beizumessen. Unter Abschluß der Luft sich zersetzende organische Stoffe, z. B. Pflanzenwurzeln im Boden, reduciren das im Bereich ihrer Thätigkeit befindliche Eisenoxyd eines eisenschüssigen Sand- oder Lehmbodens zu Oxydul, indem sie sich mit dem Sauerstoffe desselben zu Koh-

lensäure und Humussäure verbinden; diese sowie die durch die Tagewasser in den Boden gelangende Kohlensäure bemächtigen sich des eben gebildeten oder sonst im Boden in anderen Verbindungen enthaltenen Eisenoxyduls, welches mit ihnen fortfließt, bis es sich da, wo das Wasser, wie in Sümpfen, Seen, Torfmooren, stehenden Gräben 2c., stagnirt, auf Kosten des Sauerstoffs der Luft allmälig wieder oxydirt, als unlösliches Oxyd zu Boden fällt und durch molekulare Anziehung kleinere oder größere Körner oder Erbsensteine bildet. Dieser Niederschlag hat erst eine schlammige galatinöse Beschaffenheit, und wir sehen daher, daß derselbe Sandkörner, kleine Geschiebe oder andere Gegenstände, welche derselbe gerade findet, umschlossen hat. Fast immer enthält das Wiesenerz Phosphorsäure, welche sich aus den Phosphorverbindungen der faulenden Organismen erzeugt und sich mit dem Eisenoxyd verbindet.

Der gebildete Raseneisenstein ist ein mechanisches Hinderniß der Vegetation, wenn derselbe so dicht unter der Oberfläche des Bodens abgelagert ist, daß dadurch ein tieferes Eindringen der Pflanzenwurzeln unmöglich wird; einen sehr schädlichen physiologischen Einfluß dagegen übt das lösliche Eisenoxydul, welches fast allen Pflanzen ein Gift zu sein scheint. Dasselbe findet sich in feuchtem an stagnirender Nässe leidendem Ackerboden deshalb am häufigsten, weil einmal ein gehöriger Zutritt der Luft in denselben gehindert ist und unter diesen Verhältnissen, wie wir gesehen haben, die Reduktion des Eisenoxyds am leichtesten stattfindet, und weil andererseits an solchen Orten das gebildete Eisenoxydul vom Wasser nicht fortgeführt werden kann an Stellen, wo, seine Gegenwart den Landwirthen schädlich ist. Das beste Mittel zur Abhülfe bleibt stets, wo das Gefälle künstlich geschaffen werden kann, solchen sauren Boden, auf dem die Pflanzen vergelben, durch unterirdische Röhren zu entwässern. —

Endlich bleiben mir noch die Sumpf- und Torfbildungen zur Betrachtung übrig, die in Folge der eigenthümlichen Gestaltung des Bodens so häufig in diesem Lande angetroffen werden. Diese sämmtlichen s. g. „Brüche" haben das mit einander gemein, daß sie stagnirenden Gewässern, welche in den zahlreichen muldenförmigen Vertiefungen des Bodens entstehen, denen ein natürlicher Abfluß des in den nassen Frühjahrs- und Herbstmonaten sich sammelnden Wassers mehr oder weniger vollständig fehlt, ihren Ur-

Ursprung verdanken; im Uebrigen aber bieten dieselben die wesentlichsten Verschiedenheiten, von denen einige unmittelbar Jedem in die Augen springen, andere dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Am augenscheinlichsten unterscheiden sich die älteren mit Heidekräutern bedeckten Torfmoore, die torfigen Wiesen, die eine Vegetation von sauren Gräsern tragen, und die eigentlichen Sümpfe, die den größten Theil des Jahres zwischen einer üppigen Sumpfvegetation einen offenen Wasserspiegel erkennen lassen. Es würde dies jedoch keine wissenschaftliche Unterscheidung sein, indem einestheils verschiedene Altersperioden derselben Bildung getrennt, andererseits ungleichartige Bildungen unter einem Gesichtspunkte zusammengestellt werden würden. Natürlicher ist vielmehr eine Trennung in: muldenförmige Bodeneinsenkungen, in denen Torfbildung noch gegenwärtig stattfindet (Torfbrüche) oder einst stattgefunden hat (Torfheiden, Torfwiesen), und in solche, in denen das stagnirende Wasser zwar eine üppige Sumpfvegetation aber keine Torfbildung hervorbringt (Sumpfbrüche, Moderbrüche).

Warum dieser Unterschied unter denselben climatischen Verhältnissen stattfindet, ist noch nicht genügend aufgeklärt worden; es werden hier verschiedenartige Ursachen zusammenwirken. Einigen Einfluß scheint die verschiedene Bodenbeschaffenheit zu üben, welche auf dem Grunde der Mulden sich findet. Unter den Torfmooren und Torfbrüchen habe ich bei zahlreichen Untersuchungen in den meisten Fällen einen sandigen Boden bemerkt, entweder einen feinkörnigen, auf einige Fuß vom Wasser ganz durchtränkten sogenannten Schluffsand oder einen oft eisenschüßigen gröberen Sand oder auch ein Gemenge von beiden; unter den Sumpfbrüchen dagegen war ein Boden von thoniger Grundmischung bei weitem vorherrschend, entweder ein zäher blauer Thon oder ein steifer, gelber oder blauer Letten oder ein mehr sandiger Lehm oder auch eine dünne 1—2′ mächtige grobe Sandschicht, unter welcher der erwähnte undurchlassende Letten folgte, oder endlich ein eigenthümliches stark eisenschüssiges inniges Gemenge von gröberem Sand und Lehm, welcher durch einen sehr feinkörnigen Sand gleichsam verkittet ist.

Jedoch ist dieser Unterschied kein ganz durchgreifender, indem ich sowohl unter Torfbildungen in seltenen Fällen einen steifen, undurchlassenden Letten als unter den Sumpfbrüchen eine sandige

Bodenschicht gefunden habe. Es müssen also noch andere Umstände mitwirkend sein, um den so wesentlichen Unterschied in der Vegetation der stagnirenden Gewässer hervorzurufen, wenn ein solcher Unterschied auf die Dauer überhaupt existirt, wenn nicht, wie es fast den Anschein hat, unter gewissen Bedingungen auch in den Sumpfbrüchen Torfbildung eintreten kann.

Daß die Tiefe des Wasserstandes ein Moment von Wichtigkeit ist, unterliegt gar keinem Zweifel, und es wird auch unten weiter davon die Rede sein. Jedoch lasse ich die tieferen Wasserbecken, Landseen und Teiche hier überhaupt ganz außer Acht, und in den flachen muldenförmigen Einsenkungen des Bodens, die von stagnirendem Wasser erfüllt sind, genügt die Höhe des Wasserstandes auch nicht immer zur Erklärung, warum an diesem sumpfigen Orte Torfbildung stattfindet und an dem benachbarten, der gleiche Wassertiefe besitzt, nicht, wenn man auch annehmen darf, daß tiefes Wasser im Allgemeinen der Torfbildung nicht günstig ist.

Auch scheint es mir, daß in älteren Sümpfen, deren Boden bereits von einer dicken Moderschicht bedeckt ist, das Torfmoos leichter sich ansiedelt, als in solchen von jüngerem Ursprunge. Auch ist es möglich, daß die periodischen Zuflüsse, welche von den benachbarten Höhen erfolgen, je nach ihren Bestandtheilen einigen Einfluß auf die Vegetation des Wasserbeckens ausüben. Nähere Beobachtungen müssen darüber entscheiden.

Ueberhaupt will ich die weitere Beleuchtung dieses schwierigen Stoffes einer kundigeren Hand überlassen und mich jetzt einer kurzen Beschreibung der Torf- und Sumpfbildungen zuwenden, soweit ich dieselben im Stargardter Kreise beobachtete, indem ich vorläufig die oben aufgestellten thatsächlichen Unterschiede festhalte.

1. Torfbildungen. Torf nennen wir die unter Wasser und unter Abschluß der Luft vermoderten Reste gewisser Pflanzen, welche durch einen sehr langsamen und unvollkommenen Verkohlungsproceß, der Humification genannt wird, in eigenthümliche braun oder schwarz gefärbte, an Wasserstoff und Sauerstoff ärmere und an Kohlenstoff reichere Substanzen, sogenannte Humussubstanzen, übergeführt worden sind, und von welchem verschiedene Arten mit verschiedenen Eigenschaf-

ten je nach den Pflanzen, aus welchen derselbe gebildet wurde, unterschieden werden müssen und zwar namentlich:

1) Heidetorf, vorzüglich aus Resten von Heidekräutern gebildet, ein vorzüglich fester, schwarzer sogenannter schwerer Torf, der oft so trocken und so zusammenhängend ist, daß er mit dem Spaten gestochen werden kann, liefert ein Brennmaterial von vorzüglicher Güte. Seine Oberfläche ist gewöhnlich von einer Vegetation von Heidekräutern bedeckt.

2) Wiesentorf, der seine Entstehung namentlich verschiedenen Glumaceen (sauren Gräsern) verdankt, besitzt ebenfalls eine dunkelbraune oder schwarze Farbe, ist gewöhnlich lockerer und in seinem Inneren weniger gleichartig als der vorige, so daß er gewöhnlich gebaggert werden muß (Baggertorf, Trampeltorf, ebenfalls ein geschätztes Brennmaterial); findet sich meist unter der Rasendecke torfiger Wiesen.

3) Moostorf, der Hauptmasse nach humificirtes Torfmoos (Sphagnum), ein leichter Torf von hellerer Farbe und geringerer Heizkraft als die vorigen, der am deutlichsten die fast unveränderten Pflanzenreste erkennen läßt, dessen Bildung am besten in alten Torfgruben beobachtet werden kann.

Jedoch ist es selten, daß in den kleinen Torfmooren dieser Gegend diese drei Arten unvermischt vorkommen; vielmehr ist es gewöhnlich, daß der Torf aus einem gemischten Material besteht, entweder so, daß die verschiedenen Arten schichtenweise auf einander folgen, oder daß an derselben Lokalität zu gleicher Zeit die Bildung des Torfs aus verschiedenem Material vorgeht. Eine vorzügliche und höchst interessante Arbeit über die Bildung des Torfs in den ausgedehnten Emsmooren ist von Grisebach erschienen; die für die dortigen Hochmoore gültigen Ansichten scheinen jedoch nur in beschränktem Maßstabe auf die kleineren Torfmoore des Stargardter Kreises angewendet werden zu dürfen. Darin stimmen die Torfbildungen beider Gegenden überein, daß dieselben in flachen Mulden mit vorwiegend sandigem Boden entstanden, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß die Emsmoore in bei weitem ausgedehnteren Einsenkungen des Bodens abgelagert wurden.

War die Bodenschicht der kleinen westpreußischen Torfmulden anfänglich noch durchdringlich für das Wasser, so konnte dasselbe

hier doch nicht so rasch abfließen wie in der Ebene; namentlich werden solche Orte nach einem nassen Frühjahr stets längere Zeit feucht gewesen sein, und die Folge davon war, daß sich einige Sumpfpflanzen, Binsen und Riedgräser, allmälig daselbst ansiedelten, welche letztern sich zum Theil durch dichte Rasenbildung auszeichnen. Dadurch einerseits und durch den schwarzen feinen Moder, der an solchen Orten im Laufe der Jahre sich bildet, auf dem Grunde sich ansammelt und mit der Sandschicht theilweise sich mengt, wird der Boden eines solchen in der Entstehung begriffenen Sumpfes für das Wasser allmälig undurchdringlicher; dasselbe stagnirt daselbst einen größeren Theil des Jahres hindurch; die Sumpfvegetation wird üppiger, die Moderschicht allmälig dicker, und unter solchen Verhältnissen wird die Ansiedelung des Sumpfmooses (Sphagnum) begünstigt, wie ich dieses oftmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Hat dasselbe einmal festen Fuß gefaßt, so breitet es sich rasch aus und unterdrückt bald die ursprüngliche Carex-Vegetation, deren bedeutende Wurzelrückstände jetzt unter völligem Luftabschluß einer förmlichen Humification unterliegen und das Durchsickern des Wassers noch vollständiger verhindern. Anfangs bildet das Torfmoos eine dünne schwimmende Decke, die sich jährlich verdickt, indem diese Pflanze die Eigenthümlichkeit besitzt, daß ihre Stengel nach oben fortwachsen und neue Wurzeln treiben, während die unteren Theile absterben und zur Bildung des Moostorfes Veranlassung geben. Dabei ist die hygroskopische Kraft des Mooses so stark und es saugt so begierig Feuchtigkeit aus der Luft an, daß seine Oberfläche selbst in der trockenen Jahreszeit sich feucht erhält; eine eigenthümliche Torfvegetation wählt dieselbe als Standort, unter der Carex limosa und Vaccinium Oxycoccos namentlich durch größere Menge sich auszeichnen. In der Mitte der Mulde ist die Torfbildung, die Vegetation des Torfmooses am stärksten, weil hier während des ganzen Jahres der gleichmäßigste Feuchtigkeitszustand erhalten bleibt; an den Rändern ist der Stand des Wassers zu unregelmäßig; dasselbe steigt und fällt, je nachdem in der nassen Jahreszeit bedeutende Zuflüsse erfolgen oder in den trockenen Sommermonaten ein beträchtlicher Verlust an Wasser durch seitliche Entwässerung und Verdunstung stattfindet. Die Folge davon ist, daß die seitlichen Ränder der Mulde in der Regel während des Sommers

ganz trocken liegen, hier also das Torfmoos nicht fortwachsen kann, die Bedingungen zur Torfbildung fehlen. Während der feuchten Jahreszeit bietet sich uns alsdann das Bild einer schwimmenden Torfinsel, die von einem Graben schwarzen torfigen Wassers umgeben ist, wo ebenfalls eine eigenthümliche Vegetation sich ansiedelt (namentlich **Calla palustris**, **Menyanthes trifoliata**, **Hottonia palustris etc.**). Dieser Zustand kann lange Jahre fortdauern; die Pflanzen aber, die erst einzeln zwischen dem Torfmoos vegetirten, haben sich der Zahl und Gattung nach vermehrt; einen wichtigen Platz nimmt **Eriophorum vaginatum** (Wollgras) ein, das mit seinem dichten Büschel von Blättern einzelne kleine Rasen bildet, welche wiederum einer anderen Pflanze aus der Familie der Ericeen, **Andromeda polifolia**, einen willkommenen Stützpunkt bieten; kräftig breiten diese Pflanzen in der trockenen Jahreszeit sich aus; die Vegetation des Torfmooses wird dagegen stets mehr unterdrückt und allmälig seiner ganzen Masse nach in Moostorf umgewandelt. Die Torfdecke ist bereits so stark geworden, daß das Wasser weder von unten noch von den Seiten dieselbe ganz zu durchdringen vermag; allmälig wird die Masse compakter und bleibt bestimmter vom Wasser geschieden. Die Oberfläche wird im Sommer trocken; im Frühjahr und Herbst erfolgen dagegen periodische Ueberschwemmungen. Dies ist die Zeit, wo auch das gemeine Heidekraut (**Calluna vulgaris**) mit einigen untergeordneten Pflanzen erscheint, anfangs sich auf einzelne „Bulten“ beschränkend, um jedoch bald darauf das ganze Moor mit seiner Masse zu überziehen und nur noch einigen seiner nahen Verwandten (**Andromeda polifolia**, **Vaccinium Oxycoccos**, **Vac. uliginosum**, **Ledum palustre**) und dem Wollgras (**Erioph. vaginatum**) einen einigermaßen hervorragenden Platz zu gönnen.

Jetzt geht, so lange die periodischen Ueberschwemmungen andauern, eine stetige Bildung von Heidetorf vor sich; hören dieselben durch irgend eine Ursache auf, (indem die Hauptmasse des Wassers sich z. B. in einzelnen tieferen Löchern sammelt), so wird kein neuer Torf mehr gebildet; es bleibt aber auf der Torfheide die Ericeen-Vegetation vorherrschend, zu der sich noch einzelne andere Pflanzen, auch einzelne Birken und Kiefern (**Pinus sylvestris**) gesellen.

Dieses möchte der Hergang der Torfbildung sein, wie derselbe in einem Theile der kleinen westpreußischen Mulden stattfindet. Ich habe diese Ansicht freilich nicht durch eine mikroskopische Untersuchung der Torfmasse begründen können, dieselbe aber aus genauer Beobachtung und Vergleichung zahlreicher Torfmoore verschiedener Altersperioden geschöpft, wozu der Stargardter Kreis hinreichende Gelegenheit bietet.

Noch will ich hier kürzlich der Vorgänge erwähnen, die wir in ausgebeuteten Torfgruben beobachten, wo nach kurzer Zeit, wenn sich dieselben mit Wasser gefüllt haben, eine Neubildung von Torf, und zwar stets von Moostorf, beginnt. Es würde eine sehr irrige Ansicht sein zu glauben, daß in den Torfgruben, wenn schwarzer, schwerer Torf vorher daraus gewonnen worden ist, sich dieser auch wieder bilden oder daß aus dem gebildeten leichten Moostorf durch die Länge der Jahre oder den vermehrten Druck schwerer Heidetorf werden könne; das ist nicht möglich! Es kann wohl, wenn die Grube durch Moostorf wieder ausgefüllt, „die Narbe geschlossen" ist, Ericeen-Vegetation auf demselben entstehen; aber eine weitere Torfbildung findet dann nicht mehr Statt, weil die Ursache der Ansammlung freien Wassers aufgehoben ist; es müßte denn der Fall eintreten, daß das ganze Torfmoor wiederum periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt würde.

In den Torfgruben, welche ich beobachtet habe, siedeln sich zunächst einzelne Individuen von Calla palustris an, von Eriophorum gracile ferner, welches ebenfalls im tiefen Torfwasser vegetirt; dann folgt Carex filiformis L. und Sphagnum, beide in großer Menge, abgesehen von anderen weniger wichtigen Pflanzen; Eriophorum vaginatum und Vaccinium Oxycoccos scheinen sodann den Boden für Andromeda polifolia vorzubereiten, und endlich folgt wiederum Calluna vulgaris, um die charakteristische Vegetation der Oberfläche auf dem wiederhergestellten Niveau des Moores zu bilden. —

Verzeichniß der häufigsten Pflanzen auf den Torfmooren des Stargardter Kreises

(entworfen im Mai und Anfang Juni).

Auf Vollständigkeit kann dieses Verzeichniß durchaus keinen Anspruch machen, weil es an einer hinlänglich langen Beobachtungszeit fehlte.

1. Pflanzen auf älteren Torfheiden (Heidemoos).
Wesentliche Pflanzendecke: Calluna vulgaris Salib.
Andromeda polifolia L.
Vaccinium Oxycoccos L.
Eriophorum vaginatum L.
Accessorische Bestandtheile: Vac. uliginosum L.
Vac. Vitis idaea L. Ledum palustre L.
Viola palustris L.
Eriophorum angustifolium Roth.
Nardus stricta L.
Potentilla Tormentilla Sibthorp.
Außerdem häufig in einzelnen Exemplaren:
Pinus sylvestris L. Betula alba L.
2. Pflanzen auf Wiesenmooren.
Wesentliche Pflanzendecke: Carex panicea L.
Carex flava L. C. hirta L. Eriophorum vaginatum L.
Erioph. angustifolium Roth.
Authoxanthum odoratum L.
Menyanthes trifoliata L.
Accessorische Bestandtheile: Valeriana dioica L.
Caltha palustris L. Iris Pseudacorus L.
Viola palustris L. Stellaria uliginosa Murr.
Luzula multiflora Lej.
3. Pflanzen auf sich bildenden Torfmooren.
a) Auf der schwammigen Decke des Sumpfmooses.
Accessorische Bestandtheile: Vaccinium Oxycoccos L.
Andromeda polifolia L. Carex limosa L.
Comarum palustre L.
Eriophorum vaginatum L. Viola palustris L
Drosera rotundifolia L.
b) Zwischen dem freien schwarzen Torfwasser von torfigen Sümpfen.
Calla palustris L. Menyanthes trifoliata L.
Hottonia palustris L. Eriophorum gracile Koch.
Erioph. angustifolium Roth. Equisetum palustre L. Carex filiformis L. Carex stricta Goodenough. (Letzteres oft große Rasen bildend, nimmt einen hervorragenden Platz ein).

c) In alten noch nicht wieder völlig geschlossenen Torfgruben.

Wesentliche Pflanzendecke. Calla palustris L. Sphagnum. Erioph. gracile Koch. Erioph. vaginatum L. Carex filiformis L.

Accessorische Bestandtheile: Comarum palustre L. Drosera rotundifolia L. Vaccinium Oxycoccos L. Viola palustris L. Pedicularis palustris L. Carex canescens L.

Am Rande torfiger Sümpfe sind außerdem noch verschiedene Arten von Carex, Juncus und Scirpus häufig, deren Aufzählung ich jedoch, da dieselben nicht charakteristisch sind, unterlassen kann.

---

2. Sümpfe und Brüche, in denen keine Torfbildung stattfindet, sind fast in allen Theilen des Kreises, häufig stagnirende Gewässer in flachen Einsenkungen des Bodens mit undurchlassendem Untergrund, in denen eine üppige Vegetation gewisser Sumpfgewächse sich angesiedelt hat. Während die Torfmoore dem Besitzer wesentlichen Nutzen bringen können, ist der Vortheil, den Sumpfbrüche gewähren, ihren sehr bedeutenden nachtheiligen Einflüssen gegenüber außerordentlich gering. Die Pflanzen, namentlich sogenannte saure Gräser, welche darin wachsen, werden allerdings größtentheils vom Vieh gefressen, bieten aber ein wenig nahrhaftes, in vielen Fällen selbst ungesundes Futter. In einigen Sümpfen findet eine bedeutende Bildung von schwarzem Moder statt, welcher in trockener Jahreszeit nicht selten gewonnen und als Verbesserungsmittel sandiger Felder benutzt werden kann. Eine erfreuliche Erscheinung ist es jedoch, daß die „Brüche" aus Feld und Wald immer mehr verschwinden, seitdem in den letzten Jahren überhaupt die Entwässerung der landwirthschaftlichen Besitzungen rüstig fortgeschritten ist. Ich beschränke mich schließlich darauf, noch einige der wesentlichsten Pflanzen, welche die Vegetation dieser Sümpfe bilden, in dem folgenden Verzeichniß aufzuführen.

Hauptvegetation des tieferen Sumpfwassers.

Carex stricta Good., sehr dichte Rasen bildend. Carex vesicaria L. Carex ampullacea Good.	Diese drei sind als die gemeinsten Sumpfgewächse des Stargardter Kreises zu bezeichnen.

Carex filiformis L. Eriophorum angustifolium Roth.
Equisetum palustre L. Alisma Plantago L.

Hauptvegetation am Rande tieferer Sümpfe und im flacheren Sumpfwasser.

Binsen (Scirpus) und Simsen (Juncus), welche in großer Menge die Ränder mancher Sümpfe bekleiden, waren in der Vegetation noch so weit zurück, daß ich die Arten nicht mit Sicherheit bestimmen konnte. Außerdem sind zu erwähnen:

Carex vesicaria L. Carex canescens L.
Carex ampullaceo Good. Carex panicea L.
Carex vulgaris Fries. Carex acuta L.
Eriophorum angustifolium Roth.
Alopecurus geniculatus L. Alop. fulvus Sm.

C. Struckmann.

Zusammenstellung der bis jetzt in Preußen beobachteten Eingeweidewürmer.

Die im Darm und der Substanz der Organe höherer Thiere lebenden Eingeweidewürmer (Entozoa s. Helminthes), welche man früher als eine besondere Ordnung der Würmer betrachtete, haben neuerdings zwar aufgehört, eine eigene systematische Gruppe zu bilden, weil sie außer der Lebensweise nur geringe typische Verwandtschaft besitzen; dennoch aber sollen sie im Folgenden noch zusammengefaßt werden, da bei einer Zusammenstellung der in Preußen gefundenen Würmer (N. Pr. Prov.-Bl. Bd. VII. S. 424) bis jetzt nur die freilebenden und äußerlich schmarotzenden Würmer berücksichtigt worden sind.

Die Provinz Preußen hat mehrere Männer aufzuweisen, welche sich mit Untersuchungen über die Organisation und Lebensverhältnisse der Eingeweidewürmer beschäftigt haben. Von ältern Naturforschern ist zuerst Philipp Jacob Hartmann, ein Königsberger Arzt, zu nennen, der in den Miscellanea cur. s. Ephem. natur. curios. Dec. II. Ann. IV. 1685. (p. 149—52, Fig. 18 bis 24.) in einer Abhandlung „De lumbrico in rene canis sanguineo" das Weibchen des Strongylus Gigas und p. 152—59, Fig. 25—28. „Vermes vesiculares sive Hydatides in caprearum omentis" beschrieben und abgebildet hat. Später gab derselbe in Dec. II. Ann. VII. 1688 des angeführten Werkes p. 58 und 59. Beobachtungen über Blasenwürmer in Schweinen, Hasen und verschiedenen Fischen (Percis, Erythrinis, Luciis, Carpionibus) und erwähnte p. 74 des Strongylus trigonocephalus (wenn auch nicht unter diesem Namen), den er in den Magentuberkeln eines Hundes gefunden. Seine „Obs. de vesicularibus vermibus in mure" (Misc. nat. cur. Dec. III. Ann. II. 1694. p. 304.) zeigen, daß er die Finnen der Maus (Cysticercus fasciolaris) als eigene Thiere unterschied, die freilich nach den neuesten Untersuchungen als hydropische Jugendzustände des Katzenbandwurms (Taenia crassicollis) angesehen werden.

Ein zweiter Preußischer Helminthologe, der sich, wenn auch nur gelegentlich, mit Untersuchungen über Eingeweidewürmer beschäftigt hat, ist Jac. Theod. Klein in Danzig, welcher zweimal den Strongylus Gigas zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählte (An anatomical description of worms found in the Kidneys of wolwes in a letter from J. Th. Klein, in the philosophical transactions 1730 Nro. 413 und in seinem Tentamen Herpetologiae, Leidae et Gottingae 1755. p. 63.) und welcher der erste war, der den Strongylus inflexus in der Trommelhöhle des Delphin beobachtete (Historiae piscium naturalis Missus I. Gedan. 1740. p. 27. Tab. V.).

Gleichzeitig mit Klein gab Hanov in Danzig einige Arbeiten über Eingeweidewürmer, so in den „Seltenheiten der Natur" (Leipzig 1753), Band I. S. 451: „Von dem Bandwurme bei Thieren" und in den „Danziger Nachrichten" von 1754. p. 171. über „Spulwürmer bei einer Henne."

Auch Pastor Eichhorn in Danzig erwähnt in seinen „Beiträgen zur Naturgeschichte der kleinsten Wasserthiere" (Danzig 1775. S. 86.), des „Zirkelthiers" (Malleolus furcatus Ehrenb.), einer Form, die gegenwärtig als Jugendzustand eines Saugwurms angesehen wird.

In neuerer Zeit hat C. E. von Bär in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der niedern Thiere" (Nova acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum Tom. XIII, pars II. Bonnae 1827) 13 Arten von Helminthen beschrieben und abgebildet. Unter diesen fand er Aspidogaster conchicola, Distoma duplicatum und Bucephalus polymorphus in unsern Süßwassermuscheln, Distoma luteum und 7 Formen von Cercarien, die er zwar beschreibt und abbildet aber nicht mit systematischen Namen bezeichnet, in Süßwasserschnecken, Nitzschia elegans im Stör, Polystomum integerrimum im Frosche.

Außer den genannten hat besonders Th. v. Siebold sich mit dem Sammeln preußischer Eingeweidewürmer beschäftigt, wie er denn auch bei seinem Scheiden aus unserer Provinz in einer „Danksagung" für geleistete Unterstützung bei seinen Untersuchungen (Pr. Prov.-Bl. 1841. Jan. S. 96.) besonders erwähnt, daß er eine Sammlung preußischer Entozoen mit nach Erlangen nehme. Während seiner Anwesenheit in Preußen hat er etwa 37 Eingeweidewürmer in verschiedenen Schriften theils nur namhaft gemacht, theils beschrieben, so in Burdachs Physiologie, in Wiegmanns Archiv von 1835—39, in Müllers Archiv für Physiologie 1837, in seinem Lehrbuche der vergleichenden Anatomie, in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, Bd. 3, Heft 2. (wo er 4 im Verdauungskanal von Insekten vorkommende Gregarinen beschreibt.)

Endlich theilt der Vorstand des Vereins für die Fauna der Provinz Preußen in seinem dritten Berichte (N. Pr. Prov.-Bl. B. V., S. 446.) in Bezug auf die Eingeweidewürmer eine vom Lehrer Seydler in Heiligenbeil gemachte Beobachtung über Bothriocephalus solidus und B. nodosus mit, die am entsprechenden Orte erwähnt werden soll.

Den von den genannten Männern angeführten Entozoen habe ich noch die in der Sammlung des zoologischen Museums zu Kö-

nigsberg vorhandenen 10 Species, welche als preußische (meist von Siebold herrührende) bezeichnet waren, hinzugefügt und diesen endlich noch 33 von mir bestimmte, die ich größtentheils selbst in anderen Thieren gefunden, theils auch von Herrn Dr. Kahlbaum in Allenberg und von Herrn Thierarzt Ammon in Wehlau erhalten hatte.

I. Familie.

Trematodes, Saugwürmer.

A. Brutschläuche und unreife Junge der Saugwürmer.

Die hier angegebenen Thierformen, die von Bär und Siebold noch als eigene Arten aufgestellt wurden, sind neuerdings theils als Brutschläuche (wie Bucephalus und Leucochloridium), theils als Jugendformen der Saugwürmer erkannt worden; da sie aber meistens noch nicht bis auf ihre geschlechtsreifen Zustände verfolgt sind, so mögen sie hier unter den ihnen früher gegebenen systematischen Namen aufgeführt werden.

I. Gatt. **Bucephalus.** Baer.

1. B. **polymorphus.** Baer.
   Zuerst von Bär in der Gegend der Leber und der Nieren, im Eierstocke und Mantel von Unio pictorum und Anodonta anatina aufgefunden und in: Nov. act. Nat. Cur. XIII, 2. S. 570—89. beschrieben. Königsberg.

II. Gatt. **Leucochloridium.** Carus.

2. L. **paradoxum.** Carus.
   An den Fühlern von Succinea amphibia (Siebold: in Wiegmanns Arch. 1835. I. 334.)

III. Gatt. **Rhopalocerca.** Diesing. (Distoma. Baer).

3. Rh. **tardigrada.** Diesing. (D. duplicatum. Baer).
   In den Nieren, der Leber, dem Fuße und den Kiemen von Anodonta ventricosa, in einen eiförmigen Keimsack eingeschlossen, der 2 bis 6 Individuen enthält. Königsberg. (Bär: Not. act. S. 559—70).

IV. Gatt. **Malleolus.** Ehrenberg.

4. M. **furcatus.** Ehrenbg. Zirkelthier (Eichhorn: Beitr. 86.)
   In der Niere, der Leber und den vordern Hoden der Paludina vivipara; auch an der Körperoberfläche von Limnaeus stagnalis. Königsberg, sehr selten (Bär: Cercaria VI.) Danzig (Eichhorn).

V. Gatt. Cercaria. Nitzsch.

5. C. vesiculosa. Diesing. (Cercaria I. Baer).
Die Thiere leben, zu 3 bis 12 von länglichen Schläuchen eingeschlossen, im Brutbehälter der Paludina vivipara. Königsb.

6. C. chlorotica. Diesing. (Cercaria II. Baer).
Leben zu 6 bis 8 in hellgefärbten Schläuchen, die in der Niere der Paludina vivipara vorkommen. Königsberg.

7. C. brunnea. Diesing. (Cercaria III. Baer).
In braunen Schläuchen, die auf dem Darm des Limnaeus stagnalis sitzen. Königsberg. (Bär).

8. C. fallax. Diesing. (Cercaria VII. Baer).
In gelben Schläuchen zwischen den einzelnen Organen der Paludina vivipara und des Limnaeus stagnalis häufig vorkommend. Königsberg.

9. C. armata. Siebold.
Eingeschlossen in einen langen gekrümmten Schlauch in Limnaeus stagnalis (Siebold: in Burdachs Physiol. 2. Aufl. II. 187 und in Wiegmanns Arch. 1835. I. 336.)

10. C. Cycladis rivicolae. Siebold.
In Brutschläuchen an der Leber von Cyclas rivicola (Siebold: Müllers Arch. f. Physiol. 1837. 388.)

11. C. Tellinae balticae. Siebold.
In Brutschläuchen am Ovarium von Tellina baltica (Siebold: Müllers Arch. f. Physiol. 1837. 388). Danzig.

VI. Gatt. Histrionella. Bory et Ehrenberg.

12. H. ephemera. Ehrenberg. (Cercaria V. Baer).
In der Vorkammer des Herzens bei fast allen Paludinen vorkommend. Königsberg. (Bär: Nov. act. 625.)

VII. Gatt. Heterostomum. Filippi (Distoma. Baer).

13. H. ovatum. Diesing. (D. luteum. Baer).
In den Hoden von Paludina vivipara, eingeschlossen von einem häutigen Schlauch. Königsberg. (Bär: Nov. act. 610.)

B. Geschlechtsreife Saugwürmer.

VIII. Gatt. Diplodiscus. Diesing (Amphistoma. Rud.)

14. D. subclavatus. Rud.
Im Darm von Rana, Bufo und Bombinator. (Siebold: Wiegmanns Arch. 1837. I. 263.)

IX. Gatt. Monostomum. Zeder.

15. M. Faba. Bremser.

Je zwei mit dem Bauche sich berührende Würmer bewohnen einen Schlauch, der sich in der Haut am After, Schenkel ꝛc. junger Vögel aus den Gattungen Sturnus, Parus, Sylvia, Motacilla, Fringilla befindet. (Siebold: Wiegmanns Arch. 1839. 160—62.)

16. M. mutabile. Zeder.

In der Brust- und Bauchhöhle von Fulica atra. (Siebold: Wiegmanns Arch. 1835. 49.)

17. M. flavum. Mehlis.

In der Luftröhre des Mergus Albellus und Serrator. (Siebold. Wiegm. Arch. 1835. 66.)

X. Gatt. Distomum. Retzius.

18. D. hepaticum. Abilgaard. Leberegel.

In den Lebergängen und der Gallenblase des Menschen, Pferdes, Rindes, Schafes, der Ziege, des Schweines u. a. Ich erhielt von Herrn Thierarzt Ammon eine entzündete Schafleber, die voll von diesen Thieren war.

19. D. ovatum. Rudolphi.

Von Hanov in Danzig als „Igeln in Hühnereiern" erwähnt. (Seltenh. d. Nat. B. I. S. 318—26.)

20. D. globiporum. Rudolphi.

In Fischen, vorzüglich aus dem Geschlecht der Cyprinen; von Siebold in Barbus communis gefunden. (Wiegm. Arch. 1836. 218.)

21. D. cygnoides. Zeder.

In der Bauchhöhle von Rana und Bombinator. (Siebold: Wiegmanns Arch. 1835. I. 66.)

22. D. trigonocephalum. Rudolphi.

Fand sich in mehreren Exemplaren in dem Darm eines Iltis, den ich als in Wehlau gefangen erhalten hatte.

23. D. isostomum. Rudolphi.

Von Bär häufig in den Muskeln der Scheeren des Flußkrebses gefunden. (Nov. act. 553.)

24. D. cirrigerum. Baer.

Ebenfalls häufig in den Muskeln des Flußkrebses, doch von einem Schlauche eingeschlossen. (Bär: Nov. act. 553.)

25. D. chilostomum. Mehlis.
Im Darm von Vespertilio auritus. (Siebold).

26. D. tereticolle. Rudolphi.
In der Bauchhöhle des Barsches, Hechtes, Zanders. (Siebold: Wiegm. Arch. 1836. 217. und Müllers Arch. 1836. 233.)

27. D. cylindraceum. Zeder.
Ich fand diese Art in der Sammlung des zoologischen Museums zu Königsberg mit der Bezeichnung: „Heilsberg, v. Siebold"; letzterer hat die Anatomie des Thieres in Wiegm. Arch. 1842. 356 gegeben.

28. D. appendiculatum. Rudolphi.
Im Bauch und Darm des Barsches, Hechtes, Aales, Härings, Dorsches, Störs. (Siebold: Wiegm. Arch. 1842. 365.)

29. D. nodulosum. Zeder.
Im Darm des Barsches, Kaulbarsches, Zanders, Hechtes. (Siebold: Wiegm. Arch. 1836. 217. — Müllers Archiv. 1836. 233.)

XI. Gatt. Amphistomum. Rudolphi.

30. A. conicum. Rudolphi.
Im Pansen des Rindes, Schafes, Hirsches, Rehes und Elen. (Siebold).

XII. Gatt. Notocotyle. Diesing. (Monostoma).

31. N. triseriale. Diesing. (M. verrucosum. Zeder).
Im Dick- und Blinddarm von Fulica atra und Gallinula Porzana, von Siebold in Danzig gefunden. (Diesing: Systema Helminthum I. p. 411.)

XIII. Gatt. Polystomum. Zeder.

32. P. integerrimum. Rudolphi.
In der Harnblase des Frosches. In der Mitte des Sommers 1825 erhielt v. Bär aus 80 Exemplaren der Rana temporaria 13 Polystomen. (Nov. act. 679.)

XIV. Gatt. Ancyrocephalus. Creplin.

33. A. paradoxus. Creplin.
An den Kiemen von Lucioperca Sandra. Danzig, im März. (Siebold: Wiegm. Arch. VII. 2. 298.)

XV. Gatt. Diplozoon. Nordmann.

34. D. paradoxum. Nordmann.
An den Kiemen von Cyprinus Brama gefundene Thiere, die

von Siebold der Sammlung des zoologischen Museums zu Königsberg übergeben waren, fand ich dort vor.

XVI. Gatt. Nitschia. Baer.

35. N. elegans. Baer.

Von Bär öfters in der Kiemenspalte junger Störe gefunden. (Nov. act. 2. 661.)

XVII. Gatt. Aspidogaster. Baer.

36. A. conchycola. Baer.

Von Bär zuerst entdeckt und zwar im Herzbeutel von Unio pictorum, Anodonta anatina, A. ventricosa, A. cellensis, in der ersten selten, in der letzten häufig, besonders gegen den Herbst bis 9 Würmer in einem Exempl. (Nov. act. 528.)

(Schluß folgt).

Dr. Rud. Neumann.
Oberlehrer an der höhern Bürgerschule zu Wehlau.

Die Einführung des Zollgewichts in Preußen.

Die mit dem 1. Juli dieses Jahres in Kraft tretende Reform unseres Gewichtssystems greift so tief in die verschiedensten Lebensverhältnisse ein, daß eine Besprechung derselben auch in diesen Blättern wohl gerechtfertigt erscheinen dürfte, besonders da in den über diesen Gegenstand herausgegebenen Brochüren, soweit mir dieselben zu Gesicht gekommen, mir manche der Betrachtung werthe Gesichtspunkte nicht genügend hervorgehoben zu sein scheinen.

Um die Zweckmäßigkeit der erwähnten Maaßregel einer eingehenden Prüfung unterziehen zu können, sei es mir erlaubt, die Erfordernisse eines guten Maaßsystems an dem Beispiele des französischen, dem einzigen, das bis jetzt in consequenter Durchführung festen Grundsätzen folgt, darzulegen, zumal unser neues Gewichtssystem in genauster Beziehung zu demselben steht. Bekanntlich ist die Einheit des Längenmaaßes bei den Franzosen das Meter, der zehnmillionste Theil des Meridianbogens vom Pol bis zum Aequator, etwas über drei preußische Fuß, genauer = 3,186 . . . Fuß. Die Eintheilung in kleinere Längenmaße, wie die Zusammenfassung mehrerer Maaßeinheiten zu einer höhern folgt durchgehends der Eintheilungszahl Zehn, und es ist dabei noch die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß die Benennungen der aus Eintheilung des

Meters hervorgehenden kleinern Maaße durch die lateinischen Zahlwörter, die der vom Meter aufsteigenden größern Maaße durch die, freilich stark französirten, griechischen Zahlwörter gekennzeichnet sind. (Also Decimeter, Centimeter, Millimeter = $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{100}$, $\frac{1}{1000}$ Meter; Dekameter, Hektometer Kilometer, Myriameter = 10, 100, 1000, 10,000 Meter). Und diese consequente Durchführung des Decimalsystems bei den Eintheilungszahlen erstreckt sich nicht allein auf das Längenmaaß und die naturgemäß davon abhängigen Flächen- und Körpermaaße, sondern gleicherweise auf das Gewicht. Welche ungemeine Erleichterung dies bei allen Rechnungen gewährt, liegt klar am Tage. Wenn man dem gegenüber es als einen Nachtheil anzuführen pflegt, daß die Zehn als Eintheilungszahl, indem sie nur die Factoren zwei und fünf enthalte, nicht auf so viele verschiedene Arten ohne Bruch in gleiche Theile getheilt werden kann, als manche andere Eintheilungszahlen, die anderswo im Gebrauch sind, wie z. B. Zwölf oder Dreißig, so dürfte dies wohl mehr aus dem Streben hervorgehen, an dem doch einmal Bestehenden die beste Seite herauszukehren.

Eine andere wesentliche Bedingung eines guten Maaßsystems ist, daß ein einfacher, naturgemäßer Zusammenhang zwischen den verschiedenen Arten der Maaße, Längenmaaß, Gewichtmaaß und wo möglich auch dem Werthmaaß oder Gelde bestehe, und auch dieser leistet das französische System in zweckmäßiger Weise Genüge. Zur Einheit des Gewichtes dient nämlich das Gramm, das Gewicht des millionsten Theils eines Kubikmeters, also eines Kubikcentimeters reinen Wassers im Zustand der größten Dichtigkeit. Die Eintheilung desselben geschieht nach denselben Grundsätzen, wie die des Längenmaaßes, und ein Kilogramm, dessen Betrachtung uns hier vorzugsweise interessirt wegen des einfachen Verhältnisses, in welchem es zu dem neu einzuführenden Zollpfunde steht, ist also 1000 Gramm, mithin das Gewicht eines Kubikdecimeters reinen Wassers im Zustand der größten Dichtigkeit. Abgesehen davon, daß diese Zurückführung des Gewichtes auf das Körpermaaß durchaus naturgemäß und rationell ist, ist auch ihr praktischer Nutzen offenbar sehr hoch anzuschlagen. Mit größter Leichtigkeit findet man somit das Gewicht von Körpern von gegebenem Rauminhalt, sowie nur ihr specifisches Gewicht bekannt ist. Man hat nur mit letzterem die Zahl der Kubikcentimeter zu multipliciren, um sofort das Ge-

wicht des Körpers in Grammen zu erhalten. Nicht allein dem Physiker ist für das Maaß, dessen er sich bedienen soll, ein solcher einfacher Zusammenhang unentbehrlich, auch der Gewerbtreibende ist sehr oft in der Lage, Rechnungen der Art anstellen zu müssen, die ohne eine solche Einrichtung des Maaßsystems in lästigster Weise erschwert werden.

Betrachten wir nun die Einrichtung der Maaßverhältnisse, wie sie bis jetzt in Preußen in Kraft gewesen, so sehen wir, daß die eben erwähnten Erwägungen dabei nicht unberücksichtigt geblieben sind, wenn allerdings auch der möglichst genaue Anschluß an das bereits Landesübliche vorzugsweise maaßgebend gewesen ist. Die Einheit des Längenmaaßes, die Ruthe, wird zwar in dem gewöhnlichen Werkmaaß von zwölf zu zwölf in ihre Theile, Fuß, Zoll und Linie eingetheilt, doch ist daneben für das mehr wissenschaftliche Bedürfniß des Feldmessers, des Architekten die Eintheilung derselben nach dem Decimalsystem im Gebrauch. Der so sehr wichtige Zusammenhang zwischen Raummaaß und Gewicht wird, wenn auch nicht auf so einfache Art wie im französischen System, durch die Festsetzung erreicht, daß ein Pfund genau der 66ste Theil des Gewichts eines Kubikfußes (nach dem zwölftheiligen System) reinen Wassers bei 0° Temperatur ist. Auch hienach läßt sich das Gewicht eines Körpers aus seinem körperlichen Inhalt ziemlich leicht berechnen. An und für sich betrachtet, war somit das bisherige Maaßsystem nicht gerade unzweckmäßig, wenigstens nicht in dem Grade, um eine Umänderung dringend nothwendig zu machen. Daß dagegen mit Rücksicht auf den internationalen Verkehr Uebereinstimmung des Maaßsystems mindestens innerhalb ein und desselben Landes, wo möglich zwischen allen Nationen, die in lebhaftem Verkehr mit einander stehn, ein stets unabweislicheres Bedürfniß wird, daß mithin die bevorstehende Einführung des schon seit dem Jahre 1840 in den Staaten des Deutschen Zollvereins beim Ein-, Aus- und Durchgangszoll angewandten Zollgewichts als allgemeines Landesgewicht in dieser Hinsicht vom segensreichsten Einfluß sein wird, das wird gewiß so allgemein anerkannt, daß man die bei einer solchen Umänderung unvermeidlichen zeitweisen Nachtheile und Inconvenienzen gern und willig ertragen wird.

Daß wir durch das Gesetz vom 17. Mai 1856 ein allgemeines Deutsches Gewicht bekommen, ist allerdings die Hauptsache,

wie dasselbe beschaffen ist, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Indeß muß zugegeben werden, daß das neue System auch an und für sich betrachtet, bedeutende Vorzüge vor dem alten hat. Einmal nämlich schließt es sich auf sehr einfache Art an das französische Gewicht an, das auch in Belgien, den Niederlanden, der Lombardei, Ländern mit denen wir im lebhaftesten Handelsverkehr stehn, im Gebrauch ist. Als Gewichtseinheit ist nämlich das Pfund eingeführt = 500 Gramm oder einem halben Kilogramm (daß es mit dem alten, bis jetzt üblichen preußischen Pfund nicht genau übereinstimmt, werden wir noch näher zu betrachten haben). Ferner ist dem Decimalsystem in den Eintheilungszahlen viel mehr Rechnung getragen. Vom Pfunde aufwärts sind 100 Pfund = 1 Centner, 40 Centner = 1 Last. Ein Pfund wird in 30 Loth getheilt, von nun an findet die Eintheilung von 10 zu 10 statt: 1 Loth = 10 Quentchen, 1 Quentchen = 10 Cent. 1 Cent = 10 Korn. Es mag hiebei noch bemerkt werden, daß in Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lippe das Decimalsystem wie in Frankreich consequent durchgeführt wird, indem dasselbe Zollpfund in 10 Loth à 10 Quint à 10 Halbgramm zerfällt. Die in Preußen und anderwärts beliebte Theilung des Pfundes in 30 Loth,* welche die sonst fast regelmäßige Zehntheilung so störend unterbricht, gewährt zwar die nicht unbedeutende Erleichterung im Rechnen, welche von unsern Schülern gewiß bestens acceptirt werden wird, daß das Pfund stets soviel Thaler kostet wie das Loth Silbergroschen, doch ist der Hauptgrund zu dieser Feststellung offenbar der gewesen, daß die im gewöhnlichen Verkehr vorzugsweise üblichen Gewichte, Centner, Pfund und Loth nach der neuen Norm nicht bedeutend von dem alten Gewichtsmaaße abweichen sollten. Eben deßwegen hat man auch das halbe Kilogramm und nicht das ganze als Gewichtseinheit bei uns eingeführt.

Da wir nun dem vollkommenen Anschluß an das mustergiltige französische Maaß so nahe gekommen, so muß man wohl bedauern, daß dieser entscheidende Schritt nicht ganz gethan ist. Die Einführung gleicher Maaße in Deutschland und Frankreich, wobei die Beilegung anderer, deutscher Benennungen uns ja unbenommen geblieben wäre, an und für sich schon eine sehr wesentliche Erleichterung des Verkehrs, würde das Signal zu einer allgemeinen Europäischen Vereinigung in Bezug auf diese Verhältnisse geben.

Ob der Grund, dessentwegen hierauf verzichtet wurde, möglichste Uebereinstimmung mit den bis dahin üblich gewesenen Maaßen, wirklich so große Berücksichtigung verdient hätte, darüber ließen sich wohl noch Zweifel erheben. Jedenfalls ist die Gefahr, daß alte und neue Maaße mit einander verwechselt werden, daß man hartnäckig am Gebrauche des alten Maaßes festhält, größer, wenn dieselben Benennungen bleiben, und die Größenverhältnisse nur unbedeutend von einander abweichen, als wenn ein ganz neues Maaß, das gar nicht zur Vergleichung mit dem alten auffordert, eingeführt wird. Unsicherheit und Schwanken in der Preisbestimmung aber und demgemäß Uebervortheilung bald nach der, bald nach jener Seite hin wird Anfangs die nothwendige Folge jeder Maaßveränderung sein; es wird aber auch in jedem Falle sich ein richtiges Verhältniß zwischen Waare und Preis nach und nach auf ganz naturgemäßem Wege durch die mächtigen Factoren des Bedürfnisses und der Concurrenz herausstellen. Schätzung und Abwägung der Größe dieser zeitweiligen Uebelstände, je nachdem bei einer durchzuführenden Reform der Maaße dem oder jenem Grundsatze gefolgt wird, würde jedenfalls eine sehr schwierige Aufgabe sein, und der Verfasser bescheidet sich gerne, daß in dieser Hinsicht das Gesetz vom 17. Mai das Zweckmäßigste getroffen haben mag.

Aber die einseitige Aenderung unseres Gewichtssystems hat einen sehr erheblichen Uebelstand. Der naturgemäße Zusammenhang zwischen dem Raummaße und dem Gewichte, auf dessen große Wichtigkeit ich im vorigen aufmerksam gemacht habe, ist durch die neue Einrichtung vollkommen aufgehoben. Welchen Werth die Regierung auf einen natürlichen Zusammenhang der verschiedenen Arten der Maaße legt, geht auf's klarste aus der höchst zweckmäßigen Bestimmung des Münzvertrages vom 24. Januar 1857 hervor, nach welcher für alle Deutschen Staaten mit Ausnahme von Hamburg, Lübeck, Bremen und Meklenburg das neu eingeführte im Handel zur Anwendung kommende Zollpfund zugleich als Einheit des Münzgewichtes festgesetzt ist. In Preußen und den übrigen Staaten, in welchen die Thalerwährung gilt, wird überdem das Pfund feinen Silbers zu dreißig Thalern ausgeprägt, so daß das Gewicht eines Thalers gerade ein Neuloth beträgt. Um so mehr aber ist zu bedauern, daß das so sehr wich-

tige Längenmaaß nunmehr vereinzelt innerhalb unsers Maaßsystems dasteht und nur durch die beschwerlichsten Rechnungen mit den übrigen Maaßen in Vergleichung gezogen werden kann.

Ganz gewiß wird es nicht so bleiben. Ohne Zweifel steht auch ihm, hoffentlich in nicht zu ferner Zukunft, eine Reform bevor, welche die mehr und mehr hervortretenden Uebelstände zu einem immer dringenderen Bedürfniß machen dürften. —

Und gerade in dieser Hinsicht wäre die vollständige Annahme des Französischen Gewichts so wünschenswerth gewesen, weil in dem Französischen Maaßsystem der Zusammenhang zwischen Gewicht und Raummaaß ein so höchst einfacher ist.

Soviel ich weiß, ist bis jetzt weder von officieller Seite eine Eröffnung über diesen Gegenstand gemacht, noch ist er trotz seiner unleugbaren Wichtigkeit sonst wo öffentlich besprochen. Daher mögen folgende vorläufige Vorschläge hier eine Stelle finden: die Nothwendigkeit der Reform unsers Längenmaaßes vorausgesetzt, wobei eine leichte Vergleichbarkeit mit dem Französischen, welches bereits das Maaß der ganzen gelehrten Welt geworden ist, jedenfalls zu berücksichtigen sein wird, scheinen sich mir besonders zwei Bestimmungen als zweckmäßig zu empfehlen.

Erstens, vollständiger Anschluß an das Französische Längenmaaß, was zwar die radicalste, aber meines Dafürhaltens auch die beste Aenderung wäre. Raummaaß und Gewicht stünden dann in dem einfachen Zusammenhange, daß zwei Pfunde das Gewicht eines Kubikdecimeters Wasser wären. Allerdings wäre dann thatsächlich ein Doppelpfund, mit anderen Worten ein Kilogramm unsere Gewichtseinheit gerade wie in Frankreich, und die vollständige Gleichheit auch des Gewichtsystems würde wahrscheinlich über kurz oder lang die Folge sein — und das wäre gerade das beste, was dabei begegnen könnte. Will man aber, wie bei dem Gewicht, das neue Maaß in möglichstem Anschluß an das alte haben, so würde zweitens vielleicht folgende Combination sich durch ihre Einfachheit empfehlen. Da 1 Meter etwa = 3,186 Preußische Fuß ist, so mache man die Maaßeinheit = 3 Meter = 9,558 Fuß und nenne sie Ruthe, darauf theile man sie, dem Decimalsystem folgend, in 10 Theile, so würde ein neuer Fuß = 0,9558 des alten Preußischen Fußes, was sich um wenig mehr als einen halben Zoll von seiner frühern Größe unterscheidet. Der

zehnte Theil des projectirten neuen Fußes, ein Zoll, würde ein wenig größer werden als ein alter Zoll, u. s. w. Jedenfalls wäre auch so eine ziemlich einfache Beziehung des Raummaaßes zu dem Gewicht hergestellt, indem, wie eine leichte Rechnung ergiebt, ein Kubikfuß Wasser (nach dem neuen Maaße) 54 Zollpfunde wiegen würde. —

Wir sehen also, daß die wesentliche Unvollkommenheit in den Bestimmungen des neuen Gesetzes auf eine oder die andre Art durch spätere Verfügungen und entsprechende Reformen wird beseitigt werden können, und können uns daher um so mehr der Freude hingeben über die großen Vortheile, die dadurch erreicht werden. — Aber die Zwischenzeit, ehe das neue Gewicht sich gehörig bei uns eingebürgert haben, das alte in Vergessenheit gekommen sein wird, sie wird allerdings eine Fülle von Irrthümern, Verwechselungen, Nachtheilen aller Art mit sich führen, und es kann uns nur dienlich sein, sie genau in's Auge zu fassen, demnächst ihnen möglichst zu begegnen.

In vielen Verhältnissen wird eine wahrhaft babylonische Verwirrung herrschen; die Frage: „alt oder neu“, die in so vielen andern Hinsichten die Welt bewegt, wird entschieden zur Tagesfrage werden. Schwere Zweifel kommen in die Herzen erfahrener Hausfrauen und Köchinnen, eine Menge Beziehungen zwischen Raummaaßen und Gewichten, welche ihre Praxis ihnen geläufig gemacht, verlieren ihre Giltigkeit, der bewährte Rath des Kochbuchs schlägt zum Unheil aus, denn die zwei Halben Mehl und das Pfund Zucker, die mit andern Ingredienzien vereint einen so trefflichen Kuchen constituirten, mischen sich nun nur widerwillig, da das nothwendige Gleichgewicht der verschiedenen Gewalten gestört ist. Unter uns gesagt, ich fürchte, sie werden als hartnäckige Ketzer an dem Aberglauben an das alte Pfund und seine 32 Loth mit zähem Eigensinn festhalten. — Ein allgemeiner Aufschlag des Preises, anfänglich in ziemlich beträchtlichem Verhältniß wird erfolgen — das neue Pfund ist ja größer als das alte; freilich nur um etwa $2\frac{1}{3}$ Loth, trotzdem wird der Verkäufer beträchtlich mehr als früher fordern. Die Gewichtsangaben zur Schätzung der Preiswürdigkeit des Getreides werden sich der Beurtheilung des Landmanns entziehn, u. s. w. Aber wer sieht nicht, daß alle diese Mißstände doch nur ein Capitel in den kleinen Leiden des

menschlichen Lebens bilden, und noch dazu recht bald vorüber gehen werden. Immerhin ist es gut, daß etwas dafür geschieht, dem Publicum leicht und schnell über die unangenehme Zeit herüberzuhelfen. Diesem Zwecke dienen eine Anzahl Schriftchen, welche theils die nöthigen Belehrungen über die neue Maaßreform und die genauern Verhältnißangaben der alten und neuen Maaße, theils Hilfsmittel der Berechnung enthalten. Unter den ersten ist als empfehlenswerth hervorzuheben: „Das neue Gewicht und und der neue Münzfuß. Wie verhalten sich die neuern Bestimmungen zu den ältern? Mit besonderer Rücksicht auf die Schule entwickelt von A. Böhme, ord. Lehrer an der Königl. neuen Töchterschule an der Friedrichstadt zu Berlin. Berlin 1858. Verlag von G. W. F. Müller. Preis 3 Sgr.“ Ein Vorzug dieses Werkchens ist, daß es einen vollständigen Abdruck der betreffenden Gesetze giebt, der in dem sonst gleichfalls empfehlenswerthen: „Die Rechnungen nach dem neuen Landesgewicht, für Schule und Haus bearbeitet von A. Stubba, Oberlehrer am Seminar in Bunzlau. Leipzig 1858 bei Ed. Kummer (Preis 2½ Sgr.)“ fehlen. Indem ich im Uebrigen auf die dort enthaltenen Verhältnißangaben zwischen sämmtlichen sich entsprechenden Gewichten nach alter und neuer Bestimmung verweise, will ich hier nur das Grundverhältniß, aus dem alle übrigen nach der bekannten Eintheilung der Gewichtsmaaße leicht herzuleiten sind, angeben. Während nämlich 1 Altpfund = 467,71104 Französischen Gramm betrug, ist, wie schon erwähnt, 1 Neupfund = 500 Gramm. Will man nicht diese großen Zahlen in Rechnung führen, so erhält man eine schon vollkommen ausreichende Genauigkeit durch die Angabe, daß ein Neupfund = $\frac{31}{29}$ eines Altpfundes ist, welche Verhältnißangabe sich besonders auch dadurch empfiehlt, daß sie so leicht zu behalten ist.

Nächst den Schriften dieser Art sind noch eine Anzahl Rechentabellen und Rechenknechte erschienen, welche die Verwandlung jeder beliebigen Anzahl Last, Centner, Pfund, Loth, Quentchen des alten Gewichts in neues, sowie vollständige Preisberechnungen des neuen Gewichts für jeden beliebigen Preis des entsprechenden alten Gewichts enthalten. Mir scheint der praktische Nutzen derartiger Tabellen nur gering zu sein. Wird sich wohl die wirkliche Preisbestimmung nach dem Ausspruch der Tabelle richten: wenn ein

Altpfund 22 Thlr. kostet, so kostet ein Neupfund 23 Thlr. 15 Sgr. 7 Pf.? Schwerlich, sondern die Concurrenz und das Bedürfniß wird den Preis des neuen Pfundes festsetzen, wie es den des alten festgesetzt hat. Immerhin werden sie für die erste Zeit für Käufer und Verkäufer einen Maaßstab der Beurtheilung abgeben können. Jedenfalls aber müssen solche Tabellen, wenn sie Nutzen bringen sollen, richtig sein. Da sich nun voraussetzen läßt, daß zu den verbreitetsten Tabellen dieser Art der „Rechenknecht" zur Verwandlung des bisherigen Preußischen Gewichts in neues (Zoll-) Gewicht, so wie Bestimmung der Preise des neuen Gewichts nach denen des alten ꝛc. von A. Böhme. Berlin 1857. Verlag von Rudolph Gärtner" gehört, da manche der Böhmischen Rechenbücher (ob gerade auch dieser „Rechenknecht", weiß der Verfasser nicht) durch Regierungs-Circular-Verfügungen zur Verbreitung empfohlen sind, so halte ich es nicht für unzweckmäßig auf mehrere darin enthaltene Fehler aufmerksam zu machen.

In Tabelle I. (Verwandlung der alten Preußischen Last in neues Gewicht) finden sich zunächst, wenigstens in der zweiten Auflage, die mir zur Hand ist, zwei offenbare Druckfehler. Bei 36 Last Altgewicht steht 9 Loth statt 6 Loth, bei 48 Last steht 12 Loth statt 18 Loth. Außerdem aber ist fast keine der Verwandlungstabellen genau, da der Verfasser durchgehends (die einzige Tabelle II. scheint eine Ausnahme zu machen) den allerdings kleinen Rest, welchen er fortläßt, wenn er z. B. 1 Pfund Altgewicht durch neues Gewicht ausdrückt, auch bei allen Vielfachen eines Pfundes unberücksichtigt läßt. So kann man freilich leicht und schnell eine derartige Tabelle aufstellen, hat aber dadurch auch dem Publikum weder Mühe erspart noch Nutzen gebracht. Der Unterschied, den die Berechnung nach diesem summarischen Verfahren ergiebt, von dem wahren Werth ist zwar nicht bedeutend, doch macht man an eine derartige Tabelle offenbar mit Recht den Anspruch, daß sie in den Grenzen, die sie sich selbst steckt, genau sei. Ein Beispiel wird das Gesagte erläutern. In Tabelle III. findet man:

1 Pfund Altgewicht = 28 Loth 0 Quentchen 6 Cent 3 Korn Neugewicht. Dies ist richtig, denn die genauere Berechnung ergiebt (vergleiche die Angabe auf Seite 11: ein Altpfund = 0,935422... Neupfund) 28 Loth 0 Quentchen 6 Cent 2,66 Korn,

was, wenn man die Brüche eines Korns vernachläßigen will, offenbar jener ersten Angabe gleich zu setzen ist. Aber schon 2 Pfund ergeben 5,32 Korn, wofür man offenbar 5 Korn, nicht 6, wie es in der Tabelle steht, zu setzen hat. Der Fehler geht natürlich durch die ganze Tabelle, mehr und mehr anwachsend, so daß bei 100 Pfund die Angabe der Tabelle um 3 Cent 4 Korn zu groß ist, da 100 Pfund Altgewicht = 93 Pfund 16 Loth 2 Quentchen 6 Cent 6 Korn sind, und nicht = 93 Pfund 16 Loth 3 Quentchen. Bei einer etwa nöthig werdenden neuen Auflage müßte daher eine höchst sorgfältige Revision, eigentlich eine ganz neue Berechnung eintreten, wenn das Werkchen brauchbar werden sollte. —t.

II. Mittheilungen.

[Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert.] Von Dr. Reicke in Königsberg erhielt die Redaction der Bl. [d. h. d. Red. d. Bl. f. lit. Unterh.] folgenden bisher ungedruckten Brief des frühern Kriegs- und Domainenraths Heilsberg an den Consistorialrath Professor Dr Samuel Gottlieb Wald mit interessanten Nachrichten über des ersteren Jugendfreund Kant zum Zweck der Veröffentlichung mitgetheilt:

Ew. Wohlgeboren können mit gutem Recht, nach dem, viele Zeiten hindurch mit dem seeligen Professor Kant gehabten Umgange, von mir, über die Umstände seiner frühern und spätern Lebensjahre, Auskunft fordern, wenn mein, durch Alter und Abwechselungen sehr geschwächtes Gedächtniß es zuließe, mir die Vorgänge jener Zeiten vollständig in Erinnerung zu bringen.

Ich kam ein Jahr später auf die Academie als Kant, ins Haus des Dr. Kowalewsky, in welchem ich sechs Jahre hindurch seinen Unterricht genoß, aber auch bei andern academischen Lehrern Collegia zu hören, die Erlaubniß hatte.

Mein erster Bekannter auf der Academie war Studiosus Blömer, mein Landsmann und Verwandter, welcher vor einigen Jahren als geheimer Finanzrath und Justitiarius beim General-Directorio starb.

Dieser war ein vertrauter Freund von Kant, wohnte mit ihm viele Zeiten in einer Stube, und empfahl mich demselben dermaßen, daß Kant mir seinen Beistand versprach, mir Bücher gab, die die neuere Philosophie betrafen, und alle Collegia, die ich bei denen Professoren Ammon, Knutzen und Teske hörte, wenigstens die schwersten Stellen, mit mir wiederholte; alles geschah aus Freundschaft. Indessen unterrichtete er mehrere Studenten für eine billige Belohnung, die ein jeder aus freiem Willen gab.

Unter andern befand sich mein Verwandter, der Studiosus Laudien, der einzige sehr bemittelte Sohn des Kaplans Laudien aus Tilsit, der ihn nicht nur in Nothfällen unterstützte, sondern auch bei Zusammenkünften zum Unterricht von den Erfrischungen, so stets in Kaffe und Weißbrodt bestanden, die Kosten trug.

Der jetzige Kriegsrath Kallenrath in Ragnit gab ihm, da Wlömer nach Berlin ging, eine freie Wohnung und ansehnliche Unterstützung. Vom seeligen Dr. Trummer, den er auch unterrichtete, hatte er viele Beihülfe, noch mehr von dem ihm verwandten Fabrikanten Richter, der die Kosten der Magisterwürde trug. Kant behalf sich sehr sparsam, ganzer Mangel traf ihn nie, obgleich bisweilen, wenn er nothwendig auszugehen hatte, seine Kleidungsstücke bei denen Handwerkern sich zur Reparatur befanden; alsdann blieb einer der Schüler den Tag über in seinem Quartier und Kant ging mit einem gelehnten Rocke, Beinkleidern oder Stiefeln aus. Hatte ein Kleidungsstück ganz ausgedient, so mußte die Gesellschaft zusammenlegen, ohne daß solches berechnet, oder jemals wiedergegeben wurde.

Kant liebte keine Belustigungen, noch weniger Schwärmereien, gewöhnte auch seine Zuhörer unmerklich zu gleicher Gesinnung. Das Billardspiel war seine einzige Erholung, Wlömer und ich waren dabei stets seine Begleiter; wir hatten die Geschicklichkeit in diesem Spiel beinahe aufs höchste gebracht, gingen selten ohne Gewinn nach Hause; ich habe den französischen Sprachmeister ganz von dieser Einnahme bezahlt; weil aber in der Folge Niemand mehr mit uns spielen wollte, so gaben wir diesen Erwerbs-Artikel ganz auf, und wählten das l'hombre-Spiel, welches Kant gut spielte.

Er hat bei dem reformirten Prediger in Jutschen, bei dem Grafen v. Hülsen, ingleichen bei denen Grafen v. Keiserling, wovon einer noch in Kurland lebt, dem die Grafschaft Rautenberg gehört, conditionirt, wie lange bei einem oder anderen, weiß ich nicht. Die Mutter dieser Grafen war seine große Gönnerin, von welcher er in die feinere Lebensart manches annahm, obgleich er sonst in allen Stücken die Rechtschaffenheit und Biederkeit im Umgange, jenem Gepränge vorzog, und das Complimentiren haßte.

Sein liebster Umgang war mit einem Englischen Kaufmanns-hause, dem er in den letzten Jahren sein ganzes Vermögen zur Disposition gab.

Kant hatte eine wirkliche Vorliebe gegen die Litthauer, weil er nach seiner Erfahrung bemerkt, daß sie wenig oder gar nicht lachten, und zur Satyre Neigung besäßen. Solche Menschen wären zum praktischen Handeln sehr gut, müßten sich aber nicht mit tiefer Gelahrtheit abgeben, weil diese jene natürliche gute Talente unterdrückte. Auf den ihm gemachten Vorwurf, daß er selbst wenig oder gar nicht lachte, gestand er diesen Fehler, und fügte hinzu, wie kein Metaphysiker so viel Gutes in der Welt stiften würde, als Erasmus von Rotterdam, und der berühmte Montaigne in Frankreich gestiftet hätten, empfahl uns auch die Versuche des letzteren zur beständigen Lectüre zu wählen; Er selbst konnte viele Stellen darin auswendig hersagen.

Daß Kant eine Schullehrerstelle in Königsberg gesucht und nicht erhalten; will mir nicht recht beifallen, es kann in meiner Abwesenheit geschehen sein.

Kant ist nie vorgesetzter Studiosus theologiae gewesen. Daß man ihn dafür hielt, kam daher. Er führte dem Wlömer und mir, unter andern Lehren zum gemeinen Leben und Umgange zu Gemüthe: man müsse suchen von allen Wissenschaften Kenntnisse zu nehmen, Keine auszuschließen, auch von der Theologie, wenn man dabei auch nicht sein Brodt suchte. Wir, Wlömer, Kant und ich entschlossen daher im nächsten halben Jahr, die öffentliche Lesestunden, des noch im besten Andenken stehenden Consistorialrath Dr. Schulz und Recht Pfarrer der Altstadt zu besuchen. Es geschah, wir versäumten keine Stunde, schrieben fleißig nach, wiederholten die Vorträge zu Hause und bestanden beim Examen, welches der würdige Mann oft anstellte unter der Menge von Zuhörern so gut, daß er beim Schluß der letzten Lesestunde uns dreien befahl noch zurückzubleiben, frug uns nach unsern Namen, Sprachen-Kentnissen, Collegien, Lehrern und Absichten beim studiren, Kant sagte, ein Medicus werden zu wollen.

Wlömer versicherte ein Jurist zu werden, und ich gestand, noch keine völlige Bestimmung zu haben, ich müßte Glück und Gelegenheit abwarten, und wenn alles fehlschlüge, blieb mir ein schwarzer Husarenpelz noch übrig. Der würdige Mann erwiederte

mir: Mein Freund! Das sind die Blüthen, welche bald abfallen; warten sie das Ansetzen zur Frucht ab, vielleicht entschließen Sie anders. Warum hören Sie denn Theologica (es war wo ich nicht irre Dogmatik) frug er allen dreien? Kant antwortete: aus Wißbegierde. Das Resultat des großen Mannes war: Wenn dem also ist, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; aber, sollten Sie bis zu ihrer Beförderung auf andere Gedanken gerathen, und den geistlichen Stand wählen, so melden Sie sich mit Zutrauen bei mir; Sie sollen die Wahl der Stellen auf dem Lande und in den Städten haben. Ich kann Ihnen das versprechen, und werde, wenn ich lebe, mein Wort halten. Hier haben sie meine Hand und gehen in Frieden.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß Kant jemals krank gewesen wäre. Er war kein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, behauptete auch, daß sie nirgends als in ihrem Hause, durch häusliche Tugenden Achtung verdienten; sprach selten von ihrer guten und schlechten Seite. Demohngeachtet hielt er den Ehestand für Bedürfniß und nothwendig. Ihm selbst waren die Aufmunterungen zum Heirathen sehr zuwieder. Er ging mit Unwillen aus einer Gesellschaft, in welcher ihm auch nur im Scherz dazu Vorschläge geschahen. Indessen verrieth er, soviel ich weiß, zweimal in seinem Leben eine ernsthafte Absicht zum Heirathen; einmal traf der Gedanke eine gut gezogene sanfte und schöne auswärtige Wittwe, die hier Anverwandte besuchte. Er läugnete nicht, daß es eine Frau wäre, mit der er gerne leben würde; berechnete Einnahme und Ausgabe, und schob die Entschließung einen Tag nach dem andern auf. Die schöne Wittwe besuchte auch Freunde im Oberlande und ward daselbst anderweitig verheirathet. Das zweite Mal rührte ihn ein hübsches Westphälisches Mädchen, welches von einer adlichen Dame, die Besitzungen in Preußen hatte, als Reise-Gesellschafterin mitgebracht war; Kant war mit dieser artigen, zugleich häuslich erzogenen Person gerne in Gesellschaft, und ließ sichs oft merken, säumte aber so sehr wieder mit seinen Anträgen, daß er sich vornahm einen Besuch bei ihr abzustatten, da sie mit ihrer Gebieterin sich schon an der Westphälischen Grenze befand. Von der Zeit an wurde nicht mehr ans Heirathen gedacht. Loben mag ich meinen Freund nicht, er war ein außerordentlicher über alles Lob erhabner Mann.

Digitized by Google

Mehr will mir nicht beifallen; und versichere stets mit vollkommenster Hochachtung zu verharren Ew. Wohlgeboren gehorsamster treuer Diener.

Königsberg, 17. April 1804. Heilsberg

(Blätter für literarische Unterhaltung 1858. Nr. 16. S. 278 ff.)

[Nekrolog C. Th. Anger's *).] **Carl Theodor Anger** wurde hier in Danzig am 31. Juli 1803 geboren. Sein Vater war Ober-Steuer-Controlleur, seine Mutter eine Tochter des Admiralitäts-Gerichts-Directors Pauli. In seine Knabenzeit fiel die grimmige Noth der Belagerung Danzigs durch Lefebvre, dann das bunte, den 3 Brüdern sehr interessante Treiben unter französischer Herrschaft, neben vielen schweren Sorgen der Eltern, dann neue Belagerung und die Rückkehr unter Preußens Scepter. Früh erwachte in ihm die Neigung zum Zeichnen, erhielt aber bei der Mangelhaftigkeit des Unterrichts nicht die gewünschte Nahrung. Mit 11 Jahren kam der Knabe in die Kirchenschule zu St. Marien, gegen deren Rector, Dr. Kniewel, auch noch der Mann bis in die gereiftesten Jahre stets eine lebhafte Dankbarkeit bewahrte. Nachdem er sich hier unter Joh. Bapt. Breysig im Zeichnen vervollkommnet, kam er seinem innigsten Wunsche gemäß (nicht ohne große und stets von ihm sehr dankbar gerühmte Aufopferung seiner Eltern), 1816 in die Kunst- und Gewerbe-Schule. Ihr Vorsteher, der sinnige, originelle und verdiente Joh. Adam Breysig, der, ohne eigentlich Mathematiker zu sein oder sein zu wollen, doch tüchtige Kenntnisse in diesem Fache besaß, wirkte auf Anger nach seinem eigenen Geständnisse vielfach anregend ein, und wie sich in Anger's Schriften die Spuren davon finden, so kann man sie auch wohl in der Art, wie er den mathematischen Unterricht betrieb, wiedererkennen. Nachdem er das hiesige Gymnasium bis Secunda besucht, ging er, um sich mit vollstem Eifer dem unter Everbeck begonnenen Studium der Mathematik zu widmen, Mich. 1823 auf die Universität Königsberg, wo er unter den allergrößten Entbehrungen, wie sie heute kaum noch vorkommen, dem Studium derselben oblag. Vorher hatte er unter gün-

*) Mit besonderer Genehmigung des Herrn Verf. abgedruckt. D. R.

stigen Verhältnissen eine Seereise nach Kopenhagen unternommen, deren erfreuliche Eindrücke ihn noch nach vielen Jahren zu lebhaften Aeußerungen veranlaßten. Als Bessel's Gehülfe bei der Sternwarte (Rosenberger) abging, wählte der berühmte Astronom unter seinen Anhängern Anger zu dessen Nachfolger. Diese Stellung, in der er bis Ostern 1831 blieb, nahm seine vollste Thätigkeit in Anspruch; Bessel theilte sich mit ihm in die Zonen-Beobachtungen, und Anger leistete hiebei, wie bei des Meisters Pendel-Beobachtungen in selbständiger Weise ausgezeichnete Beihülfe, worüber wir Einzelnes hier anzuführen uns versagen müssen. Schöne Stunden, welche später in stets lebhafter freudiger Erinnerung neu erblühten, verlebte er in dem kleinen Häuschen neben der Sternwarte im traulichen Beisammensein mit Jacobi, Erman, Dove, Neumann und Barthold. Ostern 1831 setzten es hochverdiente noch lebende Männer der Wissenschaft in Danzig durch, daß hier die berühmte Naturforschende Gesellschaft *), nach Vernichtung der älteren Sternwarte durch den Krieg und die neuen Befestigungen, eine neue vorläufig auf der Apotheke auf Neugarten errichtete, und daß Anger, dem inzwischen eine Veränderung seiner Stellung wünschenswerth geworden war, als Astronom der Gesellschaft in seine Vaterstadt berufen ward. Eine Anzahl neuer werthvoller Instrumente wurden für seine Beobachtungen angekauft **), und diese brachten bald erfreuliche Resultate. Sehr wichtig wurden später besonders die auf seinen Antrag und nach seiner Wahl von der Gesellschaft gestellten astronomischen Preisaufgaben, welche öfters höchst bedeutsame Beantwortungen veranlaßten, wie z. B. Hansen's Theorie der Pendelbewegungen mit Rücksicht auf die Gestalt und Bewegung der Erde. Bald übernahm er auch an der Navigationsschule, damals unter Admiral v. Bille, den astronomischen Theil des Unterrichts, und 1832 neben den bisherigen Aemtern noch die mathematischen Lectionen in der früheren „Handwerker- nunmehrigen Gewerbe-Schule", in welcher

*) Zufolge eines älteren Legates des Dr. Rath. Matth. v. Wolf, der 1780 auf dem Bischofsberge ein Observatorium erbaut und es 1784 nebst werthvollen Instrumenten der Gesellschaft geschenkt hatte.

**) So z. B. ein Passagen-Instrument, ein 42zölliges Frauenhofersches Fernrohr, eine Tiede'sche Pendeluhr, ein Chronometer von Kessels in Altona, u. a.

er ausgezeichnete Schüler bildete. Ostern 1834 (nach Nagels Abgange) erhielt er das Directorat der „Königl. Provinzial-Gewerbe-Schule", welches er bis 1855 verwaltete. Wie er nach außen hin der Anstalt Achtung zu gewinnen bemüht war, so strebte er mit Glück, trotz manchem Widerspruche, unter Beuth's Genehmhaltung wichtige Reformen an. 1836 kam er zugleich (nach Förstemanns Tode) als Professor der Mathematik ans Gymnasium, und gab von seiner sonstigen Thätigkeit die bei der Navigations-Schule nunmehr auf. Die hohe Achtung und Liebe, welche die seinen Unterricht genießenden Schüler der Ober-Classen des Gymnasiums ihm bereitwillig zollten, bewies sich außer andern Gelegenheiten namentlich durch einen glänzenden Fackelzug 1844 bei seiner Vermählung mit Fräulein Emilie Zaddach, mit der er bis an seinen Tod in glücklichster, obwohl kinderloser Ehe lebte. Als bei der Sonnenfinsterniß 1851 Se. Maj. der König dieselbe in Schloß Rutzau am Putziger Wiek zu beobachten wünschte, schlug Alex. v. Humboldt entschieden unter den zum Theil so bedeutenden Astronomen Preußens ihn allein zum Ordner der Instrumente vor, und seine Leistung bei dieser Gelegenheit befriedigte so sehr, daß er bald nachher durch besondere Cabinets-Ordre den Rothen Adler-Orden erhielt. Sein reges Interesse für seine Wissenschaften suchte er auf jeden Schüler zu übertragen, und sichtlich große Freude machte es ihm, wenn auch gereifte Männer aus andern Fächern sich für seine Experimente, z. B. den Foucault'schen Pendel-Versuch 1852 (zum Beweise der Achsendrehung der Erde) lebhaft interessirten. Der Litterarischen Gesellschaft gehörte er seit 1835 als Mitglied und zugleich als Vice-Präses an, und wie er dort einerseits durch wohl gewählte, gediegene Vorträge die Höhe der Wissenschaft wenigstens ahnen ließ, worauf er stand, erfreute er, wie überhaupt in zahlreichen geselligen Kreisen, so auch dort Alle durch geistreichen Witz und muntere Laune. Er gehörte ganz besonders zu den Mathematikern, denen als heilsames Gegengewicht gegen den Ernst ihrer strengen Wissenschaft eine reiche Gabe beweglichen Geistes, Witzes, ja Humors beigegeben ward. Seine ungewöhnliche, nichts weniger als oberflächliche Kenntniß der deutschen Litteratur, welcher er auch wohl zumeist die Eleganz und Klarheit seines Periodenbaues verdankte, lieh ihm in Verbindung mit einem glücklichen Gedächtnisse reiche Waffen, um durch

scherzende, doch niemals unedle Parodien und Anspielungen unwiderstehlich Heiterkeit zu erregen, den geringfügigsten Dingen immer neue geistreiche Seiten abzugewinnen, oder auch im Scherz-Turnier den Gegner niederzuwerfen. In der Naturforschenden Gesellschaft, zu deren Mitgliede er 1831 gewählt, und deren Vorsitzender er seit 1847 war, wirkte er durch Vorlesungen, amtliche Berichte und Correspondenzen bis nach Amerika hin sehr förderlich; nur die Ueberzeugung, die ihm seine große Gewissenhaftigkeit eingab, daß diese wichtige Thätigkeit neben dem Lehramte nicht völlig für ihn befriedigend erfüllt werden könne, bewog ihn Ende 1855 zum Rücktritte vom Präsidium, nicht aber von der thätigen Theilnahme an den Bestrebungen der Gesellschaft. Der berühmte Leverrier wollte 1852 in Bessel's Fundamentis astronomiae gewisse Irrthümer entdeckt haben, und sogleich gab auf Anger's Betrieb die Naturforschende Gesellschaft 1853 als Preis-Thema: „die Untersuchung der Differenzen zwischen Bessels und Leverrier's Reductionen der Bradley'schen Beobachtungen." Als nun Prof. Peters (früher in Königsberg, dann in Altona) den Preis gewann, und nachwies, daß die sogenannten Irrthümer nur auf eine nach Bessels Zeit gewonnene genauere Bestimmung der Constanten hinausliefen, wurde Anger im Auftrage der Gesellschaft nach Altona gesendet, um mit Jenem über die Fortsetzung der wichtigen Untersuchungen mündlich zu verhandeln; eine Reise, von welcher er gestärkt und mit angenehmen Erinnerungen bereichert, zurückkehrte. Für wohlthätige Zwecke, z. B. für die Klein-Kinder-Bewahr-Anstalten, hat Anger so manche Vorlesung gehalten; wichtiger aber waren seine systematischen Vorträge über Astronomie, die er in einer früheren Periode, und dann zweimal in den letztverflossenen Jahren vor einem zahlreichen gebildeten Publikum hielt. Diese mit besonderem Fleiße ausgearbeiteten, lichtvoll gewählten und geordneten Vorträge, in seiner klaren und doch von innerer Begeisterung durchwärmten Sprache abgefaßt, sind nach dem Zeugnisse der Sachkenner musterhaft zu nennen und verdienen durch den Druck bekannt zu werden. Wichtig und erfolgreich waren seine Untersuchungen über die sogenannten Störungen der Planeten (die Abweichungen ihres wirklichen Laufes von dem elliptischen, durch die Theorie berechneten und gleichsam vorgezeichneten). Die für das Jubel-Programm des hiesigen Gymnasiums

gedruckte Abhandlung über Integrale ist die 40ste seiner wissenschaftlichen Arbeiten; außerdem befindet sich im Drucke ein für Schulen berechneter Lehrgang der Perspective. Diese sämmtlich anzuführen, fehlt hier der Raum; sie beziehen sich theils auf die Astronomie (Polarstern, Meridianmessung, Sterndeckungen, Komet von 1830, Rectascension, Mond-Ephemeriden, geographische Breite, neuere astronomische Beobachtungskunst; das Keplersche Problem, Euler's planetarische Störungen), theils auf die Physik (Pendel, Barometer), theils auf die Geometrie (Basrelief-Perspective, Perspective für krumme Bildflächen und Panoramen, plagiographische Projection, Verzerrung; Gegenstände der neuern Geometrie, Einfluß der Projectionslehre, Ellipse, Trigonom. Theorem, Transformation der Figuren), oder auf die Arithmetik (Integral-Rechnen, Gauß'sche Gleichungen, Funktion 1^{h}_{k}). Allgemein geachtet, von Vielen geliebt, von Keinem gehaßt, fand er fast in Ausübung seines Berufes einen unerwartet schnellen, völlig schmerzlosen Tod. Heiter und ungetrübt hatte er bei der öffentlichen Prüfung am 25. März im Kreise der Primaner examinirend recht befriedigende Eindrücke empfangen, und war in Begleitung seiner Frau nach Hause gegangen. Eben wollte er sich bei freundlichem Gespräche zu Tische setzen, — da sank er, todt von einem Lungenschlage getroffen, zu Boden, und jeder Versuch zur Wiederbelebung zeigte sich entschieden fruchtlos. In die außerordentliche Ueberraschung, die die schnell verbreitete Kunde in den weitesten Kreisen hervorrief, mischte sich überall aufrichtiges Bedauern, obwohl von der eigentlichen Bedeutsamkeit des Mannes wohl nur Wenige einen rechten Begriff haben mochten. Jeder ahnte wenigstens, daß der Verstorbene eine Zierde Danzigs war, um welche uns so mancher Ort beneiden konnte. Seine Collegen riefen ihm ein ehrenvolles und herzliches Lebewohl nach, und begleiteten ihn sammt den Schülern zur Grabesruhe; ein sehr zahlreiches Gefolge schloß sich außerdem an. Sein Leben, wenn auch nicht bis zur möglichen äußersten Gränze gelangt, war ein reiches, nützliches, gesegnetes; auch sein Gedächtniß wird lange bei den Erwachsenen wie bei der Jugend im Segen bleiben! „Er faßte (um mich seiner eignen Worte aus der Vorrede zu seinen astronomischen Vorlesungen zu bedienen) nicht engherzig nur den nächsten Nutzen ins Auge, sondern war bemüht den göttlichen Funken wissenschaftlicher Begei-

sierung zu beleben, wohl erkennend, daß die Wissenschaft, wenn auch für diese Welt mit Nutzen verwendbar, doch nicht von dieser Welt herstammt." —

Dr. Brandstäter.

(Danziger Dampfboot. 1858. Nr. 74.)

[Alterthümerfund in Graudenz.] Mit großem Interesse wird ein Fund betrachtet, der beim Ausgraben des Platzes an der Stadtmauer, auf welchem früher das Spritzenhaus stand, gemacht wurde. Man fand nämlich ein menschliches Gerippe, dessen Schädel mehrere Verletzungen hatte, und ein kunstlos geformtes irdenes Töpfchen mit etwa zwanzig kleinen Silbermünzen. Ueber den Ursprung und Werth der Münzen können wir, da dieselben mangelhaft ausgeprägt und sehr verrostet sind, vorläufig nichts angeben. Beides liegt aber höchst wahrscheinlich seit Jahrhunderten in der Erde. Beim Umbau des Hauses 209 ¼, vor mehreren Jahren, wurden neben verrosteten Armaturstücken etwa 10 Gerippe gefunden, und es läßt sich annehmen, daß alle Häuser jener Gegend auf einem Leichenacker stehen, da das frühere Marienwerderer Thor, welches Graudenz auf der Nordseite begrenzte (es lag unmittelbar neben dem früheren Spritzenhause), in den Kriegen zwischen den Schweden und Polen, Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, während welcher Graudenz dreimal erstürmt wurde, unzweifelhaft eine wichtige Angriffsposition und Objekt blutiger Kämpfe war. (Graudenzer Gesellige.)

Digitized by Google

III. Bücherschau.

Ost- und Westpreußischer Musenalmanach für 1857. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von Dr. A. Lehmann. Königsberg, 1857. Verlag von E. Th. Nürmberger. XVIII. u. 410 S. 8. geh.

Der Musenalmanach für 1856 hat der „Allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank" 1000 Thlr. dargeboten, welche zu einer Spezialstiftung für die Invaliden des Marienwerderschen Kreises bestimmt wurden (s. N. P. B. a. F. XII. 157); der Ertrag des vorliegenden Almanachs sollte dem Fonds des Kantdenkmals zufließen (ibid. XI. 314). Man entschuldige, daß wir uns hieran zuerst erinnern, indem wir uns anschicken, das Buch zu besprechen, das wir eben gelesen. Man verdenke uns auch nicht, daß wir dem Vorworte nacherzählen, wie der „ältere Bruder" dieses Almanachs „überallhin allgemeinsten Anklang und auch in kritischen Blättern freundlichste Beurtheilung gefunden", wie im Plane des Unternehmens das „ernste Bestreben" liege, „etwas wahrhaft Tüchtiges zu leisten", und daß der jüngere Bruder „mit gleich großer Lust und Liebe gehegt und gepflegt" sei. Man verdenke es uns nicht; denn die Milch auch der frömmsten Denkungsart kann sauer werden, wenn sie nicht warm gestellt wird. Uebermaaß verdirbt auch den besten Magen; dem geduldigsten Leser des Musenalmanachs kann es gehen, wie dem Dichter auf S. 70:

„Der Geist wird mir so wirr, so wirr,
Ich höre nichts als Reimgeschwirr;"

und der Herausgeber selbst ist genöthigt gewesen, um „freundliche Nachsicht" zu bitten, da die „für den Umfang des Almanachs festgesteckten Grenzen die Schwierigkeit der Auswahl vergrößert" hätten. Quid plura? Die Kritik hat hier kein Amt zu üben. Die „Betrauten" des Vereins („Merker" hießen sie in der Meistersängerzunft) haben mit ihrem „kritischen A B C" anzudeuten gehabt, was sie unter den neunhundertneunundsiebenzig eingesandten Sächelchen

Von Herzen,
Ein klein wenig,
Oder gar nicht

beliebten, und der Herausgeber ließ sich erbitten, mit der freundlichen Auswahl als „Ordner" die empfindliche Versqual nochmals zu übernehmen. So wandelten von hundertsechsundzwanzig „Dichtern" und „Dichterinnen" nur fünfundachtzig wohlbehalten durch die „Feuersfluthen" der Ordensprüfung, in denen es wie zu Tamino's und Pamina's Zeiten „nicht trocken" gewesen sein muß. Denn die lebhafte Freude über die „große Reichhaltigkeit" der mit Gedichten gefüllten 25 Bogen, welche der zeitige Chef des neuen Dichterordens „dem Freunde der Poesie

und unserer Provinz" zu empfinden giebt, kann eine Kritik, die Anspruch auf diesen Namen macht, durchaus nicht theilen.

Sie würde sich selbst durch klangreiche Namen — Julie Burow und Franziska Gräfin von Schwerin, Brandstäter, Gisevius, Gotthold, Gruppe, A. Hagen, Heinel, A Jung, R. Reusch, E. Schlieben haben sich außer dem Herausgeber betheiligt — sie würde sich selbst durch diese Namen nicht haben bestechen lassen, mehr als etwa ein Dutzend Gedichte des Druckes werth zu halten, und vielleicht wären bei dieser Auswahl die Namen nicht einmal zu bevorzugen gewesen. A. Hagen's Balladencyklus von Bertha und Pipin ist dramatisch angelegt und nicht uninteressant angelegt aber der Ausdruck manchmal bis zur Unverständlichkeit gesucht und ungelenk, die Sprache so reizlos, daß man den Wohlklang und die Leichtigkeit des Sängers von „Olfried und Lisena" schmerzlich vermißt. Gruppe traf den Geschmack romantischer Bilderbogen, seine Zeichnung ist von entsprechender Oberflächlichkeit. A. Lehmann's arktische Bilder (meist in der Nibelungenstrophe) sind allzu zahm; ihnen Charakter zu geben wäre Freiligraths schwungvolle Sprache und Farbenpracht von Nöthen gewesen. Was Gottschall einsendete, lohnt nicht der Rede, noch weniger was Schlieben u. A. Gisevius' sonst dankenswerthe Uebertragungen aus dem Litauischen sind von so steifer Form wie frühere. Gotthold's arabische Erzählungen sind stofflich interessant und leicht gemessen, in der Sprache etwas schlicht. A. Jung's chaotische Accumulationen im Metrum von „Thier und Menschen schliefen feste" würden eine Auswahl für die „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" belohnen, auch dem Illustrator den nöthigen Anhalt zu unsinnigen Bildern gewähren. Dilettanten haben Besseres hervorgebracht, z. B. die Vision auf dem Tannenberger Schlachtfelde (S. 259.), die wir mit der hübschen Erzählung „Gunadipha's Urtheil" zu den besten Beiträgen zählen. Doch genug.

Wir gehören nicht zu den „Betrauten", denen die Kritik hier allein zusteht. Nannten wir unter den vorstehenden Namen Künstler des Verses, so ist doch von Kunstwerken, die diesen Namen verdienten, nicht zu reden, auch nicht von „musterfähigen Dichtungen", wie solche im Jahrgang 1856 zu finden sein sollen; die dilettantische Mittelmäßigkeit ernsthaft und trocken recensiren, hieße aber sie ermuntern. Diesen Vorwurf wollen wir nicht auf uns laden, und somit wären wir hier eigentlich zu Ende, erforderte nicht eben der letztberührte Punkt, noch einige Bemerkungen.

R. Reusch, der sich mehrfach als die Seele des Vereins kundgiebt („von wegen Tribolirens" heißt es in der gereimten Vereinscorrespondenz S. 384.), rühmt, daß das Unternehmen „manches poetische Talent, welches sich bis dahin verborgen hielt, an das Tageslicht gezogen" habe. Die Vorsteher wollen an dem Almanach die Wahrnehmung gemacht haben, daß „in einer Zeit, welche für überwiegend materialistisch gilt, das Bedürfniß des ideellen Lebens und der Sinn für Poesie gleichwohl

nicht zurückbleibt und auch in unserer Provinz lebhaft hervortritt." Auch wir erkennen an, daß die Verachtung des Ideals mit dem Verfall des sittlichen Geistes Hand in Hand geht, — das Jahrhundert des Zopfs gibt ausreichende Belege dafür; auch wir wissen das Große an unserer Zeit zu schätzen, die zu beschäftigt, um das Ideal zu pflegen, die bedeutsamen Worte Erkenntniß und Arbeit ins Panier gesetzt hat; auch wir verstehen ein schönes und starkes Selbstempfinden gar wohl zu achten, das ohne zu wollen in Poesie ausströmt, wo das Gemüth in Freude oder Schmerz erzittert. Wir sind aber nicht der Meinung, daß alles gedruckt werden müsse, was so entsteht, und möchten die Schüchternheit nicht ermuntern, das Talent nicht durch Entgegenkommen um den Ruhm bringen, sich Anerkennung erkämpft zu haben. Es fehlt ohnehin nicht an Kränzen für allerlei Halb- und Scheingrößen, die nur auftauchen, um sogleich wieder gegen andere zu verschwinden; dem wirklichen Talente gegenüber ist unsere Zeit weniger zurückhaltend als irgend eine zuvor.

Diese Ansichten vermögen wir jedoch zu dem altpreußischen Musenalmanach in gar keine Beziehung zu setzen Man darf sich sicher halten, dem Talente nicht zu begegnen, wenn die Poeten in Schaaren kommen, wie hier, und gelang es, sie zu „vereinen", so tragen sie die allgemeine Last an Unwahrheit, Ungeschmack, Häßlichkeit oder Verkommenheit ihrer Periode Es ist vielleicht das Bemerkenswertheste an dieser ganzen Erscheinung, daß unsere Altpreußen des 19. J.'s sich mit Bewußtsein den Freunden der Kürbishütte im 17. J. parallel stellen (S. 133) und wirklich in ihren Ton verfallen, bald ernst (S. 212. 348) bald scherzend (S. 30). Augenscheinlich haben beide Gesellschaften die Spielerei mit äußeren Formen gemein, sodann bewegen sich beide in einer geläufig gewordenen à la modisch-gezierten Manier, endlich ist die Poeterei der Einen so inhaltsbar als die der Andern. Der marinische Styl, in welchem die „Sterblichkeitsbeflissenen" sich gefielen, war die äußerste Verflachung des antikromantischen Ideals; die Altpreußen fanden kein anderes Erbtheil vor als den verblichenen Idealismus der letzten Epigonen-Romantik, und müssen fortfahren, ihr kärgliches Erbe zu bewirthschaften, falls der Verein fortbesteht, d. h. falls der Almanach weiter erscheint; denn mit ihm steht und fällt die ganze Zunft. Wir, die wir nicht einmal den wohlthätigen Zweck fördern möchten, wenn das Mittel nicht das lauterste wäre, sehen keinen Segen darin, dem falschen Idealismus, der geschmackverderbenden, sinnbethörenden Versdrechselei und Phrasendreicherei die Wege zu ebnen. Wir nehmen in diesem Treiben weder „Sinn für Poesie", als welcher der Verständigkeit durchaus nicht entrathen kann, noch „ein ernstes Streben" wahr, sondern allerlei Belieben, das sich gefallsüchtig an die Oeffentlichkeit drängt und, wo es Eingang findet, die Erkenntniß des Bessern behindert.

Wer sind denn alle diese „Dichter", die uns mit ihren Poesien zu erlaben kamen und noch öfter kommen werden wenn wir ihre Gesellschaft nicht ablehnen? Es sind zierliche Modedamen, die in hochaufgebauschten Stanzen der „schalen Prosa dieses Lebens" das süße Lied vom Falter und der Mimose entgegenklingeln, oder „unverstandene" und „unglückliche" resignirte Damen, von denen einige „als Herr" dichten. Neben ihnen gefällt ein einigermaßen natürliches und frisches Empfinden schon bedeutend, und daher lassen wir uns als Ausnahme von der Gewohnheit die Liebesgesänge, die mit Mary B. gezeichnet sind, schon gefallen und glauben ihnen. Unangenehm wechseln mit solchen stillen Blümelein die liebeslustigen und -leidigen Poeme einer Schaar von Jünglingen, welche der ersten Balzzeit ein Reimopfer darbringen, und das Frühlingsgeschwirre der Söhne der Musen oder des Seminars; sie sind Anbeter der ewigen Göttin Tautologie, deren Gedanken man absingen müßte, um sie noch zu ertragen, wie die Beiträge von L. Kuhls, der bereits eine eigene Sammlung edirt hat, Reimschmiede im Tone der „Neuen Lieder", die auf der Leier abgesungen werden (S. 233), endlich auch Schulmeister (Illiteraten) im höhern Tone, die „sittliche Schulgesänge" und Stammbuchverse dichten An die zukünftigen „Philister" reihen sich die gewordenen, die noch nicht aufhören können zu „dich-

ten", die Lehrer (Literaten) *), die den Widerspruch zwischen Examen und Musenliebe besingen (S. 28) „versunkene Paradiese" oder andere „alte Tage" die nicht mehr grünen; gemüthliche Pfarrherren in der Stadt und auf dem Lande, die zum Zeitvertreib der Verslust pflegen statt der Musika:

Wenn ich in der Sommerschwüle
Abends sitze am Klavier
Und viel schöne Lieder spiele,
O wie wohl ist alsdann mir.

Nicht alle singen das Andenken der Burschenzeit nach sanfter Himmelscher Melodie zur Guitarre, wie der Dichter auf S. 215; andere machen gar wunderliche Allotria und Schnurren darein, wie Heinel, mit noch anderen geht der bockende Pegasus vollends durch (S. 45 ff.). Die Juristen sind alle schlimmer als die Theologen. Der eine gibt Burschenlieder, die dem „Corps" alle Ehre machen, um dann „Herz" und „Schmerz", die verrufenen Reime zu Ehren zu bringen, indem er sie fast eine ganze Druckseite lang mit Bewußtsein und Empfindung knetet (S. 165. 166). Der andere entflieht „der Noth und Plackerei" nach seinem lieben Räuschen, wo ihn kein Aktenstück drückt, besingt es in einem Liede voll witzelnder „Gemüthlichkeit" und „thut sich bene" in einem Gelage an der Ostsee. Hat er „ein Veilchen Himmelreich" gefunden, so reimt er Grimmsche Sagen, wie A. Kopisch gethan hat, oder macht ein Sonett (S. 303), jenen furchtbaren Anfängen gleich, für die es in der Schule Nro. 3 setzt. Erreicht die Gemüthlichkeit aber den höchsten Gipfel, so wird eine plattdeutsche Epistel an den „Vadder Lehmann" gereimt, worin von „de ohl Kobbel", vom „goode Foß" vom „witte Hoot" des „Vadder Reusch" oder anderen Specialitäten und daneben vom „oole Kant", vom „Almanachke", von „Göthe's Farwlehr" und wovon sonst beliebt, verhandelt wird. Diese Elucubrationen sollen vermuthlich den dialektischen Antheil der provinziellen Poesie ausmachen, vertreten aber Art und Weise unserer plattdeutschen Volksdichtung nicht im Entferntesten. Nirgends wird ein falscher Ton so unglaublich scharf empfunden als in der dialektischen Poesie; in diesem Almanach wird uns nur Falsches und Gemachtes aufgetischt, das Plattgewöhnliche für das Naiv-Volksthümliche genommen.

Schon lange spukt uns Bodenstedt's prächtige Parabase gegen die Poesie der Philister im Kopfe. Wir setzen sie schließlich noch her:

Ich hasse das häßliche Reimgebimmel,
Das ewige Flennen von Hölle und Himmel,
Von Herzen und Schmerzen,
Von Liebe und Triebe,
Von Sonne und Wonne,
Von Lust und Brust,
Und von alle dem,
Was allzu verbraucht und gemein ist,
Und, weil es bequem,
Allen Thoren genehm,
Doch vernünftigen Menschen zur Pein ist.

Vernünftig sein ist freilich viel schwerer als „Dichten", wie es die meisten ordentlichen Mitglieder des altpreußischen Dichtervereines verstehen; Gemeinplätze halten am Längsten vor, Reimen ist bequemer als Denken, und die Freude sich gedruckt zu sehen ganz unendlich. So ist es denn nicht zu verwundern, daß sich der „jüngste Bruder" dieses Musenalmanachs schon „quillend regt mit ahnungsvoller Gegenwart." Für den Juli schon steht, wie die Zeitung meldet, sein Geburtstag zu erwarten.

†

*) Wir machen den Redakteur darauf aufmerksam, daß die beiden Gedichte S. 315 ff. schon in M. Rosenheyns Sammlung S. 103. 154 gedruckt wurden, was diesmal nur dem §. 4. des Redaktionsplans zuwiderläuft.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

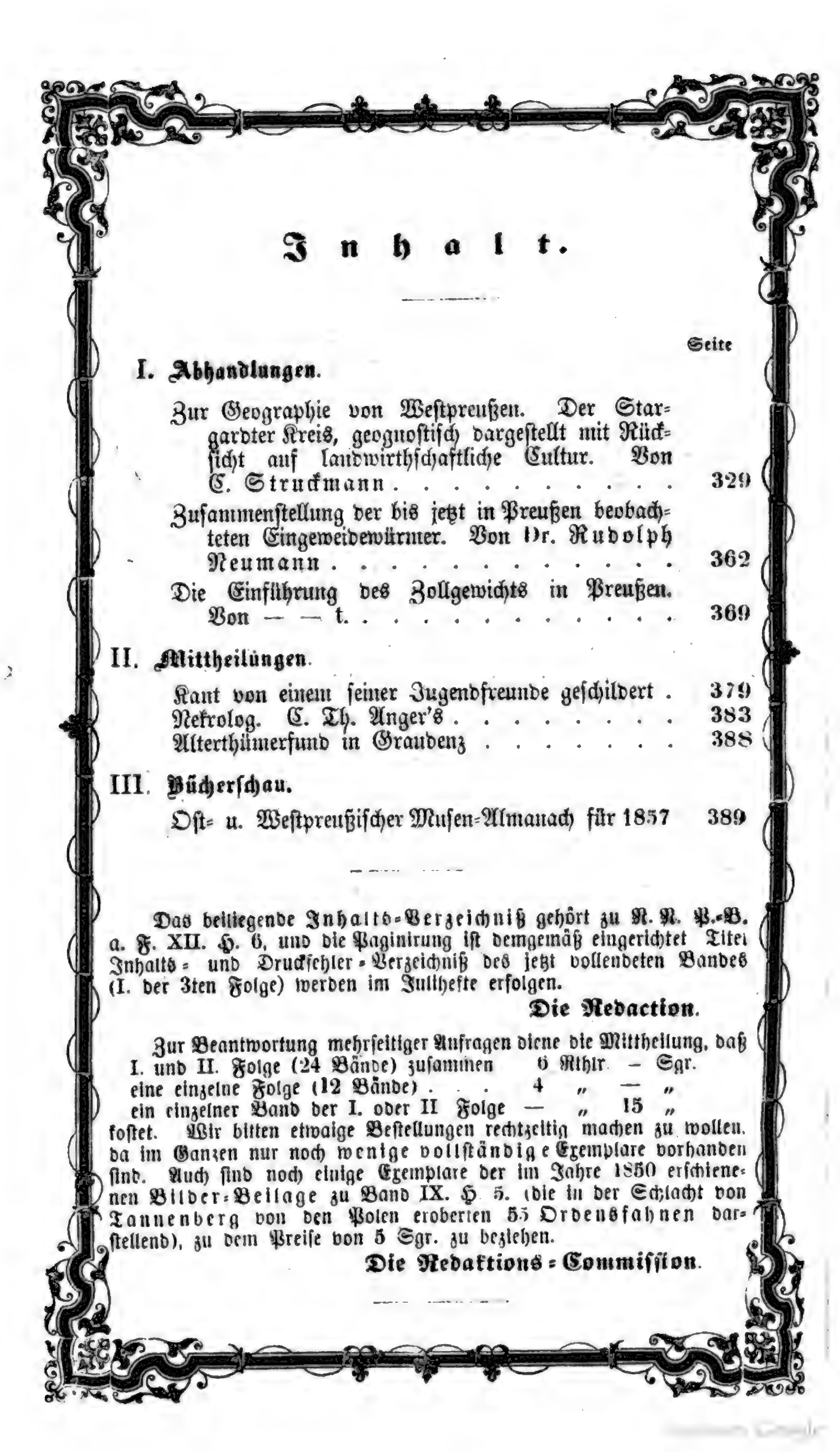
Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.



Inhalt.

Seite

I. **Abhandlungen.**

Zur Geographie von Westpreußen. Der Stargardter Kreis, geognostisch dargestellt mit Rücksicht auf landwirthschaftliche Cultur. Von C. Struckmann 329

Zusammenstellung der bis jetzt in Preußen beobachteten Eingeweidewürmer. Von Dr. Rudolph Neumann 362

Die Einführung des Zollgewichts in Preußen. Von — — t. 369

II. **Mittheilungen.**

Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert . 379

Nekrolog. C. Th. Anger's 383

Alterthümerfund in Graudenz 388

III. **Bücherschau.**

Ost- u. Westpreußischer Musen-Almanach für 1857 389

Das beiliegende Inhalts-Verzeichniß gehört zu N. P. P.-B. a. F. XII. H. 6, und die Paginirung ist demgemäß eingerichtet Titel Inhalts- und Druckfehler-Verzeichniß des jetzt vollendeten Bandes (I. der 3ten Folge) werden im Julihefte erfolgen.

Die Redaction.

Zur Beantwortung mehrseitiger Anfragen diene die Mittheilung, daß

I. und II. Folge (24 Bände) zusammen	6 Rthlr.	— Sgr.
eine einzelne Folge (12 Bände) . . .	4 „	— „
ein einzelner Band der I. oder II Folge	— „	15 „

kostet. Wir bitten etwaige Bestellungen rechtzeitig machen zu wollen, da im Ganzen nur noch wenige vollständige Exemplare vorhanden sind. Auch sind noch einige Exemplare der im Jahre 1850 erschienenen Bilder-Beilage zu Band IX. H. 5. (die in der Schlacht von Tannenberg von den Polen eroberten 55 Ordensfahnen darstellend), zu dem Preise von 5 Sgr. zu beziehen.

Die Redaktions-Commission.

Der neuen Preußischen
Provinzial-Blätter
dritte Folge.

Herausgegeben
von
F. v. Hasenkamp.

Band II.

Mit Beiträgen
von

K. H. Bartisius, P. v. Bohlen, R. Fatscheck, A. Hagen, K. Hoburg, C. J. v. Klinggräff, J. A. Lilienthal, F. A. Meckelburg, G. H. F. Nesselmann, R. Neumann, R. Philippi, K. Rosenkranz, W. Schiefferdecker, F. W. Schubert, J. Schumann, E. Strehlke, M. Töppen, A. Zimmermann und Ungenannten.

Mit einem Plan von der Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734 (zu S. 73)

Königsberg, 1858.
In Commission bei Wilhelm Koch.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Abhandlungen.

Seite

Kant und Hamann. Eine Parallele, als Vortrag an Kant's Geburtstag, 22. April 1858, in der Gesellschaft seiner Freunde. Mit Bezug auf Gildemeisters Schrift: Hamanns Leben und Schriften. 1857. 3 Bde. Von K. Rosenkranz 1

Der im Brückenkopf von Thorn erbohrte artesische Brunnen. Von J. Schumann 28

Zusammenstellung der bis jetzt in Preußen beobachteten Eingeweidewürmer (Schluß von B. I. S. 362–69). Von Dr. R. Neumann, Oberlehrer an der höhern Bürgerschule zu Wehlau 36

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges. Zur Erinnerung an die Zustände unserer Stadt vor hundert Jahren nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen. (Fortsetzung und Schluß von B. I. S. 201–17). Von F. W. Schubert 59. 140

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. (Mit einem Plane). Von K. Hoburg, Major a. D. 78. 123. 187

Die Vereine in Königsberg (Fortsetzung aus B. I. S. 265). Von K. H. Bartisius 216. 351

Ueber Lebensumstände Andreas Schlüter's. Von A. Hagen . . 226

Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau. Zum Theil nach handschriftlichen Nachrichten. Von K. Hoburg, Major a. D. 231. 279

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet. Von Dr. J. A. Lilienthal, Director des Progymnasiums zu Rössel 251. 315

Die Cholera in Preußen vom Jahre 1831 bis 1855 auf Grund der in den Mittheilungen des statistischen Büreaus gegebenen Zahlen. Von Dr. Schiefferdecker 268

Ein Schatz und zwei Souveraine. Von F. A. Meckelburg 338

II. Correspondenz.

Danzig. 15 Juni 1858. Nachschrift 17. Juni 1858 (Dritte Säkularfeier des Danziger Stadtgymnasiums) Von : 97
Elbing. 16 Juni 1858. (Kunstverein und Gemäldeausstellung.) Von — t. 102
— — 30. Mai 1858. (Kunstverein.) Von K. 105

III. Mittheilungen.

Nekrolog J. A. Müttrich's. Von Fatscheck 107
Zur Jubelfeier des Danziger Gymnasiums. Aus dem Danziger Dampfboot. 1858. Nro. 136—38 111
Auffindung der unterirdischen Ställe bei Herrengrebin. Aus der Spenerschen Zeitung 116
Todesanzeige (Dr. F. A. Gotthold's). Von ♄ 117
Alterthümerfund bei Danzig. Aus dem Danziger Dampfboot. 1858. Nro. 113. 118
Notiz (betreffend Angiolinus de Prusia). Von Dr. E. Strehlke 119
Anfrage (an Dr. Wald wegen Veröffentlichung einer geologischen Abhandlung). Von J. S. 119
Mahnwort an die Vertreter von Königsberg (betr. die Gründung eines Bernsteinmuseums). Von D. 154
Bericht über die Versammlung von Freunden der Flora Preußens in Heiligenbeil am 26. Mai 1858. Von C. J. v. Klinggräff . 157
Zur preußischen Münzkunde. Von G. H. F. Nesselmann 161
Eine bemerkenswerthe Versteinerung. Von J. Schumann 162
Ein neuer Münzfund. Von G. H. F. Nesselmann 165
Notiz (betr. einen Brief Kaiser Friedrichs II.). Von Dr. E. Strehlke 168
Auffindung eines muthmaßlichen heidnischen Alterthums bei Uderwangen. Von ♄ 169
Todesanzeige (Dr. E. H. F. Meyer's). Von demselben 172
Ein Brief an Luther. Von Dr. A. Meckelburg 173
Ein Trenckscher Becher. Von ♍ 239
Die auf der frischen Nehrung gelegene Ruine Vogelsang. Von J. Schumann 247
Anfrage (betr. den Namen Seligenfeld). Von Dr. A. Zimmermann 250
Etwas über den Streusand. Von ⊙ 290
Zur Geschichte des Postwesens in der Provinz Preußen. Aus dem Archiv für Landeskunde der Preußischen Monarchie. 1858. B. V. S. 119—22 294
Nekrolog Dr. J. Jacobson's. Von ♄ 298
Dem Andenken J. Th. Moselvius'. Von R. Philippi 306
Archäologische Miscellen. Von Dr. Ernst Strehlke 308
Ein Bruchstück eines mittelhochdeutschen Gedichtes. Von ♄ 357

Seite
Zur Literatur des Aberglaubens: zwei alte Prophezeihungen. Von demselben 359
Begräbniß des Generals Peter de Sers in Alt-Pillau. Von demselben 362
Kleiner Beitrag zu Hagen's Geschichte des Theaters in Preußen. Von G. F. 363
Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. von Bohlen . 364
Notiz über Seligenfeld. Von ℨ 367
Handfeste von Freistadt. Von Dr. M. Töppen 368

IV. Bücherschau.

Louis Köhler, systematische Lehrmethode für Clavierspiel und Musik. Recensirt von L. S. 47
Bücher-Catalog. (1858). Von ℨ 55. 185
Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Von Dr. A. Hagen. II B. Recensirt von Rud. Philippi (vergl. N. P. P. B. 3. F. B. I. S. 69) 120
Notiz (betr. die 9te Auflage des „Rechenknecht" von A. Böhme). Von —t 122
Dr. Theodor Hirsch, Danzig's Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Recensirt von S. . . . 175
Des hohen deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien. Von Dr. B. Dudik O. S. B. Recensirt von S. 181
C. Th. Reinhard's vierstimmiges Choralbuch für die evangelischen Kirchen der Provinz Preußen herausgegeben von W. G. Jensen. Zweite verbesserte und mit einem Anhange versehene Auflage, bearbeitet von H. Pätzold, Königl. Musikdirector. Recensirt von Rud. Philippi 310
De Duitsche Orde, of beknopte geschiedenis, indeeling en statuten der broeders van het Duitsche Huis van St. Marie van Jerusalem door Mr. W. J. Baron d'Ablaing van Giesenburg, Referendaris by het Ministerie van Binnenland-Zaken, belast met de Afdeeling Adel, en het Secretariaat van den Hoogen Raad van Adel, Corresponderend Lid van het Historisch Genootschap voor Neder-Saksen. Recensirt von S. 370
Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus dem Gebiete der Astronomie und der verwandten Wissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. C. A. F. Peters, Director der Sternwarte in Altona. Altona. 1858. Angekündigt von ⊙ 371

Verbesserungen.

N. P. P. B. 3. F. B. II:

S.	57	Z.	7 von unten	statt	Der Aufsatzschüler lies Die Aufsatzschule
„	57	„	5 v. u.	„	3 Thlr. 20 Sgr. lies 1 Thlr.
„	86	„	22 u. 23 von oben	„	auf dem Hagelsberge lies auf den Hagelsberg
„	93	„	2 v. o.	„	jedem lies jenem
„	99	„	10 v. u.	„	ἱεμόμενοι lies ἱέμενοι
„	105	„	15 v. o.	„	Strionsky lies Striowsky
„	110	„	2 v. u.	„	Gay-Lyssac lies Gay-Lussac
„	111	„	7 v. o.	„	1858 lies 1558
„	120	„	11 v. o.	„	glichen lies gleichen
„	178	„	4 v. u.	„	berühmten lies berühmte
„	186	„	3 v. o.	„	1 Thlr. 10 Sgr. lies 15 Sgr.
„	231	„	3 v. u.	„	da tieff lies das tieff
„	310	„	3 v. o.	„	Kreise lies Kirchen

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 30. Juni.)

Band II. (LIX.) Heft 1.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Digitized by Google

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Kant und Hamann.

Eine Parallele, als Vortrag an Kant's Geburtstag, 22. April 1858, in der Gesellschaft seiner Freunde. Mit Bezug auf Gildemeisters Schrift: Hamanns Leben und Schriften. 1857. 3 Bde.

Die eigenthümliche Concentration genialer Schriftsteller, welche das kleine Weimar im letzten Drittel des vorigen und im ersten des jetzigen Jahrhunderts so berühmt gemacht hat, ist seitdem ein Gegenstand zahlloser Nachforschungen und mannigfaltigster Darstellungen, sogar der Franzosen und Engländer, geworden. In Verhältniß zu der unendlichen Breite, in welche die Schilderung dieser Epoche bis zu einem mikroskopischen Tagebuch ausgedehnt ist, müssen wir zugestehen, daß die nicht weniger eigenthümlichen Verhältnisse Königsbergs in jener Zeit noch zurückgeblieben sind. Ein Grund hierzu liegt unstreitig in der Beschaffenheit dieser Verhältnisse selbst. Die Königsberger fanden in ihrer Stadt keinen solchen Sammelpunct, wie der damalige Weimarsche Hof ihn bildete; keine so vielseitig empfängliche, einsichtsvolle, mächtige Persönlichkeit, welche sie um sich gruppirt und mit einander gefördert hätte, wie die Weimarschen Autoren an dem herrlichen Fürsten **Karl** August. Sie wurden auch nicht, bei der Entlegenheit Königsbergs, so leicht mit andern bedeutenden Männern und Frauen in Berührung und Wechselwirkung gesetzt und blieben also eintöniger auf sich beschränkt. Da nun Berlin und weiterhin Weimar sich unter günstigern Umständen zu weitherrschenden Mittel-

puncten erhoben, so wurden zwar die Königsberger zur Einwirkung auf sie in die Ferne hinausgelenkt, allein nicht umgekehrt fand eine Anziehung der fremden Kräfte nach Königsberg hin statt, eine Situation, welche, trotz der Eisenbahn, für die Königsberger Autoren im Wesentlichen noch jetzt fortdauert. Sie richten sich mit ihrem Antlitz unwillkürlich nach Westen.

Man kann die damaligen Königsberger Schriftsteller als Glieder eines Ganzen auffassen, so daß jeder eine besondere Function des gesammten literarischen Processes zu verrichten hatte. Kant, Hamann, Hippel, Scheffner, Reichhardt und Kraus waren die hervorstechendsten. Kant war der Philosoph, der Träger der Wissenschaft. Der älteste unter ihnen, wurde er auch der berühmteste und mit seiner actio in distans der am Weitesten, bis über das Meer hin reichende. Er blieb am stabilsten. So groß der Horizont seines Geistes war, so unermeßlich er in immer wachsender Erkenntniß sich ausdehnte, so verharrte er doch am Orte und wechselte nur seine Wohnung, bis er sich zuletzt, obwohl ein Junggesell, noch ein Haus kaufte und einen eigenen Heerd begründete. Hamann war der encyklopädische Kritiker, der zugleich das gesellige Band unter ihnen ausmachte. Hippel war der Dichter; Scheffner der praktische Weltmann; Reichhardt der Musiker, Beamte und Hofmann; Kraus der Nationalökonom. Hamann hatte mehre Reisen gemacht, dann zwanzig Jahre auf Einem Fleck gesessen und starb endlich auf einer Reise in Westphalen. Hippel hatte eine zeitlang auswärts gelebt, kehrte dann zurück, stieg von Würde zu Würde und begründete als Stadtpräsident viele gemeinnützige Verbesserungen. Scheffner hatte einen Theil des Schlesischen Kriegs mitgemacht, wurde als Kriegsrath verabschiedet, war lange auf seinem Gut Sprindlacken als ausgezeichneter Landwirth thätig, bis er nach dem Tode seiner Freunde sich in der Stadt fester ansiedelte. Reichhardt, der so viele der Götheschen Lieder componirte, der zu seinen Opern sich oft selbst den Text erschuf, ging als Musiker und politischer Schriftsteller schon ganz in das Ausland auf. Er vereinigte den Künstler mit dem Geschäftsmann. Neben dem Generalbaß hatte er auf der Königsberger Universität zugleich Jura und Cameralia studirt. Er war abwechselnd Capellmeister und Beamter. Als Salinendirector zu Halle kaufte er sich in Giebichenstein ein reizend Landhaus, auf

welches er sich pausenweise zurückzog. Kraus hingegen, nachdem er als Jüngling eine Reise nach Berlin gemacht, lebte und starb, wie Kant, als Professor in Königsberg und liebte nur, die Ferien auf dem Gute seines Freundes Auerswald in Faulen zuzubringen.

Von diesen mit ihren Temperamenten, Talenten, Strebungen, Charaktereigenheiten und Stellungen sich gegenseitig anregenden und ergänzenden Männern hat Kant durch Borowski und Schubert, Hippel durch Rupp, Reichhart und Scheffner durch sich selbst, Kraus durch Voigt seine Würdigung gefunden. Hamann war am meisten zurück. Herder und Jacobi hatten in ihren Schriften auf ihn hingewiesen. Göthe in Wahrheit und Dichtung hatte ihm die Stelle gegeben, die er in der Deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts einnahm. Zugleich hatte er den Wunsch nach einer Sammlung und Herausgabe seiner Schriften ausgedrückt. Diese kam durch Roth seit 1821 in München, auf Jacobi's Betrieb, bei Reimer in Berlin endlich in acht Bänden zu Stande und wurde die Veranlassung einer ausführlichen Charakteristik, welche Hegel 1828 von Hamann in den Berliner Jahrbüchern entwarf. Manche Aeußerungen Hegels erschienen einem seiner Schüler, Sietze, Professor der Rechte zu Königsberg, schroff und unbillig. Er vertheidigte daher 1829 in seiner Preußischen Staats- und Rechtsgeschichte Hamann als den Propheten Preußens gegen Hegel. Die Wärme dieser Apologie hinderte jedoch Gervinus nicht, im vierten Theil seiner Geschichte der Deutschen Nationalliteratur 1840 ein sehr strenges Gericht über Hamann ergehen zu lassen, das ihn auch als Menschen sehr heruntersetzte. Hierdurch hätte vielleicht ein Königsberger zur Reaction bewogen werden sollen. Statt dessen ist es ein Bremer Arzt, Gildemeister, der uns nunmehr mit einer vollständigen Biographie Hamanns in drei Bänden erfreut und dadurch eine wesentliche Lücke in der Literatur ausgefüllt hat. Die Königsberger haben ihm dafür ihren innigen Dank auszusprechen. Gildemeister hat seine Arbeit, wie er nach der Beschaffenheit des Gegenstandes kaum anders konnte, sehr einfach annalistisch behandelt und aus den Lebensverhältnissen, dem Umgang, der Lectüre, dem Briefwechsel und den Schriften Hamanns auszugsweise das Wichtigste mitgetheilt. Der treue Fleiß, den er auf diese mühsame Zusammenstellung verwendet hat, verdient die größte Anerkennung. Auch hat er durch chronologische und biographische

Notizen, durch literaturgeschichtliche Nachweisungen, durch kleine historische Einschaltungen, für die Orientirung des Lesers gesorgt und die große Dunkelheit, die über so vielen Hamannschen Schriften und Wendungen schwebte, in ein verständlicheres Licht zu setzen gesucht. Auf höhere Kritik jedoch macht er keinen Anspruch. Mit tiefer Verehrung blickt er zu Hamann hinauf; mit Liebe nimmt er ihn gegen Verkennung oder gegen Härte der Beurtheilung in Schutz; mit Zärtlichkeit entwirft er die Grundlinien einer allgemeinen Charakteristik, den Einblick in seine oft so sonderbaren Eigenthümlichkeiten zu erleichtern; für die entschiedenere kritische Würdigung aber wendet er sich theils zu Andern, theils überläßt er sie dem Leser.

Diese an Zeugnissen über Hamann und seine Zeit, diese an Schilderungen Hamanns von den damaligen socialen Zuständen Königsbergs so reichhaltige Schrift veranlaßt unwillkürlich mancherlei Betrachtungen, namentlich über das Verhältniß Hamanns zu Kant und hiervon sei es gestattet, einige der wichtigsten Punkte hervorzuheben.

Hamann ist wegen der Vielseitigkeit seines Wesens sehr geeignet, mit vielen anderen Autoren verglichen zu werden. Gervinus, in der offenbaren Tendenz, Hamann in Schatten zu stellen, hat ihn, den Christen, mit Winkelmann, dem Heiden, contrastirt. „Winkelmann, sagt er, von der glücklichsten körperlichen Organisation, gab in selbstgefälligem Schönheitsgefühl Hamilton Recht, der keinen schönern Kopf gesehen haben wollte, als in seinem Bilde; die Kunst, meinte er selbst, habe keine höhere Grenze; Hamann dagegen schleppte sich mit einem mastigen Körper, den der Stock gegen Schwindel aufrecht halten mußte, er hatte eine stammelnde Zunge und ein kahles Haupt von Jugend auf, und imbecillitas gab er sich selbst zum Namen. Jener hielt äußerlich auf sich, Hamann aber war in seinem ganzen Leben zu keinem ordentlichen Anzuge gekommen. Beide waren von Noth gedrückt und Hamann kam bis zum fünfzigsten Jahr nicht aus Nahrungssorgen, aber der Eine entriß sich mit der außerordentlichsten Willenskraft, der Andere duldete mit Leichtsinn, kraft- und willenlos, und oft mit Verzagen, und wenn dort der Moralist über den Heiden seufzen möchte, so wird er hier bei dem Christen nicht erbaut werden. Jenem war Alles in der Welt Stoff zu Arbeit und Beschäftigung,

in der er sein Glück und seine Lust fand, dieser wollte Alles zum Genuß haben, verdarb sich aber den Genuß mit nutzloser Grübelei und war langweilig in der unersättlichen Leselust; jener wucherte mit seinem Pfunde als ein treuer Knecht, dieser verscherzte und mißbrauchte, was ihm Gott verliehen hatte. Jener zielte mit seiner Thätigkeit auf ein großes Ganzes, und schrieb daher das Eine Werk, das den Mittelpunkt seines Strebens bildete in einem edlen Tone, der das κτημα εἰς αἐι würdig auf die Nachwelt bringen sollte, dieser ließ sich zu hundert Flugblättern durch die unwürdigsten Kleinigkeiten des Privatlebens zerstreuen und zersplittern und durch verwirrte Reminiscenzen aus einer confusen Belesenheit zu jenem springenden Styl in seinen Fragmentchen verführen, den er seinen Heuschreckenstyl taufte. Dieser Weise ihrer literarischen Natur entsprach ihre menschliche. Der Eine ging mit festem Fuß durch die schwierigsten Verhältnisse, die den Kräftigsten wankend machen konnten, der andere war im einfachsten Gleise des Lebens stets in Labyrinthe verirrt und rathlos und diese Zerrissenheit würde das Christenthum weniger empfehlen, als jene Befriedigung den Weg des Unchristen. Beide waren sich gleich in der großen Naivetät, mit der sie ihr Leben in Gutem und Bösem jedem aufhüllten; gleich auch in den Genialitäten der Lebensweise, denn Hamann lebte in einer Gewissensehe, die ihn drückte, die er aber nicht auflösen und nicht zu einer bürgerlichen umgestalten wollte. Beide waren in Eitelkeit gleich, nur daß bei Hamann die Reizbarkeit bis zu weit ärgeren Ausbrüchen kam. Sie ging so weit, daß sie auch das Freundessüchtige, das in beiden lag, ganz anders bei Hamann erscheinen läßt; der neue Sokrates sehnte sich immer nach einem Alcibiadischen Freunde, aber er war gegen alle seine Freunde aus Selbstgefälligkeit grob, neckisch, tyrannisch, weil keiner ihm so viel Ehre und Schmeichelei entgegen trug, als er verlangte. Winkelmann war heiter, auch in drückenden Lagen, Hamann traurig in selbstersonnenem Jammer, von hypochondrischen Anfällen zerquält, jener ein Jüngling geworden, als er die Altersbürde seines Schulamts abgeschüttelt hatte, Hamann, wie er selbst sagte, schon in seiner Jugend ein gekünstelter Greis."

Diese pikante Contrastirung Hamanns mit Winkelmann enthält unstreitig richtige Züge von Beiden, allein durch die Gegen-

überstellung und Verschärfung ist ihnen eine Verfälschung beigemischt, die in Betreff Hamanns zur entschiedenen Ungerechtigkeit wird. Gervinus bewegt sich gern in solchen Parallelen. Er bedarf ihres chemischen Prozesses, sein Urtheil herauszufordern, das einfach, ohne Nebenblicke, hinzustellen, ihm versagt zu sein scheint. Das Gefährliche dieser Manier ergibt sich leicht. Wird die Parallele in den Personen vergriffen, so muß eine durchgängige Schiefheit und Lahmheit derselben die Folge sein; werden wichtige Züge auf der einen oder andern Seite ausgelassen, so wird die Vergleichung willkürlich; werden an sich wahre Thatsachen in eine falsche Beziehung gesetzt, so wird sie schielend; werden Zufälligkeiten als constante Charakterzüge aufgefaßt, so wird sie zur Unwahrheit, werden endlich gar ironische Sarkasmen eines humoristischen Selbbekenntnisses als trockne Facta aufgegriffen, wie z. B. Hamanns Scherz, daß er in seinem ganzen Leben zu keinem ordentlichen Anzug gekommen, oder werden Temperamentsfehler, wie Hamann's Melancholie und Hypochondrie, als Thaten des freien Willens zugerechnet, so entsteht Verfälschung. Man stelle sich die weitere Ausführung jener Parallele einmal in der Art vor, daß gesagt würde: „So sehr war Winkelmann von der Energie, seine Zwecke zu erreichen, durchdrungen, daß es ihn nicht zu viel Ueberwindung kostete, dem päpstlichen Nuntius Archonti zu willfahren und den Protestantismus abzuschwören, wohingegen Hamann mit beschränkter und zäher Halsstarrigkeit dem Lutherschen Glauben zeitlebens anhing und sich selbst durch den Theismus der Kantschen Vernunftkritik nicht darin erschüttern ließ. Ja, so grundverschieden war bei überraschenden Aehnlichkeiten das Leben beider Männer, daß Winckelmann auf seiner letzten Reise von einem Italiener in einem Wirthshause ermordet ward, während Hamann auf seiner letzten Reise im Schooß der Gastfreundschaft seiner Westphälischen Verehrer ruhig in einem Bette starb." Wenn man so parallelisirte, wäre das nicht ganz im Geschmack von Gervinus? Würde aber mit solchen Consequenzen nicht auch das Halbe, Gezwungene, ja Lächerliche dieser Antithese Hamanns mit Winkelmann aufgedeckt?

Gervinus scheint Winkelmann gerade Hamann entgegengestellt zu haben, weil er sich von ihm die falsche Vorstellung eines pietistischen, dem Alterthum abholden Kopfhängers gemacht hat. Er

sagt ausdrücklich, daß derselbe von dem Pietismus, der in Königsberg uralt sei, angesteckt worden. Dies ist unstreitig eine irrthümliche Auffassung. Man kann wohl sagen, daß Hamann eine Epoche pietistischer Anwandlung durchlebt habe, allein seine wenn auch krankhafte doch kräftige Natur ließ ihn niemals in die inhaltlose, aschfarbene, kokette Selbstvergötterung pietistischer Frömmigkeit versinken. Sein ganzes späteres Leben ist die thatsächliche Widerlegung einer solchen Ansicht. Er blieb für alle Genüsse eines heitern geselligen Verkehrs, eines frohen Naturgenusses, einer wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung empfänglich. Ein Pietist wird es sich zur Sünde anrechnen, Romane eines Retif de la Bretonne zu lesen, oder, wenn er sie liest, wird er es heimlich thun oder einen Vorwand erheucheln, daß die Pflicht ihm die Lectüre gebiete, die Verderbtheit des Weltlaufs kennen zu lernen. Hamann erzählt dagegen ganz unbefangen, daß de la Bretonne einer seiner Lieblingsschriftsteller sei, von dem er gar nicht genug bekommen könne. Ein Pietist wird niemals zugeben, daß die Heiden auch wirklich Religion und Sittlichkeit besessen und daß die Griechen namentlich auch auf diesen Gebieten unendlich hoch gestanden. Hamann aber war aus gründlichster Kennerschaft zeitlebens einer der aufrichtigsten und begeistertsten Verehrer des Griechischen Genius. An Homer und Pindar, an Aeschylus und Sophokles, an Plato und Aristoteles, konnte er sich nie ersättigen und Sokrates betrachtete er im Licht eines wahren Propheten. Aus Göthe's Bericht über ihn ist ja auch bekannt, daß die Frommen im Lande, die ihn erst als einen der Ihrigen hatten ansehen wollen, bei Entdeckungen solcher heidnischen Neigungen bald von ihm abließen.

Wenn nun Hamann einmal verglichen werden soll, so eignet sich unter seinen Zeitgenossen wegen der Polyhistorie nur Lessing, wegen des Lebenslaufs und der Opposition patriarchalischer Natureinfalt gegen die Corruption der Cultur nur Rousseau dazu. Der wahre Vergleich dagegen, der sich ungesucht aufdrängt, ist der mit einem Preußen, mit einem Königsberger, nämlich mit Kant. Innerhalb der literarischen Bewegung, welche Königsberg im vorigen Jahrhundert zu einer für das übrige Deutschland so wichtigen Stadt und die Königsberger Zeitung seit 1759 durch ihre kritischen Anzeigen zu einem so bedeutenden Organ machte, stehen Hamann

und Kant sich einander polarisch gegenüber, wie ich dies am Schluß der Einleitung zu meiner Geschichte der Kantischen Philosophie 1840 bei einer allgemeinen Schilderung Hamanns bereits ausgesprochen habe. Hierauf hat Schubert in seiner Lebensbeschreibung Kants alle wesentlichen Data zusammengestellt, die sich auf das persönliche Verhältniß von Kant und Hamann beziehen. Für eine noch genauere Auffassung desselben gibt uns das Gildemeistersche Buch aus einer Menge bisher ungedruckter Briefe viele schätzbare Erweiterungen, die besonders deshalb wichtig sind, weil sie bestätigen, daß Hamann gerade, nachdem er als Schriftsteller eigentlich sich zurückgezogen hatte, um so freier wurde. Hamanns Briefe an Herder und Hartknoch, die sich durch fast drei Decennien hinziehen, bis in den letzteren Jahren der lebhaftere Briefwechsel mit Jacobi sie sparsamer werden läßt, enthalten gewissermaaßen eine Chronik aller Vorfallenheiten, welche für die Cultur- und Literaturgeschichte Königsbergs von Interesse waren. Die Geschichte der Buchläden spielt darin eine Hauptrolle. Kanter eröffnete den seinigen mit einer für Königsberg ungewohnten Eleganz und schmückte ihn nicht blos mit Büsten alter Weisen und Dichter, sondern auch mit den Bildnissen der Königsberger renommirten Autoren, Kant's und Hamanns. Er legte auch in Trutenau eine Papiermühle an, die ein beliebter Zielpunct von Landwallfahrten für die Schriftsteller der Stadt wurde. Später verdrängte der Hartungsche Laden den Kanterschen, wie die Hartungsche Zeitung, mit der Hamann immer sehr unzufrieden war, die Kantersche. Ein vorzüglicher Sammelpunkt der höhern, auch literarischen Geselligkeit wurde das Hippelsche Haus. Nur das Theater findet sich in Hamanns Briefen nicht erwähnt. Er erzählt wohl, daß alle die Seinigen in die Komödie gegangen seien, nicht aber, daß er sie selbst besucht habe. Da er, wie seine Schrift über das Schuldrama beweis't, ein Freund der Schauspielkunst war, so haben wir die Ursache dieses Verhaltens wohl nicht in einer Abneigung, sondern in der Dürftigkeit seiner ökonomischen Lage und gewissenhaften Sparsamkeit zu suchen. War doch Lauson, der Stadtpoet und Mäcen der Schauspieler, einer seiner vertrautesten Freunde. Hamanns Briefwechsel findet eine sehr merkwürdige Ergänzung und Controle an dem zwischen Hippel und Scheffner, der im dreizehnten und vierzehnten Bande der Hippel-

schen Werke abgedruckt ist und zugleich die Geschichte der Freimaurerei in Königsberg enthält, für welche Hippel sowohl als Scheffner begeistert waren. Wie hätten sich jene Männer wohl träumen lassen, daß, was sie einander ungenirt in engster Vertraulichkeit berichteten, nach so vielen Jahren gedruckt und ein Mittel der Cultur- und Literaturgeschichte werden würde! Z. B. der Roman des Predigers Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, machte damals ungefähr dasselbe Aufsehen, wie bei uns vor einigen Jahren Gutzkow's Ritter vom Geist oder Freytag's Soll und Haben. Hermes kam auf einer Reise durch Königsberg. Der Buchhändler Kanter, dessen Unternehmungsgeist und Liberalität die Königsberger Autoren so viel verdankten, hielt sich verpflichtet, Hermes ein solennes Diner zu veranstalten, bei welchem Kant, Hamann und Hippel nicht fehlen durften. Wie anziehend ist es nun, den Bericht zu vergleichen, den Hamann und Hippel davon in ihren Briefen machten.

Bei einem Vergleich Hamanns mit Kant würde wohl zunächst der gesammte Lebensgang beider Männer in Betracht kommen. Der Kantische ist so einfach, als man sich nur irgend einen vorstellen kann. Sohn eines braven aber armen Handwerkers, erzogen von einer frommen Mutter, nach dem Tode der Eltern unterstützt von einem wohlwollenden Oheim, hat Kant seine Talente in stillem Wachsthum immer intensiver, immer erfolgreicher, ausgebildet. Von Stufe zu Stufe ist er ganz allmälig mit immer zufriedenem Sinn zur Höhe seines welthistorischen Ruhmes emporgestiegen, obwohl er, Königsberg und seine nächste Umgegend abgerechnet, niemals durch Reisen mit andern Celebritäten in persönliche Verbindung trat. Hamann war der Sohn eines wohlhabenden Baders und wuchs in einer gewissen unordentlichen Fülle literarischer und artistischer Anregungen heran. Planlos warf er sich bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr in den verschiedensten Tendenzen umher. Theologie, Jurisprudenz, Archäologie, neuere Sprachen und Literatur, Kaufmannschaft, Hauslehrerleben in Curland und Livland, verdrängten einander. In Hessen-Darmstadt hoffte er durch Moser, in Warschau durch Hofrath Tottien, wie es scheint, sogar einen Weg in das höhere Staatsleben zu finden, bis er sich in seiner Vaterstadt mit einem kleinen Posten im Steuerfach begnügte. Nach dem Tod seiner Mutter hatte er vier Jahr im

Hause seines Vaters mit unbedingter Willkür ein dolce far niente gelebt und alle möglichen Studien getrieben. Als er aber mit der Haushälterin desselben ein Concubinat einging und ihm Kinder geboren wurden, mußte er an einen Erwerb und an ein regelmäßiges Auskommen denken. Er machte viele kleine und mehre große Reisen, auf denen er in Deutschland ausdrücklich die Bekanntschaft mit literarischen Notabilitäten bezweckte. Eine Menge heterogener Verhältnisse, Streitigkeiten aller Art, mit Freunden, mit dem Magistrat, mit dem Generaldirectorium der Accise, mit literarischen Gegnern, brachten einen bunten Wechsel in sein Leben.

In seiner Lebensart zeichnete sich Kant stets durch Mäßigkeit und eine zwar schwächliche allein fast ununterbrochene Gesundheit in einem zarten Körperbau aus. Hamann dagegen war von heftigen sinnlichen Leidenschaften erfüllt, deren Reiz er oft aus Schwäche nachgab und dann, bei großer Vollsäftigkeit und hypochondrischem Temperament, mit Leiden aller Art zu kämpfen hatte, so daß ein großer Theil seiner Briefe sich mit der Beschreibung seiner körperlichen Gebrechlichkeit und der Curen beschäftigt, die er gegen sie anwendete. Ob und wie er geschlafen hat oder nicht, was er gegessen und getrunken hat, wie es ihm angeschlagen ist, macht für ihn einen bleibenden Gegenstand seiner Aufmerksamkeit aus. Kaffe, Bier und Taback waren ihm wesentliche Ingredienzien seines Behagens, während Kant Bier und Kaffe gar nicht, nur Thee und Wein trank und nur aus diätetischen Gründen Morgens eine Viertelstunde lang eine Pfeife rauchte. Die sinnliche Genußfähigkeit im Essen und Trinken ist Kant zwar oft als Gourmandise nachgesagt, weil man aus seinen alten Tagen, wo er eine eigene Oekonomie sich eingerichtet hatte, eine Menge Tischzettel übrig hat, allein sie ist gewiß immer durch die strengste Rücksicht auf seine Arbeitstüchtigkeit geregelt geblieben, wogegen Hamann mit der Frische eines Kindergaumens und der Unbekümmertheit eines Kindergemüths, oft gegen seine Vorsätze, oft gegen die Verordnungen des Arztes, Essen und Trinken als eine freundliche Gabe Gottes genießt. Er empfing für seine Schriftchen kein Honorar. Die Verleger machten ihm dafür nur kleine Geschenke. Welch' eine Freude, wenn Freund Hartknoch wieder ein Fäßchen Caviar schickt! Wie rasch und fröhlich wird es, aus reinem Vergnügen am Geschmack, verzehrt! Hamanns Sohn hat einmal bei

solcher Gelegenheit das Fieber; er ißt doch tüchtig mit und der Vater behauptet, es sei ihm gut bekommen. Einmal erhält er von Hartknoch einen großen Lachs nur mit einer Adresse zugeschickt. Er zertheilt ihn und läuft zwei Tage umher, guten Bekannten davon Leckerbissen zu bringen. Den dritten Tag kommt ein Brief von Hartknoch an, der ihn anweis't, selbigen Lachs mit Professor Kant zu theilen. Er konnte ihm nur noch ein paar schon etwas beschnittene Stücke geben, die Kant, wie er versichert, mit großer Lüsternheit empfing.

Kant erreichte in seinem akademischen Lehramt und in seiner Schriftstellerei eine vollkommene Befriedigung aller seiner Wünsche. Er fühlte sich glücklich in seiner Lage. Hamann der zuerst, durch Kant's Vermittelung, als sécrétaire traducteur bei der Accise, dann, durch Reichhardts Verwendung, als Packhofsverwalter angestellt war, befand sich in einer Situation, die ihm innerlichst verhaßt war, dauerte in ihr mit Widerstreben als in einem continuirlichen Martyrium aus und wußte doch nichts Besseres für sich. Ja, die Stelle eines Packhofsverwalters war ganz nach seinem Sinn, weil er in ihr eigentlich nichts zu thun hatte und seine Muße in seiner Loge oder seinem Telonium, wie er sein Büreau zu nennen pflegte, mit Lesen hinbringen konnte. Dennoch wurde er nicht müde, in seinen Briefen über diese angenehme Sinecure zu klagen.

Kant's ängstliche, wohldisciplinirte Lebensart hielt ihn mit einer gewissen Pedanterie von allen Extremen fern. Hamann's Signatur war hingegen die Neigung zum Extrem, die er oft selbst als die Qual seiner hypochondrischen Natur beschreibt. Alles in ihm war voll pathologischer Heftigkeit und er fiel, wie Jacobi es ausdrückt, vom Feuer in's Wasser. Wenn er etwas schreiben wollte, so wühlten tausend Gedanken in seinem Gehirn und wenn er dann zum Schreiben kam, so brachte er Tagelang oft kaum ein paar Zeilen hervor. Er haßte Berlin als das moderne Babel, aber er konnte doch dem Verkehr mit den dortigen Aufklärern, so sehr er sie verabscheute, nicht entsagen, weil er auch wieder Sympathien mit ihnen hatte. Er ergoß sich gegen sie in Bitterkeiten, aber er wollte nicht mit ihnen brechen. Nicolai schenkte ihm seinen feinen Almanach und er schrieb ihm den freundschaftlichsten Dankbrief. Biester beleidigte er, hatte aber nicht Ruhe,

bis er mit ihm sich wieder in's Gleiche gebracht. Mendelsohn schrieb er die zärtlichsten Briefe, besuchte ihn in Berlin, borgte Geld von ihm, hatte ihn in Königsberg bei sich zum Besuch und machte ihn doch im Streit über Spinoza zum Atheisten, was ein schreiendes Unrecht war. Als Mendelsohn darüber hinstarb, hätte er gerne Alles wieder gut gemacht. So wurde er zweideutig, selbst mit seinen besten Freunden. Er übersah Vieles in ihren Leistungen und wollte doch die Uebereinstimmung mit ihnen auch in den Ueberzeugungen erhalten. Daher kam in seinem Briefwechsel mit Herder und Jacobi eine gewisse Geschraubtheit, die oft mitten in den Ausbrüchen freundschaftlicher Versicherungen den Dualismus durchblicken und sie frostig werden läßt. Nicht weniger war er mit der Regierung Friedrichs des Großen unzufrieden, tadelte sie mit den stachlichsten Worten, strömte dann aber wieder in die schwülstigste Emphase der Bewunderung und demüthigsten Verehrung über. Die Franzosen und die damalige Literatur derselben waren ihm ein Gegenstand des Hohnes, Voltaire zumal ein Scheusal, aber die Schriften dieser ihm so verhaßten Männer des bon sens und der incrédulité waren ihm die genußreichste Lectüre, von welcher er sich nichts entgehen ließ und die er bis in ihre scandaleusen Erscheinungen hin mit brennender Neugier verfolgte. Er hätte sie schlechterdings nicht missen mögen.

Wenn Kant's Leben als ein einfaches Continuum verlief, so finden wir bei Hamann einen sehr markirten Wendepunct, der es gleichsam in zwei Hälften zerlegt. Er hatte für die Gebrüder Berens zu Riga einen Auftrag in London auszuführen übernommen. Angelangt, übergab er dem Russischen Gesandten ein Memoire, stieß auf Schwierigkeiten, hielt es für das Beste, gar nichts zu thun, gab weder dem Hause Berens noch seinem Vater die geringste Nachricht von sich und stürzte sich mit dem Gelde, das ihm mitgegeben war, ein ganzes Jahr lang in eine Fluth von Ausschweifungen aller Art. Als das Geld auf die Neige ging, fiel er darauf, durch Unterricht im Lautenschlagen Geld zu verdienen und miethete sich deshalb bei einem Lautenschläger ein, der an ihm einen nützlichen Schüler zu gewinnen hoffte. Hamann selber sagt, daß er bei ihm, der eine öffentliche Dirne in seinem Hause unterhielt, umsonst fraß, soff und buhlte. Wie er aus diesem Verhältniß schied, möge man bei Gildemeister nachlesen.

Er beging, während er sich mit dem Mantel der Tugend umhüllte, eine jener sophistischen Handlungen, an denen auch Rousseau's Leben nicht arm ist. Nun zog er mit dem schmählich erbeuteten Gelde auf ein Kaffehaus. Als nach sechs Wochen seine Baarschaft knapp wurde, miethete er sich bei armen, redlichen Leuten ein, las die Bibel, besuchte die Kirche, lebte von Kaffe, Weißbrod und Grütze, was seiner durch Völlerei verderbten Gesundheit wunderbar gut bekam. In dieser Periode dürftigster Ernährung, äußerster Zurückgezogenheit, tiefster Zerknirschung, bekehrte er sich förmlich, schrieb, zur Selbsterkenntniß zu gelangen, sein bisheriges Leben mit unbedingter Offenheit auf — eine der merkwürdigsten Autobiographien, die wir noch besitzen und die im ersten Band seiner Schriften gedruckt ist — und datirte von hier ab seine Wiedergeburt. Was aber in dieser Bußzeit endlich aus ihm geworden wäre, läßt sich nicht sagen. Ein Agent des Berens-schen Hauses entdeckte ihn einst zufällig auf der Straße und sorgte für seine Zurückschiffung nach Riga. Hamann hatte im Ganzen, wie er angibt, dreihundert Pfund Sterling Schulden bei den Gebrüdern Berens. Er machte nun den sonderbaren Schluß, daß diese nichts von ihm zu fordern hätten, denn Gott habe ihm seine Sünden vergeben, Sünden aber seien eine unendliche Schuld, Gott das höchste, heiligste Wesen. Wenn nichts desto weniger Gott ihm diese Schuld verziehen, so sei ja eine Geldschuld an Menschen eine Kleinigkeit, die gar nicht in Rechnung kommen könne; er wolle, wie er in einem Brief später sagte, Herrn Berens auf gut ägyptisch seinen Leichnam hinterlassen; an dem möge er sich halten. Die Verhältnisse in Riga müssen höchst seltsam gewesen sein, können aber, weil Hamann nur in dunkeln Andeutungen darüber spricht, nicht mehr aufgeklärt werden. Man sieht nur so viel, daß Hamann plötzlich den Einfall bekam, eine Schwester der Brüder Berens, Katharina, heirathen zu wollen. Als er eines Abends in sein Bett stieg, hielt er diesen Einfall für eine göttliche Offenbarung, von welcher jedoch der Chef des Hauses, Karl, der gerade in Petersburg abwesend war, nichts wissen wollte, so daß Hamann das Haus verlassen mußte und nun wieder nach Königsberg reis'te.

Hier fiel er nun eine Zeitlang seinen Freunden durch die Prätensionen seines geistlichen Hochmuths sehr lästig. Er ver-

suchte in seinem Dünkel sie alle zu meistern, während er sich selbst, indem er sich ihnen gegenüber eine prophetische Mission zuschrieb, von allen Verpflichtungen emancipirte, auf denen der gegenseitige Verkehr unter Menschen als ein sittlicher beruhet. Allmälig aber wurde er freier. Eine höhere Bildung hob ihn über die Anmaaßung fort. Er wollte nach einem Jahre selbst seine Schulden in Riga bezahlen. Man schrieb ihm jedoch, daß man dieselben mit seinem Ausscheiden aus dem Hause als erledigt ansehe. Von hier ab ist Hamann wirklich in seinen persönlichen Beziehungen ein ganz anderer Mensch geworden, wenn er auch oft seinen Leidenschaften nicht widerstehen konnte, wie dies sein Concubinat mit der Haushälterin seines Vaters beweis't. Er kämpfte gegen diese Versuchung, wie er selbst erzählt, auf alle Weise, konnte aber der kernhaften Gesundheit und reizenden Unschuld dieser Hamadryade nicht widerstehen. Als sie sein eigen Hauswesen führte, gab er ihr den Titel der Hausmutter und hielt sie, die von seinem eigentlichen Geistesleben nicht das Geringste verstand, in allen Ehren. Die Gründe, die er für diese Gewissensehe anführt, sind natürlich nichts als Sophistik, denn solche Argumente der äußeren Zweckmäßigkeit würde wohl mehr oder weniger jedes Concubinat für sich anzuführen haben. Man scheint damals in Königsberg wenig Anstoß daran genommen zu haben. Von einem Rousseau unterschied Hamann sich in diesem Betracht darin, daß er seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung zu geben bemüht war und daß Rousseau zuletzt doch noch mit seiner Therese sich trauen ließ. Hamann's Haus lag, wie Scheffner sagt, dem Auge aller Menschen offen und Hamann wurde, bei aller Strenge seiner Lutherschen Orthodoxie und bei aller Kirchlichkeit seines Wandels, doch im Leben der toleranteste Mensch, der mit Menschen von allen Confessionen und Secten gleich liebevoll umging. Alles Hangen an Worten und buchstäblichen Lehren erklärte er für Lamadienst, der den Koth des Dalai Lama heilig hält.

Für Kant war Seelenruhe im Innern, Ruhe nach Außen, ein Hauptziel. Wie hätte er ohne sie so große, so weitumfassende Arbeiten durchführen können! Heftigkeit der Affecte hätte ihn eben so widrig gestört, als persönliche Verwickelungen. Er suchte Alles zu vermeiden, was ihn besonders hätte aufregen können und scheint daher im Leben, andern Personen gegenüber, selbst wenn er

sie liebte, eine gewisse Bedächtigkeit und Zurückhaltung beobachtet zu haben, so daß zwischen ihm und seinen besten Freunden immer noch eine gewisse Grenze blieb. Den Arzt Marcus Hertz, den er so hoch hielt, redete er doch immer mit seinen Titeln, zuletzt sogar als den Herrn Hofrath an. Schüler hatte Kant eigentlich nie gezogen. Als er in sehr vorgerücktem Alter ein so berühmter Mann geworden war, daß auch die Königsberger nach den von Deutschland zu ihnen herüberschallenden Stimmen nicht mehr an seiner außerordentlichen Bedeutendheit zweifeln konnten, sammelten sich einige Anhänger um ihn, die zum Theil auch häufige Tischgäste bei ihm wurden, seitdem er selber keine Gesellschaften mehr besuchte, wie Jachmann, Gensichen, Jäsche, Rink und Andere. Hamann dagegen war eine wesentlich gesellige Natur. Trotz seiner stockenden Zunge zog er Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, unwiderstehlich an und widmete sich ihnen mit Leidenschaft, so wie sie ihrerseits für ihn auf's Höchste begeistert waren. Schnell wurde er zutraulich bis zur unbedingten Offenheit. Unermüdlich in seiner Gefälligkeit, förderte er das Lebensglück Anderer mit Aufopferung auf das Uneigennützigste. Durch seine Correspondenz erstreckte sich seine Wirksamkeit bis in die Ferne. Die Gildemeistersche Biographie legt uns eine ganze Reihe merkwürdiger persönlicher Beziehungen dar, in denen er sich innerhalb und außerhalb Königsbergs bewegte. Hieher muß man blicken, um den Hamann kennen zu lernen, der als ein so großer Agitator wirkte, daß Lavater ihn in seiner Physiognomik fast apotheosirte und Moser ihm den Beinamen des Magus des Nordens gab. Kam ein berühmter Fremder nach Königsberg, so suchte er Hamann am alten Graben 758 oder später am Licent auf, wie Mendelssohn, Kaufmann, Merck, Friedrich v. Stollberg u. A. Sein Briefwechsel ging vorzüglich nach Berlin und nach der Schweiz, wo er mit Kaufmann, Häfeli, Lavater, Ehrmann, G. Müller in Verkehr stand. Für Kant waren Briefe im Durchschnitt nur geschäftliche, Auskunft gebende Schreiben, keine individuelle, rücksichtslose Ergießungen. Für Hamann waren sie im Geben und Empfangen Feste. Wie mager ist die Sammlung, die Schubert von Kant's Briefen hat geben können, wie reich und mannigfaltig die, welche Roth von Hamann's Briefen an seinen Vater und Bruder, an den Rector Lindner, an Berens, an Herder, Claudius

u. s. w. hat liefern können. Wenn man Hamann's Schriften unter einander vergleicht, so stehen seine Briefe, mit denen er nur seinem persönlichsten Bedürfniß genügen wollte, in Naivetät und Verständlichkeit, in ungeschminktem Reiz und ungesuchter Vielseitigkeit, unstreitig am Höchsten. Hier ist er voll eigenthümlicher Kraft, voll treffender Anschaulichkeit, voll sprudelndem Witz, voll scharfsinniger Kritik, ohne daß diese eminenten Eigenschaften, wie in seinen Druckschriften, durch Geheimnißthuerei, prophetische Gesalbtheit, fernhintreffende Nebenabsichten und allegorische Künstelei entstellt und verdunkelt wurden. Seine socialen Tugenden machten ihn in der damaligen Literatur zu einem der wichtigsten Hebel. Das Vertrauen zu ihm war so groß, daß man sich selbst mit untergeordneten Anliegen an ihn wendete, die ihm viel Mühe machten z. B. Subscribenten zu sammeln und nicht blos für Bücher, wie Klopstocks Gelehrtenrepublik oder Vossens Odyssee, die in Königsberg verlegt ward, sondern selbst für Kupferstiche geschah dies, wie für die Landschaften des Malers Schellenberg. Für Hartknoch besorgte er Ankäufe auf Bücherauctionen und hatte oft seine ganze Stube voll Bücher liegen, daß er kaum treten konnte.

Wenn Hamann als eine schwerblütige Constitution in seinen Briefen nach der Art solcher Leute über Vereinsamung, über Mangel an Umgang, Langeweile, Unlust zum Leben klagt, so muß man das nicht wörtlich nehmen. Ein gleichzeitiger, oft sogar der nämliche Brief widerlegt solche zur Angewöhnung gewordene Klagen der Verstimmtheit durch entgegengesetzte Thatsachen. Hamann selbst war ein fleißiger Besucher seiner Freunde. Den Verkehr mit Kant unterhielt er zuletzt fast allein, da Kant ihn, wie es scheint, nach seiner Verheirathung nur selten besuchte. Um den Philosophen nicht zu Hause zu stören, geht er in späterer Zeit sogar nach dem Philosophendamm, ihm dort auf seinem täglichen Spaziergange zu begegnen und ihm dies oder jenes vorzutragen. Man muß annehmen, daß ein so origineller Mensch, als Hamann es war, gerade in seinem persönlichen Verkehr eine Fülle von Geist entwickelte, von welcher seine Briefe uns ein zwar treues aber doch nur abgeblaßtes Bild geben. Nur dadurch vermögen wir uns zu erklären, daß er offenbar ein beliebter Gesellschafter war und daß die bedeutendsten Männer mit ihm einen dauernden Um-

gang unterhielten. Wie tief er auf Herder eingewirkt, welche Keime für die Auffassung der Naturpoesie, des Orients, der Bibel, Shakespeare's, er ihm eingeimpft hat, ist bekannt genug. Aber auch der Hofrath Tottien, der Medizinalrath Metzger, der Kriegsrath Hennings, die Professoren Kreuzfeldt und Hasse, die Pfarrer Borowski und Lindner, der durch seine Apostasie berüchtigt gewordene Stark, der spätere Oberpräsident Auerswald, der spätere Geheime Rath Nocolovius, standen mit ihm in inniger Beziehung. Bei dem Banquier Jacobi, einem Vetter Nicolais, bei dem Stadtpräsidenten von Hippel, bei dem Grafen von Keyserlingk, war er ein häufiger Tischgast. Für abenteuerliche Lebensläufe, wie der eines Penski oder Hill oder seines Nachbarn am Licent, des Dr. Milz, der Arzt im Caplande gewesen war, hatte er die größten Sympathien. Aber auch unter den Frauen zählte er intime Verehrerinnen, wie das Curländische Fräulein Stolz, die Baronesse Bondeli, die hochgebildete Madame Courtan, die Fürstin von Gallizin, die ihn in seiner letzten Krankheit so treulich pflegte. Zuweilen versammelte sein enges Stübchen oder zu sommerlicher Zeit seine Laube durch Zufall fast Alles, was Königsberg damals an hervorstechendem Geist und Bildung besaß. Zuweilen vereinigten sich auch seine Bekannten bei ihm, das Ablaufen eines Schiffes vom Stapel zu sehen. Wer aber selten einen Tag hingehen ließ, ohne bei ihm vorzusprechen, das war sein geliebter Crispus, der Professor Kraus, der in vieler Beziehung zwischen ihm und Kant eine mittlere Stellung einnahm.

Kant war auf dem Gebiet der Wissenschaft eine wesentlich productive Natur. Ueberall, wo er auf ihm sich hinwandte, hat er den Boden nicht nur mit kritischer Pflugschaar gelockert, sondern auch den Samen zu neuer Frucht ausgestreuet. Ueberall legten seine Arbeiten ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale und noch bis in ferne Zeiten wird ihre Nachwirkung sich hinausstrecken. Die Lectüre war seinem vorwärts dringenden Geist als ein Mittel untergeordnet, das er in seinen Productionen verarbeitete. Hamann hingegen war zwar eine großartige Individualität, allein eine positive Productivität kann man ihm nicht zuschreiben. Er vermochte weder eine rein poetische noch eine rein wissenschaftliche That zu vollbringen. Voll tiefer Ahnung schwebte er über dem literarischen Chaos, wie der Geist Gottes über den Wassern. Sein

kritisches Talent war sein größtes. Aeußerst feinfühlig für die verschiedensten Richtungen der Literatur, verfolgte er sie mit dem lebhaftesten Interesse, mit der brennendsten Neubegier, kritisirte die einzelnen Erscheinungen mit Witz, vermochte selbst aber, wo es auf Gründe ankam, sich zuletzt nur auf seinen Glauben zu berufen. Der Philosophie setzte er die Sprache entgegen, die ihm eben so als die Offenbarung der Vernunft galt, wie die Bibel als Offenbarung der wahren Religion. Auch in den höchsten Regionen verhielt er sich deshalb überwiegend receptiv, ohne jedoch darüber den Anspruch auf seine dictatorisch-prophetische Suprematie aufzugeben. An gründlicher Kenntniß der Sprachen und Literaturen war er Kant bei weitem überlegen. Sein universeller Trieb ließ ihn die antiken Classiker, die gesammte Patristik, die Originalwerke der neuern Philosophen von Baco und Descartes bis Hume und Hemsterhuis, die Werke der Dichter aller Nationen und Zeiten studiren. Um ein wichtiges Buch zu lesen, lernte er eine Sprache. Um den Koran im Original kennen zu lernen, warf er sich in's Arabische und setzte sein Vorhaben in weniger als Jahresfrist durch. Shakespeare und Milton, Rabelais und Cervantes las er ebenfalls im Original. Oft trieb er die Lectüre eines Schriftstellers ganz philologisch, indem er die vornehmsten Commentare desselben durchnahm, z. B. die des Horaz, der sich ihm daher auch tief einprägte und einer seiner Lieblinge war. Zu solchen Riesenarbeiten setzte er sich bestimmte Tage und Stunden fest. Uebersetzungen zu vergleichen, gewährte ihm einen vorzüglichen Genuß und er übersetzte selbst zuweilen. Seine erste Druckschrift war die Uebersetzung eines französischen Werks von Dangeuil über den Handel. Im höhern Alter beschäftigte ihn eine Uebersetzung von Hume's philosophischen Schriften, zu welcher Kant vorzüglich ihn aufmunterte, die jedoch, weil in Deutschland eine andere angekündigt wurde, ungedruckt blieb. Sein Lesehunger verschlang, wie ein Straußenmagen, Alles durcheinander, auch die elendesten Scharteken. Jedes neue Buch war ihm eine Erquickung. Predigten, Romane, Reisebeschreibungen, philosophische Lehrgebäude, Pasquille, politische Schriften, Dogmatiken, Biographien, Kirchenväter, Classiker, Alles war ihm gleich willkommen. Eines Abends spät brachte ihm Nicolovius die Biographie Trenks, eines gebornen Königsbergers. Er blieb darüber den größten Theil der Nacht, vor seinem Bett sitzend, auf, schlief

ein paar Stunden, las weiter und konnte sie am andern Morgen vor neun Uhr zurückgeben. Seine Briefe sind daher ein wahres Repertorium der Literatur des vorigen Jahrhunderts.

Er gesteht aber, daß er oft an der ödesten Langenweile leide, daß er ein Buch eigentlich nur genieße, so lange er es lese, daß er es nur durcheile, durchfliege, daß es ihm bald zurücktrete, ihm nur einen dunkeln Totaleindruck zurücklasse und daß er seinem Urtheil mißtraue, weshalb er, eine bestimmtere Meinung zu gewinnen, zum Wiederlesen genöthigt war. Er gewann aus seiner ungeheuren Vielleserei eigentlich wenig bleibende Resultate. Er las oft, ja gewöhnlich, nur um zu lesen, nicht, wie Kant, um zu studiren. Aus seinen Lectüreberichten erfahren wir daher oft nur, was und in wie viel Zeit er es gelesen; ein Urtheil fehlt oft und wo er es gibt, ist es ein flüchtiges, nur subjectives, ob es ihm gefallen hat oder nicht. Daher kommt es, daß seine Briefe nicht so viel bildenden Stoff enthalten, als man erwarten sollte, ja daß sie durch den Mangel an Charakteristik der Massen des Gelesenen oft sehr trocken und ermüdend werden, wenn auch aus den katalogartigen Berichten hier und da immer ein Goldkorn entgegenglänzt. Oft besteht das Interesse nur in der Neugier, den wirklichen Verfasser eines anonymen oder pseudonymen Buchs zu errathen; eine Neubegier, deren Befriedigung, wenn sie erfolgt, spurlos verläuft, ohne den geringsten reellen Nutzen abzuwerfen. Hamann selber nennt seinen Styl einen aus Verstopfung entspringenden Wurststyl und setzt ihn dem Lavaterschen Durchfall entgegen; er litt aber seinerseits an einer Lesediarrhöe.

Auf dem Felde der eigentlichen Autorschaft, im Styl, in der Composition kann man sich kaum einen stärkern Contrast, als Kant und Hamann, vorstellen. Kant, in die Sache vertieft, strebte doch nach möglichster Klarheit. Die Wahrheit zu erkennen und sie durch seine Darstellung für den Leser auf den erreichbar höchsten Grad der Gewißheit zu erheben, war sein unausgesetztes Augenmerk. Zugleich verstand er die Kunst der Anordnung der Gedanken in einem wahrhaft baumeisterlichen Sinn, so daß seine Werke, auch wo ihr Inhalt uns nicht mehr genügt, doch noch von Seiten ihrer glücklichen Ausführung unsere Bewunderung verdienen und bis auf diesen Tag in unzähligen Nachahmungen ihre Verjüngung feiern. Dabei hatte er die Gewohnheit, stets seinen Namen zu nennen, auch

wenn er als Kritiker auftrat. Wie ganz anders Hamann! Er hatte das Bedürfniß, im Styl bedeutend zu erscheinen. Sparsamkeit der Worte sollte ihm die intensivste Wirkung ermöglichen. Mit Wenigem wollte er viel sagen und den Leser nicht blos durch den Inhalt beschäftigen oder belehren, sondern auch durch die Form alle seine Seelenkräfte spannen. Er liebte deshalb den indirecten Ausdruck, die symbolische und allegorische Einkleidung, die biblische Auctorität, die versteckte Anspielung, das Tändeln mit Analogien, das witzige Spiel mit Namen, Buchstaben, Zahlen. Der Sprache bediente er sich als ein mystischer Talleyrand, seine wirklichen Gedanken durch geheimnißvolle Einhüllung zu verbergen. Je räthselhafter er wurde, desto mehr war er mit sich zufrieden. Die Außenwerke seiner Schriften, der Titel namentlich, waren ihm eine große Angelegenheit. Er häufte in ihnen den ganzen Vorrath von änigmatischen Bezeichnungen, welche Heiden und Juden ihm irgend liefern konnten. Da finden wir Rhapsodien in kabbalistischer Prosa, Chimärische Einfälle, Hierophantische Briefe, Sibyllinische Blätter, Apokalyptische Fragmente, Musivische Versuche, Apokryphische Schriften. Da finden wir die Indisch-Eleusinische Weiheformel Kongsompax, da einen Brief an die, Niemandem, auch Gildemeister nicht bekannte Hexe von Kadmombor. Seine letzte und in vieler Hinsicht wichtigste, vollendete Druckschrift: Golgatha und Scheblimini war eine Vertheidigung des Christen- und Lutherthums gegen Mendelsohns Jerusalem. Sie entlehnte den Namen Scheblimini d. h. Setze dich zu meiner Rechten! aus den Anfangsworten des hundert und zehnten Psalms. Dieser kurze Siegspsalm war ein Liebling Luthers, der ihn daher kurzweg seinen Scheblimini nannte und ihn für sich zu einer Art spiritus familiaris seiner Reformation verwandelte. Wer ist aber in Luthers Schriften so belesen, dies sogleich zu wissen und zur welthistorischen Schädelstätte den richtigen Gegensatz zu finden?

Kant schrieb leidenschaftslos, Hamann aus persönlichstem Affect; Kant aus der Sachdenklichkeit der Wissenschaft, Hamann aus der Anregung der Gelegenheit und der persönlichen Beziehung. Kant vertrat, was er schrieb, mit Offenheit, Hamann versteckte sich unter hundert Masken. Bald war er Sokrates, bald Aristobul, bald ein Provinciale, bald ein Geistlicher aus Schwaben, bald Abaelardus Virbius, bald der Ritter vom Rosenkreuz, bald ein Sau-

vage du Nord u. s. w. Daß er mit diesen mysteriösen Spielereien den Geschmack seiner Zeit getroffen, leidet keinen Zweifel, denn es war die Zeit der Geheimnißthuerei, die Zeit der Schröpfer und Cagliostro, der Swedenborge und Weißhaupt, der Geheimorden und der Mesmerschen Wundercuren. Die Phantasie der Menschen reagirte durch solche Mysticismen gegen die Plattheiten, welche die Verständigkeit der Aufklärung ihnen aufdrang. Sehen wir diese Maskirung doch bis in's persönliche Leben dringen, so daß Hamann Katharina Berens immer seine Aspasia, Herder seinen Dechanten (Swift), Lavater seinen Johannes, Jacobi seinen Jonathan, Buchholz seinen Alcibiades nennt. Machte doch Hippel aus seiner Autorschaft Zeitlebens ein Geheimniß, in welches nur sein Freund Scheffner eingeweiht war!

Das Schriftstellern wurde Hamann unendlich schwer. Nur sehr gewaltsam, nur sehr allmälig, in immer neuen Ansätzen, in ekstatischen Momenten, konnte er sich der Gedanken, die in ihm gährten, bemächtigen. Von Kant's architektonischem Talent, von seiner Kraft zu consequenter Durchführung und Abrundung, besaß er nichts. Immer schwebt ihm ein Ideal vor, allein sein wüster und schwacher Kopf, den er selber gegen den eisernen Kants mit einem thönernen und zerbrochenen vergleicht, vermochte keine Einheit, keinen Plan festzuhalten und hing in der Darstellung von der Laune der Stimmung und dem Zufall des Augenblicks ab. Weil er Alles bedeutsam machen und in Ein Wort unendliche Beziehungen legen wollte, krankte er an einer Hypertrophie des Ausdrucks. Seine Schriften wurden daher in der That zu fliegenden Blättern, die aus wenigen, oft nur aus Einem Bogen bestanden. Kant's Werke sind geräuschlos aus der fruchtbaren Stille seines nie rastenden Nachdenkens hervorgegangen, Hamanns Schriften waren, nach seiner eigenen Bezeichnung, Angstgeburten, deren Entwurf und Ausarbeitung ihn in eine fieberhafte Aufregung versetzte, die große Angelegenheit seines Briefwechsels ausmachten und sich, bevor sie erschienen, durch lange Zeiten hinschleppten. Er mußte sie sich abringen, weil er ihnen seine ganze Individualität bis auf ihre cruden und barocken Züge hin einverleibte.

Hamann's Blüthezeit kann man von 1760—1780 rechnen. Seine Kritiken in der Königsberger Zeitung von 1758 an hatten ihm einen großen Namen gemacht und sind auch wirklich das Klarste

und Eindringlichste, was er nächst seinen Briefen geschrieben. Durch sie kam er mit den Berlinern, den Weimaranern, den Schweizern, durch sie mit Lessing, Klopstock und Claudius in Berührung. Kant's eigentliche Epoche hingegen begann erst, nachdem Hamann sich schon erschöpft hatte, denn obwohl er sechs Jahr älter als Hamann war, so entwickelte er doch erst, nachdem er 1781 die Kritik der reinen Vernunft herausgegeben, die ganze Energie seines schriftstellerischen Vermögens und eroberte mit ihr erst den Ruf eines großen Denkers. Hamann nannte ihn den Preußischen Hume, hielt seine Philosophie für ein System von Täuschungen, erblickte im transscendentalen Idealismus einen bloßen Formalismus, dem er den Realismus des Glaubens und der Sprache entgegen setzte, ahnte aber die glänzende Zukunft Kants durchaus nicht. Dies darf uns nicht Wunder nehmen. Hamann hatte zu einer methodischen Entwickelung der Begriffe gar keinen Trieb. Die Unterscheidungen und Subordinationen der Philosophie machten ihn gegen alle Systeme skeptisch und den Schotten Hume zog er nur deshalb andern Philosophen vor, weil derselbe als Skeptiker doch den Glauben empfahl und allem Zweifel die unmittelbare und instinctive Gewißheit des Realen entgegenstellte. Hamann, obwohl jünger als Kant, hatte doch im Anfange seiner Autorschaft eine superiore Stellung gegen ihn in den Sokratischen Denkwürdigkeiten angenommen, in denen er ihn und seinen Freund Berens durch die Ironie seines Nichtwissens herausforderte. Die Herbheit, die in diesem Handel lag, hatte das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen nicht gestört und sie wollten sogar gemeinschaftlich eine Physik für Kinder herausgeben, bei welchem Unternehmen Hamann gegen Kant in einem sehr überlegenen Ton auftrat, wie aus seinen Briefen an ihn über dies Project, aus dem nichts wurde, hervorgeht. Später recensirte er Kant's Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen in der Königsberger Zeitung und blieb mit ihm lebenslang in Verbindung. In seinen Briefen erwähnt er mancher kleinen Erlebnisse mit ihm, z. B. wie er vor dem Sackheimer Thor im Garten der Fliedermühle unter heiterm Gespräch ein bäurisch Abendbrod mit ihm verzehrt habe u. dgl. Seine Achtung vor Kant, dem Schriftsteller nicht weniger als dem Menschen, steigerte sich offenbar mit den Jahren. Als Kant 1787 zum ersten Mal Rector magnificus wurde und deshalb Schwierigkeiten gemacht

waren, erzählt er, daß Kant sich auf eine höchst edle Art benommen habe, wie überhaupt Niemand bestreiten könne, daß Kant einen sehr guten Charakter habe.

Von großen philosophischen Werken darf der Verfasser niemals erwarten, daß sie eine schnelle Einwirkung üben werden. Ihr Studium erfordert eine zu große Anstrengung, ihre Kritik eine zu universelle Bildung, als daß sie sich rasch einen großen Leserkreis zu erobern vermöchten. Erst allmälig werden sie wirklich verstanden und erst die Nachwelt kann sie gründlich beurtheilen. Die nächste Umgebung ist sehr begreiflich, weil sie den Philosophen zu den Erscheinungen ihrer Alltagswelt rechnet, zu einer klaren Auffassung in der Regel am wenigsten geschickt. So hat auch Hamann, trotz seiner Tiefe, doch den eigentlich speculativen Kern der Vernunftkritik, wie synthetische Urtheile a priori möglich sind, liegen lassen. Er empörte sich nur gegen ihren Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand und erblickte in dem Idealschluß der Theologie eine Mystik als Resultat. Die Ableitung der Kategorien erschien ihm als ein Kunststück des Verstandes, der sich selbst betrügt, indem er sich einredet, etwas a priori zu deduciren, was er nur der Sprache zu verdanken habe, aus welcher er es entlehne. Hamann schrieb seine Metakritik der reinen Vernunft bald nach dem Erscheinen derselben, ließ sie aber nicht drucken, weil er Kant möglicherweise damit verletzen könnte und er in ihm nicht blos den Freund, sondern auch den Wohlthäter ehren müsse. Die Schicksale der kritischen Philosophie interessirten übrigens Hamann selbst mehr als Kant, der sich durch Recensionen seiner Schriften nicht gern in seinen Arbeiten stören lassen wollte und daher Bücher, die ihm über seine Philosophie zukamen, oft an den alten neugierigen Mann, wie er Hamann nennt, schickte, der sie sofort mit immer rüstigem Leseappetit genoß.

In der Kärglichkeit ihrer äußern Lage waren Kant und Hamann sich gleich, bis der erstere durch den Minister von Zedlitz, der zweite durch seinen Adoptivsohn, Franz Buchholz, zu einigem Wohlstand emporgehoben wurde. Wenn Kant aber als Hagestolz es nur mit sich zu thun hatte, so mußte Hamann für eine Frau, vier Kinder und einen in Blödsinn verfallenen Bruder sorgen. Er that dies mit äußerster Gewissenhaftigkeit und hielt die genaueste Uebersicht über Einnahme und Ausgabe. Ueberhaupt hatte er ein

großes Interesse für die Nationalökonomie. Sein staatswirthschaftlicher Liebling war der Abt Galliani, dessen Schrift della moneta er zeitlebens nachtrachtete und zweimal deshalb vergeblich nach Italien schreiben ließ, bis er sie endlich bei Jacobi traf und mit höchster Genugthuung las. Er war im Höchsten darüber ergrimmt, daß der Salomon des Nordens, wie er Friedrich II. zu nennen pflegte, die Verwaltung des Steuerwesens durch Franzosen betreiben ließ, die vor Allem sich zu bereichern suchten und den Bürgern durch ihre Spionage nach Contrebande und durch ihren gänzlichen Mangel an patriotischem Mitgefühl unerträglich fielen. Hamann schrieb selbst ein vortreffliches Französisch, obwol er auch in dieser Sprache seine Eigenthümlichkeit nicht verleugnete. Sehr komisch nimmt es sich nun aus, wenn er in ihr als der officiellen Sprache der Accise-Verwaltung sich mitten in seinen persönlichen Eingaben an das Generalacciseamt, an das Ministerium, ja an den König selbst, auf das Bitterste über die Franzosen und über den durch sie verursachten Ruin des Landes, unter Anführung bissiger Bibelstellen, ausläßt. Seine Wuth erreichte den Gipfel, als ihm durch ein königliches Decret ein ansehnliches Emolument, die sogenannten Fooigelder, genommen wurden. Nun verschonten seine galligten Ergüsse auch nicht den Philosophen von Sanssouci und man muß sich in der That wundern, mit welcher Langmuth die Oberbehörden seine polemische Petulanz ertragen haben. Daß man unter solchen Umständen ihm zwei Jahr lang die größten Schwierigkeiten zu einem Paß für einen mehrmonatlichen Urlaub in's Ausland machte, erklärt sich wohl hinreichend. Zuletzt bewies Hamann dem Gouvernement, daß sein Posten durch die Reform des Steuerwesens eigentlich ganz überflüssig geworden sei. Eine sehr natürliche Folge dieser scharfen Deduction war, daß man ihn, freilich zu seinem höchsten Erstaunen, pensionirte. Diese Verhältnisse machen einen großen Theil des Inhalts nicht nur der Briefe Hamanns an seine Freunde, sondern auch, in zahlreichen Anspielungen, seiner Schriften aus.

Mit seinen Eingaben an die Regierung trug er sich Monate, Jahre lang herum, bevor er zu der Stimmung gelangte, sie niederschreiben zu können. In einem dunkeln, geschraubten, prophetischen Ton, unter Versicherung tiefster Demuth, schleuderte er dann die ärgsten Sottisen und erlaubte sich zwischen dem Weisen von Sanssouci und dem übelberathenen König von Preußen oft die sonder-

bärsten und verwegensten Distinctionen. Es war wohl nur die übergroße Künstlichkeit seiner biblischen Anspielungen und barocken Einkleidungen, welche die Behörden das Satirische seiner Schreiben und Schriften übersehen ließ, weil eine genauere Enträthselung ihnen zu langweilig scheinen mochte. Sich selbst verschonte Hamann darin auch nicht mit ironischen Selbstabschilderungen, die heutzutage wahrscheinlich den Antrag auf Untersuchung der Dispositionsfähigkeit des Bittstellers zur Folge haben dürften, z. B. wenn er einmal ausdrücklich „la stupidité de son caractère" zu versichern beflissen ist. Diesen seltsamen Ton der Cavillation hat er vom Antritt seiner amtlichen Laufbahn inne gehalten, denn schon, als er sich im Beginn derselben um einen Canzlei-Posten beworben hatte, schimpfte er in einer Druckschrift auf den wohlbestallten Landplacker, Stutenmäkler und Jordan Mamamuschi von drei Schlafmützen ohne Kopf und gestand Herder auf seine Anfrage, was dies bedeuten solle, daß er damit auf die Kammern der drei Städte Königsberg, Gumbinnen und Marienwerder gezielt habe, die ihn abschläglich beschieden hatten. Wäre von solchen versteckten Invectiven irgend ein großer, ja auch nur kleiner Effect außer dem, ihn für einen bizarren und unverständlichen Menschen zu halten, abzusehen gewesen, so könnte man, wie Gildemeister thut, seinen patriotischen Muth bewundern. So aber war all sein Witz eine Winkelverschwendung und seiner Kühnheit war durch die biblische Hülle die Spitze genommen. Ohne den Kapellmeister Reichhardt, der zu Berlin sich seiner als treuer Gevatter aufs Wärmste annahm, hätte er selbst nie etwas erreicht. Wie ganz anders erscheint Kant in seinen öffentlichen und dienstlichen Verhältnissen! Mit einfacher, vorsichtiger Höflichkeit, ohne Dringen, ohne Ungestüm, machte er seinen Weg. Wahrhaftigkeit galt auch ihm als unbedingte Norm, allein er hielt sich nicht für verpflichtet, Alles auszusprechen, was er dachte. Schon 1766 schrieb er an Mendelssohn: „Zwar denke ich Vieles mit der allerklärsten Ueberzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde, zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke." Als er mit dem Wöllnerschen Ministerium in Conflict gerieth, hatte er die Kraft, das Cabinetsschreiben, welches ihm verbot, sowohl auf dem Katheder, als in Druckschriften, sich über die Religion auszulassen, ganz still für sich zu behalten und Niemanden ein Wort

davon zu sagen, bis er es später, als Wöllner abgetreten war, drucken ließ und sein Verfahren öffentlich in schlichten Worten zu rechtfertigen suchte.

Solche Contraste haben ihre Wurzel zuletzt in der angeborenen Eigenart der Menschen. Kant war, wie er selbst in einem Brief an Marcus Herz sagt, eine zärtliche Natur. Er war eigentlich nie krank, allein fast stets unpäßlich und konnte sich nur durch eine große Oekonomie seiner Kräfte arbeitstüchtig erhalten. Er war deshalb auch nach Außen ängstlich, sich die Ruhe zum Nachdenken durch irgend welche Verwickelungen zu stören. Vor den Anstrengungen eines Lebens in Berlin fürchtete er sich und eine Professur in Halle lehnte er ab, weil er mit ihr zu viel Unruhe verbunden glaubte. In seinen Schriften suchte er Entschiedenheit des Gedankens mit Mäßigung des Ausdrucks zu vereinigen. Hamann hingegen war eine derbe Natur, die ihren Begierden und Affecten freien Lauf ließ und dann, wenn es sein mußte, in Krankheiten und Mißzuständen die Folgen auf sich nahm. So zart er fühlen konnte, so riß doch die Leidenschaft oft alle Schranken bei ihm nieder und er gerieth dann in eine Rücksichtslosigkeit, deren cynischen Aeußerungen Kant unfähig gewesen wäre. Gestehen wir uns, daß Hamann in dieser Naivetät, in dieser Parrhesie oft am Größten ist. In ihr hat er die tiefsten Wahrheiten mit einer dämonischen Gewalt ausgesprochen, die sie unvergeßlich macht. Namentlich ist die Ironie, mit welcher er sich selbst und seine Schriftstellerei bei zunehmendem Alter behandelt, oft wundervoll. Wenn man sie nicht versteht und die einzelnen Worte buchstäblich nimmt, so kann man von ihm nur ein ganz verzerrtes Bild erhalten. Allerdings waren seine Freunde schon bei seinen Lebzeiten in der Lage, ihn in diesem Wechsel von Selbstruhm und Selbstverachtung, in dieser seligen Verzweiflung, in diesem Indifferentismus, wie Buchholz es nannte, nicht immer verstehen zu können. Er erschien ihnen, wie Jacobi beichtet, als ein Mischmasch von Weisheit und Tollheit, von Gereimtheit und Ungereitheimt, von Zweifelsucht und Kinderglauben, von Geschmack und Ungeschmack. Keineswegs jedoch war er ein bloßes Durcheinander von Widersprüchen, sondern, wie auch noch viele von Gildemeister zuerst mitgetheilte Briefe bestätigen, ein im Innersten mit Gott und Welt versöhnter Mensch, der das principium oppositorum coincidentiae Bruno's, das er

so gern den Wolffschen principiis contradictionis und rationis sufficientis entgegensetzte, wirklich in sich trug. „Nichts, sagt er in einem Briefe an Herder, scheint leichter, als ein Sprung von einem Extrem zum andern und nichts so schwer, als ihre Vereinigung zu einem Mittel. Ungeachtet aller meiner Nachfrage ist es mir nicht möglich gewesen, des Jordanus Brunus Schrift de Uno aufzutreiben, worin er sein principium coincidentiae erklärt, das mir Jahre lang im Sinne liegt, ohne daß ich es vergessen noch verstehen kann. Diese Coincidenz scheint mir immer der einzig zureichende Grund aller Widersprüche und der wahre Proceß ihrer Auflösung und Schlichtung, aller Fehde der gesunden Vernunft und reinen Unvernunft ein Ende zu machen." Aus diesem tiefen Bewußtsein heraus gelangte Hamann zu der Opposition, die er selbst gegen seine Freunde herauskehrte, zu der ihnen nicht selten unbegreiflichen Theilnahme für die heterogensten Dinge und zu dem ihnen bei einem so frommen Manne wohl sogar frivol erscheinenden Humor, der mit den Widersprüchen heiter spielte, während er das Gewicht ihrer Realität ohne allen Manichäismus auf's Lebendigste empfand. In dieser Anerkennung der Wirklichkeit des Widerspruchs, die er oft im höchsten Grade treffend ausspricht, war er Kant durchaus entgegengesetzt, der sich die größte Mühe gab, alle Widersprüche aufzufinden und zu verzeichnen, hinterher aber sie von den Dingen selber abhalten und sie nur unserm Erkenntnißvermögen, einem inadäquaten Verhältniß der Begriffe des Verstandes zu den Ideen der Vernunft, zuschieben wollte. Niemals würde auch Kant, so aufgelegt er zum urbanen Scherz war, im Stande gewesen sein, mit solch radicaler Selbstverspottung von sich und seinen Schriften zu reden, als Hamann dies con amore that. Die Würde eines Weltweisen würde ihm dazu unpassend erschienen sein.

Wir schließen diese flüchtige Parallele der beiden großen Königsberger Zeitgenossen und Freunde mit einer der frühesten und einer der spätesten Aeußerungen Hamann's über Kant. 1759, als er mit ihm die Kinderphysik herausgeben wollte, schrieb er an ihn: „Warum sind Sie so zurückhaltend und blöde mit mir? Und warum kann ich so dreist mit Ihnen reden? Ich habe entweder mehr Freundschaft für Sie, als Sie für mich, oder ich habe mehr Einsicht in unsere Arbeit als Sie. Sie fürchten sich selbst zu verrathen und mir die Unlauterkeit Ihrer Absichten oder den Mangel

ihrer Kräfte zu entblößen. Denken Sie an den Bach, der seinen Schlamm auf dem Grunde jedem zeigt, der in denselben sieht. Ich glaube, darum rede ich. Ueberzeugen können Sie mich nicht, denn ich bin keiner von Ihren Zuhörern, sondern ein Ankläger und Widersprecher. Glauben wollen Sie auch nicht. Wenn Sie nur meine Einfälle erklären können, so argwöhnen Sie nicht einmal, daß Ihre Erklärungen närrischer und wunderlicher, als meine Einfälle sind. Ich will gern Geduld mit Ihnen haben, so lange ich Hoffnung haben kann, Sie zu gewinnen und schwach sein, weil Sie schwach sind. Sie müssen mich fragen und nicht sich, wenn Sie mich verstehen wollen."

1786, also 27 Jahr später, schreibt er an Jacobi: „Kant ist ein Mann von eben so großen Talenten, als guten und edlen Gesinnungen, der sich von Vorurtheilen sehr begeistern läßt, aber sich nicht scheut, selbige zu widerrufen, abzulegen und zu verleugnen. Man muß ihm nur Zeit dazu lassen, selbst in sich zu gehen. Er plaudert lieber, als er hört. Er ist überhaupt bei aller seiner Lebhaftigkeit ein treuherziger, unschuldiger Mann. Aber schweigen kann er so wenig, als Jachmann, der von gleichem Schlage ist, und dabei ein sehr junger und sanguinischer Mann."

„Kant's Neutralität lassen Sie sich gar nicht beunruhigen. Alle meine Verbindlichkeiten, die ich ihm schuldig bin und daß Michael alle seine Collegia die Erlaubniß hat zu hören, soll mich nicht abhalten, so zu schreiben, als ich denke, und ich besorge von mir keinen Neid noch Eifersucht auf seinen Ruhm. Ich habe schon manchen harten Strauß mit ihm und bisweilen offenbar Unrecht gehabt; er ist darum immer mein Freund geblieben, und Sie werden ihn auch nicht zu ihrem Feinde machen, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben."

Diese einfachen Worte, welch' ein schönes Zeugniß sind sie nicht minder für Hamann als für Kant, dessen menschliche Liebenswürdigkeit köstlich daraus widerstrahlt!

Karl Rosenkranz.

Der im Brückenkopf von Thorn erbohrte artesische Brunnen.

Bisher hatte der zwischen der Weichsel und dem Niemen zu Preußen gehörige Landstrich nur drei geologische Formationen gezeigt:

die Bildungen der Neuzeit, das an Geschieben reiche Diluvium und die unter beiden fortstreichende Braunkohlenformation. Ob diese Formation auf Kreide ruht, wie es die regelmäßige Schichtenfolge verlangt, oder beim Fehlen der Kreide auf Jura oder auf einem noch älteren Gebilde, darüber konnten nur Vermuthungen aufgestellt werden.

Doch ich habe eben ein Paar Ausdrücke, Kreide und Jura, gebraucht, deren Bedeutung ich wenigstens für die meisten der geehrten Leser erläutern muß. Die Geologen verstehen nemlich unter Kreide oder Kreideformation alle Niederschläge eines alten Meeres, das einst in einem breiten oft durchbrochenen Gürtel die Erde umfluthete; sandige, thonige und kalkige Lager, die sich durch gleichartige thierische und pflanzliche Einschlüsse als ein Ganzes darstellen. „Man ist häufig gewohnt, sich die Kreidebildungen in der Form von Albions Felsen zu denken oder von den hohen, weit leuchtenden Küsten von Rügen, Seeland und Möen, und man glaubt, eine solche Kreide müsse stets weiß sein, zerreiblich und schreibend. Wie wenig gleicht doch diesem Bilde die Kreide von New-Yersey oder Missouri! Kalkschichten sind überall in Nord-Amerika in Kreide-Bildungen eine Seltenheit, und sie sind nur in Albama und am Fuß der Rocky-mountains in einiger Ausdehnung anstehend. In New-Yersey wird die weiße Kreide durch einen Sandstein vertreten mit grünen Körnern darinnen, oft nur durch reinen unzusammenhängenden Sand." Diese Worte, entlehnt den Betrachtungen über die Verbreitung und die Grenzen der Kreidebildungen von Leopold von Buch, mögen auf die große Verschiedenheit des Materials hinweisen, das sich allein in der sogenannten weißen Kreide findet, die nur ein Glied der gesammten Formation bildet, zu der, um nahe liegende Beispiele zu wählen, auch der Quadersandstein der sächsischen Schweiz, die gleichartigen Felsen von Adersbach und Weckelsdorf, die Heuscheuer sammt dem Großvaterstuhl gehören. Eingebettet in diese Lager findet man z. B. Skelette von Sauriern, die die damaligen Küsten bewohnten, sehr viele Dintenfische, von denen die meisten unserer im Diluvium zerstreuten Donnerkeile stammen, Seeigel und Seesterne, Muscheln, Schnecken und korallinische Gebilde; außerdem eine unendliche Zahl sehr kleiner Kalkschälchen, Reste einer eigenthümlichen Thiergruppe. Die einfachsten dieser Schalen sind

kleine hohle Kügelchen, die stets eine größere und oft außerdem viele kleine Oeffnungen haben. Bei den meisten andern tritt an diese erste Kugelzelle eine mit ihr communicirende etwas größere zweite, an diese eine dritte u. s. f., so daß eine Zellenreihe entsteht, die theils gerade fortläuft, theils sich spiralig zu einem Posthörnchen oder nach Art der Thurmschnecken aufrollt. Oft laufen aus einer Anfangszelle zwei etwas divergirende Zellenreihen gerade fort oder sie winden und drehen sich nach bestimmten Gesetzen. Fast alle Arten, die in der Kreideformation auftreten, finden sich weder in früheren noch in spätern Schichten. Sie sind in der Kreidezeit entstanden und ausgestorben. Doch treten in der tertiären oder Braunkohlenzeit viele verwandte Lebensformen auf. Eine noch größere Zahl beginnt ihr Dasein in den Meeren der Neuzeit, in denen nicht weniger als 1000 Arten leben. Da manche dieser zierlichen Gebilde schon mit bloßem Auge beobachtet werden können, so ist die Kenntniß von einigen derselben ziemlich alt. Man suchte sie aus dem Meeressande heraus, man bildete aus ihnen kleine Conchilien-Kabinette und ergötzte sich an diesen kleinen Ammonshörnchen. Denn dafür hielt man sie, da manche Schalen viel Aehnlichkeit mit den Gehäusen der Ammoniten haben. Bald fand man sie auch in älteren Erdschichten. Ihre geologische Bedeutung wurde indeß erst durch Ehrenberg ausgesprochen, da er nachwies, daß die gewöhnliche Schreibkreide fast allein aus ihren Schalen und deren Fragmenten zusammengesetzt sei. Hiedurch erhielten gerade die mikroskopisch kleinen Formen eine vorher nicht geahnte Wichtigkeit, die Ehrenberg in seinem Vortrage über „das unsichtbar wirkende organische Leben" mit folgenden Worten andeutet:

„Denkt man sich alle fossilen anspruchsvollen Elephanten, Mammuthe, Löwen und Tiger, soviel deren bis jetzt in ihren Ueberresten seit allen Zeiten auf der ganzen Erde bekannt worden sind, zusammengehäuft, so wird man an allen den Stellen, wo sie weggenommen worden, wie die Nachrichten darüber vorliegen, eben so wenig anderwärts als in unserm (Berliner) Kreuzberge, nach Wegnahme der mancherlei Mammuthsknochen auffallende Einsenkungen an der Oberfläche bemerken. Zusammengehäuft würden diese sämmtlichen Knochen vielleicht in Preußen, England, Rußland, Frankreich, Oesterreich, Würtemberg und Baiern in jedem Lande in einem eigenen Museum mehrere größe Säle dicht erfüllen.

Denkt man sich dagegen die Ueberreste der mikroskopischen Thierchen, welche nur erst seit wenig Jahren bekannt wurden, von der Oberfläche weg, so verschwände ein ansehnlicher Theil Rußlands an der Wolga von der Oberfläche und würde zu einem wahrscheinlich tiefen See, desgleichen von Polen. Die Insel Rügen würde mit einem Theile von Pommern und Meklenburg und dem größten Theile von Dänemark verschwinden. Ein großer Theil des südlichen Englands mit London, Dover, Brighton würde tief unter das Meeresniveau versinken, wie das nördliche Frankreich, der größte Theil Siciliens und vielleicht das ganze libysche Afrika mit Aegypten und einem großen Theile des nordwestlichen Asiens."

Ehrenberg nennt diese kleinen und doch so einflußreichen Thierchen Polythalamien oder Mooskorallen; von Andern werden sie Foraminiferen genannt. Gleichzeitig mit Ehrenberg wandte sich d'Orbigny dieser Thiergruppe zu und entwarf eine auf die Schalenform gegründete, mit geometrischer Schärfe sorgsam ausgearbeitete, systematische Anordnung, die wohl der Hauptsache nach stehen bleiben wird. Zugleich sonderte er die verschiedenen Arten bestimmter, als irgend ein Anderer es gethan, nach ihrem geologischen Alter und kam dabei zu dem nicht vorher zu sehenden Resultate, daß die geologischen Formationen und ihre Unterabtheilungen durch keine andre Thiergruppe so sicher characterisirt werden als gerade durch diese.

Die Lebensverhältnisse dieser Thiere blieben indeß dem Wesen nach unbekannt, bis Ehrenberg bei einer aus der Nordsee stammenden Mooskoralle die aus den vielen feinen Schalenöffnungen hervortretenden Schleimfäden des Thieres beobachtete und dadurch zu weiteren Untersuchungen anregte.

Unter der Kreide folgt ein Schichtensystem, das z. B. im Jura-Gebirge mächtig entwickelt ist und von ihm den Namen Juraformation erhalten hat. Viele dieser Lager erinnern an die Koralleninseln der heutigen Südsee, ja Leopold von Buch erklärt sie geradezu als gehobene Korallenbänke der Vorwelt. Die geschichteten Kalke sind meistens fest und zeigen eine körnige Structur wie Fischrogen, woher sie Rogensteine oder Oolithe genannt werden. Hieher gehört auch der zur Lithographie gebrauchte Solenhofner Schiefer. Von Reptilien lebten damals z. B. der mächtige Ichthyosaurus, der langhalsige Plesiosaurus und der mit

einer Flughaut versehene Pterodactilus in mehreren Arten, Gebilde, deren seltsame Gestalten in allen geologischen Bildwerken als Ungeheuer der Vorwelt prangen. Die bisherige Meinung, daß in dieser Zeit die Gruppe der Säugethiere noch nicht ins Dasein getreten, ist durch die neuesten in England gemachten Beobachtungen von etwa 18 Arten dieser Thiergruppe widerlegt. Keine dieser Lebensformen hat sich in die Kreidezeit hinübergerettet. Auch sind alle andern Thiere ebenso wie die nicht selten vorkommenden Pflanzen specifisch von denen der Kreide verschieden. Von Polythalamien findet sich in der unteren Juraschicht keine Spur, was auffallend ist, da ein Paar dieser Formen in einer viel älteren Schicht, im Kohlensandstein, nach Steinkernen zu schließen, selbst in den uralten silurischen Sanden vorkommen. Auch in den oberen Juraschichten ist diese Thiergruppe spärlich vertreten. Nur 5 Gattungen mit einer mäßigen Zahl von Arten haben sich auffinden lassen.

Ich kehre zu unserem Vaterlande zurück. Da auf Rügen und den benachbarten Dänischen Inseln, in Pommern, im südlichen Schweden, an den Ufern des Niemen bei Grodno und in Polen Kreide ansteht, so war zu vermuthen, daß sich unsere Braunkohlenformation auf dem Grunde des Kreidemeeres abgelagert habe. Dagegen sprach freilich der vor etwa 10 Jahren in Ciechocinek, einer 3 Meilen südlich von Thorn gelegenen Saline, erbohrte artesische Brunnen, in dem die tertiären Thone unmittelbar auf dem Jura liegen, der bereits bei 70 Fuß Tiefe auftritt und selbst bei 1409 Fuß noch nicht durchsunken worden. Vergl. Zeuschner's Mittheilungen in dem Jahrbuch von Leonhard und Bronn, Jahrgang 1847, Seite 156 und 498.

Ich bin im Stande diese nicht nur wissenschaftlich sondern auch practisch wichtige Frage wenigstens für einen Punkt Preußens zu beantworten. In den Jahren 1848 bis 1851 wurde nemlich im Brückenkopf von Thorn ein artesischer Brunnen von 442½ Fuß Tiefe erbohrt. Der Horizont des Brunnens ist 34 Fuß über dem Maas d. h. über dem niedrigsten Wasserstande der Weichsel und somit etwa 130 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Erst im Jahre 1855 erhielt ich Kunde von diesem Brunnen und alsbald durch den Schloßröhrenmeister Herrn Hildebrandt folgendes Bohrregister, zu dem ich der Uebersicht wegen die Nummern 1 bis 5 und die Buchstaben a bis d zugesetzt habe.

Nro. 1. 7 Fuß Füllerde und Sand.

Nro. 2. 51 Fuß blaugrauer Thon mit Triebsandschichten durchschossen und einige Feldsteine enthaltend.

Nro. 3. 6 Fuß sehr compacter Moorgrund mit kleinen Holztheilen und Kieselsteinen und mit weißem Thonmergel durchmischt; darauf 16 Fuß, also bis 80 Fuß Tiefe, grauer Thon mit kleinen Holz- und Borktheilen und dünnen Sandschichten.

Nro. 4. 29 Fuß 6 Zoll sehr fester Thon, 1 Fuß 8 Zoll brauner fetter Thon, 8 Zoll brauner Thon mit feinen weißgrauen Mergelschichten, 9 Fuß 5 Zoll grauer und brauner Thon in $\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß dicken Schichten mit einander wechselnd, 1 Fuß 5 Zoll dunkelbrauner Thon mit Sand gemischt, 5 Fuß Sand, 1 Fuß blauer Thon, 9 Fuß, also bis 137 Fuß Tiefe, grauer grobkörniger wasserreicher Sand.

Nro. 5. 3 Fuß schwarzbrauner fetter reiner feiner Thon, 20 Fuß derselbe mit feinem weißen Mergelthon in dünnen Lagen von $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll Dicke, 22 Fuß derselbe ins Weißliche übergehend. 14 Fuß weißer reiner Thon, 5 Fuß derselbe mit durchschossenen knollenartigen mürben Kalksteinen, die mit bloßer Hand zerrieben werden konnten. Aus dieser Schicht trat die erste Salzquelle hervor, die bis 7 Fuß unter Tag anstaute. Es folgt 5 Fuß mächtig feiner weißer Thon, 38 Fuß derselbe mit Knollen obiger Art und der zweiten Salzquelle, 4 Fuß reiner weißer Thon. Ferner

a. 7 Fuß (von 248 bis 255 Fuß Tiefe) weicher Sandstein, darauf 7 Fuß reiner weißer Thon mit Steingerölle, 6 Fuß weißer Thon, 10 Fuß Sandstein mit einer Salzwasser führenden Schicht, 16 Fuß reiner Thon, 6 Fuß Thon mit Steingerölle und Salzquelle.

b. 93 Fuß (von 300 bis 393 Fuß Tiefe) Sandstein, darauf 26 Fuß weißer Thon.

c 17 Fuß (von 419 bis 436 Fuß Tiefe) brauner Thon.

d. $6\frac{1}{2}$ Fuß, also bis $442\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe, grauer Triebsand, Schwefelkiesknollen und die fünfte Salzquelle.

Beachtenswerth ist das Auftreten von fünf Salzquellen, von denen die zweite bei der durch Professor Dulk angestellten Analyse Natron, Thonerde, Kalk, Magnesia und Kleesäure zeigte. Doch lassen sie keinen bestimmten Schluß auf die geologische Formation zu. Ebenso wenig die $1\frac{1}{2}$ Loth schwere feinkörnige Schwefelkiesknolle,

die Herr Hildebrandt aus 437 Fuß Tiefe zu Tage gefördert hatte und mir übergab. Auch lassen der „Sandstein“ und der „weiße Thon“ verschiedene Deutung zu. Glücklicher Weise waren indeß zur Zeit ein Paar aus diesem Brunnen stammende Proben durch Herrn Ingenieur-Hauptmann Janke in die Hände des Herrn Oberlehrer Müller in Thorn gelangt, durch den ich sie erhielt. Bei denen, die ich unten mit b, c, d bezeichne, war die Tiefe angegeben; bei einer, die ich mit a bezeichne, fehlte die Angabe der Tiefe.

a. Ohne Angabe der Tiefe. Mürber weißer etwas ins Bläuliche gehender Kalk. Herr Hildebrandt erkannte ihn als seinen „weichen Sandstein“, den er bei 248 bis 255 Fuß Tiefe erbohrt hatte. In Wirklichkeit ist die Masse nichts anders als weiße Schreibkreide. Sie färbt ab wie diese, löst sich in Säure fast vollständig auf und zeigt mikroskopisch eine große Zahl von Polythalamien der Kreide. In dem Bohrregister kann sie nur mit den Ausdrücken „weicher Sandstein“ oder „weißer Thon“ bezeichnet worden sein. Doch ist mir das Erstere wahrscheinlich. Hienach wäre bei a. im Bohrregister zu setzen: weiße Schreibkreide.

b) Aus 300 bis 393 Fuß Tiefe. Harte scharfkantige hellgraue Stücke, im Bohrregister „Sandstein“ genannt. Herr Hildebrandt erkannte ihn als seinen Sandstein an. Salzsäure löst 82 Procent auf. Der Rückstand besteht aus $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{10}$ Linie dicken rauhen Kieselblättchen. Sorgsam zerdrückte Stückchen der nicht mit Säure behandelten Masse zeigen ziemlich viele Polythalamien der Kreide. Im Bohrregister ist somit bei b „harte Kreide“ statt „Sandstein“ zu setzen. Auch ist der bei 268 bis 278 Fuß Tiefe aufgeführte Sandstein wohl eben dieselbe harte Kreide.

c. Aus 419 bis 436 Fuß Tiefe. Schwarzbraune festzusammenhängende Masse, im Bohrregister „brauner Thon“ genannt. Ich fand bei mikroskopischer Beobachtung wenig Quarzsand, wenig Glimmer, einzelne grüne und opalartige weiße traubenförmige mikroskopisch kleine Knollen, die wohl Morpholithe (unorganische Knollengebilde) sein mögen, obwohl sie an Steinkerne von Polythalamien erinnern, ferner einige grüne kleine Säulenkrystalle. Die Hauptmasse aber besteht aus eckigen kleinen dunkeln Stückchen. Geglüht riecht die Masse stark nach Schwefel, woher ich sie Schwefelerde nennen möchte. An mehreren Stellen finde ich die schwarzbraunen Bohrproben mit einer weißen Schicht überdeckt, die allem

Anschein nach vom Bohrer aus dem vorigen Lager in dieses übertragen ist. Diese weiße Schicht, der „weiße Thon" des Bohrregisters, enthält nicht wenige Polythalamien der Kreide und ist somit nichts Anders als weiße Kreide.

d. Aus 438 Fuß Tiefe. Schmutzig grüngrauer zusammengebackener Sand, der graue Triebsand des Bohrregisters. Er besteht aus eckigem, das Licht doppelt brechendem Quarzsande, vielen grünen und einigen weißen, das Licht einfach brechenden, traubigen Morpholithen und nicht wenigen Polythalamien der Kreide und ist Grünsand.

Unter den beobachteten, fast in allen Proben gemeinsam vorkommenden Polythalamien führe ich nur folgende 15 an, die ich mit Sicherheit nach Ehrenbergs Mikrogeologie bestimmt habe: Cenchridium dactylus; Nodosaria monile; Planularia depressa, turgida, ampla; Rotalia globulosa, umbilicata; Guttulina turrita; Textilaria globulosa, linearis, leptotheca, aciculata, dilatata, Pachyaulax; Grammostomum Polytrema. Nach Ehrenberg kommen diese Formen sämmtlich in der Kreide vor, nur ein Paar von ihnen außerdem noch in Formationen späterer Zeit. Nach d'Orbignys Foraminiferen des Wiener Beckens fehlen sämmtliche Arten im Jura; ja die ganzen Gattungen Guttulina und Textularia (Ehrenberg schreibt Textilaria) fehlen noch und treten erst in der Kreideformation auf. Hienach ist erwiesen, daß die Schichten von 300 bis $442\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe zur Kreide gehören. Aber auch die oberen der unter Nro. 5. angeführten Schichten müssen des „weißen Thones" wegen dahin gezogen werden. Die durchsunkenen Erdschichten lassen sich daher so gruppiren. Bis 7 Fuß Bildungen der Neuzeit; dann bis 58 Fuß Diluvium; bis 80 Fuß Braunkohlenformation. Die Schichten von 80 bis 137 Fuß sind mir zweifelhaft; doch scheinen auch sie bereits zur Kreideformation zu gehören. Von 137 bis $442\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe liegt Kreide und zwar weiße Kreide, Kreidemergel und Grünsand. Noch bemerke ich, daß in allen beobachteten Proben Kieselnadeln von Schwämmen vorkommen. Die meisten dieser Nadeln sind derberer Art; manche Exemplare habe ich zu Spongolithis gigas gezogen. Oefters kommt eine Kieselnadel mit 6 Armen vor, die in 3 auf einander rechtwinklig stehenden Ebenen liegen. In der harten Kreide fand ich einmal den schönpunktirten Lithasteriscus reni-

formis. Hie und da kommen die gegliederten Kalkstäbchen vor, die Ehrenberg Coniostylis prismatica nennt, häufig sehr kleine theils flache, theils kugelige Kalkmorpholithe, denen Ehrenberg den Namen Scheibensternchen gegeben. Auch alle diese Gebilde sprechen für Kreide.

Da wie es scheint Feuersteine in dieser Kreide fehlen, die wohl als solche und nicht etwa als „Steingerölle" aufgeführt worden wären, so scheint mir Nro. 5. das Glied der Kreideformation zu sein, welches Geinitz in seinem „Quadersandsteingebirge oder Kreidegebirge in Deutschland. Freiberg 1849—1850" mit dem Namen „mittlerer Quadermergel" bezeichnet. Hiernach ist die über 300 Fuß mächtige Kreideschicht, die bei Thorn durchsunken worden, älter als die zum „obern Quadermergel" gehörige an Feuersteinen reiche, an Kieselnadeln arme Kreide von Rügen.

J. Schumann.

Zusammenstellung der bis jetzt in Preußen beobachteten Eingeweidewürmer.

(Schluß.)

II. Familie.

Cestodes. Bandwürmer.

A. Cystica. Blasenwürmer.

Auch die früher für besondere Thierspecies gehaltenen Blasenwürmer haben sich neuerdings als eigenthümliche Entartungen oder Jugendformen höher organisirter Entozoen, nämlich der Bandwürmer, herausgestellt, haben also ihre Art-Rechte verloren, doch sollen die bis dahin in Preußen beobachteten und besonders namhaft gemachten Formen hier angeführt werden, um so mehr, als gerade der preußische Naturforscher Hartmann es war, der zuerst auf die selbstständige thierische Natur dieser Gebilde aufmerksam machte.

Cysticercus. Rudolphi.

Cyst. cellulosae. Rudolphi. Finne des Schweines.

Im Zellgewebe und an den serösen Häuten des Menschen und Schweines. Aus der Finne entsteht der Menschenband-

wurm Taenia solium. Zuerst von Hartmann entdeckt (Misc. nat. cur. Dec. II. Ann. VII. 1688. p. 58 u. 59.)

Cyst. fasciolaris. Rudolphi. Finne der Maus.
Von Hartmann zuerst in der Maus entdeckt und als Vermis vesicularis muris (Misc. nat. cur. Dec. III. Ann. II. 304) beschrieben. Neuerdings als hydropischer Jugendzustand des Katzenbandwurms (Taenia crassicollis) erkannt.

Cyst. tenuicollis. Rudolphi.
Zuerst von Hartmann im Netze eines Kalbes beobachtet (Misc. nat. cur. Dec. II. Ann. IV. 1685. p. 152—59).

Cyst. pisiformis. Zeder.
Im Bauchfelle der Hasen und Kaninchen häufig. Siebold fütterte damit junge Hunde und erzeugte in diesen daraus die Taenia serrata.

Coenurus. Rudolphi.

Coen. cerebralis. Rudolphi.
Häufig in der Spinnenwebenhaut des Gehirns der Schafe, bei denen er die Drehkrankheit erzeugt. Entwickelt sich zu einem Hundebandwurm.

Echinococcus. Rudolphi.

Ech. veterinorum. Rudolphi.
An den Lungen und der Leber des Rindes, Schafes und Schweines, zuweilen auch des Menschen. Schon von Hartmann, wenn auch nicht genau gekannt, doch als selbstständiges thierisches Gebilde erkannt (Misc. nat. cur. Dec. II. Ann. VII. 1688. p. 54.).

Tetrabothriorhynchus. Diesing.

Tet. migratorius. Diesing.
Von Siebold in der Bauchhaut von Belone Acus, in einen Schlauch eingeschlossen, gefunden (Wiegm. Arch. 1837 II. 265). Nach Burmeister (Zoonom. Briefe 1856 II. S. 232) als Jugendform eines Tetrarhynchiden zu betrachten.

B. Geschlechtsreife Bandwürmer.

XVIII. Gatt. Taenia L.

37. T. expansa. Rudolphi. Schaf-Bandwurm.
Ein im Darm eines Schafes von Siebold zu Heilsberg gefundenes Exemplar befindet sich in der Sammlung des zoo-

logischen Museums zu Königsberg; außerdem erwähnt Siebold dieses Thieres in Wiegmanns Arch. 1842. 192.

38. T. perfoliata. Goeze. Pferde-Bandwurm.
Häufig im Blind- und Grimmdarm des Pferdes.

39. T. literata. Batsch. Fuchs-Bandwurm.
Wurde mir in mehreren Exemplaren von Dr. Kahlbaum mitgetheilt, der diesen Bandwurm im Februar im Darm eines Fuchses gefunden hatte, welcher bei Wehlau geschossen worden war.

40. T. Solium L. Menschen-Bandwurm.
In unserer Provinz häufiger als Dibothrium latum, der mehr bei Slaven auftritt. — Bewohnt den Dünndarm des Menschen und entsteht aus der Finne des Schweines.

41. T. serrata. Goeze. Hunde-Bandwurm.
Im Dünndarm des Hundes; ich erhielt ihn von Dr. Kahlbaum in Allenberg bei Wehlau.

42. T. crassiceps. Rudolphi. Fuchs-Bandwurm.
Ich erhielt sie aus dem Dünndarm des Fuchses, mit T. litterata zusammen; von dieser leicht durch den Hakenkranz zu unterscheiden.

43. T. crassicollis. Rudolphi. Katzen-Bandwurm.
Im Dünndarm der Katze gemein.

44. T. cucumerina. Bloch. Hunde-Bandwurm.
Häufig im Dünndarm des Hundes.

45. T. elliptica. Batsch. Katzen-Bandwurm.
Im Dünndarm der Katze ziemlich häufig.

46. T. angulata. Rudolphi.
Im Darm verschiedener einheimischer Droßelarten (Siebold in Burdach's Physiol. 2 Aufl. II. 204.)

47. T. acuta. Rudolphi.
Ich fand ein Exemplar im Darm der Vespertilio Noctula.

48. T. inflata. Rudolphi.
Im Darm von Fulica atra. Königsberg. Siebold (nach Exemplaren, die ich in der Sammlung des zoologischen Museums zu Königsberg fand).

49. T. setigera. Froelich.
Im Dünndarm der Hausgans (Siebold in Burdach's Physiol. II. 204.)

50. **T. Serpentulus. Schrank.**
Wurde von mir im Dünndarm eines Corvus Glandarius gefunden, den ich im April aus der Umgegend von Wehlau erhielt.

51. **T. stylosa. Rudolphi.**
Nach Siebold (Burdach's Physiol. II. 204) ebenfalls im Darm des Corvus Glandarius. Königsberg.

52. **T. depressa. Siebold.**
Im Darm des Cypselus Apus (Müllers Archiv 1836. 51 Note.).

53. **T. planiceps. Siebold.**
Im Darm der Hausschwalbe. (Siebold: Lehrb. der vergleichenden Anatomie. Abth. I. Heft I. 147. Anmerk.)

XIX. Gatt. Schistocephalus. Creplin.

54. **Sch. dimorphus. Creplin.**
Findet sich häufig in der Bauchhöhle der Stichlinge als die Form, die früher als eigene Art (Bothriocephalus solidus) betrachtet wurde; gelangt er mit den Stichlingen in den Darm von Wasservögeln, so erhält er seine vollständige Ausbildung und stellt die Art dar, die als Bothriocephalus nodosus Rud. unterschieden wurde. Die Form B. solidus wurde von Herrn Lehrer Seydler in Heiligenbeil im Juni 1846 frei im Wasser des frischen Haffes gefunden und an den Vorstand des Fauna-Vereins nach Königsberg gesandt, der darüber in seinem dritten Berichte (N. P. P. B.V. S. 446.) eine Mittheilung macht.

XX. Gatt. Dibothrium. Rudolphi.

55. **D. latum. Rud. (Bothriocephalus latus). Breiter Menschenbandwurm.**
Im Dünndarm des Menschen, doch mehr bei slavischen Stämmen auftretend, während bei germanischen Taenia solium vorherrscht. Ich besitze 2 Exemplare von Menschenbandwürmern aus Wehlau von zwei Schwestern, deren eine T. solium, die andere D. latum beherbergt hatte.

56. **D. plicatum. Rudolphi.**
Nach der Signatur eines Exemplares des zoologischen Museums zu Königsberg ist dieser Bandwurm im Darm eines

Schwertfisches zu Königsberg im Monat November gefunden worden.

XXI. Gatt. **Ligula.** Bloch.

57. L. **digramma.** Creplin.

Wurde mir von einem Schüler, als in der Bauhöhle des Cyprinus Brama gefunden, überbracht.

XXII. Gatt. **Caryophylaeus.** Gmelin.

58. C. **mutabilis.** Rudolphi.

Diesen interessanten Bandwurm fand ich in mehreren Exemplaren in einem Cyprinus Ballerus, der Ende Mai bei Wehlau gefangen war.

XXIII. Gatt. **Pentastomum.** Rudolphi. (Neuerdings von van Benden zu den Crustaceen gestellt, weil die Embryonen nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei 2 Paar gegliederter Beine tragen sollen.)

59. P. **taenioides.** Rudolphi.

In den Stirnhöhlen und Siebbeinzellen des Pferdes, Hundes, Wolfes (Siebold: Wiegmanns Arch. 1838. II. 298.)

60. P. **denticulatum.** Rudolphi.

Auf und in der Leber und in den kranken Gekrösdrüsen der Ziege nicht selten.

III. Familie.

Nematodes. Fadenwürmer.

XXIV. Gatt. **Enstrongylus.** Diesing. (Strongylus. Rud.)

61. E. **Gigas.** Rudolphi. Riesenwurm.

In den Nierenbecken des Hundes, Wolfes, Pferdes, Rindes. Schon von Hartmann in Königsberg in der Abhandlung: de lumbrico in rene canis sanguineo (Misc. 1685) beschrieben und abgebildet; später zweimal von Klein zum Gegenstande seiner Untersuchungen gewählt Philosoph. Transact. 1730 Nr. 413 und in seiner Herpetologia 1755. p. 63.

XXV. **Prosthecosacter.** Diesing (Strongylus Rud.)

62. P. **inflexus.** Rudolphi.

Von Bär in der vena azygos und in der Lungenarterie des Delphinus Phocaena gefunden (Nov. act. 560. Anmerk.)

63. **P. minor. Kuhn.** (St. inflexus e cavo tymp. Rud.)
Zuerst von Klein in der Trommelhöhle des Delphinus Phocaena beobachtet (Hist. pisc. nat. miss. I. 27. Tab. V. 5. Gedani 1740).

XXVI. Gatt. **Strongylus. Müller.**

64. **St. contortus. Rudolphi.**
Im Labmagen des Schafes. Ich erhielt zahlreiche Exemplare dieses Thieres von Dr. Kahlbaum in Allenberg.

65. **St. Lari ridibundi. Siebold.**
In den Nasenhöhlen der Lachmöve (Siebold: Wiegmann's Arch. 1837).

XXVII. Gatt. **Sclerostomum. Rudolphi.**

66. **Sc. Syngamus. Diesing** (Syngamus trachealis Sieb.)
Von Siebold in der Luftröhre des Sturnus vulgaris und Cypselus Apus gefunden (Wiegm. Arch. 1837. I. 106 und 1837. 53. 67.)

67. **Sc. armatum. Rudolphi.**
Häufig im Blind- und Grimmdarm des Pferdes (Siebold: Wiegm. Arch. 1837. 2. 257).

XXVIII. Gatt. **Dochmius. Dujardin.** (Strongylus. Rud.)

68. **D. trigonocephalus. Duj.**
Zuerst von Hartmann in den Magentuberkeln eines Hundes gefunden (Misc. 1688. p. 74.)

XXIX. Gatt. **Trichocephalus. Goeze.**

69. **T. dispar. Rudolphi.**
Häufig im Blind- und Dickdarm des Menschen.

70. **T. affinis. Rudolphi.**
Ich erhielt diesen Wurm aus dem Dickdarm des Schafes.

XXX. Gatt. **Filaria. Müller.**

71. **F. papillosa. Rudolphi.**
Lebt gesellig in der Bauchhöhle, bisweilen in der Brusthöhle des Pferdes (Siebold: Wiegm. Arch. 1837. 2. 255.)

72. **F. labiata. Creplin.**
In der Brusthöhle des schwarzen Storches (Siebold: Wiegmann's Arch. 1838, 2. 292.)

73. **F. Succineae.** Siebold.
In der Leibeshöhle von Succinea amphibia (Siebold: Wiegm. Arch. 1837. 2. 255.)

XXXI. Gatt. **Trichosomum.** Rudolphi.

74. **T. annulosum.** Dujardin.
Ich erhielt diesen Wurm im März aus dem Dünndarm von Mus decumanus.

XXXII. Gatt. **Spiroptera.** Rudolphi.

75. **Sp. obtusa.** Rudolphi.
Ich fand den Wurm im Magen der Hausmaus in mehreren Exemplaren, von denen einige über 2 Zoll lang waren; Mitte Mai.

76. **Sp. sanguinolenta.** Rudolphi.
Im Knoten am Magen des Hundes nicht selten.

XXXIII. Gatt. **Ascaris** L. Spulwurm.

77. **A. vermicularis** L.
Zahlreich im Mastdarm des Menschen, besonders der Kinder.

78. **A. vesicularis.** Frölich.
Ich fand zusammengeballte Haufen dieses Wurms ganz am Ende im Blinddarm des Haushuhns.

79. **A. brevicaudata.** Rudolphi.
Im Darm von Bufo cinereus. Heilsberg. Siebold (nach Exemplaren des zoolog. Museums zu Königsberg).

80. **A. depressa.** Rudolphi.
Zwei Exemplare im Darm von Strix Aluco von mir gefunden.

81. **A. spiculigera.** Rudolphi.
Im Darm von Carbo Cormoranus. Königsberg. Siebold (nach Exemplaren, die ich in der Sammlung des zoologischen Museums zu Königsberg fand.)

82. **A. labiata.** Rudolphi.
Im Darm von Muraena Anguilla. Königsberg. Siebold (nach Exemplaren des zoolog. Museums).

83. **A. truncatula.** Rudolphi.
In der Bauchhöhle von Acerina cernua. Heilsberg. Siebold (nach Exemplaren des zoolog. Museums.)

84. **A. lumbricoides** L. Gemeiner Spulwurm.
Häufig im Dünndarm des Menschen.

85. A. megalocephala. Cloquet.
Wurde mir aus dem Dünndarm des Pferdes von Thierarzt Ammon in Wehlau mitgetheilt.

86. A. inflexa. Rudolphi.
Ich fand mehrere Exemplare dieses Wurms im Mastdarm des Haushuhns.

87. A. Mystax. Zeder.
Sehr oft im Dünndarm der Katze.

88. A. marginata. Rudolphi.
Häufig im Dünndarm des Hundes.

89. A. triquetra. Schrank.
Bei Wehlau im Darm des Fuchses gefunden und mir mitgetheilt.

90. A. ensicaudata. Rudolphi.
Im Darm von Turdus musicus. Heilsberg. Siebold (nach Exemplaren des zoolog. Museums.)

91. A. Acus. Bloch.
Im Darm des Welses, Hechtes, Härings (Siebold: Wiegm. Arch. VII. S. 293.)

XXXIV. Gatt. Oxyuris. Rudolphi.

92. O. curvula. Rudolphi.
Zahlreich im Blind- und Grimmdarm des Pferdes.

IV. Familie.
Gordiacei. Drahtwürmer.

XXXV. Gatt. Gordius. L.

93. G. Seta. Müller (G. aquaticus. Gmel.) Wasserkalb.
Als Schmarotzer in Insekten (Locusta, Decticus, Carabus, Dytiscus) weiß; frei lebend ist er von bräunlicher Farbe (so fand ich ihn mehrmals in Wassergräben bei Wehlau), auch schwarz (so von Weyl im Lötzenschen See, im Mühlenteich bei Rastenburg und im weißen See bei Stadt-Vorwerk Görlitz angetroffen. — Pr. Prov.-Bl. 1834. März. S. 343.)

94. G. Filum. Müller.
Nach Grube bei uns (N. Pr. Prov.-Bl. VII. S. 425.)

95. G. lacteus. Müller.
Von Grube als in Preußen vorkommend angeführt (N. Pr. Prov.-Bl. VII. S. 425).

96. G. truncatulus. Rudolphi.
Im Hinterleibe von Phalangium Opilio (Bär — Siebold: Stettin. entomol. Zeit. 1842. 150.)

97. G. Blattae orientalis. Siebold.
Von Bär zu Königsberg im Hinterleibe der Blatta orientalis gefunden (Stettin. entom. Zeit. 1842. 153.)

XXXVI. Gatt. Mermis. Siebold.

98. M. nigrescens. Dujardin.
Im Bauche von Gomphocerus, Decticus, Locusta, Oedipoda, im Herbste (Siebold: Stettin. entom. Zeit. 1843. 78.)

99. M. albicans. Siebold.
Im Bauche verschiedener Spanner (Siebold: Stettin. entom. Zeit. 1843. 79 1848. 292 — 1850. 2).

100. M. acuminata. Siebold.
Im Hinterleibe von Meloe proscarabaeus (Siebold: Stettin. entom. Zeit. 1843. 83 — 1850. 7.)

V. Familie.

Acanthocephali. Kratzer.

XXXVII. Gatt. Echinorrhynchus. Zoega.

101. E. Gigas. Goeze. Riesenkratzer.
Gemein im Dünndarm des zahmen und wilden Schweines.

102. E. Haeruca. Rudolphi.
Im Darm von Rana, Bombinator, Triton (Siebold: Burdachs Physiol. II. 196.)

103. E. fusiformis. Zeder.
Im Darm von Salmo Trutta und S. Fario (Siebold: Burdach's Physiol. II. 196.)

104. E. Acus. Rudolphi.
Im Darm von Gadus Callarias, G. Morrhua, Cottus Scorpio (Siebold: Burdach's Physiol. II. 196.)

105. E. angustatus. Rudolphi.
Im Darm von Platessa Flesus, Perca fluviatilis, Lucioperca Sandra, Acerina vulgaris, Anguilla vulgaris, Esox Lucius, Silurus Glanis u. a. (Siebold: Burdach's Physiol. II. 196.)

106. E. Proteus. Westrumb.
Im Darm und Magen vieler Fische aus den Gattungen Cy-

prinus, Gadus, Essox, Salmo, Platessa, Perca u.a. (Siebold: Burdach's Physiol. II. 196.)

107. E. Hystrix. Bremser.
Im Darm von Carbo, Mergus, Podiceps (Siebold: Burdach's Physiol. II. 196.)

108. E. strumosus. Rudolphi.
Im Dünndarm von Phoca vitulina und Ph. hispida. (Siebold: Wiegm. Arch. 1837. II. 258 — Burdachs. Phys. II. 196.)

109. E. polymorphus. Bremser.
Im Darm verschiedener Schwimmvögel aus den Gattungen Anas, Anser, Cygnus, Mergus, Fulica. (Siebold: Burdach's Physiol. II. 196.)

VI. Familie.

Gregarinae.

XXXVIII. Gatt. Gregarina. Léon Dufour.

110. G. caudata. Siebold.
In den Blinddärmen der Larve von Sciara nitidicollis. Danzig. Neuest. Schr. d. Naturforsch. Gesellschaft zu Danzig, III. 2. 58.)

111. G. oligacantha. Siebold.
Bewohnt den Darm von Agrion forcipula. Danzig (Siebold a. a. O.)

112. G. Psocorum. Siebold.
Im Darmkanal des Psocus quadripunctatus. Danzig (Siebold a. a. O.)

113. G. Blattarum. Siebold.
Im Darmkanal der Blatta orientalis. Danzig (Siebold).

114. G. miliaria. Diesing.
Von Siebold am Darm des Flußkrebses aufgefunden und als Echinorrhynchus Astaci fluviatilis beschrieben (Wiegm. Arch. I. 64. nota 1.)

Vorstehendes Verzeichniß ist nur als sehr kleiner Beitrag zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer zu betrachten, von denen schon einer ihrer ersten Bearbeiter, Otto Friedrich Müller in seiner Historia vermium den Ausspruch that, daß es in dieser Classe so viel Formen gäbe, daß ihre Beobachtung das ganze Le-

den eines guten Beobachters ausfüllen könnte. Nur durch vereinte Bemühungen Vieler kann selbst nur in Bezug auf unsere Fauna einigermaßen Vollständigkeit erreicht werden. Bis jetzt unbekannte, wenigstens für unsere Provinz neue Entozoen dürften noch viele aufzufinden sein, und die Aussicht auf solche Entdeckungen ist wol im Stande den Ekel zu beseitigen vor den oft unsaubern Orten, an welchen man sie aufzusuchen hat. Sehr wahr sagt in Bezug hierauf Herr v. Bär in seinen oben angeführten Beiträgen: „Nur ein Naturforscher kann es verstehen und nur ein solcher darf es belächeln, wenn Müller erzählt, er habe mit Göze und Wagler in Quedlinburg ein paar paradiesische Tage verlebt im Durchsuchen von Eingeweiden nach Würmern. Wie vielseitig ist doch das Paradies!" —

Dr. Rud. Neumann,
Oberlehrer an der höhern Bürgerschule zu Wehlau.

II. Bücherschau.

Louis Köhler, systematische Lehrmethode für Clavierspiel und Musik. Theoretisch und praktisch dargelegt. Bd. I.: Die Mechanik als Grundlage der Technik. Mit 10 Fig. auf 7 Steindrucktafeln nach Originalzeichnungen von Waldemar Philippi. 1857. (XXIV S. 22 Bogen gr. 8.) geh. 2 Thlr. — Bd. II: Musiklehre (Tonschriftwesen; Metrik, Harmonik). 1858. (XVI S. 41 Bog.) geh. 3½ Thlr. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Man kann nicht sagen, daß Mangel an technischen Lehrbüchern angezeigter Art obwalte. Die Musiklehre von A. B. Marx und dessen vierbändige Compositionslehre enthalten soviel Treffliches über den Umfang des bloßen Handbuches und der handwerksmäßigen Empirie hinaus, daß alle der Belehrung Bedürftigen gar wohl damit auslangen. Es ist auch sonst an guten Werken über einzelne Abschnitte der Musikwissenschaft kein Mangel. Nur wird der große Apollo noch immer erwartet, dem es gelingt, weniger langweilig zu sein, als seine Vorgänger es meistens sind. Das Buch, von dem wir hier Notiz nehmen, da der Verfasser der Provinz angehört, ist ein sehr langweiliges und wird noch gedehnter werden als das von Marx, wenn, wie die Absicht ist, in jedem Jahre ein Band von gleichem Umfange wie die vorliegenden erscheint, bis daß der ganze „Bildungsstoff, den ein Clavierlehrer in sich aufzunehmen hat, verarbeitet" sein wird.

Köhler schreibt nämlich für „Clavierspieler, Lehrer von Beruf und Dilettanten, auch Erzieher, Gouvernanten u. dergl., endlich auch für bildungssinnige Eltern," wiewohl er abwechselnd auch wieder den „Musikstudirenden" und sogar den „Meister" bedenkt. Sein Publikum ist gerade dasjenige, das am wenigsten lies't, mit anderen Gründen auch deshalb, weil es nicht Zeit hat, viel zu lesen; es ist auch dasjenige, dem gegenüber man besondere Ursache hat, sehr kurz und bestimmt zu reden. Daß es gerathen war, ihm mit 22 + 41 = 63 Bogen gr. 8.

zu Leibe zu gehen, wird Niemand glauben; beunruhigend aber wird die vollendete Thatsache für die etwaigen Leser sein, welche sich noch des Schriftchens „über die Melodie der Sprache" von demselben Verfasser erinnern, das vor einigen Jahren durch viel schwülstigen Nonsens neben selbstgefälliger Plattheit auffiel. Trotz breitesten Wortschwalls nämlich, trotz zahlreicher Ausschreitungen in eine Art von Originalität der Sprache, die ein gereifter Geschmack und eine geübte Feder abgethan haben müssen, gelang es dem Verfasser in der Hauptsache doch selten, den zureichenden Ausdruck zu finden.

An diesem Fehler laborirt er noch. Nicht durchweg zwar. Wenn er über Anschlag und Fingersetzung spricht, so ist die Langweiligkeit, mit der er es thut, zu verschmerzen, weil er die mechanischen Handgriffe ganz gut beschreibt, und man wenigstens darneben nicht nachzudenken braucht, was er eigentlich sagen wollte. Aber im zweiten Bande hat er nicht umhin gekonnt, sich auf das Glatteis der neuesten Kunst-Metaphysik zu begeben — ohne alle Noth, wie er sich sagen konnte, wenn er sein Publikum rasch noch einmal musterte. Daß er dieser Versuchung nicht widerstand, brachte ihn nicht allein aus dem Gleichgewicht eines planmäßigen Vortrages, sondern auch um die Möglichkeit sich verständlich zu machen. Denn seine Mittel reichen soweit nicht.

Er unternimmt es zu sagen, warum der Dreiklang mit großer Terz und reiner Quint „aller Harmonie Grund, Anfang und Ende" sei, warum die Tonarten sich gerade aus den bekannten bestimmten Tönen bilden, warum der harte Dreiklang heiter, der weiche gegensätzlich traurig wirkt, wie der 2-, 3- und 4zeitige Takt „sich macht" und wie der Rhythmus, — kurz, so recht das Wie und Warum, den innern „geistorganischen" Zusammenhang, das Innere des „Harmoniekosmos", was bisher unbekannt blieb, das hat L. K. ergründet, und das verheißt er „allen gebildeten musikalischen Geistern mit dem Drange nach tieferer Erkenntniß" hier zu offenbaren. Doch nein, nein! Nicht er, nicht L. Köhler hat das ergründet, sondern **M. Hauptmann** in seinem vor fünf Jahren erschienenen Buche*) hat es ergründet, und L. K. hat dies nur benutzt. Man soll nicht glauben, daß der Autor sich mit fremden Federn schmücken wollte; mit größter Emphase betont er den berühmten Namen in der Vorrede,

*) Die Natur der Harmonik und Metrik. Zur Theorie der Musik. Leipzig. Breitkopf u. Härtel, 1853. XII. u. 394 S. 8. — Preis 2 Thlr.

wenn er ihn auch nicht gerade auf das Titelblatt setzte. Hauptmann ist also der Prophet und L. Köhler nur sein Apostel.

Seit einigen Jahren mehren sich die Werke über Kunst, Kunstphilosophie und -Theorie in auffallender Weise. Man besteht darauf, die letzten Gründe der Erscheinungen zu erforschen, der Praxis endlich eine zureichende Theorie zu gewinnen. Zwar haben diese Versuche noch meistens etwas Mystisches; doch geht ja die Mystik überall der Philosophie voran, und so wäre nicht unmöglich, daß es noch gelänge, das zu ergründen und zu lehren, was man so lange für unergründlich und unsagbar hielt. Vorerst ist man im Stadium des Parallelisirens begriffen. Der eine sucht eine Erklärung durch die ton- und farbenbeseelte Zahl, der andere construirt die Gestalt geometrisch, wieder ein anderer lichtet das Farbengeheimniß durch Tonaccorde auf, u. s. w. Adolf Zeising hat den musikalischen Organismus durch das Gesetz des goldenen Schnittes erklären zu können gemeint. Der Duraccord beruht nach ihm auf der großen Sexte, der Mollaccord auf der kleinen, jener entspricht der männlichen, dieser der weiblichen Gestalt. Auch A. B. Marx hat schon eine Kategorie, an welcher er die Erscheinungen prüft, den Gegensatz von Ruhe und Bewegung, den er im Verhältniß der Tonika zur Tonleiter, des tonischen Dreiklangs zum Septimenaccorde u. s. w. anschaut, gerade wie Hegel vor Entdeckung der absoluten Methode mit dem Gegensatze von Liebe und Haß eine Weile operirte. Ohne Zweifel ist es ein Fortschritt, das musikalische Denken wie das logische als Selbstbewegung der Idee zu fassen. Diesen Fortschritt hat M. Hauptmann, Lehrer der Composition am Leipziger Conservatorium, ein trefflicher Componist und Gelehrter von einer Allgemeinheit der Bildung, wie sie nicht häufig angetroffen wird, aus voller Spontaneität gethan, indem er Princip und Methode der Hegelschen Philosophie auf das musikalische Gebiet übertrug und die Harmonik und die Metrik danach systematisch construirte. In der Harmonik setzt er als das erste Moment die Tonika, als deren Negation die Dominante, als nächst höhere Einheit beider die Terz; in der Metrik ist ihm das 2theilige Metrum die ursprüngliche Einheit, das 3theilige deren Gegensatz, das 4theilige das Moment des geeinten Gegensatzes. Zu einer harmonischen Metrik oder metrischen Harmonik ist erst ein Ansatz vorhanden, wie überhaupt die ganze Ausführung erst das System bringt; die Begründung desselben hat der Autor in einem Nachtrage verheißen, der noch nicht erschien und der billiger Weise ab-

gewartet werden muß, ehe ein endgültiges Urtheil über diesen Versuch gefällt wird, der vielfache Lücken und anzuzweifelnde Bestimmungen enthält, und zwar nicht blos in der Fortentwickelung, sondern sogleich im Anfange bei dem Uebergang von der Naturbestimmtheit des Tones auf das abstracte Element der Musik. Es ist hier vorerst noch viel Arbeit übrig. Doch der Anfang ist gemacht und er verspricht, wie es scheint, reichen Gewinn.

L. Köhler hat nun gemeint, frischweg ernten zu können auf einem Felde, das ein Anderer eben erst urbar zu machen begann. Mit der naiven Ahnungslosigkeit des Schulmeisters, der ein Lehrbuch schreibt, eignete er an, was sich darbot; denn sein Aneignungsvermögen ist groß, Kritik aber nicht seine Sache*). Hauptmann „ertheilte freundlich die Genehmigung" sein Buch zu benutzen und L. K. hat es „so verarbeitet", daß „der Inhalt jedem Musikstudirenden mit reifem Denkvermögen und energischer Verständnißwilligkeit, zugänglich sein wird." Denn Hauptmanns Werk „steht auf der Höhe der Wissenschaft", es ist „nur für musikalische Denker" und „muß ganz für sich bleiben, eine stete Urquelle der Erkenntniß."

Der Schulmeister Felix Lämmlein theilte die Bücher in 1) Quellen, d. h. solche, die er Wort für Wort ausschrieb, und 2) Hilfsmittel, d. h. solche, aus denen er nur hin und wieder einen Satz nahm; daneben suchte er sich noch „Gönner" zu verschaffen, d. h. Leute, die ihn aus ihren Manuscripten abschreiben ließen und sich damit begnügten, von ihm „rühmend erwähnt" zu werden. Wer weiß, wie F. Lämmlein über „Urquellen" gedacht haben mag?

In welcher Weise L. K. seine Urquelle „zugänglich" macht, mag eine Probe aus der Metrik zeigen:

Hauptmann S. 223.	Köhler S. 98.
2. „Das Maaß wird sich seiner äußeren Beschaffenheit nach ergeben als eine zwei-, drei-, oder viertheilige Einheit;	„Die Zeit wurde als der Grund und Boden erkannt, auf welchem alles Tonleben in der Musik erscheint; die symmetrische Abtheilung des Zeitraumes in gleiche Theile ordnet denselben derartig, daß sich in dem gesammten Zeitraume, welcher einem ganzen Musiksatze oder Stücke zum Grunde liegt, gleichsam kleine gleichlange Zeitfelder bilden, welche ihrerseits wieder aus Theilen und Theilchen bestehen, wie

*) Der hochgeschätzte Herr Verf. scheint die Kritiken, welche Hr. L. Köhler in der hiesigen Hart. Zeitg. drucken ließ, nicht zu kennen. D. R.

1. Metrum wollen wir das stetige Maaß nennen, wonach die Zeitmessung geschieht.

2. die Bewegung in diesem Maaße, die von unendlicher Manigfaltigkeit der Gestaltung an sich sein kann, wird als gemessene doch auch nur in den Bestimmungen ihre Verständlichkeit finden, welche aus dem metrischen Begriffe hervorgehen.

1. Rhythmus (nennen wir) die Art der Bewegung in diesem Maaße."

sich solche aus der Zwei-, Drei-, Viertheilung ꝛc. eines Ganzraumes bilden.

Diese Abmessung oder gleichmäßige Abtheilung des ganzen Zeitraumes ist so zu sagen die allgemeine Grundrichtung, der abstracte Grundriß eines Stückes: nämlich das „Metrum" desselben, welches im Zeitgrunde des Musikstückes Raum an Raum symmetrisch ordnet und in einer solchen Ordnung gleichartig bleibt.

Als Gegenbestimmung zu dem feststehenden „Metrum" eines Musikstückes wurden die (in den geordneten Zeitfeldern lebenden) Töne und Pausen bezüglich ihrer Zeitdauer erkannt. Diese Töne und Pausen füllen jene metrischen Zeiträume in mannigfaltiger Art ihrer Größen, welche sich in verhältnißmäßigen Zeitlängen oder Kürzen kundgeben und in ihrer zeitigen Aufeinanderfolge auf's Mannigfaltigste wechseln können — doch immer auf dem metrisch geordneten großen Zeitgrunde des Ganzen, dessen gleichmäßige (fachartige) Zeiträume von solchen Tönen und Pausen immer nur eine (durch das eben waltende Metrum bedingte) Zeitmasse fassen. Die klingenden Töne wie die klanglosen Pausen in ihrem bunten Wechsel sind also das eigentliche Leben, daß sich auf dem metrischen Grunde bewegt: nämlich die Rhythmik (der Töne).

Das Metrum ist also ein sich Gleichbleibendes; seine Form ist der Takt. — Die Rhythmik aber ist das stets Wechselnde; ihre Formen beruhen in den Notengattungen nach Verschiedenheit des Zeitwerthes."

Jeder Urtheilsfähige wird hier wohl auf Seiten Hauptmanns noble Einfachheit und Kürze, sowie klarste Verständlichkeit, auf Seiten Köhlers unerträglich wüstes, sonderbar-verworrenes Gewäsch finden, in welchem die vier Gedanken versteckt sind, wie vier Getreidekörner in drei Spreuhaufen. Statt das Denken auf die Momente des Begriffs einzuschränken und so aufzuklären und zu reinigen, wie Hauptmann that, überbürdet es L. K. mit Vorstellungen, besonders räumlichen,

die am meisten fern gehalten werden mußten, schließlich verwechselt er Metrum und Takt, Momente, die erst durch den Zutritt des Accentes geeinigt werden, und die rhythmische Größe mit der Note, dem Zeichen dafür. Wir sind der Ansicht, daß vor dieser Leistung, deren sonstige Eigenschaften wir weiter nicht hervorheben, jede, selbst die unerhört energische „Verständnißwilligkeit" die Segel streichen muß. Und doch sind die Begriffe, um die es sich hier handelt, von den leichtesten, die vorliegende Leistung des Zugänglichmachers aber bei Weitem nicht nicht die Erstaunlichste. Von der Harmonik hat er mehr — begriffen wollen wir nicht sagen, nur besser sich in sie hineingetastet. Aber wenn er auf den „abstrakten Erkenntnißbegriff des Wesens aller Dinge im Einzelnen wie im All, im Kleinen wie im Großen" (S. 214) zu deutsch: auf den Formalismus der Methode zu sprechen kommt, dann — dann bleibt uns nichts übrig als an der „Reife" seines eigenen „Denkvermögens" zu zweifeln. Vielleicht begreift K. noch einmal die Einheit der Tonika und Dominante anders wie als äußerliche Zusammensetzung („Theile" des Accords sagt er S. 213.); Hauptmann hat es leicht genug gemacht und überhaupt in der Leichtigkeit und Klarheit des Ausdrucks (ohne Zuhilfenahme unerlaubter Mittel) Vortreffliches geleistet als mancher Philosoph. Deutlicher als deutlich kann man nicht sein. Nicht viele Worte, sondern die zureichende Anzahl der alleinrichtigen macht das Verständniß. „Aus dem Einen entsteht ein Anderes", schreibt K. S. 100. „ihm Gleiches; das Gleiche verbindet sich zur Einheit, wie solche nur als eine schlichte (einfache), oder als eine weiter fortgebildete zu begreifen ist. (Einheit ist aber — im Begriff Einigkeit — zu unterscheiden von „Einzelheit"; das Einzelne steht beziehungslos und getrennt da, es kann nur erst mit einem Andern, ihm Gleichen, zu einer Einheit sich verbindend „einigen")." †††. Dies erinnert nicht mehr an Hegel, nicht mehr an Hauptmann, nicht einmal mehr an Felix Lämmlein, sondern direct an den Schulmeister von Pfaffenhofen.

Der Autor dieser und zahlreicher ähnlicher Explicationen, die nicht besser sind, hätte nur auch die „Urquelle für sich bleiben" lassen sollen, an die sich ja, wie man sieht, nun doch Jeder wird wenden müssen. Wir wissen nicht, was ihn bewog, trotz Hauptmanns ausdrücklicher Warnung (S. V, 5, 14.) philosophische Erkenntniß und praktische Belehrung zu vermengen. Ein System der Naturphilosophie z. B. kann auch nicht zugleich beschreibende Naturgeschichte sein wollen. Viel-

leicht lockte ihn das Wort „System.“ Da kam er aber übel an; denn Hauptmann nimmt natürlich „System“ nicht wie L. K. blos im Sinne eines wohlgeordneten Planes. Einen solchen gab K. im zweiten Bande auf und war nun, dem Schatten des wirklichen Systems folgend, immerfort genöthigt, dessen Voraussetzungen einzuholen. So hetzt er den Leser mit der Abhandlung des Tones, der Tonart, des Accordes und der Intervalle auf 30 Seiten ab, um dann erst — anzufangen mit der Harmonik, in welcher jene Materien mehrere Hauptkapitel einnehmen müßten. Nun wechseln auf buntscheckige Art Hauptmannsche Gedanken in Köhlerscher Transscription mit Köhlerschen Excursen und Erweiterungen, da die Kraft, das Fremde und das „so zu sagen“ Eigene zu vereinigen, nicht in des Verfassers Mitteln lag.

Wir brechen hier ab; denn wir meinen K's Buch nicht recensiren zu sollen, wozu hier schon nicht der Ort ist. Wir dürfen das Specifisch-Musikalische hier nicht zur Sprache bringen und müssen vor Allem die Geduld unserer Leser schonen. — Empfehlen können wir nach dem Vorangehenden den zweiten Band natürlich nicht; auch nicht einmal als bloßes Compendium ist er tauglich. Denn der gewohnte Inhalt aller Compendien ist hier durch unerbittliche Pedanterei zuweilen auf Seiten angeschwellt, wo ein paar Zeilen genügt hätten; z. B. sind über die Griffklammer beim Arpeggio nicht weniger als sechs Seiten vollgeschrieben. Was der schwächste Geist selber finden würde, wird nicht selten ausführlich getrichtert. Unleidlich wird die Lectüre des Buchs durch die banalen Ideenschnitzel, die L. K. gern mitteneinwirft, z. B.: „Wilder Gesang kommt nicht in Betracht.“ (S. 140.) (?)

„Der Lebenssinn, d. h. die Einheit (des Dreiklangs) selbst, ist nicht auszusprechen; das specifische Lebenselement ... ist das Schöpfungsmysterium selber, der Gottesodem, zu dem keine Reflexion dringt.“ (S. 217.)

„Zuerst war sogleich der ganze Accord in Eins vollendet da, so wie der ganze Mensch, der nicht aus vorher bestandenen einzelnen Gliedern zusammengewachsen ist, sondern dessen Glieder und Verhältnisse man nur erst an dem lebendigen, einigen Ganzen erkennt. Der Schöpfergeist der ewigen Gotteskraft schuf den Menschengeist — und dieser schafft in der Musik die Harmonie, oder umgekehrt, in der Harmonie die Musik; die Musik ist der Geist des Körpers „Harmonie“, beides ist untrennbar Eins.“ (S. 181.)

Solcher Schwulst ist in einem Lehrbuch der Musik völlig lächerlich und ebenso unpädagogisch als des Verfassers langathmiger, mit Fremdwörtern und Metaphern vollgestopfter Phrasenbau. Noch unleidlicher, wo möglich, sind seine nichtssagenden Erweiterungen der Terminologie: „Klangsinnaccord" (S. 212.), „akustisch-formal, mathematisch-begrifflich, harmonisch-sinnig" (S. 211.), „menschlich allgemeine Geistesnatur" (Lieblingsausdruck), „vernünftiger Erkenntnißgeist" (S. 213.) und Vieles. Jeder ächte Schulmeister muß (das ist nichts Neues mehr), wenn er eine neue Grammatik schreibt, wenigstens zehn nagelneudeutsche Wörter darin haben, die man nicht leicht versteht, und Schüler schon gar nicht. Das scholastische Geklapper nämlich imponirt ihm und so meint er auch Anderen damit zu imponiren.

Der erste Band ist bei Weitem besser und für Viele wohl auch recht brauchbar. Hier gab es kein unverstandenes „System", dem Autor den Kopf zu verdrehen. Sondern was er selbst erlernt und an sich und Anderen erfahren, war in eine möglichst verständliche Schriftsprache zu fassen. Es muß dem Verfasser nicht an persönlicher Liebenswürdigkeit fehlen; denn solche läßt sich der Naivetät nicht absprechen, mit der er darstellt, was er am Clavier erfahren. Man lese z. B. I. S. 154. Auch zeichnet ihn gewiß eine sehr achtungswürdige Berufsstrenge aus, wenn, wie nicht zu zweifeln, die abstracte Persönlichkeit, welche er dem zukünftigen Lehrer anbilden will, ihm selber eigen ist. Er kann vor Amtseifer beinahe zelotisch werden (vergl. I. S. 313—314.). Was er über Anschlag und Fingersetzung zu sagen hat, ist sehr gut, nur daß der pedantische Exercitienmeister viel mitredet. Das Treffen bei Handsprüngen läßt er nicht eher für sicher gelten, bis es „wenigstens dreimal nach einander" gelang (S. 244.); während bloß mechanischer Fingerübungen soll der Schüler als Mittel gegen die Langeweile L e c t ü r e brauchen (S. 191, während er S. 325 doch selbst gesteht, daß eine Gehörthätigkeit, also Aufmerksamkeit, auch hier nicht entbehrt werden kann), er soll m u s i k a l i s c h e Lectüre brauchen, er soll d i e B ü c h e r brauchen, d i e e i n e A n m e r k u n g a n g i e b t. Etwas pedantisch ist uns auch das Pedalreglement (S. 186—189) vorgekommen. K. meint zwar, daß wenn einmal ein Clavierlehrer das Wort nimmt, er sich auch „vollständig aussprechen" müsse (S. XVI. des Bd. I.), doch glauben wir nicht, daß es nöthig sei, Alles und Jedes haarklein zu verhandeln. Das Buch wird dadurch nur theurer, und eines persönlichen Lehrmeisters kann ja doch Niemand entrathen, der vorzubildende

Lehrer am Wenigsten. Dazu kommt, daß die beiden pädagogischen Subjecte K's (nämlich in Thl. 1. jedes Bandes der Schüler, in Thl. 2. der künftige Lehrer) oft als wahre Prügeljungen von Dummheit, Charakterfehlern und Gedankenlosigkeit vorgestellt werden. Man lese nur: übertreibende Accentuirung II. S. 569 u. A. Zu den Absonderlichkeiten, die K. zur Schau trägt, gehört uns auch die Meinung, Anschlagsbewegungen durch Abbildungen lehren zu können, zu denen „ein des Clavierspiels kundiger bildender Künstler sich freundschaftlichst hat bereit finden lassen." K. hat gesehen, daß der Maler allerdings auch die Bewegung darstellen kann, so nämlich, daß er aus der fixirten Attitüde auf den vorangegangenen wie auf den folgenden Moment schließen läßt. Das mußte benutzt werden, und nun steht die Grimasse der Anschlagsbewegungen auf der Tafel, die der Schüler ohnehin bald nachäfft. Die Bewegung selbst wird er an der Abbildung nicht lernen; denn der Maler kann wohl auf Bekanntes schließen lassen, nicht aber auf das, was erst gelehrt oder mitgetheilt werden soll.

Der Verfasser sieht, daß er sich vor Nichts mehr zu hüten hat, wenn er einmal das Schriftstellern nicht lassen kann, als vor der Versuchung Alles einzuraffen, was sich bietet. Nichts ist vor ihm sicher, wie es scheint. Sogar der bekannte Schlegelsche Witz, nach dem die Architectur gefrorene Musik sein soll, wird noch auf der letzten Seite des zweiten Bandes aufgeboten, um die vielen Geistreichigkeiten und Gedankenblitze vermehren zu helfen, die auf den früheren zum Besten gegeben wurden.

Das Buch ist F. Lisczt dedicirt. Mag der Herr zusehen, was er damit anfängt; vielleicht gefällt ihm daran am Besten die Dedicationsepistel. Sie ist liebliches Geläute. L. S.

Bücher-Catalog (1858.)*)

Anger, C. Th: Untersuchungen über eine Methode zur Berechnung der planetarischen Störungen. gr. 4. Danzig. Bertling. In Comm. 15 Sgr.

*) Unter obiger Rubrik werden die N. P. P. B. die im laufenden Jahre erschienenen und noch erscheinenden namhafteren Literaturprodukte von provinziellem Interesse mittheilen. Diese bibliographische Registrirung wird ebensowohl Werke einheimischer Schriftsteller (die durch Geburt oder Domizil unserer Provinz angehören) als auswärtiger, wenn ihr Inhalt in das Gebiet unserer Pro-

Baeyer, J. J.: Die Verbindungen der preußischen und russischen Dreiecks-ketten bei Thorn und Tarnowitz. Ausgeführt von der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes. 4. Berlin. Dümmler. 4 Thlr. 15 Sgr.

Cramer, R.: Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow. 2 Thle. (I. Die Geschichte. Mit 3 Zeichnungen in Steindruck. II. Urkundenbuch). gr. 8. Königsberg. 2 Thlr.

Dagoth: Bilder aus der Naturgeschichte. 8. Marienburg. Selbstverlag. 1 Thlr. 10 Sgr.

Danziger Volkskalender für 1858. 8. Danzig. Bertling. 12½ Sgr.

— — (kleiner) für 1858. 8. Ebend. 5 Sgr.

Der Kredit des ländlichen Grundbesitzes in den östlichen Provinzen. Vom praktischen Standpunkte. gr. 8. Berlin. Dunker & Humblot. 5 Sgr.

Die Karte der Königsberg-Eydkuhner Eisenbahn. gr. Fol. Königsberg. H. L. Voigt & Söhne. 5 Sgr.

Giesebrecht, W.: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. II. B. gr. 8. Braunschweig. Schwetschke & Sohn *).

— — De Gregorii VII Registro emendando. 8. Brunsvigae. Schwetzke & Sohn. 8 Sgr.

Glaser, J. C.: Die allgemeine Wirthschaftslehre oder Nationalökonomie mit Rücksicht auf ihre Anwendung in der Privat- und Staatswirthschaft dargestellt. 8. Berlin. Schröder. 2 Thlr.

Goldammer, L.: Litthauen. Völker- und Naturbilder. Mit einem Vorwort von Scherenberg. 8. Berlin. Janke. 1 Thlr. 15 Sgr.

Gottschall, R.: Neue Gedichte. 8. Breslau. Trewendt. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Gregorovius, F.: Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen. 8. Leipzig. Brockhaus. 24 Sgr.

Greth, J: Die malerischen Umgebungen von Danzig. 1 Liefg. qu. gr. 4. Danzig. Bertling. 8 Sgr.

vinzialinteressen einschlägt, umfassen. Sie wird unsern Lesern gleichzeitig eine Uebersicht der literarischen wie der buchhändlerischen Thätigkeit innerhalb der Provinz Preußen gewähren. Die resp. Buchhandlungen werden um gefällige Mittheilung der nennenswerthen Novitäten an die Redaction dieser Blätter ergebenst ersucht.

*) Band I. ist 1855 erschienen.

Güterbock, C.: Die englischen Aktiengesellschaftsgesetze von 1856 und 47. Vollständig in deutscher Uebersetzung. Mit erläuternden Bemerkungen begleitet. gr. 8. Berlin. Springer. 24 Sgr.

v. Hahnenfeld, E.: Die religiöse Bewegung zu Königsberg in Preußen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die heutige Kirchengeschichte beleuchtet aus den von Wegnernschen „Mittheilungen" und ihren „authentischen Urkunden." 8. Braunsberg. Beyer. Leipzig. Klemm. 10 Sgr.

Jung, A.: Das Geheimniß der Lebenskunst. 2 Bde. 8. Leipzig. Brockhaus. 3 Thlr. 20 Sgr.

Köhler, L.: Systematische Lehrmethode für Clavierspiel und Musik. Theoretisch und praktisch dargelegt. II. B. gr. 8. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 3 Thlr. 15 Sgr. *).

Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Neue Folge H. 3., der ganzen Folge B. III, letztes H. **) 4. Königsb. Gebr. Bornträger 24 Sgr. (Inhalt: XII. Ueber Zweckmäßigkeit in der Natur überhaupt, besonders im Pflanzenreiche, von Prof. Dr. E. Meyer. XIII. Wie freundlich uns die Natur, wie überall, so auch im Pflanzenreiche entgegenkommt, von demselben. XIV. Vom Grase, von demselben. XV. Ueber den Klimawechsel als Heilmittel, von Kleeberg, Dr. med. XVI. Ueber die Frucht im Pflanzenreiche, von Dr. Knobbe. XVII. Ueber den Bau des Erdkörpers, von demselben.)

Kreyssig, F.: Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. I. B. 8. Berlin. Nicolai. 1 Thlr. 20 Sgr.

Menzel, W.: Pflanzenkalender, oder ein nach der Blüthezeit geordnetes Verzeichniß der bemerkenswerthesten Kraut- und Holzgewächse, nebst anschaulichen Beschreibungen. Eine populäre Flora für Freunde der Natur. 2te vermehrte Auflage ***). 8. Lyck. 8 Sgr.

Meyer, E.: Geschichte der Botanik. IV. Bd. †) gr. 8. Gebr. Bornträger. 2 Thlr. 20 Sgr.

Möwing, J. H.: Der Aufsatzschüler. Sammlung von Stoff zu Aufsatzübungen für geübtere Schüler. gr. 8. Langensalza. Schulbuchhandlung des Th. L. V. 3 Thlr. 20 Sgr.

*) Der I. B. ist im vorigen Jahre edirt.
**) Die früheren sind seit 1844 herausgegeben.
***) Die erste erschien 1856.
†) Der I. B. ist 1854, der II. 1855, der III. 1856 erschienen.

Nesselmann, G. H. F.: Die orientalischen Münzen des academischen Münzcabinets in Königsberg. gr. 8. Leipzig. Brockhaus. 2 Thlr.

Nesselmann, R.: Luthers Katechismus für Schule und Kirche ausgelegt. 2. Aufl. *) 8. Elbing. Neumann-Hartmann. 4 Sgr.

Nikisch: Anhang zu Nikisch Gesetzsammlung für Juristen, enthaltend die Provinzial-Gesetz-Sammlung für die östlichen Landestheile 1806 bis 1856. 8. Berlin. Heymann. 1 Thlr.

Ohlert, E.: Leitfaden bei dem Unterrichte in der Naturgeschichte für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. 2te verbesserte und erweiterte Auflage **). 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 15 Sgr.

Palleske, E.: Schillers Leben und Werke. I. B. gr. 8. Berlin. Duncker (W. Besser's Verlagshandlung). 2 Thlr.

Neueste Gewichts-Tabelle zur Ermittelung des Preises von Waaren im Betrage von 1 Pf. bis 5000 Thlr. nach dem vom 1. Juli 1858 ab giltigen neuen Gewicht im Verhältniß zum alten Gewicht. Fol. Labiau. Weiß. 2 Sgr.

Pape, C. F.: Entgegnung auf die von dem Königl. Ober-Tribunal in Berlin in seinen Rechtssprüchen aufgestellte Ansicht von dem Wesen der Hypothek nach Preuß. Rechte, — nebst Bemerkungen über 23 von demselben Gerichtshofe in Hypothekensachen ergangene Erkenntnisse, — sowie Anhang über 1) Rechtsweg durch 3 Instanzen und Urtheilsfassung, 2) Gründung einer juristischen Zeitschrift, 3) Vindikation von Grundstücken in nothwendiger Subhastation, 4) Eintragung in des Mäklers Taschenbuch. 8. Berlin. Geelhaar. 22½ Sgr.

Rosenkranz, K.: Apologie Hegels gegen Dr. R. Haym. gr. 8. Berlin. Duncker & Humblot. 8 Sgr.

— — Wissenschaft der logischen Idee. I. Theil: Metaphysik. gr. 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 2 Thlr. 24 Sgr.

Saalschütz, J. L: Die Ehe nach biblischer Vorstellung von dem Werthe des Weibes. gr. 8. Königsberg. Gräfe & Unzer. In Commission. 3 Sgr. ♁

(Fortsetzung folgt.)

*) Die erste Auflage erschien 1856.

**) Die erste ist 1837 erschienen.

Den geehrten Herren Mitarbeitern.

Um gefällige Angabe von Druckfehlern, besonders in eignen Abhandlungen, wird ergebenst gebeten.

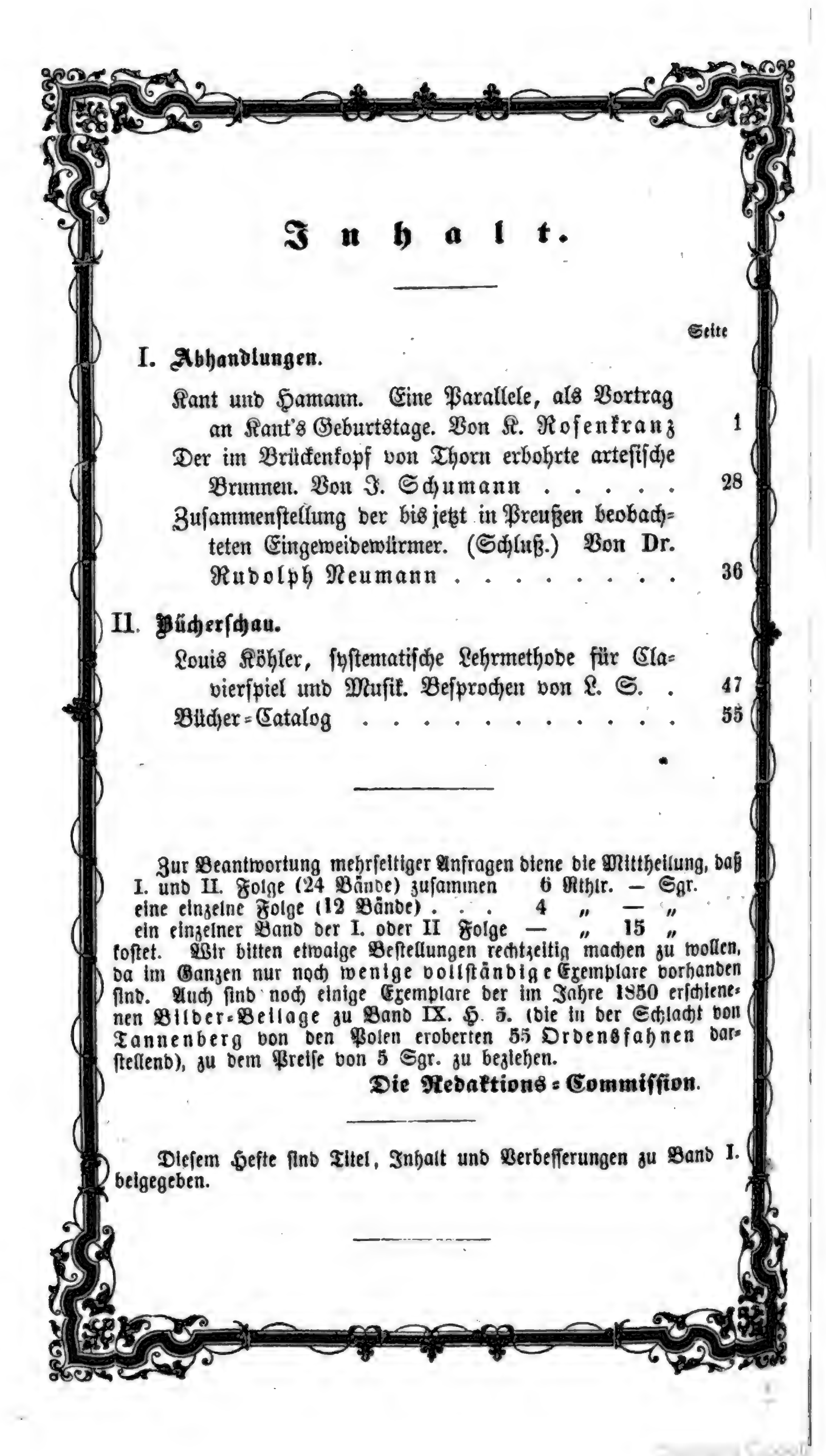
Bei Separatabzügen (die Zahl der Exemplare darf nicht 100 übersteigen) werden Satz und Druck für den Bogen

1. wenn die Columne umbrochen werden muß, mit . . 1 Thlr. 5 Sgr.
2. wenn die Columne nicht umbrochen werden darf, jedoch andere Seitenzahlen eingesetzt und die der Abhandlung fremdartigen Theile herausgenommen werden sollen, mit . . . . — „ 25 „
3. wenn der Bogen ganz unverändert abgezogen werden kann, nur die Kosten des Papiers berechnet.
4. ein weißer mit gedrucktem Titel versehener Umschlag kostet . . . . 1 „ 10 „

Auch das Heften der Separatabdrücke, mag es nun mit einfachem Rücken oder feinem farbigen Umschlage beliebt werden, wird zu billigem Preise besorgt.

Wir bitten, auf dem Manuscript die Zahl und die Art der gewünschten Separatabdrücke bemerken zu wollen und zugleich den Ort, wohin die Separatabdrücke von der Druckerei zu schicken oder durch die Post, auf Kosten der Empfänger, zu befördern sind.

Digitized by Google



Inhalt.

Seite

I. **Abhandlungen.**

Kant und Hamann. Eine Parallele, als Vortrag an Kant's Geburtstage. Von K. Rosenkranz . . . 1

Der im Brückenkopf von Thorn erbohrte artesische Brunnen. Von J. Schumann 28

Zusammenstellung der bis jetzt in Preußen beobachteten Eingeweidewürmer. (Schluß.) Von Dr. Rudolph Neumann 36

II. **Bücherschau.**

Louis Köhler, systematische Lehrmethode für Clavierspiel und Musik. Besprochen von L. S. . 47

Bücher-Catalog 55

Zur Beantwortung mehrseitiger Anfragen diene die Mittheilung, daß

I. und II. Folge (24 Bände) zusammen	6 Rthlr.	—	Sgr.
eine einzelne Folge (12 Bände) . . .	4 „	—	„
ein einzelner Band der I. oder II Folge	— „	15	„

kostet. Wir bitten etwaige Bestellungen rechtzeitig machen zu wollen, da im Ganzen nur noch wenige vollständige Exemplare vorhanden sind. Auch sind noch einige Exemplare der im Jahre 1850 erschienenen Bilder-Beilage zu Band IX. H. 5. (die in der Schlacht von Tannenberg von den Polen eroberten 55 Ordensfahnen darstellend), zu dem Preise von 5 Sgr. zu beziehen.

Die Redaktions-Commission.

Diesem Hefte sind Titel, Inhalt und Verbesserungen zu Band I. beigegeben.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten
der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 2. August.)

Band II. (LX.) Heft 2.

Königsberg, 1858.
In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges.

Zur Erinnerung an die Zustände unserer Stadt vor hundert Jahren nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen.

(In einem öffentlichen Vortrage am 25. Febr. d. J. mitgetheilt.)

(Fortsetzung.)

1759. B. C. D. *).

„Den 8. Januar in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr entstand allhier bei einem sehr heftigen Sturmwinde aus Südwesten ein Feuer auf dem Roßgarten, welches bei einem Tischler ausbrach und der Stadt gar leicht einen entsetzlichen Schaden hätte zu ziehen können. Es wandte aber Gottes Erbarmen die Strafe ab, und es blieb nur bei zwei Häusern, welche in die Asche gelegt wurden, davon man den Schaden auf 3000 Gulden schätzte. Dieses war nach Ankunft der Russen das erste Feuer, welches ausgebrochen. Bei demselben ließen zwar die Russen Feuerlärm auf der Trommel schlagen, nur wurde die Rathsglocke nicht wie gewöhnlich gezogen. Die Truppen haben dabei eine gute Ordnung beobachtet. Den 5. Jan. wurde von dem Herrn Gouverneur eine gedruckte Ordre an alle Commandeure bekannt gemacht, daß sie Alles, was sie von den Einwohnern nehmen, auch bezahlen sollten. Um den Anfang des Januars wurde ein Nachschuß zu dem drit-

*) Der Verfasser bemerkt, daß hier einer der Verse aus der Königsberglschen Zeitung eingeschaltet werden könnte; aber die dazu angeführte Beilage befindet sich nicht bei der Handschrift.

ten Termine der Contribution beigetrieben, und man mußte von jeden 100 Gulden 18 Groschen erlegen *): proh Dolor! Den 10. Januar wüthete ein gewaltiger Orkan, welcher bis gegen den Morgen des 11ten fortwährte. — — Den 12ten begingen die Russen ihr Neujahr, und es wurden zwischen 9 und 10 Uhr die Kanonen von den Wällen abgefeuert: zwischen 11 und 12 Uhr wurde dies wiederholt, und bei der Mahlzeit des Gouverneurs wurden sie gleichfalls gelöst."

„Den 17. Jan. feierten die Russen allhier das Fest der heiligen Drei Könige mit großen Solennitäten. Die Art, wie solches geschah, ist in der Königsbergischen Zeitung Nro. 6. von dem 19. Jan. gemeldet: vergl. von diesem Feste Salmon's Staat von Rußland **). — Den 22. Jan. war es nunmehr ein Jahr, daß die Russen in Königsberg eingerückt. Wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, so haben wir ***) außer der Contribution nichts Feindliches bis hieher empfunden. Es ist die beste Kriegszucht beobachtet, die Salaria sind richtig ausgezahlt, Niemand gekränkt und das Meiste in vorigem Stande gelassen worden. Wir haben dies für eine Wohlthat zu erkennen, daß wir in des Herrn Gouverneur von Korff Excellenz den besten Herrn haben. — Den 22. Jan. wurde mit den Königsbergischen Zeitungen eine merkwürdige Beilage ausgetheilt, darin die Russische Regierung eine Parallele zwischen ihrem Verhalten und dem des Königs von Preußen in Sachsen anstellte, und zuletzt meinte, daß die Preußen Ursache hätten, den Himmel anzurufen, daß er die Russische Regierung noch lange dem Lande erhalten möge. — Den

*) Also noch ein Nachschuß von $\frac{3}{8}$ Procent des abgeschätzten Vermögens.

**) Thomas Salmon († 1743) gehörte zu den verdienstlichsten Compilatoren statistischer Nachrichten über die bekanntesten Völker in seiner Zeit. Sein Hauptwerk war: Modern history, or the present state of all nations, London 1724, 3te Ausg. ebendas. 1744—50, 3 Vol. Fol. Daraus war unter anderen Arbeiten ins Deutsche übersetzt: Historie und Beschaffenheit von Europa 1te Abtheilung. Altona 1751, 4to, enthaltend Rußland, Schweden und Dänemark: auf dieses Buch verweist der Verfasser.

***) Der Verf. meint hier zweifellos nur die Bewohner Königsbergs, da er selbst so Vieles über die Zügellosigkeit der Russen auf dem Lande und über ihre harten Forderungen von den Landbewohnern aus dem Jahr 1758 erzählt hat. Wie sehr er aber auch selbst in Bezug auf Königsberg sich täuschte, zeigen seine Erinnerungen aus den nächsten Monaten!

23—26. Jan. hörte man von allerhand Excessen, welche die Russischen Soldaten theils an einem Thorschreiber an dem Steindammschen Thore, theils an der Altstädtschen Wache und an unterschiedenen Leuten verübt hatten, woran die Sorglosigkeit einiger Oberbefehlshaber Theil gehabt. — Den 28. Januar liefen von Gumbinnen und Tilsit einige traurige Nachrichten ein von einer epidemischen Krankheit und starkem Sterben der Leute, und man besorgte etwas Ansteckendes. Wir haben von Anfang bis zu Ende dieses Monats einen beständigen Wind und Regen und gar keinen Frost gehabt. — Den 31. Jan. wurde auf Veranstaltung des Herrn Gouverneurs in dem Comödienhause eine Redoute für Leute von Distinction gegeben."

„Den 2. Febr. wurde eine Ukase publicirt, daß Niemand ohne Paß wegreisen noch eine verdächtige Correspondenz führen sollte. Man besorgte ein Lazareth für 2000 Russische Kranke, und man befürchtete daraus viele contagieuse Zufälle. — Den 9. Febr. kam gegen halb drei Uhr Nachmittags der General Graf v. Fermor von Marienwerder allhier in der Stille an, und setzte nach 5 Uhr seine Reise nach Petersburg weiter fort. — Ein Russischer Capitain vergriff sich an Herrn Kannholz auf eine unvernünftige Art, und da dieser bei dem General Villeboi um Satisfaction anhielt, bekam er zur Antwort: „die Königsberger verdienten alle, daß sie geprügelt würden." — Der Senat bekam in Erfahrung, daß die Russen einen Studiosus heimlich in Ketten gelegt und auf dem Nassengarten in einem Hause gefangen hielten; man zeigte dies dem Gouverneur an und bat um die Extradition. — Den 14. Febr. wurde das Namensfest der Princessin Anna, einer Tochter des Großfürsten, wie gewöhnlich gefeiert, und der Gouverneur gab eine Redoute in dem Comödienhause. — Es hielt um diese Zeit schwer, aus den Thoren der Stadt zu kommen, und man hatte große Schwierigkeiten bei Erhaltung des Passes, da man sich erst auf dem Rathhause, nachher bei dem Platzmajor melden mußte. Man lebte also hier wie in einem Gefängnisse, und die Spaziergänge waren größtentheils benommen. — Noch zu dieser Zeit wurde nach dem Bericht der Zeitungen das Corps Russen um Thorn und Marienwerder auf 33,000 Mann geschätzt. — Am 20. Febr. wurde dem Consistorium anbefohlen, sowohl den General- als auch den zweiten Gouverneur in das öffentliche Kirchen-

gebet einzuschließen: und es wurde zu dem Ende auch ein Formular gedruckt und nach den Predigten abgelesen. — Den 21. Febr. wurde das Geburtsfest des Großfürsten gewöhnlichermaaßen gefeiert. Des Abends war eine Illumination vor dem Stallplatz und in der Stadt. Vor dem Stallplatz hatte Herr Kannholz drei Bilder. Das erste stellte einen Palmbaum vor mit der Ueberschrift ad imperandum natus; das andere einen Anker mit der Ueberschrift Salve Spes Regni und das dritte eine Perlenmuschel, die auf dem Tische lag, mit der Ueberschrift e favore coeli. — Den 22sten feierte die Akademie den Actum in Gegenwart vieler Damen, und der Prof. Werner hielt eine Deutsche Rede, die an sich selbst nicht viel sein wollte. — Den 23. Febr. sah ich sieben Russen, welche ganz nackt in das Wasser bei der Festung sprangen und sich darin badeten, auch sich im Kalten wieder anzogen. — Es nahmen einige Weibspersonen Russische Soldaten zur Ehe und gingen zur Griechischen Kirche über, bei welcher Gelegenheit sie von neuem getauft wurden. Die Popen brachten dabei recht schändliche Ceremonien an, welche die Ehrbarkeit verschweigen heißt."

„Den 25. und 26. Febr. Man hörte von unterschiedenen Gewaltthätigkeiten, die auf dem platten Lande durch die Russen verübt worden, da sie den Leuten unter Bedrohung das Ihrige weggenommen, die Weiber geschändet, ja gar ein Gebäude in Brand gesetzt, daß die Soldaten, da man sie mit dem Gouverneur bedroht, nicht viel danach gefragt u. s. w. — Der bisherige Commandant der Stadt Königsberg, Brigadier von Treyden, mußte von hier nach der Armee abgehen, und in seine Stelle ward gesetzt der Obrist von Hellwig; bis zu dessen Ankunft führte das Interims-Commando der Obrist von Benckendorff. — Gegen die letzten Tage des Februar stellte sich mit einem ziemlich starken Wind aus Osten, der Frost ein, nachdem es den ganzen Februar gestürmt, geregnet und ganz gelinde gewesen."

„Den 2. März des Abends um 8 Uhr überfielen Russische Soldaten etwa 5 Mann stark einen Barbiergesellen auf der Laack, der mit einer Laterne in der Hand ging, hieben ihm, da er sich etwas zur Wehr setzte und losreißen wollte, ein großes Loch bis auf den Knochen in den Kopf, nahmen ihm die Uhr und 22 Rubel Geld weg, und ließen ihn im Blute liegen: eine vortreffliche Kriegszucht. — Alle Pferde in der Stadt wurden aufgeschrieben,

um gebraucht zu werden. Es wurden alle Fahrzeuge zu Wasser, auch die fremden, in Beschlag genommen, um den Proviant nach dem Lager zu führen. — Den 4. März als am Sonntage Invocavit wurde eine Redoute im Comödienhause gehalten, wodurch der Sabbath geschändet worden. Ein gewisser Professor, der bereits eine Vocation als Rector hatte*), (Professor Watson) fand sich auch auf der Redoute in einem Kleide ein, wie es die Pedelle bei Solemnitäten tragen. Er hatte ein Scepter in der Hand und ein Packet Schriften unter dem Arme, die er allda austheilte; darunter war ein geschriebener Vers an den Herrn Gouverneur und an die Gräfin von Kayserling**). Es wurde ihm aber dieser Austritt sehr übel ausgelegt."

„Den 4. und 5. März rückte ein Theil von den hiesigen Russischen Truppen nach der Weichsel; man rechnete die Zahl der Ausmarschirten über 2000 Mann. Die armen Landleute mußten bei den Fuhren viel ausstehen und ihre Pferde und sich selbst ruiniren. — Es kamen um die Mitte des März immer mehr Truppen aus Rußland, die sich zur Armee verfügten. Um diese Zeit sah man ein Manifest in den Berlinischen Zeitungen, welches der König von Preußen hatte ergehen lassen, worin er der Republik Polen die Ursache eröffnete, warum einige seiner Völker in Polen einrücken sollten. Den 17. und 18. März mußte ein Russischer Bediente, der etwas verbrochen, vor der Wache an einer Kanone angebunden stehen, und zwar mit nackten Füßen, bloßem Haupte und einem dünnen Wamse ohne Aermel. Ob es nun zwar eben kein starker Frost war, so ließ es sich doch leicht erachten, daß dies eine empfindliche Strafe sei. — Den 18. März wurden alle Collegia beordert, den von Petersburg nach Königsberg zurückkom-

*) Watson war Professor extraordinarius in der philosophischen Facultät und war nach Mitau berufen.

**) Das Haus des Grafen von Kayserling bildete damals in Königsberg den Mittelpunkt für das höhere gesellige Leben und eine edlere Unterhaltung über neuere Erzeugnisse der Französischen und Deutschen Literatur. Die Gräfin von Kayserling war die belebende Seele dieses geistigen Cirkels, dem auch Kant angehörte und der sich viele Jahre in Königsberg erhielt. Der Graf besaß das Haus auf dem Roßgarten, in welchem gegenwärtig die Dienstwohnung des kommandirenden Generals ist, als sein Eigenthum. Vgl. Goldbeck's liter. Nachrichten über Preußen Bd. II. S. 44—50.

menden Graf von Fermor zu bewillkommnen. Einige vornehme Deputirten mußten ihm bis Quednau entgegen fahren. Den 19ten um halb 6 Uhr des Abends traf er allhier unter Abfeuerung der Kanonen und Vorherreiten 10 blasender Postillone ein. Die Soldaten standen von seinem Quartier bis auf den Roßgarten in Parade, und gaben ein dreimaliges Heckenfeuer. Einige aus den Collegiis mußten von 9 Uhr Morgens auf ihn warten, und es ist bei Ankunft der Könige von Preußen niemals ein solcher Aufzug gewesen. — Den 21. März fuhren des Herrn Grafen von Fermor Excellenz unter Abfeuerung der Kanonen gegen 11 Uhr Vormittags von hier nach der Armee ab, und waren zuvor alle Collegia beordert, von demselben Abschied zu nehmen: NB. welch' ein übertriebenes Ceremoniell! — Herr Dr. Arnoldt fand unter seinen Schriften eine Rede, daraus man sehen konnte, daß vor 100 Jahren um eben diese Zeit ein Nicolaus Korff, ein Anverwandter von unserm jetzigen Gouverneur Nicolaus Korff, auch Gouverneur in Preußen gewesen*) und allhier gelebt hat."

„Den 25. März erstach ein Russischer Soldat einen anderen, nachdem sie in einem Saufkeller in der Magistergasse Händel gehabt; der Thäter wollte sich durch die Flucht salviren, wurde aber ergriffen. — Den 28sten promovirte ein würdiger Sohn des Prof. Teske in Doctorem juris, bei welchem Actu diese merkwürdigen Umstände waren: 1) ein Greis von 78 Jahren, Dr. Bolz, war Brabeuta); 2) eine ziemliche Menge von Damen war im Auditorio zugegen; 3) war der Herr Gouverneur von Korff auch gegenwärtig, und zwar im Namen der Russischen Regierung. — Es rückten immer mehr Truppen aus Rußland herunter, und es soll sicheren Nachrichten gemäß eine Armee von 90,000 Mann Russen dem Könige von Preußen entgegen gestellt werden; viele sprechen gar von 130,000 Mann. — Den 31. März lief die Zeitung ein, daß die kaiserlich-großfürstliche Princessin Anna von anderthalb Jahren gestorben; und es wurde durch das Consistorium den Geistlichen anbefohlen, den Tag darauf als an dem Sonntage Judica ihre Predigten danach einzurichten und für die Gesundheit der Kaiserin

*) Ein solcher Gouverneur aus den J. 1650—60 ist historisch nicht beglaubigt; der damalige Statthalter des Landes war Fürst Bogislaw von Radziwill; es gab auch keinen Preußischen General Korff in dieser Zeit.

den Himmel anzuflehen: auch wurde dieser Todesfall durch eine Ukase den 31. März bekannt gemacht."

„Den 2. und 3. April. In dem Anfange des Aprils marschirten immer mehr Truppen durch diese Stadt zur Russischen Armee, die meistentheils alle von gutem Ansehen und ein Kern vom Volke waren. — Die Preußischen Gefangenen wurden nach Petersburg geschickt, worunter auch der Graf Schwerin, ein Adjutant des Königs. Den 2. April erging von dem Gouvernement an das hiesige Consistorium ein Befehl, es sollte an alle Kirchen im Lande eine Ordre gesandt werden, wodurch den Predigern anbefohlen wurde, ihre Gemeinden zum Gehorsam gegen die Kaiserin anzumahnen. Sie sollten bedenken, was ihnen für Wohlthaten von der Kaiserin widerfahren, da andere Länder so mitgenommen, verheert und verwüstet würden. Den 9. und 10. April: es wurde eine überaus große Menge von Heu auf Litthauischen Kähnen hieher gebracht und der Russischen Armee zugeführt. — Den 15. April ward von der freien Gesellschaft *) der Tag gefeiert, an welchem vor 100 Jahren der vortreffliche Dichter Dach diese Welt verlassen. Es kamen auf diesen Vorfall zwei Gedichte hervor, das eine in Deutscher Sprache von Johann Jacob Kayser, darin die Geschichte der heiligen Dichtkunst auf drei Bogen abgehandelt wurde; das zweite war in lateinischer Sprache von Johann Christian Granor abgefaßt, worin die Frage untersucht wurde, warum die Deutschen Dichter vormals die lateinische Poesie der Deutschen vorgezogen. Den 18. April hielt der Schulcollege Lauson in der Kneiphöfischen Kathedralschule zum Andenken eben dieses Dichters eine deutsche Rede **). Merkwürdig war es, daß

*) Die freie Gesellschaft wurde vom Hofrath und Professor der Beredtsamkeit Gütther im J. 1743 gestiftet, zwei Jahre später als die hiesige königliche deutsche, mit der sie fast dieselben Zwecke verfolgte, nur daß diese von König Friedrich II. am 18. Aug. 1743 bestätigt worden, ein Zimmer auf dem Schlosse für ihre Versammlungen erhalten hatte, mehr aus Mitgliedern der Universität zusammengesetzt und mit dem Prädicate einer königlichen, d. h. vom Könige bestätigten Gesellschaft geehrt war. Die freie Gesellschaft ging indeß bereits im J. 1762 ein, wurde zwar 1787 vom Consistorialrath Dr. Wald wieder erneuert, aber dann unter Mitwirkung desselben am 25. Sept. 1788 mit der Königl. Deutschen vereinigt.

**) Joh. Friedr. Lauson, geboren zu Königsberg 1727, war 15 Jahre Lehrer bei der Löbenichtschen und Kneiphöfischen Schule, bis er 1765 das Lehr-

dieser extemporalische Dichter an dieser Schule eben die Stelle bekleidete, welche vor 100 Jahren auch Dach verwaltet hatte. — Den 20. April hielt Hr. Prof. **Poeseos extraordin.** Watson in dem großen Auditorium seine Abschiedsrede, da er nach Mitau als vocirter Rector sich begeben wollte. Es war eine große Versammlung zugegen, und des Hrn. Gouverneurs von Korff Excellenz nebst einem starken Gefolge von Damen war in dem Auditorio versammelt."

„Den 21. April. Man sah hier eine große Menge von Stroh, Heu und anderem, welches großentheils bei den königlichen Magazinen abgeladen war, theils in Fässern eingepackt und auf Gefäßen über Wasser nach der Armee transportirt wurde. Imgleichen schiffte man eine überaus große Menge von Kugeln ein; zugleich wurde eine starke Artillerie dahin geschickt, so daß es das Ansehen gewann, als ob nunmehro der arme König von Preußen völlig verschlungen und aufgerieben werden sollte. Unterdeß wollten doch einige versichern, daß die Truppen ungern dahin gingen. Man schickte von Rußland einen Senats-Secretär, Namens von Sukin, nach Königsberg her, welcher vornehmlich das Manufactur- und Commercienwesen, sowie die Producte des Landes hier untersuchen sollte, und er hatte die Vollmacht, daß ihm alle Sachen, die er nur verlangen würde, von den Collegiis ausgeliefert werden sollten." —

„Den 1. Mai. Man sah unter der Hand einige Probemünzen, die allhier geschlagen werden sollten; darunter war auch ein Schilling, auf dessen einer Seite die Buchstaben **E.** und **J.** in einem Zuge *), auf der anderen **Solidus Regni Prussiae** zu sehen waren. — Das Land wurde beordert, eine große Menge von Wagen und Pferden, davon man die Zahl bis 20,000 rechnete **), herbei zu schaffen. — Am 2. Mai wurde das Geburts-

amt freiwillig niederlegte und darauf die Stelle eines Zolleinnehmers am Licent erlangte. Er war der allezeit fertige Gelegenheitsdichter Königsbergs in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und hatte sich durch seine Improvisationen unter seinen Zeitgenossen bemerkbar gemacht. Die Gedächtnißrede auf Dach ist **1759** in **4.** gedruckt.

*) **E.** und **I.** für **Elisabetha Imperatrix.**

**) Hagen a. a. O. S. 544 führt aus dem Russischen Befehl in den Regierungsacten auch die Zahl von 5000 vierspännigen Wagen an.

fest der Großfürstin gewöhnlichermaaßen gefeiert. Viel prächtiger aber celebrirte man den 6. Mai, den Krönungstag der Kaiserin. Den Abend wurde eine Illumination in der Stadt und vor dem Schlosse gesehen, allwo unter andern vier Buchstaben P. S. A. C. brannten, darunter das P. Preußen, die übrigen Sibirien, Astrachan und Casan bedeuten sollten. Zwischen 10 und 11 Uhr Abends ward gegen dem Licenthause ein Feuerwerk angezündet, davon die Größe über 50 Schuh hoch war. Man sah in dem Plan den Namen E in einer Glorie: fernerhin das Bild der Kaiserin, die in der rechten einen Scepter, in der linken einen Pfeil hielt. Unter ihr hielten die Liebe und Großmuth den Namenszug Elisabeth und den doppelten Adler. Weiter unten wurde von dem Mercur das Russische Wappen gehalten; zur Seite stand ein Löwe und darunter ein Baum mit zwei Affen. Ganz oben waren die Worte: semper honos nomen meum. Es gingen manche Desordres dabei vor, das Feuerwerk dauerte nicht über anderthalb Viertelstunden. Den 7ten feierte die Akademie durch eine Rede den Tag. Den 8ten reiste der Herr Gouverneur zwischen 8 und 9 des Morgens nach Marienwerder, und der General von Kulmbach vertrat indessen seine Stelle."

„Den 17. Mai kam der Herr Gouverneur aus Marienwerder allhier wieder an, und eben dieser Tag, der 17te, war auch dessen Geburtstag, an welchem Herr Commercienrath Saturgus *) ihm durch ein geheimes Carmen gratulirte. — Den 18ten Nachmittags nach 2 Uhr entstand allhier ein Feuerlärm und die Glocken wurden geläutet. Es hatten nehmlich in dem Ochsenkruge in der vorderen Vorstadt einige Russen Patronen mit Pulver gefüllt und gegen 150 Pfd. Pulver dazu verarbeitet; diese Patronen verfertigten sie in dem Hintergebäude, und durch eine Unvorsichtigkeit wurden sie angezündet, da denn das Pulver das Gebäude aus-

*) Wahrscheinlich hatte dieses Festgedicht Bock selbst gemacht. Saturgus gehörte damals zu den reichsten Kaufleuten der Stadt; sein Naturalien-Cabinet war hier das bedeutendste, von welchem wir eine gedruckte Beschreibung besitzen. Nachdem der ehrenwerthe Mann verarmte, der Jahrzehende mit seinem Reichthume viel umfassende Wohlthaten ausübte, kam der größte Theil dieses Cabinets in den Besitz des Inspectors Lenz und nach dessen Tode wurden die werthvolleren Gegenstände, (namentlich die Conchylien) 1820 für das zoologische Museum der hiesigen Universität erkauft.

einanderwarf und viele von den Russen auf eine empfindliche Art beschädigte: das Feuer aber kam nicht zum weiteren Ausbruch. Welch' eine tolle Anstalt, Patronen in den Häusern füllen zu lassen?"

„Den 21. Mai wurde die Stadt Königsberg in eine große Bestürzung gesetzt, indem ihr eine Ukase promulgirt wurde, kraft welcher die arme Stadt abermals eine Million Albertus-Thaler*), das Land eine Million courante Thaler in zwei Terminen zahlen sollten. Der erste Termin sollte der 11. Juni und der zweite der letzte Juni sein. Wer nicht promt das seinige lieferte, der sollte in die Confiscation gefallen sein, wer nicht Geld hätte, der sollte Kleider und andere Meubles angeben: dieselben sollten nach der Taxe für baar Geld angenommen werden. Der Commercienrath Saturgus sollte auf diese Contribution 200,000 Gulden leihen**). Man wollte sagen, daß zu dieser Contribution der große Geldmangel in Rußland beigetragen (locus communis), auch daß die Kaiserin nichts davon wüßte. — Es sollte aus den Thoren Niemand gelassen werden, ohne vorher visitirt zu werden, damit nichts herausgeschleppt würde. Wer aus dem Thore wollte, wurde untersucht, er mußte seine Schuhschnallen, wenn sie von Silber waren, zurücklassen, auch durfte er kein Geld über einen Rubel mitnehmen. — Es sollten 200 Knechte geliefert werden, und für jeden Knecht sollte der Magistrat eine Caution von 200 Thlr. stellen. Gott erbarme sich über uns! — Der Senat war den 21sten beisammen und beschloß eine Supplik einzuliefern. — Den 23. und 25. Mai mußten gegen 200 Arbeits- und gemeine Leute hiesiges Ortes nach dem Russischen Lager marschiren, um zu Wagenknechten gebraucht zu werden, worüber unter den Weibern und Kindern ein großes Lamentiren entstand. — Man

*) Die Alberts-Thaler waren besonders in den Russischen Ostseeprovinzen die allgemeinste Handelsmünze und wurden auch daselbst geprägt. Ihr Werth schwankte zwischen 1 Thlr. $12^1/_2$ Sgr. und 1 Thlr. 15 Sgr.

**) Das wäre etwa $^1/_{22}$ der gesammten Forderung von Königsberg gewesen. Ueber den Umfang dieser zweiten Contribution ist C. Hagen a. a. O. S. 544 nach den Excerpten aus den Acten der hiesigen Regierung zu vergleichen. Das platte Land hatte schon vorher von jeder Culmischen Hufe 2 Scheffel Mehl, 2 Metzen Grütze, 4 Scheffel Hafer, 4 Centner Heu, 20 Bund Stroh und 8 Scheffel Häckſel zu liefern.

besorgte sogar eine Plünderung und alles war voll Schrecken. — Es wurde jedem angedeutet, eine genaue Specification von seinem baaren Gelde, Juwelen, Gold und Silber und Waaren, wo er welche hatte, anzugeben: man bedrohte mit einer militärischen Hausvisitation."

Junius 1759.

„Nunmehr fing eine elende Zeit an; die Contribution sollte abgetragen werden und der erste Termin nahte sich. Jeder, der ein Gewerbe, Profession oder Handthierung hatte, sollte 15⅙ Procent darüber aufbringen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Silber in die Münze geliefert und die Klagen wurden allgemein: keine Vorstellungen wurden angenommen, die Akademie wurde mit den übrigen zurückgewiesen, obwohl man ihr versprochen, sie bei den Privilegien zu schützen; der mittlere Stand mußte vornehmlich bluten, alles war voll Jammer das Geld aufzubringen. Das Deputatholz wurde der Akademie nur bis drittehalb Achtel auszuliefern festgesetzt *), auch die Hälfte wirklich zugeführt. — Den 8. Juni wurde durch ein Patent bekannt gemacht, daß die in der Münze bisher geschlagene und auf Preußischen Fuß gesetzte Sorte im Handel und Wandel ohne alles Bedenken angenommen werden sollte. Der Befehl wurde drei Sonntage nach einander von der Kanzel publicirt und man sah bereits in den folgenden Tagen unterschiedene neue Stücke davon herumgehen. Den 14ten wurde auf dem Altstädtischen Rathhause eine öffentliche Auction gehalten, dahin die Leute ihre Meubles aus Mangel des Geldes zur Contribution geliefert; sie sollten verkauft und das Geld zur Casse gezogen werden: man erreichte aber nicht den Zweck, indem vielleicht aus Mangel des Geldes die Effecten nicht losgeschlagen werden konnten."

„Man fing um die Mitte des Monats, das bisher ins Stocken gerathene, neu angelegte Fortificationswerk um die Festung fortzusetzen, und es wurden täglich viele ausgestochene Rasen durch Karren angefahren: man vermehrte und erhöhte die Schanzkörbe oder

*) Die ordentlichen Professoren erhielten neben ihrem Gehalt ein Deputat von 5 Achtel Holz (16⅔ Klafter) und 44 bis 79½ Scheffel Getreide (10/13 Roggen, 2/13 Gerste, 1/13 Erbsen).

Schießscharten; und der Oberst von Molina hatte darüber die Direction*). — Es rückten den 16. Juni, dem Verlaute nach aus Liefland, noch 20 Bataillone frischer Truppen nach Preußen, welche zur Armee stoßen sollten. Es lief den 15. Juni von Ortelsburg an des Hrn. Gouverneurs Excell. von dem dortigen Accise-Einnehmer Weber ein poetisches Handschreiben**) ein, darin er um die Erlassung oder Milderung der Contribution für die Stadt Ortelsburg anhielt. — Den 19. Morgens um 8 Uhr kam der commandirende General en chef Graf von Soltikof unter Abfeuerung der Kanonen allhier an. — Den 21sten wurde ein Rescript auf dem Rathhause publicirt, daß die Kaufleute, die noch nicht den ersten Termin der Kriegssteuer abgetragen, bei gewisser Confiscation ihrer Waaren und Güter vor dem 25sten hujus sich unfehlbar damit einfinden, die übrigen Einwohner aber ernstlich gewarnt werden sollten, diese Einzahlung mit dem allernächsten auch zu bewerkstelligen. — Den 23sten um 7 Uhr des Abends reiste der General von Soltikof unter Abfeuerung der Kanonen von hier zur Armee, um das Ober-Commando daselbst anzutreten; er war ein alter Mann von etwa 74 Jahren und viele rühmten ihn. — Bei Abfeuerung der Kanonen kam ein Kanonier durch Zersprengung des Geschützes um das Leben. — Es wurden Verordnungen bekannt gemacht, wie es mit dem Verkauf des Silbers und Goldes in der Münze gehalten werden sollte, weil man allerhand Unordnungen dabei entdeckt hatte. — Auch wurde von der Steuer-Commission anbefohlen, den letzten dieses Monats sich mit der Contribution bei unausbleiblicher Execution abzufinden: indessen ließen es viele auf das äußerste ankommen. — Den 28sten wurde eine Ukase publicirt wegen einiger Personen, die in der Stadt Pillau eine Conspiration wider die Festung angezettelt***)."

*) Der Russische Obrist Baron von Molina war bereits im J. 1757 im Feldzuge des Feldmarschall Apraxin der erste bei dem Russischen Hauptquatier angestellte Ingenieur-Stabs-Officier gewesen, vergl. Weymarn S. 43, 46, 63.

**) Es wird als hinzugefügte Beilage angeführt, die sich aber bei der Handschrift nicht mehr vorfindet.

***) Es ist damit die Verhaftung des Postmeisters Johann Ludwig Wagner und seiner Gefährten gemeint, die in ihren Aeusserungen und Briefen zu unvorsichtig ihr Preußisches Gefühl hatten durchblicken lassen: Wagner mußte deshalb

Digitized by Google

„Den 1. und 2. Juli. Die auswärtigen Zeitungen liefen unordentlich ein, und man wußte nicht die Ursache, warum einige zurückgehalten wurden. Alles war hier in Furcht und Hoffen wegen des Ausganges der Schlachten, die man draußen vermuthete, und der Abtrag der Kriegessteuer schlug die Gemüther sehr stark nieder. — Den 6ten kam ein Bataillon aus Kurland an, welches nach der Armee marschirte. — Es kam immer mehr Proviant von Mehl, Grütze u. s. w. aus Kronstadt und Petersburg über Wasser allhier an, darunter aber Vieles bereits verdorben war. Einige machten die Anmerkung, daß man dadurch dem dortigen Lande nütze, dem hiesigen aber den Gewinnst nicht gönnen wollte, da es doch hier noch wohlfeiler hätte angeschafft werden können: ein Griff, das Land noch ärmer zu machen. — Den 9ten sollte mit der Exekution der Anfang geschehen, um sie in die Häuser derer zu verlegen, die noch nicht die Contribution abgetragen; es wurde aber dieselbe ausgesetzt. — Den 10. Juli wurde das Petri-Pauli-Fest wie gewöhnlich gefeiert. — Den 13ten und 14ten gingen einige Truppen von hier nach dem Lager. — Den 14ten wurde bei einigen der Anfang mit der Exekution gemacht und man legte ihnen Soldaten ins Haus."

„Den 18. Juli wurde auf dem Rathhause bekannt gemacht, daß den Einwohnern 4 Termine zur Abtragung des völligen Contributions-Quanti gelassen werden sollten, und daß der letzte bis in den September des Jahres 1760 ausgesetzt würde, woraus man abnehmen konnte, daß sie Preußen nicht so bald zu räumen sich vorgesetzt. — Den 27ten kam ein großer Theil der Belehnten, so der Stadtmagistrat in das Russische Lager zur Arbeit liefern mußte, wiederum zurück. — Den 28sten um halb 12 Uhr Vormittags wurde durch Abfeuerung der Kanonen in der Stadt angekündigt, daß die Russen über die Preußen einen Sieg erhalten *). — Den 29sten wurde deshalb auf Befehl ein Siegesfest gefeiert, doch ohne Illumination und Schießen. — Den 30sten kamen die drei Depu-

eine längere Verbannung in Sibirien (1760–63) erleiden, die er selbst, nicht ohne Untermischung der Dichtung mit Wahrheit in seinen „Schicksalen während seiner Staatsgefangenschaft" Berlin 1789, 8. beschrieben hat.

*) Es ist die Schlacht vom 22. Juli, welche General von Wedell mit 27,000 Mann gegen 72,000 Mann Russen in der Nähe von Züllichau verlor.

tirten **Henning**, **Housselle** und St. **Blancquart** aus Petersburg, und es lief die Zeitung, daß sie wohl aufgenommen worden. Es verlautete, als ob sie ihre auf der Reise und Präsenten angewandten Kosten auf 40,000 Thlr. rechneten."

„Den 3. August kam gegen Abend ein Courier aus dem Russischen Lager an, der auf dem Wagen zwei erbeutete Standarten, eine Trommel und den Hut des in der Action gebliebenen Generals Wobsernow mit sich führte: gewiß besondere Trophäen! — Die Umstände der den 23. Juli zwischen den Preußen und Russen vorgefallenen Action wurden vom dem Berlinischen Zeitungsschreiber selbst so angegeben, daß man den Verlust auf Preußischer Seite daraus für beträchtlich annehmen konnte. So wechselt das Glück des Krieges! — Den 7. August wurde ein Russischer Befehl in den hiesigen Zeitungen bekannt gemacht, wodurch die Sequestration der Güter aufgehoben wurde. Den 7ten wurde auf der Bürgerschaft bekannt gemacht, daß die Kaiserin der Stadt an der Contribution 1,600,000 Gulden erlassen habe *). — Es wurde vor dem Schlosse nahe an dem Thore ein Meilenzeiger aufgerichtet, worauf die Zahl der Werste von hier nach Memel eingezeichnet standen. — Man sah in den Beiträgen zu dem Altonaischen Mercur von dem 30. Juli 1759 eine sehr umständliche und merkwürdige Nachricht von der letzten Preußischen Contribution dieses Jahres 1759."

„Den 18. August zwischen 6 und 7 Uhr des Abends kam ein Courier mit zwei blasenden Postillionen und brachte die Zeitung, daß die Armee der Preußen totaliter geschlagen wäre **). Den 19ten zwischen 11 und 12 Uhr Mittags wurde durch Abfeuerung der

*) Dadurch wurde die Contribution auf etwa zwei Drittel der früheren Forderung herabgesetzt; durch spätere Verrechnungen für Lieferungen kam sie überhaupt für Königsberg bis Ende 1760 nur auf 533,333 Thlr. baar Geld, vgl. E. **Hagen** a. a. O. S. 545 Die Stadt Königsberg wollte ihre Dankbarkeit dafür dem Russischen Großkanzler Grafen von Woronzow, weil sie seiner Fürsprache diese Erleichterung zu verdanken glaubte, durch ein Geldgeschenk von 50,000 Rubel beweisen. Aber diese Geldsendung wurde von Woronzow mit einer in Rußland damals seltenen Großmuth, abgelehnt, wie dies ein dem Tagebuch beigefügtes Schreiben vom 10. Dezember 1759 beweist, das ich in der Beilage c. abdrucken lasse.

**) Die traurige Niederlage, welche Friedrich der Große selbst bei Kunersdorf gegen die vereinigten Russen und Oesterreicher unter Soltikof und Laudon erlitt.

Kanonen der Sieg bekannt gemacht, den die Russen über die Preußen bei Frankfurt den 12. August erhalten hatten. Den Tag darauf, als an dem 10ten Sonntage nach Trinitat., gab der Herr Gouverneur ein großes Tractement, wobei unter dem Gesundheittrinken die Kanonen auf dem Schloßplatze stark abgefeuert wurden. Der Gottesdienst aber in der Schloßkirche blieb ausgesetzt. Den 22. hujus ward ein Siegesfest in den Kirchen gefeiert; an demselben hielt der Hofprediger Dr. Arnold eine Predigt in der Schloßkirche, darin er zum Texte die Worte gewählt, Brief an die Römer Cap. 11 V. 22,23 *). Er stellte aus demselben vor die Pflichten der Ueberwinder und die Pflichten der Ueberwundenen, a) wie der Ueberwinder nicht trotzig, b) der Ueberwundene nicht verzagt sein sollte. Zum Eingang hatte er die Worte: des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Er hatte einige Stellen in die Ausführung fließen lassen, die ihm sehr übel ausgelegt wurden. Darunter waren die Worte: Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darnieder liege u. s. w. Nach der Predigt ließ ihm der Gouverneur das Concept abfordern. Zwischen 7 und 8 Uhr Abends wurde ihm ein Offizier mit 6 Mann ins Haus geschickt, und er mit einem starken Arrest belegt. Es wurde Niemand zu ihm gelassen, keine Messer und Gabel waren ihm erlaubt, ja sogar die Putzscheere weggenommen. Den 23. August wurde er unter einer Escorte zum Verhör auf das Schloß jedoch in einem Wagen geführt. Die Akademie, das Consistorium und viele andere Personen legten Intercessiones für ihn ein; doch war Alles umsonst, und der Bericht ging nach Petersburg. Hierauf verfiel Arnoldt in eine starke Krankheit: es war nahe daran, daß er selbst persönlich nach Petersburg geschickt werden sollte, doch wurde dies noch hintertrieben."

„Den 23. August um 4 Uhr Nachmittags wurde allhier durch einen starken Sturm und ein fallendes Hagel- und Regenwetter das Feuerwerks-Theater, so gegen dem Licent überstand, umgeworfen. Da sich unten einige Frauen, die neben an ihre Wäsche

*) Die Worte des Textes lauten: „Darum schaue die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibst, sonst wirst du abgehauen werden. Und jene, so sie nicht bleiben in dem Unglauben, werden sie eingepropfet werden; Gott kann sie wohl wieder einpropfen."

hatten, vor dem Regen darunter verborgen, fiel das Theater während der Zeit ein, schlug drei davon todt, und zwei wurden ziemlich hart verwundet. — Die Fortification in Memel wurde eifrig fortgesetzt und der Obrist Molina mußte hinüber und sie dirigiren. — An dem 26. August brachte man hier eine große Anzahl von Fahnen und anderen Trophäen ein, die man den Preußen abgenommen und nach Petersburg schickte, welches man auch durch die hiesigen Zeitungen meldete. — Es kamen hier täglich viele Deserteurs und Gefangene aus dem Preußischen Lager an, und man richtete häufig Proviantháuser, sogar auf dem Ochsenmarkte, zu Magazinen auf. Es wurden auf Befehl des Gouvernements zwei Staatsfeste eingezogen, nämlich das Fest St. Andreä und des Alexander Newski, so daß zwar der öffentliche Gottesdienst einging, aber doch des Abends die Lichter angesteckt werden und des Vormittags die Arbeiten wegbleiben sollten."

„Den 1. September rückte zwischen 11 und 12 Uhr ein Russisches Cuirassier-Regiment ein, das dem Großfürsten gehört und dessen Commandeur und Obrist er selbst ist, der Vice-Obrist hieß Tolstoi; die Mannschaft nebst den Pferden war ansehnlich. Doch möchten die Preußischen Officire noch an Egalité und Accuratesse etwas vermißt haben. Es bestand aus etwa 6000 Mann. — Den 10. September wurde das Alexander-Newski-Fest ohne Gottesdienst, doch mit Unterlassung der Arbeit und mit gewöhnlicher Illumination der Häuser celebrirt. — Es wurden immer mehr Proviantháuser von zusammengeschlagenen Brettern um den Pregel aufgeführt, damit das zu Wasser immer häufiger ankommende Getreide desto bequemer ausgesetzt werden konnte. Die Gebäude waren nur von hölzernen Brettern zusammengeschlagen. — Den 15. Sept. ließ sich eine Gesellschaft unserer übermüthigen Damen, die sich bei einem Begräbnisse des Kaufmanns Pichlau in der Haberbergischen Kirche eingefunden, gefallen eine Tasse Kaffee in der Kirche zu trinken: die Sache wurde aber supprimirt. — Den 16ten wurde das Namensfest der Kaiserin gefeiert und dem Dr. Arnoldt die Wache abgenommen. — Den 17ten feierte es die Akademie: den Actum hielt der Professor Hahn, weil der Ordinarius krank war: er stellte vor das gläubige Vertrauen auf die Verheißungen Gottes als eine Eigenschaft der Monarchen. — Den 21. September reiste der Senats-Secretair von Sukin ab: er hat in Petersburg das Depar-

tement über die Manufacturen, das Commercium, Bergwerk und Münzwesen. Seine Verrichtung war hier gewesen, die Verfassung vom Commercium und Manufacturen hiesiger Stadt sich bekannt zu machen; er nahm einen ganzen Wagen voll von Nachrichten mit sich. — Den 21. September wurden sehr viele eiserne Kanonen, die man von Riga kommen lassen, allhier ausgeschifft, um die Festung damit zu besetzen, von der man vermuthlich einiges Geschütz nach dem Lager geführt."

„Den 1. October wurde das Geburtsfest des jungen Großfürsten wie gewöhnlich gefeiert. — Den 8ten des Abends um 10 Uhr entstand auf dem Königsgarten in einem Gebäude ein Feuer, welches aber nicht weiter um sich griff. — Es wurden immer mehr Magazine aufgebaut und mit Proviant gefüllt. — Den 9ten und an den folgenden Tagen brachte man einige Hunderte Preußische Gefangene und Blessirte hieher: es wurden für sie auf Ordre des Herrn Gouverneurs Lazarethe angelegt, auch Feldscheere und Doctores ihnen zugeordnet. — Es nahm nunmehr der zweite Contributions-Termin den Anfang und wurde wiederum den 12. Oct. mit Execution und Subhastation gedroht, auch wirklich in unterschiedene Häuser die Execution eingelegt. — Den 27sten reiste der Hr. Gouverneur nach Marienwerder, oder wie einige wissen wollten, nach Thorn, um einige Dispositionen für die Armee zu machen. — Es schlugen die Waaren, auch die Handwerker immer mehr mit ihren Arbeiten auf und ließen viel Uebermuth spüren."

„Im November machte man viel Anstalten die Zimmer im Schlosse zu repariren; die Arbeiter mußten Tag und Nacht sich allda beschäftigen; die nachläßigen wurden sogar mit Schlägen dazu angetrieben. Viele wollten eine besondere Einquartierung hoher Personen daraus muthmaßen. Es wurde in dem Anfang des Novembers dem Verlaut nach der von den Russen gefangen genommene, vormals Schwedische General Hordt nach Königsberg gebracht und auf dem Schlosse inhaftirt. Man brachte ihn nach Petersburg, und es ging die Rede, als sollte er den Schweden ausgeliefert werden, wo er an einem gewissen Verbrechen Theil hätte. — Die Russen verbrannten viel Holz und vergrößerten die Theuerung, verheiratheten sich häufig mit unseren Mägden, und trieben viel Unzucht u. s. w. — Den 11. Nov. kam der

Hr. Gouverneur von seiner Reise wieder zurück. Den 12. Novbr. fing die Schuchsche Gesellschaft ihre Schauspiele allhier an. Es langte immer mehr Proviant an, und es wurden die Magazine immer stärker angefüllt. — Um die Mitte des Novembers geschah die Auswechselung der Russischen und Preußischen Gefangenen: unter anderen kam von Seiten Rußlands der General Czernischef von Magdeburg hier an und ging nach Petersburg weiter. — Es liefen von Seiten der hier einquartirten Russen manche Klagen über Excesse ein; die Leute wurden überfallen, geplündert; auch wurde ein gefangener Preußischer Officier von einigen Russen mit sehr harten und barbarischen Schlägen gemißhandelt."

„Den 2. December, als den ersten Sonntag des Advents, ereignete sich allhier ein trauriger Vorfall. Es sollte nämlich der Dr. Arnoldt, welchem bisher die Kanzel untersagt worden *), seine Widerrufungspredigt in der Schloßkirche Nachmittags halten. Eine ungewöhnliche Menge Volkes war zu dem Ende in der Kirche beisammen, so daß einige gegen 5000 Menschen gerechnet haben. Ehe die Predigt den Anfang nehmen sollte, entstand in der Kirche ein Lärm, ohne daß jemand wußte wie **). Einige redeten von einem Feuer, andere sprachen von dem Einfall der Kirchendecke; noch andre stellten sich vor, als ob der Boden der Kirche sinken wollte, einige argwöhnten, daß man sich vorgesetzt, die Kirche zu sprengen u. s. w. Kurz zu sagen, es wußte niemand, was er für wahr halten sollte. Nach der Muthmaßung der Meisten, sollen die nachgebrachten Feuerstübchen ***) die erste Gelegenheit gegeben haben, welche bei dem Gedränge verschüttet und eine Besorgung des Feuers veranlaßt hätten. Ein terror panicus überfiel die Leute. Da nun ein Jeder bei dem Lärm aus der Kirche sich retiriren wollte, kam alles in die äußerste Unordnung. Dem Gou-

*) Dies war seit der Predigt vom 22. August geschehen, welche seine Haushaft veranlaßte.

**) Das allgemeine Gerücht, welches sich auch nach dem Abzug der Russen aus Königsberg erhielt, bezeichnete die Studenten als die Urheber des an verschiedenen Punkten in der Kirche veranlaßten Lärms, um dem Prediger Arnoldt den peinlichen Widerruf zu ersparen. Die darüber anbefohlene Untersuchung führte jedoch zu keiner Entdeckung des vermeinten Frevels.

***) In den Wintertagen war es erlaubt, während des Gottesdienstes irdene Gefäße mit Kohlen zur Erwärmung der Füße sich untersetzen zu lassen.

verneur ward die Sache auf dem Schlosse gemeldet: er verließ eiligst die Tafel, kam in die Kirche, und suchte das Volk zu bereden, um in der Kirche zu bleiben, und ihm den Ungrund des Schreckens aus dem Sinne zu reden; aber es war vergebens. Er errettete über 80 Personen das Leben, die von den über ihnen liegenden Leuten auf der Erde bedrückt lagen und der Erstickung nahe waren. Außerhalb der Kirche erscholl bald ein Lärm, da einige von dem Feuer sprachen, andere von dem Einsturze des Chores und des Gewölbes redeten. Die Trommel wurde gerührt, die Glocken an einigen Orten gezogen: die Soldaten, so sich einen Aufruhr des Volks vorstellten, marschirten auf. In der Kirche trat der Dr. Arnoldt auf die Kanzel und meldete der Gemeine, daß er wegen dieser Unordnung die Predigt bis auf den Sonntag aussetzen wollte, und die Vesper wurde gänzlich dadurch gestört. Unterdessen wurden viele Leute beschädigt, einige sprangen vor Schrecken aus dem Fenster und man zählte bald darauf mehr als 23 Personen, welche dabei verunglückt waren. Drei unter denselben verloren das Leben, eine Predigerstochter, eine Bauersfrau aus Tolkemitt und die Frau eines Unterofficiers *). Zwanzig wurden beschädigt, oder fielen doch aus Alteration in Krankheiten. Der Herr Gouverneur ließ zwar strenge Untersuchung halten, wer diesen Lärm erregt: der Advocatus Fisci, die Akademie und andere Gerichte stellten Examina an, es war ein Preis von 200 Gulden von dem Herrn Gouverneur gesetzt, welchen derjenige erhalten sollte, der den Urheber angeben würde. Alles aber war umsonst, und man kann noch bis auf diese Stunde nichts Anderes sagen, als daß es ein terror panicus gewesen. Das gemeine Volk schrieb den Ursprung dem Satan zu, ja einige wollten ihn sogar mit feurigem Strahle in der Kirche selbst gesehen haben und was dergleichen mehr."

„In dem Anfange dieses Monats vernahm man zuverläßig, daß noch über 40,000 Mann Russischer Truppen über Kurland im Anmarsche wären und die Armee verstärken sollten. — Den 5. Decbr. wurde das Namensfest der Großfürstin auf eine gewöhnliche Art und an dem 6ten das Thronerhöhungsfest der Kai-

*) Die übereinstimmenden Nachrichten geben nur 3 Todte als das Opfer dieses Unfalls an

serin feierlich begangen. An eben diesem Tage hielt Dr. Arnoldt den Vormittag die erste Predigt, seitdem ihm die Kanzel untersagt worden, doch wurde an keine Revocation gedacht. An eben diesem Tage lief die traurige Nachricht von der Gefangennehmung des Finkischen Corps bei Maxen *) ein und setzte die Einwohner in Bekümmerniß. — Den 9ten als am 2ten Sonntage des Advents hielt Dr. Arnoldt die Vesper-Predigt, darin er über die erste Predigt, so ihm so viele Unruhe gebracht, sich erklärte, und meldete, wie er damit nicht den Vorsatz gehabt, den Kaiserlichen Hof auf einige Art zu beleidigen; doch war sein ganzer Vortrag so gefaßt, daß er nicht das Ansehen des Widerrufs hatte. Vormittags wurde in allen hiesigen Kirchen auf Befehl des Gouvernements bekannt gemacht, daß wer die Vesper-Predigt in der Schloßkirche anhören wollte, sich daselbst ganz ruhig und still zu verhalten hätte. Den 29. Dec. wurde der Geburtstag der Kaiserin wie gewöhnlich, und den 31sten wurde er von der Akademie mit einer Rede gefeiert, bei der jedoch der Herr Gouverneur abwesend war.

Ende des Jahrs 1759.

(Schluß folgt.)

F. W. Schubert.

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734.

(Mit einem Plan.)

Einleitung.

Die Stadt Danzig, zuerst unter der Herrschaft der Herzöge von Pommerellen, dann (seit 1310) unter der des deutschen Ordens, erkannte, als dieser mit seinem Lande zerfiel und der Städtekrieg ausbrach (1454), den König von Polen als ihren Schutz-

*) General von Fink hatte den Auftrag mit 13,000 Mann dem dreifach überlegenen Heere Daun's den Rückzug nach Böhmen abzuschneiden, um es dadurch zur Räumung seiner Position bei Dresden zu nöthigen. Aber er wurde zwischen Dippoldiswalde und Maxen selbst durch Daun's Uebermacht eingeschlossen, und da die abgesandte Hülfe unter Hülsen durch die üblen Wege aufgehalten wurde, zur rechten Zeit einzutreffen, am 21. Novbr. genöthigt, nach zweitägiger Gegenwehr sich mit 10,000 Mann und 71 Kanonen zu ergeben.

herrn an. Dieser bestätigte und vermehrte ihre Rechte und Freiheiten, die sie weise benutzte und durch welche sie ein politisches Ansehen gewann, das von um so größerer Bedeutung war, als Danzigs günstige Lage für den Handel zu hohem Wohlstande führte. Die polnischen Könige wußten dies auf mannigfache Art zu ihrem Vortheile auszubeuten, wodurch der blühende Freistaat nicht selten in gefährliche Lagen gerieth. Denn nicht nur hatte er bei seinem eigenthümlichen Verhältniß zu Polen mit oft ungemessenen Ansprüchen von dieser Seite zu kämpfen, sondern sah sich auch in Folge der Kriege, die dieses Reich führte, von auswärtigen Feinden bedroht. Besonders hatten dieselben für Danzig meistens verderbliche Folgen, seitdem Polen mit dem Tode des Königs Sigismund August (1572), des letzten der Jagellonen, ein Wahlreich geworden war. Die zu einer gültigen Königswahl erforderliche Stimmeneinhelligkeit gestattete eine ruhige Wahl um so weniger, als den Fremden eine Einmischung leicht war. Die Polen fühlten sich geschmeichelt, von fremden Fürsten gesucht zu sein, die hier ein geeignetes Feld fanden, ihre eigennützigen, auf gegenseitige Eifersucht gegründeten Pläne durchzuführen. Daher sahen sich bei fast jeder Regierungsveränderung in Polen nicht nur nahe, sondern oft auch ferne Länder in ihrer Ruhe bedroht.

Der erste gewählte polnische König war Heinrich von Anjou, der nach wenigen Monaten sein neues Königreich heimlich verließ, um als Heinrich III. den Thron von Frankreich einzunehmen. Die hierauf erfolgte doppelte Wahl des Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen und des deutschen Kaisers Maximilian setzte Danzig einer harten Belagerung (1577) aus, die durch das heldenmüthige Benehmen seiner Bürger ein glückliches Ende nahm. Nach Verlauf von kaum 10 Jahren verwickelte die Wahl des Königs Sigismund III. die beiden Reiche Polen und Schweden in einen langjährigen Krieg, in welchem Danzig vielfältige Beschwerden zu erdulden hatte. Die nachtheiligen Folgen dieses schwedischen Krieges, den der Friede zu Oliva (1660) beendigte, waren noch nicht verschmerzt, als die Wahl August II. zum Könige von Polen (1697) die Stadt in neue Verlegenheit setzte. Indem sie für ihn Partei nahm, gerieth sie in Gefahr, von seinem Gegenkandidaten, dem Prinzen von Conti, feindlich angegriffen zu werden. Derselbe kam mit einer kleinen französischen

Flotte*) auf der Danziger Rhede an und landete einige 100 Mann bei Oliva, die zwar bald wieder zurückgezogen wurden, doch strafte der König von Frankreich das feindselige Verhalten der Stadt Danzig gegen den Prinzen von Conti damit, daß er ihrem Seehandel bedeutende Nachtheile zufügte. Ihre Anhänglichkeit an den von Rußland unterstützten König August II. zog ihr aber noch weitere Beschwerlichkeiten zu, als Karl XII. von Schweden mit Heeresmacht in Preußen einfiel, um diesen seinen Gegner zu entthronen und an dessen Stelle den von ihm begünstigten Stanislaus Leszczynski setzte. Die Stadt mußte diesen zeitweise anerkennen; Schweden und Russen drangen nacheinander in ihr Gebiet, belästigten Danzig selbst und verübten Erpressungen in den Ländereien. Ungeachtet später dem Kaiser Peter I. zur Zeit seiner mehrmonatlichen Anwesenheit in Danzig (1716) von der Stadt alle nur mögliche Aufmerksamkeit erwiesen wurde, so entspann sich doch durch das Zusammentreffen ungünstiger Zufälle ein Haß der Danziger gegen die Russen, der durch deren ungebürliche Geldforderungen und Bedrückungen in den städtischen Ländereien noch vermehrt wurde. August II. vermochte nicht, wiewohl Verbündeter von Rußland, die damals bedrängte Lage Danzigs zu mildern, ja seine eigenen Truppen, polnische und sächsische, wetteiferten mit den ihnen befreundeten Russen die Stadt und deren Gebiet auszusaugen. Ebenso wie bei diesen Erpressungen, erhielt sie auch keinen Schutz von dem Könige, als gleich nachher religiöse Streitigkeiten mit dem Bischofe von Cujavien entstanden.

In der Erinnerung an diese jüngst erlebten für Danzig unerfreulichen und betrübenden Ereignisse kam das Jahr 1733 heran, in welchem August II. am 1. Februar starb. Nach den Vorgängen bei frühern Königswahlen, sah man hier der jetzt bevorstehenden mit Besorgniß entgegen. Eine um so größere Freude verbreitete daher die durch den Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches Theodor Potocki am 15. September 1733 eingegangene Nachricht, daß Stanislaus Leszczynski d. 12. September zum Könige von Polen erwählt sei. Bei der Wahl hatten

*) Mehrere, zum Theil in Oliva gedruckte, satyrische Schriften auf den bekannten Führer der Flotte Jean Bart befinden sich in der Danziger Stadtbibliothek.

Digitized by Google

sich aber zwei Parteien gegenüber gestanden, eine französische und eine russische, von denen jene, deren Haupt der Primas war, sich für Stanislaus, diese für den Kurfürsten von Sachsen Friedrich August erklärte. Das anfängliche Uebergewicht des französischen Einflusses gab dem Könige von Frankreich Ludwig XV. die größte Hoffnung, seinen Schwiegervater, den König Stanislaus Leszczynski, zum zweiten Male im Besitz der polnischen Krone zu sehen. Es erfolgte auch dessen Wahl von seinen Anhängern, dagegen setzte die Gegenpartei, von Rußland und Oesterreich unterstützt, die Wahl des Kurfürsten von Sachsen durch, der eine in Polen eingerückte, russische Armee ein größeres Gewicht verlieh. Stanislaus mußte Warschau am 22. September verlassen und kam in Begleitung des französischen Gesandten Marquis de Monti, des Primas und mehrerer polnischen Magnaten am 2. Oktober unvermuthet in Danzig an, um hier einstweilen zu residiren. Er erhielt die gewöhnliche Ehrenwache von 3 Offizieren und 100 Mann mit der Fahne. An dem folgenden Tage wurde er von einer Deputation des Rathes im Namen der Stadt feierlich bewillkommnet.

Auf die schon früher verbreiteten dunkeln Gerüchte über einen Zwiespalt bei der stattgefundenen Königswahl erfolgte die gewisse Kunde, daß der Kurfürst von Sachsen als August III am 5ten Oktober zum Könige erwählt und ausgerufen sei. Der Stadt gingen gleichzeitig von verschiedenen Seiten Aufforderungen zu, Stanislaus zu entfernen, dessen Aufnahme und feierliche Anerkennung sonst üble Folgen nach sich ziehen würden; sie blieben jedoch unbeachtet, weil die französische Partei eifrig bemüht war, nicht nur die zweite Wahl für nichtsbedeutend auszugeben, sondern auch das Anrücken der Russen als unwahr oder wenigstens in einer Weise darzustellen, die für Danzig nichts fürchten ließ. Gleichwohl fand man doch rathsam, noch im Monat Oktober die beiden innern Thore, das Langgasser Thor und das Grüne- oder Koggen-Thor mit zwei Bürgerfahnen zu besetzen und die Garnison, der man den für den Monat Juli 1733 rückständigen Sold auszahlen ließ, durch 200 Mann zu vermehren *). Der

*) Rathsschluß v. 19. Oktober 1733 in der amtlichen Sammlung des Danziger Stadtarchivs. Die Höhe der städtischen Garnison richtete sich nach dem

Google

König unterstützte hierbei die Stadt, indem er ihr die im Jahre 1707 als Darlehn erhaltenen 30,000 Thlr. wiedererstattete, von welchen sie 12,000 Soldaten sieben Monate lang unterhalten konnte *).

In der Nacht vom 23. zum 24. Oktober erhielt der Rath durch seinen Sekretair in Warschau die Meldung, daß die russischen Truppen 36,000 Mann stark, meistentheils Kavallerie nach Danzig marschirten und den Befehl hätten, die Stadt als Anhängerin des Königs Stanislaus feindlich zu behandeln. Hiermit stimmte ein Schreiben des Woiwoden von Kulm Czapski aus Warschau vom 21. Oktober überein, der darin Danzig ermahnte, den Forderungen Rußlands nachzugeben, wenn es mit seinen Ländereien nicht der Schauplatz eines verheerenden Krieges werden wolle. — — —

Die Kriegsgefahren, denen die Danziger sich seit dem 16ten Jahrhundert ausgesetzt sahen, nöthigten sie damals, die noch aus der Ordenszeit vorhandenen Mauern und Thürme durch Wälle zu verstärken, welche nach dem Bedürfnisse und den vorhandenen Mitteln immer weiter ausgedehnt wurden, bis die Festungswerke Danzigs am Ende des 18. Jahrhunderts eine Vollkommenheit erhalten hatten, der die spätere Zeit wenig mehr hinzuzusetzen wußte **).

Danzig ist in einer im Osten und Süden von einem sumpfigen Terrain umschlossenen Ebene erbaut. Im Westen wird es von beträchtlichen Höhen beherrscht, die mit dem Bischofsberge und Hagelsberge bis dicht an die Stadt treten. Diese wird von der Mottlau durchflossen, die gleich unterhalb Danzig in einen westlichen Arm der Weichsel fällt. Von einem andern kleineren Flusse, der Radaune, die oberhalb Danzig bei Krampitz in die Mottlau sich ergießt, führt von dem etwa 1½ Meilen entfernten Dorfe Praust ein künstliches Bett an dem Fuße der Höhen nach

jedesmaligen Bedürfnisse. Zur Vertheidigung der Stadt waren alle Bürger verpflichtet und nach den vier Quartieren der Rechtstadt in eben so viele Regimenter zu 12 Kompagnieen oder Fahnen getheilt. Nach der Farbe der Fahnen gab es: ein rothes, weißes, blaues und orange Regiment. Die zwischen den innern und äußern Thören wohnenden Bürger bildeten ein fünftes Regiment, das grüne genannt.

*) Rathsschl. und Rec. des Kriegsrathes vom 23. Oktbr. 1733.

**) S. meine „Geschichte der Festungswerke Danzigs. Danzig 1852."

Danzig, speist hier die öffentlichen Brunnen und treibt einige Mühlen, worauf das Wasser innerhalb der Stadt mit der Mottlau sich vereinigt. Diese neue Radaune kann mittelst einer Schleuse unweit Praust abgelassen und dadurch ihr Wasser der Stadt entzogen werden. Die ganz in der Nähe Danzigs vorbeifließende Weichsel macht etwas unterhalb der Stadt einen ziemlich bedeutenden Bogen, auf dessen Sehne sich ein Kanal, Lake oder Schutenlake genannt, hinzieht, der mit der Weichsel eine Insel bildet, die Holminsel oder der Holm genannt. Diese Insel ist ein von der Lake abgeschnittenes Stück der Nehrung, die von der Weichsel, dem frischen Haff und der Ostsee eingeschlossen wird. Bei der Mündung der Weichsel befindet sich auf dem linken Ufer die Westerplatte, eine von der See und einem gegrabenen Kanal gebildete Insel. Dieser Kanal dient als Hafen für die Seeschiffe, die auf der Weichsel und der Mottlau bis in die Stadt kommen können.

Danzig selbst ist von einer beinahe kreisförmigen aus 20 Bastionen zusammengesetzten Befestigung umschlossen. Die Hälfte seines Umfanges wird durch eine Inondation vertheidigt, welche entsteht, wenn man die Schleuse schließt, die sich bei dem Eintritt der Mottlau in die Stadt zwischen den Bastionen Maidloch und Wolf befindet. Das Wasser dieses Flusses breitet sich dann nach der Weichsel und nach der Höhe zu aus, von dem Bastion Gertrude bis zum Bastion Ochs, und füllt auch den Graben der Stadt, wo es durch zwei Batardeaux, den Bastionen Mottlau und Braun-Roß gegenüber, gehalten wird. Die auf dieser Seite befindliche, so wie die der Weichsel zugekehrte Enceinte ist nur von Erde aufgeführt und mit einem doppelten nassen Graben versehen. Die andere Hälfte des Stadtwalles hat eine halbe Mauerbekleidung und einen breiten nassen Graben.

Der Bischofsberg, der höchste Punkt der äußern Enceinte und durch das Schidlitzthal von dem Hagelsberge getrennt, hat auf seinem Plateau ein Kronwerk, welches sich links an das Petershagener Thor und rechts an die Front von Neugarten und Schidlitz anschließt. Die Verschanzung jenes Thores wird von der neuen Radaune durchschnitten. Die Linie von Neugarten und Schidlitz vereinigt sich mittelst des Bastions Netzkenberg mit dem Hagelsberge. Auf diesem befindet sich ein Hornwerk mit einem

Digitized by Google

davorliegenden Ravelin und gedeckten Wege. Die Werke des Bischofs- und Hagelsberges sind in Erde aufgeführt und haben einen trockenen Graben. Von dem Hagelsberge geht eine verschanzte Linie bis zur Weichsel.

Die Holminsel dient zur Verbindung Danzigs mit Weichselmünde, wenn man hierhin nicht mehr auf dem linken Ufer der Weichsel gelangen kann. Von den auf derselben erbauten Reduten hielt man die Sommerschanze für besonders wichtig, weil sie gleichzeitig die Fahrt auf der Weichsel und auf der Lake unter ihrem Feuer hatte.

Das kleine Fort Weichselmünde mit einer ganzen Mauerbekleidung und einem nassen Graben, vertheidigte damals den Hafen und die Einfahrt in die Weichsel. Früher war das Fort von einem bastionirten Wall umgeben, den man im Jahre 1708 abgetragen und nur den nassen Graben mit einem Glacis gelassen hatte. Diese Enveloppe hieß die Ostschanze. Ihr gegenüber, an dem linken Ufer der Weichsel, lag die Westschanze, aus drei in Erde aufgeführten und mit einem nassen Graben umgebenen, in der Kehle offenen Werken bestehend *).

---

*) Literatur.

Ueber die Belagerung Danzigs im Jahre 1734 ist so viel geschrieben, wie selten über eine andere geschichtliche Thatsache; aber keine der Schriften giebt eine klare, unparteiische und mit Sachkenntniß geschriebene Darstellung. Es bedarf einer genauen Vergleichung der geschilderten Begebenheiten, um einen richtigen Ueberblick zu gewinnen. Ueberdies sind die amtlichen Akten von keinem der Schriftsteller im ganzen Umfange zu Rathe gezogen worden.

Indem der Verfasser es unternommen hat, alle über die genannte Belagerung ihm bekannt gewordenen gedruckten und ungedruckten Schriften zu durchforschen, sie mit einander zu vergleichen und daraus eine übersichtliche, möglichst vollständige Darstellung zu liefern, glaubt er einen vielleicht nicht uninteressanten Beitrag zur vaterländischen Geschichte zu liefern. Folgendes sind die zu der vorliegenden Arbeit benutzten Schriften:

A. Handschriften.

1) Danziger Rathsschlüsse vom 9. Februar 1733 bis 17. December 1734, im Archiv der Stadt Danzig. Sie enthalten Alles, was auf die Vertheidigung der Stadt Bezug hat, den Schriftwechsel mit verschiedenen auswärtigen Regierungen und deren Gesandten, so wie mit den Befehlshabern der Belagerungstruppen.

2) Receß von den russischen Troubles vom 17. Februar 1734 bis 22. Mai 1736 im Danziger Archiv, ist ein amtliches, im Auftrage der Stadt

Die Stadt Danzig blieb trotz jener vorher erwähnten gefahrdrohenden Nachrichten bei ihrem Entschlusse, in der dem Könige

geführtes Tagebuch in Bezug auf die Belagerung und was damit in Verbindung steht.

3) Bemerkungen von drei im Dienst der Stadt Danzig angestellten französischen Offizieren über die äußern Werke der Stadt und deren Vertheidigung vom 16. bis 23. Februar 1734; ein in Weichselmünde geführtes Journal über die dortigen Ereignisse vom 5. Februar bis 16. August 1734; Untersuchungsakten des Major Trinckius, und andere im Archive der Stadt Danzig unter der Rubrik „Militaria" vorhandene Schriftstücke.

4) Handschriftliche Bemerkungen zu „Accurate Nachricht von der russisch-sächsischen Belagerung der Stadt Danzig." Danziger Stadtbibliothek XV. 40. q. Es sind hierin die Ausgaben aufgeführt, die der Stadt durch die Belagerung erwuchsen.

5) Nachricht von einigen bei der Münde und vornehmlich bei der Eroberung der Sommerschanze von den Russen vorgefallenen Begebenheiten. 1734. Von Karl Friedrich Runger. **Ms. boruss. Fol. 280.** in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Eine Vertheidigungsschrift des Verfassers, eines Offiziers der Danziger Truppen, über sein Verhalten bei der Eroberung der Sommerschanze. — In demselben **Vol.** finden sich noch einige Notizen über die Belagerung und eine Angabe der Stärke des russischen Belagerungskorps.

B. Druckschriften.

1) Accurate Nachricht von der russisch und sächsischen Belagerung und Bombardirung der Stadt Danzig. Nebst einem dazu nöthigen Anhange derer Manifeste, Edikte, Briefe und anderen Schriften. Von unpartheiischer Feder entworfen. Köln 1735.

2) Kurzer Auszug alter und neuer polnisch-preußischer Kriegsgeschichte. Als ein anderer Theil der accuraten Nachricht von der russisch-sächsischen Belagerung der Stadt Danzig. Von unpartheiischer Feder entworfen. Cöln 1738. Beigegeben ist eine perspektivische Ansicht von Weichselmünde und ein Grundriß von der Sommerschanze nebst dem zunächst anliegenden Terrain.

3) Ordentliches Tageregister von den Unternehmungen derer Russen und Sachsen bei der Belagerung der Stadt Danzig. Von unpartheiischer Feder entworfen. Cöln 1737. Es befinden sich hierin: „Inquisitionsakten, die Entfernung einer hohen und vornehmen Person betreffend." Die „hohe Person" ist der König Stanislaus.

4) Thornische Begebenheiten, welche zu gleicher Zeit der Danziger Belagerung, 1733 und 1734 sich merkwürdigst zugetragen. Von unpartheiischer Feder entworfen. Cöln. 1737.

5) Elbingische Geschichte, welche zu gleicher Zeit der Danziger Belagerung 1734 merkwürdigst sich zugetragen. Von unpartheiischer Feder entworfen. Cöln 1738. Beigegeben ist ein Plan von Elbing.

Stanislaus gelobten Treue nicht zu wanken und ihm ihren Schutz,

Diese fünf Nummern, nebst „Anhang des kurzen Auszuges alter und neuer polnisch-preußischen Kriegsgeschichten, von unpartheiischer Feder gesammlet. Cöln 1740", bilden ein Werk, dessen Verfasser Sehler und Schultz sind. Die No. 1 bis 3 geben im Allgemeinen die ausführlichsten Nachrichten von der Belagerung, sowohl was vor, als in der Stadt geschah, und ergänzen einander; es wird aber eine mühsame Vergleichung derselben erfordert, um eine klare Uebersicht von der ganzen Begebenheit zu erhalten. Zu der ersten Nummer gehört ein Plan, der dem hier beigegebenen zwar zu Grunde gelegt, doch, was die Belagerungsarbeiten betrifft, berichtigt und vervollständigt ist.

6) Kurzer jedoch gründlicher Bericht dessen, was bei der Belagerung der Stadt passiret, und wie solche geendigt ist. Unpartheiisch von einem der Wahrheit Liebenden aufgesetzt. Ohne Druckort. 1734. Behandelt vorzugsweise nur einige hervorragende Punkte der Belagerung, namentlich in Betreff von Weichselmünde.

7) Unpartheiische Nachricht von der Belagerung der Stadt Danzig. Frankfurt a/O. 1734. Angehängt ist eine tabellarische Uebersicht der Begebenheiten in Danzig vom 1. Febr. 1733 bis 19. September 1734. Der Verfasser giebt an, während der Belagerung im Lager von Danzig gewesen zu sein, beschränkt aber seine Erzählung meistens nur auf einige bedeutende Ausfälle, die Eroberung der Sommerschanze und den Sturm auf dem Hagelsberge.

8) Das vollständige Journal, was vor, in und nach der Belagerung der Stadt Danzig, wie auch in den russischen Transcheen merkwürdiges vorgegangen ist. Entworfen von Friedlieb Warmund. 1735. Außer einigen Einzelheiten und einer namentlichen Angabe nebst Stärke der russischen und sächsischen Belagerungstruppen vor Danzig enthält das Journal wenig Brauchbares.

9) **Journal historique de la campagne de Dantzik. Par M*., alors Officier dans le Régiment de Blaisois.** Amsterdam und Paris 1761. Der Verfasser, ein französischer Offizier und Augenzeuge, schildert die Theilnahme der Franzosen an der Belagerung, von der Einschiffung des französischen Hilfskorps bis zu dessen Rückkunft in Frankreich, in anziehender und gefälliger Weise. Das Buch ist um so schätzenswerther, als derselbe Gegenstand von keinem zweiten behandelt wird. Ein Auszug in deutscher Sprache ist in: „Herbstblumen" von Patzer. Danzig. 1836 (?) zu finden.

10) Historische, politische und militärische Nachrichten von Rußland, von den Jahren 1727 bis 1744. Aus dem Französischen des General von Mannstein. Leipzig 1771. Das Werk enthält hauptsächlich über den Sturm auf den Hagelsberg und den Angriff der Franzosen auf die russischen Verschanzungen von Weichselmünde einige bemerkenswerthe Angaben.

11) Die von den Russen und Sachsen belagerte Stadt Dantzig, oder Ausführliche Nachricht von der Stadt Dantzig, ihrer Lage, Ursprung, u. s. w. Nebst einem accuraten Topographischen Abriß der Stadt Dantzig. Frankfurt 1734.

unter den er sich selbst und die um ihn versammelten Magna-

Was der sehr lange Titel dieses Buches verspricht, enthalten 184 kleine Oktavseiten. Das Ganze ist demnach sehr dürftig, und viele Angaben sind ganz unrichtig, z. B. was auf S. 12 und 13 über die Größe der Stadt, und S. 101 über die Mottlau und die Lake gesagt ist. Der Plan ist ganz falsch.

12) Die Rettung des Königs, oder: der Danziger Juni im Jahre 1734. Ein historischer Versuch von P. H. W. Schnaase. Danzig 1834. Diese unbedeutende kleine Schrift enthält die aus andern Werken bekannten Umstände hinsichts der Persönlichkeit des Königs Stanislaus und dessen Flucht aus Danzig; sie hat keinen geschichtlichen Werth.

13) Leben Stanislaus I. Königs von Polen von S. (G. D. Seyler) Stockholm 1735.

14) Merkwürdigstes Leben und Schicksal des Königs Stanislai, von M(ichael) R(anfft). Frankfurt und Leipzig 1736

15) Der wahre Glücks- und Unglücksspiegel des Königs Stanislaus, welcher von ihm eigenhändig verfaßt und an alle Senatoren und ganzen polnischen Adel abgeschickt. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. 1734.

16) **Histoire de Stanislas I roi de Pologne. Par D. C.** 2 Theile. **Londres 1741.**

17) **Relation d'un voyage de Dantzick à Marienwerder. 1734; seconde édition. Paris 1823.**

Die Nummern 13 bis 17 geben fast ausschließlich nur, was sich auf die Person des Königs Stanislaus, seine Wahl zum Könige von Polen, seinen Aufenthalt in Danzig und seine Flucht von hier bezieht. In No. 13. befindet sich S. 443: **Lettre du Roy Stanislas à un de ses amis, contenant les veritables circonstances de la retraite de Dansic**, im Wesentlichen übereinstimmend mit No. 17.

18) Leben, Thaten und betrübter Fall des weltberufenen russischen Grafen Burchard Christoph v. Münnich u. s. w. Aus sichern Nachrichten umständlich beschrieben. Von C. F. Phleme, Bremen 1742. Giebt in Betreff der Belagerung Danzigs nur Bekanntes aus andern, oben angeführten Werken oft entstellt wieder.

Als scherzhafte Darstellungen sind noch zu erwähnen:

19) Gespräche zwischen der Stadt Dantzig und Thoren, darinnen das ausführlichste von der Uebergabe der Stadt Dantzig, nebst den Accords-Punkten und was weiter darauf erfolget, auf eine angenehme Arth beschrieben wird Ohne Druckort. 1734. Thorn spricht im russischen und sächsischen Sinne mit entschiedener Abneigung gegen Stanislaus und Frankreich. Die Stadt Danzig spielt die Reumüthige und giebt Thorn in Allem Recht.

20) Etwas Altes und Neues auß Pohlen und Sachsen. Dantzig von Hanns Sachsen dem Jüngern Nürnbergscher Meister Singer zu Dantzig im Knüppel versuchter Arbeit, auf der Leipziger Neu-Jahrs-Meeße abgesungen. 30 Quartseiten. — Handschrift in einem Exemplar der „Accurate Nach-

ten *) gestellt hatte, nicht zu entziehen. Denn die Bürgerschaft, die wohl einsah, daß sie allein der vereinigten Macht Rußlands und Sachsens nicht lange werde widerstehen können, rechnete einestheils mit Gewißheit auf einen kräftigen Beistand von Ludwig XV., der die Wiedereinsetzung seines Schwiegervaters auf den polnischen Thron mit aller seiner Macht bewirken zu wollen schien; anderntheils fürchtete sie aber auch Frankreich, da sie vor wenigen Jahrzehnten die Folgen der Feindschaft dieses Staates bitter empfunden hatte. Hierzu kam die noch nicht erloschene Abneigung der Danziger gegen Rußland, und die Hoffnung, von Stanislaus eine kräftigere Unterstützung in Religionssachen, Privilegien und Freiheiten zu erhalten, als August II. ihnen früher hatte zu Theil werden lassen. Man fuhr demnach mit den Anordnungen fort, die zur Vertheidigung der Stadt dienten und erließ auch an die Einwohner der städtischen Ländereien die Mahnung, ihre Habe bei Zeiten in Sicherheit zu bringen und sich bereit zu halten, bei Annäherung feindlicher Truppen, ihr Vieh mit ausreichendem Futter nach der Stadt zu schaffen. Ein Danziger Büchsenschmidt wurde ferner zur Anfertigung von 1000 Gewehren verpflichtet, von welchen in jedem Monate eine gewisse, und bis Ostern 1734 die ganze Anzahl abgeliefert sein mußte **). Gleichzeitig gab man auch bei städtischen Schwertfegern 100 Seiten-

richt rc." in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. — Die Belagerung ist in den Hauptpunkten mit Spott gegen die Franzosen und mit Vorliebe für die Russen abgehandelt.

Endlich sei hier noch gedacht, daß sich auf der Danziger Archivbibliothek eine Druckschrift mit dem Titel auf vier Seiten ohne Angabe des Druckortes in deutscher Sprache befindet, das Gebet enthaltend, welches Pastor Cockburn, in Aberdeen täglich während der Belagerung für die Stadt Danzig gehalten. —

*) Zu den vornehmsten Polen, die dem Könige nach Danzig gefolgt waren, gehörten: der Primas, der Kron-Schatzmeister Ossolinski, der Graf Poniatowski, der Kastellan von Wilna, der Fürst Czartoryski, der Palatin von Marienburg, der Kron-Groß-Marschall, der Kämmerer von Litthauen, der Graf Dönhoff und der Bischof von Plock.

**) Der Büchsenmacher hieß Jonas Eckerstädt. Er hatte 2 Probegewehre übergeben, deren einzelne Stücke, als: ein Lauf mit 4 Gulden, Messing und Zubehör mit 2½, ein Schloß mit 3, ein Bajonnet nebst Scheide mit 3, ein eiserner Ladestock nebst Krätzer mit 1, ein Schaft von Büchenholz mit 1½, das ganze Gewehr also mit 15 Gulden (1 Gulden etwa = 10 Sgr.) berechnet war.

gewehre in Bestellung. Die Garnison vermehrte man auf 3000 Köpfe und mit 20 Artilleristen, die Zahl der Oberoffiziere mit 3 Kapitänen, davon einem als Adjutanten für den Oberkommandanten Generalmajor v. Viettinghoff, und 6 Secondelieutenants; die Unteroffiziere aber bei jeder Kompagnie mit einem Sergeanten und einem Korporal. — Die Festungswerke der Niederungsfront, sowie die des Bischofs- und Hagelsberges erhielten eine starke Pallisadirung; die im schlechten Stande befindlichen Geschützbänke und die Wachthäuser in den Ravelinen wurden ausgebessert, im Bastion Luchs aber ein solches neu gebaut. Ferner sollte das vor dem Legen-Thor und auf der Mottlau bis gegen den Krampitzkrug hin liegende Holz von den Eigenthümern schleunigst weggeräumt werden. Zur Verproviantirung der Festung Weichselmünde bestimmte man vorläufig 4000 Gulden *). Endlich wurden vor Ablauf des Jahres 1733 noch der im Haag befindliche Oberst Harang und von andern vorgeschlagenen Offizieren der Major Salomon Ennebergh in den Dienst der Stadt genommen **).

*) Eine Specifikation vom 2. Juni 1717 giebt den Bedarf an Proviant für einen Mann täglich auf 2 Pfd. Brod, 1/2 Stof (beinahe 1/2 Quart) Buchweizen- oder Hafergrütze, 1/2 Stof weiße oder graue Erbsen, 1 Pfd. Speck, 2 Heringe, 1 Stof Bier, 1/4 Quart Branntwein, 1 Pfd. Tabak auf einen Monat, und auf 2 Monate für 500 Mann 2 Last Essig, Pfeffer, Ingwer und Salz; endlich „einen guten Feldscheer mit einem wohlversehenen Feldkasten.“

**) Rathsschl. vom Oktober, November und December 1733. Der Oberst Harang war in seiner Jugend als französischer Flüchtling in hannoversche, später in sächsische Dienste getreten, wurde als Hauptmann in der Infanterie bei Fraustadt gefangen und nahm dann bei den Schweden Dienste. Während der Belagerung Stralsunds befand er sich in dieser Stadt und gerieth nach ihrer Uebergabe in preußische Gefangenschaft. Als er seine Freiheit erhielt, trat er wieder in die schwedische Armee, wo er zum Obersten befördert wurde. Er starb 1736. — Um die nöthigen Stabsoffiziere zu erhalten, hatte man die sonst übliche Besoldung, für einen Oberst 6000, für einen Oberstlieutenant 3000 und für einen Major 1800 Gulden, bewilligt. Vorgeschlagen wurden zum Oberst: der Oberst v. Troschke, der in hannoverschen Diensten stehende Oberst v. Bothmar, der Kommandant von Rostock Oberst v. d Gröben; zum Oberstlieutenant: der hannoversche Oberstlieutenant v Diepenbrock, der in Danzig anwesende Oberstlieutenant v. Puttkammer, der Generaladjutant des Herzogs von Meklenburg Oberst v. Lehßen und der Major Gramlich; zum Major: der in schwedischen Diensten befindliche und wohlversuchte Major Salomon Ennebergh, der in Danzig sich aufhaltende Major v. Rauter und der Kapitän Schultz, Platzmajor in Schwerin. Rathsschl. vom 2. Oktober 1733.

Während diese Anordnungen getroffen wurden, hatte der Rath von Danzig unterm 18. November den König von Frankreich um Hilfe gebeten, die er von ihm, als dem Schwiegersohne des Stanislaus, am ersten zu erhalten hoffte. Ludwig XV. versprach zwar unterm 15. December die Stadt mit seiner ganzen Macht zu unterstützen und, wenn sie angegriffen werden sollte, alle aus dem Danziger Zeughause verbrauchte Munition zu ersetzen, auch die etwa beschädigten Festungswerke auf seine Kosten wieder in guten Stand setzen zu lassen; doch England und Holland wollten keine bedeutende französische Land- und Seemacht nach der Ostsee gehen lassen, weil sie einem allgemeinen Kriege entgegen waren, der davon eine nothwendige Folge gewesen wäre. Dies war dem Könige Stanislaus nicht unbekannt und er rechnete auch nur auf eine geringe französische Truppenzahl, weshalb er als Ersatz dafür einige noch in seinen Diensten stehende polnische Truppen zur Vermehrung der Besatzung nach Danzig hatte kommen und dem Rathe den Eid des Gehorsams leisten lassen. Diese waren, nebst der von der Stadt gehaltenen Garnison ausschließlich zur Vertheidigung der Außenwerke bestimmt. Außer von Frankreich war Danzig auch mehrmals bemüht von England, Holland, Preußen, Schweden und Dänemark einen kräftigen Beistand zu erhalten, doch lauteten die Antworten von diesen Mächten stets ausweichend und beschränkten sich theils auf das Versprechen einer Vermittelung bei Rußland, theils auf das der Neutralität. Die somit der Stadt allein übrigbleibende Hoffnung auf Frankreich kräftigte der Marquis de Monti, der die belebende Seele in Danzig während der ganzen Belagerung blieb, durch seine Redekunst und durch Geldaustheilung. Er sprach stets mit der größten Zuversicht von der zu erwartenden mächtigen Hilfe Frankreichs und drohte mit dessen gefürchteten Feindschaft; er wußte die in der That gefährliche Lage Danzigs in so unzweifelhaft günstigem Lichte und eines glücklichen Ausganges gewiß darzustellen, daß die überwiegende Mehrzahl der Bürgerschaft, die überdies Stanislaus durch seine Leutseligkeit für sich eingenommen hatte, ihm unbedingt anhing. Als mit dem Einrücken der Russen in das polnische Preußen die Furcht vor einem ausbrechenden Kriege zunahm, vermehrte er den Eifer der Stadt in ihren Rüstungen durch den Ankauf von 1500 Flinten mit Bajonetten und 30,000 dazu

gehörigen Kugeln, nebst 1200 Degen, welche aus Schweden angekommen waren und dem städtischen Zeughause als Geschenk überwiesen wurden *). Gleichzeitig schickte der französische Gesandte in Schweden, Graf Casteja, 130 Freiwillige, die er dort mit Erlaubniß der schwedischen Regierung, insofern sie nicht in Königlichen Diensten standen, geworben hatte. Großentheils waren es Offiziere, von denen der Baron v. Stackelberg während der Belagerung sich bemerkbar machte. Sie kamen den 8. Januar 1734 von Weichselmünde nach der Stadt, wo ihr Einzug große Freude verursachte, weil den Danzigern glaubhaft gemacht worden war, daß die zu so vielen Offizieren gehörige Mannschaft mit der französischen Flotte in Kurzem nachfolgen würde. Mehr Spott als Frohlocken erregte es dagegen, als mit dem Reste von russischen Nachzüglern, an Zahl 24, die von einigen hundert Polen bei Thorn angegriffen wurden, und von denen etwa ebensoviel niedergemacht worden waren, eine Schaar Polen einen triumphirenden Einzug in Danzig hielt. Stanislaus selbst schämte sich dieses Aufzuges und entließ die Gefangenen, nachdem er befohlen hatte, jedem derselben einen Thaler Reisegeld und einen Paß zu geben **).

Die bisherige Ungewißheit, wer rechtmäßiger König von Polen sei, entschied sich zu Gunsten August III. mit dessen Krönung (17. Januar 1734). Es war jetzt mit Sicherheit vorauszusehen, daß er seinen Krongegner, der fest entschlossen war, sein Schicksal in Danzig abzuwarten, mit Hilfe der russischen Truppen angreifen würde. Die Anstalten der Stadt zu ihrer Vertheidigung wurden daher mit dem Beginne des Jahres 1734 eifrig fortgesetzt. Man erließ eine Aufforderung an die jungen Leute Danzigs und an Jeden, der der Stadt zu dienen gesonnen sei, unter die Waffen zu treten; die Fleischer mußten ihre Kompagnieen beritten machen, um sie zum Patrouilliren vor den äußern Thoren gebrauchen zu können; auch die Landmiliz sollte sich bereit halten

*) Rathsschl. vom 8. und 25. Januar 1734.

) Accurate Nachricht S. 12. Vergl. **Histoire de Stanislas I; par D. C. S. 80 u. f. Nach der letztern wurden 80 Russen, die zwei Bagagewagen geleiteten, von 300 Polen bei Bromberg überfallen, 11 getödtet und der Rest nach Danzig gebracht.

nöthigenfalls die Außenwerke zu besetzen*). Den Pulvervorrath vermehrte man durch den Ankauf von 60 Ctr. und vertheilte ihn in verschiedene bombensichere Räume. Die Morgensterne, Sensen und andere ähnliche Waffen wurden in brauchbaren Stand gesetzt. Der Hauptmann Patzer, Kommandant von Weichselmünde, erhielt auf seine desfallsige Anfrage den Befehl, die nahe vor der Festung befindlichen Häuser in Brand zu stecken, wenn der Feind sie zu seinem Vortheile benutzen könnte; die Garnison dieser Festung verstärkte man zugleich mit 9 Offizieren und 400 Mann. Ferner wurde unter Androhung nachdrücklicher Strafe befohlen, daß jeder Bürger und Einwohner sich mit einer guten Wallflinte, Degen und Tasche, nebst 3 Pfd. Pulver und 6 Pfd. Kugeln versehen und bereit halten sollte; ebenso erging die ernstliche Mahnung, auf eine geraume Zeit für die nöthigen Lebensmittel zu sorgen, während auf Kosten der Stadt 100 Last Roggen angekauft wurden, die man zu einem Vorrath an Mehl verwendete**). Auf Empfehlung des Gesandten de Monti wurden noch der schwedische Oberstlieutenant Palmstruck und zwei französische Artillerieoffiziere, ein Oberstlieutenant und ein Kapitän in den Dienst der Stadt genommen***).

Inzwischen war der General von Lascy mit einem Theil der in Polen stehenden russischen Armee in das polnische Preußen eingerückt und richtete seinen Marsch auf Danzig. Den 6. Februar bezogen seine Truppen im Danziger Werder Quartiere, rückten dann bis St. Albrecht (1 Meile südlich von Danzig) vor und besetzten den 20. Februar Langfuhr. Der General nahm sein Hauptquartier zuerst in Mestin bei Dirschau, später (d. 16. Februar) in Praust. Von hier aus stellte er (d. 20. Febr.) an den Danziger Rath das Verlangen, Stanislaus mit seinem Anhange aus der Stadt zu entfernen und August III. als König anzuerkennen, indem er

*) Rathsschl. vom 1., 3. und 6. Februar. Nach einer amtlichen Aufnahme vom Juni 1704 konnte das Gebiet der Stadt an wehrhaften unverheiratheten Bauerssöhnen, Tagelöhnern, Knechten 2c. stellen: das Werder 711, Nehrung und Scharpau 558, die Höhe 220, das Bauamt 100, im Ganzen: 1589 Mann. Archiv der Stadt Danzig sub Milit. A. 1. 1124 bis 1130.

**) Rathsschl. vom 29. Januar und 4. Februar. Edikt vom 4. Februar.

***) Rathsschl. vom 8. und 10. Februar.

zugleich drohte, gegen dieselbe feindlich zu verfahren, wenn sie sich weigere, jedem Befehle der russischen Kaiserin Folge zu leisten. Der Rath versicherte hierauf in seiner Antwort vom 22. Februar, daß er es niemals an der schuldigen Ehrfurcht vor der Kaiserin habe fehlen lassen, erklärte aber auch, bei der dem Könige Stanislaus gelobten Treue beharren zu müssen, weil er auf Grund der polnischen Reichsgesetze erwählt, dann proklamirt und von der Stadt Danzig anerkannt sei. Der General gab dem Sekretär Jantzen, der die Antwort des Rathes am 23sten in das russische Hauptquartier brachte, sein Befremden über dieselbe zu erkennen. Er machte darauf aufmerksam, daß die Seemächte, auf welche Danzig sich zu verlassen gewohnt war, ihm keinen Beistand leisten würden, der von Frankreich aber nicht von der Art sein möchte, wie die Bürgerschaft, durch falsche Versprechungen getäuscht, es erwarte. Lascy wollte sich auf eine Untersuchung der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der polnischen Königswahl nicht einlassen, und versprach, innerhalb zwei Tagen mit seiner Armee wegzugehen, wenn die Stadt den Stanislaus mit seinem Gefolge entferne und nicht wieder aufnehme *).

Die Nähe der Russen erregte in der Stadt eine um so größere Besorgniß, als die Außenwerke noch lange nicht in dem erforderlichen vertheidigungsfähigen Zustande sich befanden. Die hierher gehörigen Arbeiten wurden den in der Stadt befindlichen französischen Ingenieuroffizieren v. Bassart, de St. Cecile (Gocherie) und Volusier Godelle übertragen, welche unter der obern Leitung des Oberstlieutenant Palmstruck den städtischen Ingenieur-Hauptmann Charpentier thätig unterstützten. Der von dem letztern vorgeschlagene Bau einer Sternschanze vor dem Hagelsberge unterblieb zwar wegen Mangel an Zeit, dagegen wurden die vernachläßigten Werke des Bischofs- und Hagelsberges innerhalb einiger Wochen wiederhergestellt, theilweise zweckmäßiger eingerichtet, vorzüglich aber mit einer sehr starken Pallisadirung versehen. Die Geschütze zwischen dem Hagelsberge und dem Olivaer Thor erhielten eine zweckmäßigere Aufstellung. Rechts von diesem Thore stellte man vier 12 und 16pfündige Kanonen auf, und den Bischofsberg verstärkte man mit vier 30pfündigen Mör-

*) Receß vom 23. Febr.

fern. Die noch als nothwendig erkannten 50 Kanoniere und 100 Handlanger zu dem täglichen Dienste konnten aber nicht gestellt werden, weil zu den 347 Kanonen *), von denen 130 in den Außenwerken, die übrigen auf den Wällen der Stadt sich befanden, nur 123 Artilleristen und 30 Handlanger vorhanden waren **). Da für Weichselmünde ebenfalls auf eine Vermehrung der Artilleristen gerechnet werden mußte, so nahm man 80 hierzu geeignete Leute von der Infanterie. Außerdem aber war noch eine im Jahre 1710 errichtete Kompagnie Bürgerkanoniere von 300 Mann vorhanden, die einen Rathsherrn zum Befehlshaber hatte. Von der ihr damals ertheilten Instruction über ihr Verhalten, und von einer Anweisung für das Exerziren bei den Geschützen wurde jetzt ein neuer, wenig geänderter, Abdruck veranstaltet.

Neben dieser Kanonier-Kompagnie verstärkte man die Garnison durch eine Anzahl freiwilliger Schützen, wozu alle Personen angenommen wurden, die sich meldeten, ohne Unterschied des Alters, der Größe oder anderer Umstände, wenn sie nur gesunde Glieder hatten. Jeder dieser Schützen, auch Freischützen und Schnapphähne genannt, erhielt 5 Thaler Handgeld, ein gezogenes Rohr und eine Pistole, nebst der Freiheit, die zu machende Beute als Eigenthum zu behalten ***). Dieses einige 100 Mann starke Korps that dem Feinde während der Belagerung vielen Schaden; nirgends war er vor ihnen sicher, fast in jedem Schlupfwinkel fand man einen solchen Schützen spähend und seines Schusses gewiß; man benutzte sie daher als Kundschafter und gebrauchte sie zu den gefährlichsten Unternehmungen. Außer diesen Frei-

*) Im Jahre 1660, also zur Zeit des Friedens, standen: auf den Wällen der Stadt 66, auf dem Bischofsberge 23, auf dem Hagelsberge 6, zwischen beiden letztern 12, vom Hagelsberge bis zur Weichsel 7, auf dem Stolzenberge 4, auf dem Holm 18, meistens leichte Geschütze, 4, 6, 8 und 9-Pfünder. Im Jahre 1697, in einer etwas bewegten Zeit, war Weichselmünde: die Westschanze mit 19, die Ostschanze mit 87 Geschützen incl. 5 Mörsern bewaffnet.

**) Bemerkungen von drei französischen Offizieren. Rathsschl. vom 18. und Receß vom 23. Februar. Von den 123 Artilleristen kamen in Abzug: 12 Mann bei dem Kommando in Ohra, 4 in Weichselmünde, 10 im Laboratorium, 9 Tischler, 2 Rademacher, 1 Ordonnanz bei dem Oberkommandanten, und zu der Zeit 8 Kranke, so daß nur über 107 Mann verfügt werden konnte.

***) Rathsschl. vom 19. und 24. Febr.

schützen bildete man aus den jungen Leuten der Stadt und den Gesellen der verschiedenen Gewerke besondere Korps *). Die bisher erlaubt gewesene Ausfuhr von Lebensmitteln, Fourage und andern Gegenständen, die dem Feinde Nutzen gewähren konnten, wurde untersagt; die Uebertreter dieses Verbots bedrohte man, außer mit dem Verlust der Sache, mit dem der Ehre und mit harter Leibesstrafe. Auch schloß man, den Verkehr zwischen der Stadt und der Umgegend mehr zu verhindern, das Lege- und Jakobs-Thor und besetzte jedes mit einer Bürgerkompagnie, von denen die am erstern Thor ein Kommando unter einem Lieutenant bei der Steinschleuse hatte. Dieser vermehrte Wachtdienst machte nöthig, daß zu demselben, außer den bisherigen 7 Fahnen, noch 2 dergleichen, also 9 Kompagnieen herangezogen wurden. Sämmtlichen Bürgerkompagnieen wies man nach den vier verschiedenen Quartieren bestimmte Allarmplätze an und gab ihnen eine für die obwaltenden Verhältnisse geeignete Wachtordnung. — Da die Radaune in der Nacht vom 24. zum 25. Februar von den Russen abgeleitet war und daher die große Mühle zu mahlen aufhörte, so wurde für eine möglichst große Zahl Handmühlen gesorgt, bei

*) Receß von den russischen Troubles vom 25. Februar. Ueber die Stärke der bewaffneten Macht in Danzig, während dieser Belagerung sind keine amtlichen Nachrichten vorhanden und läßt sich aus den zum Theil sehr abweichenden Angaben nur folgende Zusammenstellung machen, wobei diejenigen Zahlen angenommen sind, die am glaubhaftesten erscheinen:

Die von der Stadt gehaltene Garnison	8000	Mann
5 Bürger-Regimenter zu 12 Fahnen, jede durchschnittlich 130 Mann	7800	"
Handlungsdiener in 3 Kompagnieen zu 180 Mann . . .	540	"
Die Gesellen der verschiedenen Gewerke mit Ausschluß von 50 Barbierern, die als Wundärzte in den Lazarethen verwendet wurden, nach einer amtlichen Angabe vom Februar 1734	1279	"
Die Fleischer, die bei der Kavallerie dienten, mit Einschluß von 63 Meistern, nach der vorigen Angabe	176	"
Freischützen	700	"
Polnische Truppen	2150	"
Schweden etwa	200	"
Franzosen	2400	"
Summe der ganzen bewaffneten Macht =	23,245	Mann.

denen man Frauen und die Züchtlinge des Zuchthauses zum Mahlen des Getreides anstellte. Als dies nicht zureichte, ließ man eine Wassermühle*) im Bauamte und eine in Bürgerwald zu Mehlmühlen umändern und einen Gang in der Mühle bei der Steinschleuse einrichten. Die Brunnen der Stadt, denen das Wasser aus der Radaune jetzt ebenfalls mangelte, wurden nun aus dem Stadtgraben gespeist, weshalb man die zu diesem Zwecke vorhandenen Druckwerke in Thätigkeit setzte. Zu diesen und andern nöthigen Ausgaben, z. B. für die Anfertigung von 18,000 Sandsäcken und 1800 spanischen Reitern, dann zur richtigen und pünktlichen Auszahlung des Gehaltes an die Soldaten der Garnison, die in dieser Zeit außer ihrem Solde täglich für 2 Groschen Brod von schlicht gemahlenem Mehl erhielten, waren bedeutende Summen erforderlich, die durch Anleihen aufgebracht wurden. Ein Antrag bei dem Könige um einen Vorschuß von 70,000 Gulden wurde von diesem mit der Entschuldigung abgelehnt, daß er nicht bei Kasse wäre, doch wies er die Stadt dieserhalb an den französischen Gesandten **).

(Fortsetzung folgt).

Berlin. K. Hoburg,
Major a. D.

*) Diese Mühlen waren nur zum Abmahlen des Wassers aus dem Niederungslande bestimmt. Ueber die Mühle bei der Steinschleuse s. „die Steinschleuse in Danzig" in den N. Pr. Prov.-Blättern, andere Folge, 1852. B. II. und: Geschichte der Festungswerke Danzigs S. 47.

**) Rathsschl. vom 23. bis 26. Februar. Rec. vom 28. Februar und 1. März. Nach dem Rathsschl. vom 10. März erhielten die Artilleriebedienten ausnahmsweise gleich der Infanterie, ebenfalls täglich für 2 Groschen Brod.

II. Correspondenz.

‡ **Danzig,** d. 15. Juni 1858. Sie wünschen von mir eine Schilderung der drei Tage, an welchen das Danziger Gymnasium sein 300jähriges Jubiläum feierte. Sie wollen den Danzigern dadurch nicht vorgreifen, welche bekanntlich beabsichtigen, durch eine genaue Darstellung aller einzelnen Momente der Nachwelt eine authentische Urkunde zu überliefern. Es handelt sich also nicht um das Einzelne, sondern um den Gesammteindruck, welchen das Fest auf die Gäste hervorbrachte.

Die Eisenbahnfahrt am Sonnabend konnte man wohl ein günstiges Auspicium nennen. Führte doch jede Station neue Bekannte in den Waggon. Da war kein Ende des Wiedersehens, des Vorstellens. Kurze Berichte über die Erlebnisse während der Trennung wechselten mit Anekdoten; jeder trug nach Kräften dazu bei, die allgemeine Heiterkeit zu erhöhen und nur eine Sorge trübte zuweilen den Humor des sich immer erweiternden Kreises. Bei den Turnfahrten und Sängerfesten war es Sitte, daß die Wirthe ihren Gästen einen herzlichen Empfang bereiteten — mochte er auch nur in einem freundlichen Gruße bestehen. So bewillkommnet fühlt sich der Fremde in dem neuen Kreise sogleich heimisch. Einladungsschreiben, hieß es, sind ergangen und beantwortet. Nur an diesem Abende können die durch ihr Amt gefesselten Deputirten ankommen, nur auf diesem Wege sind sie zu erwarten. Wird es schon hier Ansprachen und Erwiederungen geben? Wer nun weiß, wie niederschlagend und beängstigend eine noch nicht gehaltene Rede auf das Gemüth wirkt, wird es begreifen, daß in solchen Momenten eine heitere Wendung nöthig war, um dem Gespräch die gestörte Lebhaftigkeit wieder zu geben.

So hörten wir denn nicht ohne Erwartung den verhängnißvollen Pfiff, welcher uns anzeigte, daß wir am Ende unserer Reise seien. Ein Blick genügte, uns über die Grundlosigkeit unserer Besorgnisse zu belehren. Die Eisenbahnverwaltung und die Droschken beförderten Personen und Sachen in ihre Logis, und die Verwandten vertraten die Stelle der erwarteten Kollegen. So verging der erste Abend in stiller und einsamer Erwägung der Rolle, welche man am folgenden Tage spielen sollte.

Am Morgen fand man sich allmälig in der schönen und großen Aula des Gymnasiums wieder zusammen. Manchem der Deputirten, welcher sich an die Schaaren von Betheiligten und Unbetheiligten erinnerte, die an den gewöhnlichen Schulfesten, namentlich in kleineren Provinzialstädten, schon lange vor der Eröffnung den Raum vor der Schule zu füllen pflegen, war über die geringe Betheiligung der Einheimischen verwundert; bald hatte er aber der Einwohnerschaft für ihre weise Zurückhaltung zu danken; denn bei der gewaltigen Hitze würde selbst eine kleine Versammlung außer den Festgästen den Aufenthalt in der Aula unerträglich gemacht haben.

Es wird wohl nicht Viele geben, welche dem ceremoniellen Ueberreichen von Gratulationsschriften mit dauerndem Interesse beiwohnen und den so oft erneuten festlichen Ausdruck desselben Wunsches lange mit Aufmerksamkeit anhören können. Jedoch muß man anerkennen, daß die persönlichen Beziehungen der einzelnen Redner und die freundlichen oder feindlichen Verhältnisse, in welchen die

vertretenen Anstalten in früheren Zeiten zu dem Gymnasium gestanden hatten, eine Abwechslung in diese feierliche Handlung brachten, welche die Einförmigkeit derselben oft angenehm unterbrach. Dazu kamen die heterogenen Elemente des Militärs, der Civilbeamten, der Jurisprudenz, welche alle in ihren verschiedenen Ansprachen ihren eigenthümlichen Charakter geltend machten. Als ein besonderes Glück aber für alle Theilnehmer dieses Festes müssen wir es wohl bezeichnen, daß fast alle Reden deutsch gehalten wurden. Der lateinische Ausdruck würde in diesem Falle allen Glückwünschen ihre Innigkeit genommen und das Fest zu einer hohlen, der Wahrheit entbehrenden Ceremonie umgewandelt haben. Hat doch nicht jeder sich so in der Gewalt, daß er bei einer dem Cicero entlehnten Phrase sogleich einige Thränen vergießen kann oder wenn es der Sinn zu erfordern scheint, durch ein energisches Keuchen die Zuhörer davon zu überzeugen vermag, daß er nicht allein dem Flusse der lateinischen Periode, sondern auch dem Zuge seines Herzens folgt. Der Mittelpunkt jeder solchen Verhandlung ist natürlich der Mann, welcher die schwere Aufgabe hat, auf jede Ansprache sogleich eine passende Erwiederung zu finden; und es war wohl Niemand in der Versammlung, der nicht einerseits die kräftige Haltung und die fast jugendliche Frische bewunderte, welche hier als die Gefährtin des Alters erschien, andererseits anerkennen mußte, daß die völlig unerwarteten und oft höchst überraschenden Antworten dem Feste viel von seinem steifen und ceremoniellen Charakter benahmen.

Die kirchliche Feier, welche darauf in der Trinitatiskirche stattfand, entsprach durchaus der protestantischen Tendenz des ganzen Festes. Es ist begreiflich, daß die Lehrer, gestützt auf die Forschungen ihres emsigen Kollegen über den Ursprung und die Geschichte des Gymnasiums, schon durch ihr Programm allen Reden und Gesängen, die in diesen Tagen vorgetragen wurden, diese Richtung auf die religiöse oder besser theologische Bedeutung ihrer Anstalt gegeben hatten. Anerkennenswerth war daher die Mäßigung, mit welcher der Geistliche in der toleranten Sprache unserer Tage der Glaubensgewißheit der Reformationszeit einen Ausdruck zu geben wußte; und die Männer, welche vor 200 und 100 Jahren an demselben Tage und an derselben Stelle desselben Amtes walteten, werden, wenn sie diese Stimme vernahmen, welche befähigt schien, die Todten zu der Mitfeier dieses Festes zu erwecken, einen solchen Nachfolger ihrer nicht unwürdig gefunden haben.

Während dieser Ceremonien hatten sich zwischen den einzelnen Gästen schon so viele Anknüpfungspunkte gefunden, daß von allen Seiten gewünscht wurde, den Nachmittag zusammen zu verleben. Leider hatten die Danziger Kollegen für diesen Tag eine Einladung angenommen; aber man hätte sich auch damit zufrieden gegeben, wenn nur ein Ort in der so überreichen Umgegend Danzigs bezeichnet worden wäre, an welchem der Besucher gewiß sein konnte, Genossen zu finden. Daß dies nicht geschehen war, wurde von Vielen als ein Mangel des Programms bedauert. Auch wollte der Himmel einem solchen Unternehmen nicht wohl. Gerade an diesem Nachmittage fiel der von den Landleuten so lange ersehnte Regen, und dadurch zerschlug sich eine nach der Westerplatte beabsichtigte Partie. Wer nicht Fremde oder Verwandte in Danzig hatte, konnte sich an diesem Tage über die Fülle von Zerstreuungen nicht gerade beklagen.

Der zweite Tag war der Tag der Reden und Gesänge. Die beiden Festreden werden durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben werden und sich dann genauer beurtheilen lassen. Mir liegt es nur ob, den Eindruck zu schildern, welchen beide auf die Hörer hervorbrachten. Die deutsche Rede fesselte offenbar die Aufmerksamkeit der zahlreichen Versammlung. Und wie wäre es anders möglich gewesen? War doch schon das Thema von der Art, daß es die Erwartung auf das Höchste spannen mußte. Denn wenn es schon eine des Demosthenes nicht ganz unwürdige Aufgabe sein würde, überzeugend nachzuweisen, daß das jetzige Gymnasium noch das Meinekes oder Schaubs ist — wie viel mehr mußte man begierig sein, zu erfahren, auf welche Weise es möglich sei, zu zeigen, daß

Digitized by Google

das Gymnasium noch jener Anstalt gleiche, welche im Kampfe gegen das Papstthum gegründet wurde, noch jene Akademie repräsentire, welche der Schauplatz der eifrigsten theologischen Kämpfe war und ihren Einfluß in weite Fernen erstreckte? Freilich lehnte schon der Eingang den Gedanken an ein Herabsteigen seit jener Zeit vollständig ab. Denn wenn die Gymnasien in der That dadurch höher stehen, als die Universitäten, daß sie das ideale Prinzip rein vertreten, während diese durch ihre Theilung in Fakultäten eine mehr praktische Richtung erhalten und nur den Vorzug der größern Masse von Wissenschaft aufweisen können, so hat nicht allein das Gymnasium der Stadt Danzig Grund mit Selbstzufriedenheit auf den überwundenen Standpunkt einer Akademie zurückzublicken, sondern wir Alle, die wir uns bisher für die Handlanger der Universitäten ansahen, entdecken mit freudigem Stolze, daß uns eigentlich die erste Stelle in der Rangordnung der pädagogischen Institute gebührt. Auch war das Thema insofern gut gewählt, als es Gelegenheit gab, zum Beleg der aufgestellten Behauptungen, viele Stellen aus den Schriften über die Geschichte des Gymnasiums zu citiren und den Namen des Mannes häufig zu nennen, welcher zu der würdigen Feier dieses Festes wohl am Meisten beigetragen hat. Die religiösen Ansichten endlich, welche am Ende der Rede ausgesprochen wurden, schienen uns der Tendenz des Festes und der früheren Bedeutung der Anstalt durchaus würdig zu sein, wenn der Redner es auch selbst wohl ablehnen würde, wollte man ihn deswegen einen Kämpfer gleich seinen Vorgängern nennen.

Nicht so leicht wird es uns, den Eindruck der lateinischen Rede wiederzugeben. Die Kunst der Beredsamkeit ist in den letzten Jahren in Deutschland so sehr zu Ehren gekommen, daß man berechtigt zu sein glaubt, gewisse Anforderungen an jeden Redner zu stellen. Wenn aber die Stimme des Sprechenden so schwach ist, daß selbst die Zunächstsitzenden kaum einen Laut vernehmen, geschweige denn dem Gedankengange folgen können, so pflegt wohl auch ein gebildetes Publikum durch zwanglose Gespräche sich schadlos zu halten. In diesem Falle war ein solches Auskunftsmittel durch die Feierlichkeit des Augenblicks und die Achtung vor dem Charakter des Redners ausgeschlossen. Aber welch ein Anblick bot sich jetzt dem resignirten Beschauer dar! Die Einen, welche von vorne herein an der Möglichkeit des Hörens verzweifelten, hatten ihre Glieder in eine Stellung gebracht, in der sie glaubten, die muthmaaßliche Länge einer lateinischen Festrede überstehen zu können. Man konnte glauben, daß ein unerwartetes Ereigniß, der Anblick des Medusenhaupts, sie in Stein verwandelt habe.

Simulacra videt diversa figuris;
Poscit opem; credensque parum, sibi proxima
Corpora; marmor erant

Andere, die sich eine geringere Energie zutrauen mochten, unterbrachen durch das leise Knittern der umgeschlagenen Blätter die lautlose Stille, in der die grünen Gefäße mit Eis, durch die man die Saharahitze in der Aula zu mildern suchte, die lechzenden Dulder zuweilen durch eine liebliche Luftspiegelung täuschten. Einige, welche gleich beim Anfange der Rede so weit als möglich nach vorn gerückt waren, saßen da, gleich den Reitern beim Wettrennen, den Oberkörper weit vorgestreckt, bald das eine, bald das andere Ohr in die Richtung der ersehnten Laute bringend, und bildeten mit der Hand ein Hörrohr,

ἱέμενοι καὶ φθόγγον ἀκούειν

Die Wenigen aber, welche nicht allein zum Hören der Laute, sondern auch zum Verständniß der Sätze durchdrangen, empfanden wohl den Genuß, welchen die seltene Vereinigung erhabener Gedanken mit einer den strengsten Anforderungen der Kritik genügenden Form gewähren kann. Möge es also recht bald durch den Druck auch weiteren Kreisen möglich werden, der Rede die Anerkennung zu zollen, welche der Achtung entspricht, die jeder der Gäste für den Redner schon mitbrachte.

Wir sollten aber sogleich noch an einem entgegengesetzten Beispiel erkennen lernen, was die Stimme vermag. Denn der kurze Segen, gesprochen über das neu anbrechende Jahrhundert, die wenigen Worte, mit welchen einer der anwe-

Google

lenden Geistlichen die Feier schloß, weckten durch ihre vollen Töne die Hörer sogleich wieder aus ihrer lethargischen Erstarrung. Wie frisch und fröhlich klangen auch die Stimmen der Knaben! Wie schnell schwand alle Ermattung, als diese kräftigen Töne in die Ohren klangen und in die Herzen drangen! Da war Keiner, der nicht mit Staunen den reinen Sopran, den festen Alt, den mächtigen Tenor, den sicheren Baß hörte, kein Direktor, der sich nicht eine solche Singklasse wünschte. Wohl wissen wir, daß auch andere Gymnasien in dieser Beziehung Ausgezeichnetes leisten — aber in dem Vortrage der ernsten, alten, getragenen Musik hatte wohl Niemand von Schülern etwas Besseres gehört. Würdig schloß der Vormittag mit unserm alten Lutherliede, in welches die ganze Versammlung begeistert einstimmte.

Dieses war die letzte Manifestation des alt-protestantischen Geistes, in welchem der erste Theil des Festes gehalten war. Der übrige Tag war bis zum späten Abend heiterer Geselligkeit geweiht. Der muntere Gott des Weines, der nun die Herrschaft antrat, glättete schnell die ernsten Falten. Auf dem Diner, welches die Stadt den Gästen gab, herrschte bald der ausgelassenste Humor, und das Versäumte wurde eilig nachgeholt. Hier machte sich der Wunsch geltend, daß häufigere Zusammenkünfte der Lehrer unserer Provinz das Band fester knüpfen möchten, welches jetzt bei der völligen Unbekanntschaft der einzelnen Persönlichkeiten natürlich ein sehr lockeres ist. Der Stand der Lehrer hat solche Vereinigungen mehr als jeder andere nöthig, damit er sich wieder in sich selbst kräftige und mit Muth und Selbstvertrauen erfülle: der Humor aber, der sich durch die freudige Feststimmung und die gegenseitige Erweckung der Geister sogleich erzeugt, ruft schnell die in der einförmigen Berufsthätigkeit erschlafften Kräfte wieder wach.

Am letzten Tage war es den Schülern vorbehalten, einen glänzenden Triumph zu feiern. Der Verfasser dieser Zeilen hat früher keiner Aufführung eines antiken Stückes in antiker Sprache und in antikem Kostüme beigewohnt; und es würde daher erklärlich sein, wenn der wunderbare Totaleindruck das richtige Urtheil über die Einzelnheiten verhindert hätte; — auch wurden in der That von den Schulmännern, welche ähnliche Darstellungen bei sich früher veranstaltet hatten, manche Ausstellungen gemacht; aber der Eindruck auf die ganze Versammlung war doch ein so mächtiger, daß Jeder es freudig bekannte, von dem dritten Vormittage einen Schatz für Jahre mit nach Hause zu nehmen.

Bei der Aufführung der Captivi zeigte sich zunächst nicht allein der Vorzug sondern die Nothwendigkeit sich in solchen Fällen der neuen Art der Pronunciation zu bedienen, in welcher man nicht durch den Accent sondern auch durch die verschiedene Aussprache des Vokals die Längen und Kürzen unterscheidet. In der gewöhnlichen Unterhaltung klingt es Vielen noch geziert, das e in homines und poenitet im Vokallaut zu unterscheiden. Von der Bühne aus aber klingt schon in einer Entfernung von 30 Fuß hominos nicht anders als hominis, wenn man das e kurz spricht; und es liegt auf der Hand, daß ein solcher Zweifel oft für das augenblickliche Verständniß sehr störend sein kann. Namentlich aber treten dann auch erst die Verse, welche in der Fleckeisenschen Ausgabe fließend genug sind, in dem Vortrage schön und klar hervor, so daß sich auf diese Weise — vorausgesetzt, daß nicht eine lange Gewöhnung der Empfindung entgegensteht — für Ohr und Verständniß die schönste Vereinigung von Wohlklang und Deutlichkeit herstellen läßt. Was nun die Aufführung anbetrifft, so muß es allerdings zugegeben werden, daß die jugendlichen Schauspieler in den beiden ersten Akten noch befangen und steif spielten. Daher blieb auch das Publikum verhältnißmäßig kalt. Aber ein leises, beifälliges Gelächter, welches den Ergasilus bei seinem Abtreten im dritten Akte begleitete, genügte, um die Scene vollständig zu verwandeln. Von da ab sah man kein ängstliches Niederblicken, keine gezwungene Bewegung mehr. Die vortreffliche Scene zwischen Tyndarus, Hegio und Aristophontes wurde mit dem größten Interesse gehört und das Stück fing nun an, wirklich wie eine dramatische Darstellung der Gegenwart auf die Zuschauer zu

wirken. Die Hauptscene blieb natürlich die des Ergasilus und Hegio im vierten Akt, die so lebendig gespielt wurde, daß sie unwillkürlich die ganze Versammlung in die heiterste Laune versetzte. Freilich wird der Schüler auch nicht leicht durch eine Rolle so unterstützt, als durch die des Parasiten. Dieser mit ganz einfachen, kräftigen Zügen gezeichnete Charakter, dessen ganze Wonne und Seligkeit im guten Essen und Trinken besteht und der sogleich alle Register seines Humors spielen läßt, sobald sich ihm die Aussicht auf eine gute Mahlzeit eröffnet, ist für einen gesunden und kräftigen jungen Menschen durchaus kein Gegenstand der Verachtung, so wenig als der ungeheure Appetit der homerischen Helden ihm Lachen oder gar Spott abnöthigt. Er giebt daher leicht seiner ganzen Haltung den reizenden Anstrich naiver Unverschämtheit, ohne welchen die Rolle ihren Eindruck verfehlen muß.

Es war sowohl dem inneren Gegensatze beider Stücke angemessen als auch durch die äußeren Verhältnisse bedingt, daß die Aufführung der Antigone nicht gleich beginnen konnte, sondern eine Pause von einer halben Stunde eintreten mußte.

Die Bühne, deren vorderer Theil jetzt in eine vollständige Orchestra verwandelt war, hatte sich sonst wenig verändert. Die feierliche Einleitung entfernte die frohen Geister aus dem Saale, und der unendliche Wohlklang des griechischen Senars verwischte bald die noch lebhafte Erinnerung an die römischen Maaße. In feierlichem Schritt umgingen die beiden Halbchöre des Theaters Rund — nicht beneidet von den schwitzenden Zuhörern, welche an den eigenen Perücken den Schweiß kaum zu trocknen vermochten und mit innigem Mitgefühl die unter den grauen Perücken hervortretenden jugendlichen Züge betrachteten. Aber mit fester Stimme sangen sie die durch Mendelssohn wieder erweckten Chöre, und immer ernster und ernster wurden die Gedanken bei den zornigen Reden Kreons und den Warnungen des Tiresias. Manche Thräne sah man unterdrücken, als die Klagen der Antigone und das herzzerreißende Weh des Kreon die Seele durchdrangen. Doch warum bei diesem Eindrucke verweilen? Warum das schildern, was Jeder, der die Antigone gelesen, gefühlt hat! Warum das Zusammenwirken von Ton und Wort malen, welches auf alle Sinne wirkt und von allen empfunden werden muß? Die Aufführung befriedigte in hohem Grade. Die Musik wurde mit Sicherheit und Eleganz ausgeführt. Die Rollen waren sehr gut memorirt und wurden meistens ganz entsprechend vorgetragen. Nur zwei Umstände trugen dazu bei, die Wirkung ein wenig zu schwächen.

Erstens verleitet wohl die Rolle des Kreon selbst den jungen Schauspieler dazu, den alten König ganz und gar zu vergessen und einen jungen Poltron darzustellen. Dieser Fehler muß um so mehr hervortreten, je besser die Rolle memorirt ist und je feuriger sie gespielt wird Ein solcher Mißgriff stört aber sehr die Harmonie der Darstellung.

Zweitens dürfte es uns doch fraglich erscheinen, ob für solche Aufführungen in der Schule die Mendelssohnsche Komposition mit voller Orchesterbegleitung geeignet ist. Diese Musik ist nämlich so rauschend, die Blechinstrumente übertönen die Stimmen der jungen Sänger so sehr, daß das Ueberwiegen der begleitenden Instrumente über die menschliche Stimme, welches der alten Kunst so fremd ist, sich zu einem unangenehmen Kontrast mit dem klassischen Inhalte und dem antiken Gewande steigert. In den großen Räumen eines Theaters, gegenüber einem Chor von Sängern, welche durch lange Uebung gewöhnt sind, erfolgreich mit der concertirenden Begleitung der modernen Opern zu kämpfen, wird dieser Uebelstand gewiß weniger hervortreten. Aber in den meistens kleinen Räumen unserer Gymnasialsäle und bei der unvollkommenen Entwickelung der jugendlichen Stimmen wird sich dies Mißverhältniß immer einstellen. Mendelssohn hat sich selbst für diese Stücke ein eigenes Genre geschaffen, welches für den Laien eben so sehr ein Genuß als für den Kunstkenner ein Studium ist. Es wird daher immer von Interesse sein, auch diese Kunstschöpfung in ihrer ganzen Größe kennen zu lernen. Allein das, was wir bei solchen Aufführungen zu sehen erwarten, ist

eben die antike Tragödie. Diese soll vor uns Leben gewinnen und nicht ein modernes Tonwerk. Mögen also immerhin die wundervollen Töne der Pedalharfe verloren gehen; mag das Klavier oder die Physharmonika nicht im Entferntesten im Stande sein, die herzzerreißenden Töne wiederzugeben, mit welchen die Violinen die Klagen der Antigone und des Kreon begleiten — wir werden gern die größten Schönheiten der Musik aufgeben, wenn nur die Dichtung selbst in ihrer erhabenen Größe rein hervortritt.

Doch dem sei, wie ihm wolle — tief ergriffen und außerordentlich befriedigt verlies die Versammlung diesen Ort so schöner Erinnerungen.

Nachschrift, den 17. Juni 1858. Angenehm war es nun am Nachmittage zu sehn, wie Tausende den Raum zwischen den beiden Johannisbergen füllten, um an der Freude der Jugend Theil zu nehmen; wohlthuend das unaufhörliche Fahren auf der herrlichen Chaussee mit der Doppelallee zu beobachten und zu erkennen, daß die Bewohner Danzigs denn doch mit freudigem Stolze an der großen Feier ihrer Anstalt Theil nahmen.

Am Mittwoch folgte dem Feste eine Spazierfahrt, zu welcher sich die Lehrer des Gymnasiums mit den noch übrig gebliebenen Gästen vereinigt hatten. Auch diese Fahrt bethätigte das Verlangen nach häufigeren Zusammenkünften, welches so oft während dieses Festes ausgesprochen wurde. Möge dasselbe recht bald Befriedigung finden. Danzig würde allerdings wohl nicht der geeignete Ort sein, da es weder einen Mittelpunkt für die Provinz bilden kann, noch auch die dortigen Lehrer aus ihrer Abgeschlossenheit gegen die übrigen Gymnasien herauszutreten pflegen. Das Gymnasium zu Danzig hat bisher eine gewissermaaßen isolirte Stellung eingenommen. Es erinnert sich noch immer an seine frühere, der Universität nahe kommende Gestalt — eine Erinnerung, die beständig in dem Lehrerkollegium lebendig bleiben möge, wenn sie nur nicht zur Ueberschätzung führt sondern die Mahnung stets erneuert, einer solchen Vergangenheit nicht ganz unwürdig zu sein. Aber es giebt ja andere Städte, welche alle Bedingungen zu einem solchen Feste in sich vereinigen. Ich nenne hier nur Elbing mit seiner lieblichen Umgegend und seinen gastlichen Bewohnern, welche schon in den Zeiten der Sängerfeste manche Triumphe gefeiert haben. Doch ist der Ort am Ende nicht die Hauptsache. Immer werden solche Vereinigungen dazu beitragen, das Bewußtsein der Einigkeit unserer Bestrebungen zu erhöhen und die Freudigkeit an der Arbeit immer wach zu erhalten, welche besonders in den entferntер liegenden Gymnasien unter dem ertödtenden Einflusse einer doch meistens dem Sinnengenusse hingegebenen Bevölkerung oft fast ganz schwindet.

—t **Elbing**, 16. Juni 1858. Am 6. Juni wurde unsere Gemäldeausstellung geschlossen, in welcher, namentlich während der letzten Zeit ihrer Dauer, der größte Theil unsers gebildeten Publicums sich beinahe täglich zusammenfand, untermischt mit einer nicht geringen Zahl auswärtiger Besucher. Für unsere Stadt war sie geradezu „ein Ereigniß" und zwar ein so erfreuliches und hoffnungsreiches, wie wir es seit lange nicht in ihren Annalen verzeichnen konnten. Während berühmte Musiker und Schauspieler die große Straße von den Hauptstädten und sonstigen Centralpunkten des gebildeten Europas nach Petersburg ziehend, es selten verschmähen auch von Elbing den gebührenden Tribut zu erheben, gingen die Kisten, welche die Werke der Malerei bergen, bei der alle zwei Jahre sich wiederholenden Rundreise uns stets vorbei. Die frühern Versuche eines unternehmenden Buchhändlers durch eine auf eigene Kosten veranstaltete Gemäldeausstellung den Sinn dafür in unsrer Stadt in soweit zu erwecken, daß in weiteren Kreisen ein nachhaltiges Bedürfniß dieses Genusses erwachsen wäre, scheiterten; für den nicht gerade zahlreichen Theil unsrer Bevölkerung die, anderweitig daran gewöhnt, ihn hier schmerzlich vermißte, schien keine Hoffnung vor-

handen, daß es damit einmal anders werden könnte. — Da kam die mächtige Anregung durch die im Frühjahr von dem Königsberger Künstlerverein veranstaltete Aufstellung von Transparentgemälden, wobei die Copieen herrlicher Meisterwerke in so trefflicher Ausführung, noch dazu durch die lebhaften und eigenthümlichen Lichteffecte und Musikbegleitung, selbst für ein noch unentwickeltes Kunstverständniß wirkungsvoller gemacht, ihres großen und weitgreifenden Eindrucks nicht verfehlen konnten. Die Theilnahme des Publicums war eine ganz außergewöhnliche, und von nun an konnten die Bemühungen unserer Kunstfreunde hoffen, durch eine entgegenkommende Theilnahme des größern Publicums unterstützt und getragen zu werden. Immerhin war es ein kühnes Unternehmen der zu einem provisorischen Vorstand zusammengetretenen Männer *), einen Kunstverein ins Leben zu rufen, eine Gemäldeausstellung, und zwar in dieser Ausdehnung, zu veranstalten, deren sehr bedeutende Kosten nur bei höchst lebhafter Theilnahme von Stadt und Umgegend gedeckt werden konnten. — Der Erfolg war ein über Erwartung günstiger. Ich habe dabei nicht vorzugsweise die finanzielle Seite im Auge; die Hauptsache ist, daß in der fleißigen Benutzung der gebotenen Gelegenheit bei einem sehr großen Theil der Besucher, weit über die Befriedigung einer bloßen Neugier hinaus, in der bei der Beurtheilung, welcher sich unsre Elbinger bei jeder Gelegenheit mit bemerkenswerther Ungenirtheit und Selbstgenügsamkeit zu ergeben pflegen, deutlich wahrzunehmenden allmähligen Klärung und Läuterung des Geschmacks eine wirklich bedeutende, hoffentlich nachhaltige Wirkung kundgab. Daß freilich manch' ein Canadier, der bis jetzt außer mit Europens Höflichkeit auch mit andern übertünchten Dingen nicht sehr bekannt war, sein Urtheil über ein Gemälde von der Schönheit der Farben, etwa in dem Sinne des dicken Bauer Troll in seiner Bestellung bei dem Herrn Maler, abhängig zu machen pflegte, daß andrerseits manche „gereiste" Damen Alles schon anderswo sehr viel besser gesehen hatten, und an dem hier gebotenen daher unmöglich besondere Freude finden konnten — das sind Dinge, die wohl überall bei ähnlichen Gelegenheiten ebenso zu Tage treten werden. — Jedenfalls scheint der Anschluß Elbings an den allgemeinen Kunstverein, und damit die Erfüllung eines von vielen in unsrer Stadt sehr lebhaft gehegten Wunsches gesichert. Nach und nach wird sich auch das Bedürfniß im Besitz guter Gemälde zu sein steigern, und Elbing nach Maaßgabe seiner Größe und der hierorts obwaltenden Verhältnisse für dieselben ein Absatzort werden, wenn auch natürlich lange nicht in der Ausdehnung wie Königsberg und Danzig. —

Aber neben dieser Wichtigkeit für Elbing scheint mir unsre Gemäldeausstellung auch ein gewisses weiter greifendes provinzielles Interesse zu haben, in Rücksicht auf welches ich sie in den Pr. Bl. erwähnt zu sehn wünsche. Einmal scheint mir jede Bethätigung eines besonnenen, erfolgreichen Unternehmungsgeistes im Bereiche unserer in dieser Hinsicht immer noch etwas zurückstehenden Provinz, sowie eines gemeinnützigen Sinnes, der sein Sonderinteresse dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen bereit ist, recht eigentlich vor ihr Forum zu gehören. Und von beiden ist unsre Ausstellung ein höchst erfreulicher Beweis. Wie einerseits die Männer, welche hier die Sache in die Hand nahmen, keine Mühe gespart und sich dadurch den wärmsten Dank ihrer Mitbürger verdient haben, so konnte ihr Unternehmen doch nur durch die so höchst wohlwollende Unterstützung der Schwesterstädte Königsberg und Danzig von Seiten ihrer öffentlichen Kunstanstalten, wie so vieler wahrhaft humaner Kunstfreunde **) gelingen.

*) Es zeichneten als Comité die Herren Dr. Friedländer, G. Grunau, F. W. Härtel, Dr. Hertzberg, Levin, C. Lorentz, Phillips, Schemionek, Schwarz, Fr. Wernick. D. R.

**) In Danzig: die Herren Th. Bischoff, Colas, C. R. v. Frantzius, Kaufmann, C. G. Panzer, Stoddard. — In Königsberg: die Herren Bartelt, Bursch,

Dann aber verdient dieselbe auch aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil sie, wie wenig auch dabei an eine gewisse Vollständigkeit zu denken war, Gelegenheit gab, von den Leistungen unsrer vaterländischen Künstler eine ungefähre Vorstellung zu erhalten, da diese verhältnißmäßig ziemlich zahlreich vertreten waren. Wir können uns in dieser Hinsicht einem gerechten Stolze ergeben. Neben manchen wahrhaft ausgezeichneten, die Höhepunkte der Kunst bezeichnenden Gemälden eine Fülle des Tüchtigen und Beachtenswerthen und zwar in allen Zweigen der Kunst! Daneben fiel eine freie und originelle Erfassung gerade des Eigenthümlichen unsrer Provinz nach verschiedenen Richtungen in erfreulicher Weise auf. Das historische Bild war, da Rosenfelders herrlicher „Pankratius Klein" nicht, wie wir uns Hoffnung gemacht hatten, erschienen war, in dem Sinne, wie diese Bezeichnung gewöhnlich genommen wird, nicht vertreten. Doch kann der „Ablaßkrämer" von G. Bodiech (aus Mühlhausen) mit seiner feinen Charakteristik in dem verschmitzten, überredungsvollen Gesicht wohl dahin gerechnet werden. Das meiste und schönste fand sich hier, wie wohl bei allen Kunstausstellungen im Gebiete des Landschaftsbildes. Behrendsen's „Morgen in den hohen Alpen" in seiner idealen Schönheit und hohen Naturwahrheit (die Ueberzeugung davon erfaßt auch den, welcher nie so glücklich war, ein Urbild davon in seine Seele aufzunehmen, mit vollster Bestimmtheit) war die Perle der Ausstellung und würde wohl überall dieselbe Stelle einnehmen. Auf eine aus der Schweiz gebürtige Dame machte dies Bild einen so tiefen Eindruck, daß sie in Thränen ausbrach, und ein ähnliches Gefühl mochte bei seinem Anblick wohl so manchen überkommen, auch wenn seine Empfindung nicht durch Heimweh in's Schmerzliche gezogen wurde. Die „Gegend am Hallstädter See", obwohl nicht so überwältigend in ihrem Eindruck, erweist sich entschieden als ein ebenbürtiges Werk desselben Meisters. Nächst Behrendsens Morgen in den Alpen pflegte ich zur Betrachtung keines Bildes öfter und mit größerm innern Wohlgefühl zurückzukehren, als der beiden Landschaften von Hugo Knorr (aus Tapiau), der „Landschaft im Character des Samlandes bei heranziehendem Gewitter" und des „Mondschein am Ostseestrande." Die Einfachheit und Schmucklosigkeit, die Erfassung der characteristischen Eigenthümlichkeit so wohlbekannter und liebgewordener landschaftlicher Typen war es, die in so wohlthuender Weise mich anheimelte. Auch ein kleines gelungenes Bild von Carl Scherres: „Landschaft im Character des Samlandes" zeigt, daß unsere vaterländischen Maler mit Vorliebe in ihrer Nähe die Gegenstände wählen, an ihnen ihre Kunst zu bethätigen. Dem gegenüber kann ich nicht unterlassen den Wunsch auszusprechen, daß auch die an Naturschönheiten so reiche Umgebung Elbings, besonders die Haffufer, die Aufmerksamkeit unserer Künstler auf sich ziehen möchten. Auch an Rudolph Pöppel, gegenwärtig in München, haben wir ein Recht des Anspruchs, da derselbe aus Königsberg gebürtig, seine Ausbildung daselbst erhielt. Sein „Castell Tenno am Gardasee" gehörte zu den besten Landschaften der Ausstellung, und doch zählte dieselbe Landschaften von Achenbach, Hilgers, Scheins, Leu und nicht wenigen andern der größten Notabilitäten dieses Fachs. Eine treffliche „Schottische Landschaft" von Frl. Frances Stoddard aus Danzig (welche auch ein naturwahres und anmuthiges Italienisches Genrebild lieferte), darf nicht unerwähnt bleiben *). Noch schärfer sprach sich der provinziell-nationale Zug unsrer Künstler in den Genrebildern aus. Ganz besonders ergötzlich waren: die „Lithauische Bauernhochzeit" von H. Löschin und der „Ermländische Kindtauf-

---

R. Ehlert, Hildebrandt, Dr. H. Jacobson, J. W. Kähler, W. Koch, Dr. Lehmann, R. A. Meyer, R. Oppenheim, Papendieck, Sperling. — Auch die Herren F. Schemionek und S. J. Semon in Berlin hatten Gemälde hergeliehen. D. R.

*) Auch von Juchanowitz (jetzt in Rom) und Sy, der eben eine treffliche Copie (die erste) des Danziger Altarbildes von H. Hemling vollendet hat, waren Gemälde angemeldet. D. R.

schmaus" von **Waldemar Philippi**, beide in Königsberg. Höchste Lebendigkeit, Naturwahrheit und charakteristische Auffassung des persönlichen, durch die Situation gegebenen Ausdrucks sowohl, als der nationalen Eigenthümlichkeit nach Tracht, Gesichts- und Körperbildung, besonders aber ein frischer Humor zeichnete beide Bilder sehr vortheilhaft vor einem großen Bilde ähnlichen Gegenstandes, „Tyroler Bauernhochzeit" von Müller in München aus. Besonders glücklich contrastirt finde ich in beiden die lebendige, frisch hervorbrechende Lustigkeit der Landleute gegenüber dem gewissermaßen festgewordenen Ausdruck des amtsmäßigen Vergnügtseins der Dorfmusikanten, zum Theil ausgedienter Soldaten, die in beiden Bildern eine Rolle spielen. Ergötzlich ist besonders der Trompeter (in dem Bilde von Ph.) der noch während des Blasens schon den Mund zum kräftigen Schlucke aus dem ergriffenen Zinn-Kruge während der nächsten Kunstpause vorzubereiten scheint. In dem Bilde von L. spricht sich neben aller Natürlichkeit und Derbheit ein poetisch schöner Schwung aus. Es stellt den genugsam bekannten Festzug aus der Kirche nach der Behausung der Braut dar. W. Strionsky aus Danzig hat die in ganz Norddeutschland echt nationale Lustbarkeit des Schlittschuhlaufens in einem Bilde gefeiert, in welchem die Figuren sehr lebensvoll und characteristisch sind, wogegen das Landschaftliche, Himmel und Beleuchtung zum Theil verfehlt scheint. Eine frische Natürlichkeit, die aber der Anmuth doch etwas zu sehr entbehrt, athmen auch die kleinen Skizzen von F. W. Huhn, einem gebornen Elbinger, der sich seit längerer Zeit in Danzig aufhält. Das Architecturbild war in würdigster Weise durch zwei Meisterwerke von H. Gemmel vertreten. Wie sehr die perspectivische Construction im Dienste des Schönen aufgehen kann, zeigt besonders das berühmte Bild „Ruine einer Kirche aus dem zehnten Jahrhundert", aus welchem der Geist der Vergangenheit so ernst und wehmüthig zu uns spricht. Daß bei einer Ausstellung dieser Art das Portrait zurückstand, war nur zu billigen. Von Königsberger Künstlern waren R. Graß und G. Gräf (in Berlin), jeder mit einem männlichen Portrait vertreten, denen man es auch ohne die Urbilder zu kennen, ansah, daß sie „getroffen" sein mußten. — Kupferstiche und Zeichnungen pflegen, neben Oelgemälden wenigstens, vom größeren Publicum ziemlich übersehen zu werden, wenn sie sich nicht durch hervorragende Trefflichkeit auszeichnen. Das ist aber bei dem anmuthigen, meisterhaft ausgeführten Stich von R. Troffin (in Königsberg) „Mädchen aus dem Harz" nach Meyerheim der Fall, sowie bei den Zeichnungen seines Schülers G. Eilers, eines noch sehr jungen Elbinger Künstlers, der, so scheint es, in seinem Fache Außerordentliches leisten wird *). Die Befriedigung dieses vaterländischen Interesses hat bei mir den Genuß der Betrachtung wesentlich erhöht, und so wird es gewiß vielen gegangen sein. Eine sorgfältige Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes bei Anfertigung des Katalogs würde mir daher höchst zweckmäßig erscheinen. Daß es diesmal zum Theil unmöglich war, ist eine nothwendige Folge der Art, wie unsre Ausstellung zu Stande gekommen. —

K. **Elbing**, den 30. Mai 1858 **) ...... Die Aeußerung eines hiesigen Schulmannes, daß zu einem wohlthätigen Zwecke eine hinreichende Summe aufgebracht werden könne, wenn die Nachbarstädte zu bewegen seien, uns ihre Kunstschätze anzuvertrauen, fand in einigen Kreisen so lebhaften Anklang, daß man zur

*) Von G. Eilers war ein Portrait des Director Rosenfelder und eine Zeichnung zum Stich nach Fr. Voltz „Kuhheerde an der Benediktinerwand im bairischen Hochgebirge" eingesandt. D. R.

**) Wir lassen diesen Bericht dem unsers geschätzten —t- Correspondenten folgen, trotz der darin ausgesprochenen abweichenden Ansicht, ohne letztere vertreten oder bei unserer Unkunde der Elbinger Lokalverhältnisse uns ein Urtheil überhaupt in dieser Sache anmaßen zu wollen und nur um auch der entgegengesetzten Meinung in diesem Blatte Raum zu verstatten. D. R.

Gründung eines „Elbinger Kunstvereins“ schritt. Die Ausstellung ist nun seit zwei Wochen in vollem Gange, und bei der Neuheit der Sache fehlt es nicht an Besuchern von hier und auswärts. Aber darum ist sie doch Kaviar für's Volk. Was thut der Elbinger mit Gemälden? Nicht einmal sein eigenes Portrait mag er gemalt haben. Die Hausirmaler, die ab und zu herkommen, beschäftigt er nicht; die Meister der Kunst aber auch nicht. Sie sind ihm zu theuer; eine Photographie thut es vollkommen. Und all das Gerede von Historie, Landschaft und Genre ist ihm vollends Schnack. Ich bin der Letzte, der es den Leuten verargt, und halte auch gar nicht für nöthig, daß sie sich sonderlich viel um Kunst kümmern: sie haben Besseres und Dringenderes zu thun ..... Nun haben wir einen Kunstverein, ein provisorisches Comité, eine erste Kunstausstellung, einen Catalog von 130 Nummern, Verhandlungen über den Anschluß an die vier großen Vereine diesseits der Elbe, Aussicht auf periodische Wiederkehr der Ausstellung, Ordner, Schatzmeister u. s. w. Was fehlt noch? Nur die Mehrzahl der Mitglieder und namentlich die Käufer. Ich zweifle, ob auch nur Einer der Künstler, welche sich bewegen ließen, die Ausstellung zu beschicken, ein Bild für 5 oder 6 Friedrichsd'or verkaufen wird *). Und daß sich mehr als 200 Mitglieder finden werden, ist auch nicht wahrscheinlich. Denn seit lange ist es in Elbing Ton, selbst aus ganz indifferenten Dingen eine Partheifrage zu machen. Wären daher auch Interesse und baare Mittel genug vorhanden, um einen solchen Verein zu halten, die Sache würde doch an der unvermeidlichen Kleinstädterei scheitern, womit hier alles betrieben wird. ...... Sie sehen, woran bei uns große Dinge nach wie vor hängen, und fragen wol nicht erst, wem der Kunstverein hier nicht Hekuba ist? Er ist vor der Hand nur eine Idee und wird es wohl auch bleiben. Es geht damit auf die Dauer gewiß nicht, selbst wenn die Vereine zu Königsberg und Danzig sich dazu verstehen, ihren festen Cyklus unterbrechen zu lassen **).

---

*) Es sind allerdings dem Vernehmen nach 4 Bilder verkauft worden: 2 in der hiesigen Gallerie gefertigte Kopien nach Maes und Bellermann à 8 und 10 Frd'or., ein Marinestück von Weiß aus Privatbesitz und eine Landschaft von Juchanowitz à 10 Frd'or. D. R.

**) Nach der im Juni erfolgten Bekanntmachung des Hauptgeschäftsführers der westlichen Kunst-Vereine, Hrn. v. Goßler ist Elbing in der Reihe der Ausstellungsorte für 1858/59 übergangen worden. D. R.

Digitized by Google

III. Mittheilungen.

[**Nekrolog J. A. Müttrich's.**] Wir fühlen uns verpflichtet, in diesen Blättern des im laufenden Jahre verstorbenen Prof. Müttrich zu gedenken, eines Mannes, der es nie darauf anlegte, von Vielen gekannt zu werden und Vielen zu gefallen, der aber von Allen, die ihn wirklich kannten, aufrichtig geschätzt und geliebt worden ist. Was Müttrichs Leben denkwürdig macht, sind nicht außerordentliche Ereignisse, welche einen Biographen zu beredter Darstellung veranlassen, nicht weitgreifende Bestrebungen, welche eine strenge Kritik herausfordern könnten. Sein Leben gestaltete sich unter dem Einfluß von Freuden und Leiden, unter redlichen, aber anspruchslosen Bestrebungen zu einem Stillleben, an dessen Verlauf und Ertrag die nähere Umgebung innigen Antheil nahm. Er lebte mit ganzem Herzen, entschieden in seiner Lebensansicht und Geistesrichtung, seiner Familie, seinem Beruf, dem engeren Kreise gleichgesinnter und gleichstrebender Freunde. Solchen Freunden Müttrichs und seinen Schülern sind die folgenden kurzen Andeutungen über sein inneres und äußeres Leben gewidmet.

Johann August Müttrich wurde am 20. Februar 1799 zu Skaisgirren, einem Kirchdorfe in Litthauen, geboren. Sein Vater hatte in Königsberg Medizin, später Theologie studirt, und bekleidete damals die Präzentorstelle in dem genannten Dorfe. Seine Mutter, eine geborne Smeil, war die zweite Frau seines Vaters. Die ersten Jahre seines Lebens verflossen für ihn sorgenfrei. Im Jahre 1807 aber wurde Litthauen durch Kriegsunruhen hart bedrängt. Der Vater pflegte die verwundeten Krieger, übte seine Heilkunst nicht selten mit gutem Erfolg und freute sich, wenn er einem Genesenen zum Abschied die Hand drücken konnte. Nach der Schlacht von Friedland verließ er flüchtend seinen Wohnort und begab sich nach einem rings von Sümpfen umgebenen Dorfe in der Niederung. Als er von dort heimgekehrt war, wurde er

bald ein Opfer des in der Gegend herrschenden Typhus. Er starb im kräftigsten Mannesalter im Jahre 1811. Die Mutter begab sich mit zwei Söhnen, von denen unser Müttrich der ältere war, und einer Tochter nach Königsberg, starb aber auch bald, im Jahr 1813, so daß die Kinder vollständig verwaist dastanden. — Joh. August wurde es möglich das altstädtische Gymnasium zu besuchen, da er im altstädtischen Pauperhause unterkam. Das Leben in dieser Anstalt war ein mühevolles und beschwerliches. Außer zum Singen in der Kirche und zum Aufstellen der Liedertafeln wurden die Pauperes auch dazu benutzt, an den Vortagen der größeren Kirchenfeste, namentlich des Weihnachtsfestes, in die Häuser zu gehen, um geistliche Lieder zu singen. Jedenfalls war das Leben in der Anstalt der Art, daß es die Studien des aufstrebenden Jünglings wesentlich hemmte. Müttrich entschloß sich, das Pauperhaus zu verlassen, und lebte, bis er die Universität bezog, unter drückenden Lebenssorgen von dem dürftigen Einkommen, das ihm einige Privatstunden gewährten. Seine Verhältnisse gestalteten sich günstiger, als er Michael 1817, achtzehn Jahre alt, die Universität bezog, um Mathematik zu studiren. Er wurde bald an der Domschule, dem jetzigen Kneiphöfischen Gymnasium, auf Veranlassung des damaligen Direktors Dieckmann, der die Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Studirenden wohl zu würdigen wußte, als Lehrer beschäftigt. Im Jahre 1824 am altstädtischen Gymnasium angestellt, erhielt er 1828 nach dem Tode des Oberlehrer Stiemer die Oberlehrerstelle für Mathematik und Physik, welche er, 1840 zum Professor ernannt, bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 25. April 1858 nach schweren Leiden am Blasenkrebs und hinzugetretener Wassersucht.

Die gesunde frische Natur, durch welche es Müttrich möglich wurde, siegreich aus den Drangsalen seiner Jugend hervorzugehn, machte sich auch in seinem späteren Leben geltend. Sie lenkte seine Studien auf ein seinem Talente angemessenes Ziel; sie machte ihm das Turnen lieb und werth; sie führte ihn während seiner Universitätsjahre der Burschenschaft zu, die damals in Königsberg in ihrer würdigsten Gestalt auftrat. Eifriges Mitglied und bald einer der ersten Führer dieser Verbindung, fand er Gelegenheit, mit so manchem wackern Jugendgenossen einen innigen Freundschaftsbund zu schließen, der über die Universitätsjahre hinausgedauert

hat. Lebhaftes Interesse für den Lehrerberuf und für die mathematischen und Naturwissenschaften vermittelte ihm während seiner Amtsjahre eine engere Berührung mit sehr vielen Männern seines Faches, namentlich auch mit Herbart, Baer, Prof. Jacobi, Diekmann, Struve. Solche Verhältnisse brachten immer frische Anregungen in sein Leben und mußten für ihn um so erquicklicher sein, als sie auf gegenseitiger Anerkennung begründet waren. In weiterem geselligen Verkehr, dem er sich in seinem kräftigen Mannesalter keinesweges entzog, war Müttrich höchst liebenswürdig; ältere Mitglieder der Freimaurerloge und andre gute Gesellen vergegenwärtigen sich gewiß gern das sinnige Denken und Thun, den guten Humor, die Offenheit und herzliche Hingebung des lieben Mannes. Wie für den Umgang mit Menschen hatte Müttrich auch ein reges, durch wissenschaftliche Kenntnisse unterstütztes Interesse für die Wunder und Reize der Natur, welches indessen dadurch gehemmt wurde, daß es ihm nicht vergönnt war Reisen zu unternehmen, und daß er sich in seiner letzten Lebensperiode gar zu wenig im Freien bewegte. Auch für die Kunst war er nicht unempfänglich. Gern las er in seinen Mußestunden neuere Reisebeschreibungen und wandte sich mit eigenthümlicher Vorliebe auch älteren naturwissenschaftlichen Werken zu, dem Königsberger Botaniker Löfel, dem Pater Kircher, Haller u. A.

Soll von dem Verhalten Müttrichs in solchen Angelegenheiten die Rede sein, in welchen über Natur und Neigung die Pflicht gebeut, so dürfen wir mit gutem Gewissen im Allgemeinen aussprechen: er that mit Lust und Liebe was er vermochte, und das war nicht gering; er that was von ihm gefordert wurde, insoweit es mit seiner Ueberzeugung und Gesinnung verträglich war, und darin zeigt sich der brave Mann!

Häusliche Verhältnisse sind ein inneres Heiligthum, dessen Enthüllung vor dem Publikum immer als eine Profanation gelten muß. Was Müttrich seiner Familie war, davon zeugt am besten die aufrichtige innige Pietät, welche Gattin und Kinder dem Lebenden stets bewiesen haben und dem Verstorbenen bewahren werden. Daß Müttrich durch wissenschaftliche Arbeiten*) die Wissen-

*) Gedruckt sind unseres Wissens nur zwei Abhandlungen in den Programmen des altstädtischen Gymnasiums 1837 und 1841; die eine: „Beitrag zur

schaft erweitert und vertieft habe, läßt sich kaum behaupten. Dagegen muß anerkannt werden: was er wußte, hatte er sich zu klarem Bewußtsein gebracht und unter einem, seiner geistigen Eigenthümlichkeit entsprechenden Gesichtspunkt zu innerem Zusammenhange geordnet; er verstand die Wissenschaft für seine Berufsthätigkeit auszubeuten. — Als Lehrer und Pädagog erwarb er sich frühzeitig einen ausgezeichneten Ruf, der allerdings gerechtfertigt ist. Wir schlagen es nicht hoch an, daß er eine ungefüge, verwahrloste Jugend in Zucht zu halten vermochte, dazu genügen sehr untergeordnete Eigenschaften und Mittel, die auch gar nicht vorzugsweise in einem Lehrer gesucht werden. Aber dem eigentlichen Berufe des Pädagogen, in der Jugend selbstständige geistige Thätigkeit und einen kräftigen reinen Willen zu begründen, war Müttrich mehr als viele andere seiner Amtsgenossen gewachsen. Sein natürlicher Widerwillen gegen unfähige und entsittlichte Schüler verleitete ihn nicht zur Härte und Ungerechtigkeit, er ließ auch solchen Schülern die gebührende Rücksicht angedeihen und opferte ihnen selbst seine Mußestunden. Er pflegte Unterricht und Disciplin nach dem Durchschnittsgehalt der Klasse zu bemessen. Mit wahrer Lust aber und mit sicherem Erfolge widmete er seine Thätigkeit den Schülern, welche eine entschiedene Befähigung zu mathematischen Studien kund gaben. An solchen Schülern bewährte er seinen Grundsatz: „Lehre lernen", indem er sie allmählig von dem Standpunkte naiver Wißbegier zur strengen wissenschaftlichen Auffassung leitete, indem er die rathlose Selbstthätigkeit in die rechten Wege lenkte und den natürlichen Trieb zur selbstbewußten Kraft bildete. Aus dieser Müttrichschen Schule ist eine große Anzahl von Mathematikern hervorgegangen, welche sich durch gründliche Kenntnisse auszeichnen und die schöne Kunst „aus bekannten Größen unbekannte zu finden" mit Meisterschaft üben. Erfreulich

Lehre von den Schwingungen der Flächen," die andere: „Ueber mathematische Aufgabensammlungen, ein Sendschreiben an die Lehrer der Mathematik an höheren Schulanstalten in Deutschland"; ferner eine dritte in diesen Blättern selbst (Vaterländ. Arch. für Wissensch., Kunst rc. XXIII, 409): Beleuchtung der anonym erschienenen aus dem Englischen übersetzten Schrift: „Höchst wichtige Aufklärung über das Sinken des Werthes des Goldes. Nach den neuesten Entdeckungen von Biot, Arago und Gay-Lyssac. Leipzig, 1839, bei Friedrich Volkmar."

ist es zu bemerken, daß diese Schüler, von denen sich bereits mehrere als Lehrer ihrer Wissenschaft ausgezeichnet haben, gern bekennen, wie viel sie Müttrich zu danken haben; sie werden dem wackern Manne ein eben so treues Andenken bewahren, als seine anderen Freunde und seine Familie. -Fatscheck.

[Zur Jubelfeier des Danziger Gymnasiums.] Unsere Stadt begeht eine seltene Feier. Am 13. Juni 1858 wurde in den wundervollen Räumen des ehemaligen Franciscanerklosters die Gelehrtenschule eröffnet, welche, blühender als je dastehend, in diesen Tagen ihr dreihundertjähriges Wiegenfest feiert. Dankbar werden die zahlreichen Schüler in der Nähe und Ferne der Zeiten gedenken, in denen diese Anstalt ihr geistiges Leben weckte, und den trefflichen Männern, dahingeschiedenen wie lebenden, Worte und Gefühle segnender Erinnerung weihen, welche ihre Führer in die ernsten Hallen der Wissenschaft waren und sie fähig machten in der verschiedensten Weise und nach den verschiedensten Richtungen hin zu würdigen Verwaltern der höchsten Güter der Menschheit und der Nation sich auszubilden. Aber auch die Bürgerschaft Danzigs und die ganze Provinz haben alle Veranlassung dem frohen Ereigniß ihre rege nnd liebevolle Theilnahme zu schenken. Seit dreihundert Jahren haben sie großentheils mittelbar oder unmittelbar aus dem Schoße des Danziger Gymnasiums die Männer empfangen, welche die Pflege ihrer Gesundheit, ihres Rechts, ihrer Gemeinde-Angelegenheiten, die Wahrung der Sitte, die lautere Verkündigung des Evangeliums unter ihnen sich mit Ernst angelegen sein ließen. Mit Ausnahme weniger Perioden der Erschlaffung stand die Anstalt stets auf der Höhe der Bildung und war daher eine gedeihliche Pflanzschule der Kultur und der vorzüglichste Mittelpunkt, von wo aus die Errungenschaften der Geistesarbeit ihrer Zeit in das hiesige Volksleben ausströmten. Abgesehen davon war und ist das Gymnasium durch seine Professoren und Lehrer auch der vorzugsweise Träger und Centralpunkt der Bestrebungen, welche auf den Fortbau und die Erweiterung der Wissenschaft ausgehen. Als die höchste Schule im Regierungsbezirk hat es für diesen denselben Beruf zu erfüllen, den die Universität für die vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen. Handel, Gewerbe, Kunst und

Wissenschaft sind so eng verbundene, sich gegenseitig bedingende Faktoren eines gesunden Kulturlebens, daß keins dieser Glieder leiden kann, ohne daß die andern mitleiden. Die Bedeutung einer einzelnen Stadt oder Landschaft für die Gesammtentwickelung der Nation bemisst sich nicht allein nach der Höhe ihrer materiellen Produktion und dem Umfang ihres Verkehrs, sondern ebenso sehr nach dem größeren oder geringeren Grade ihrer Zeugungsfähigkeit auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, bis in den Beginn des vorigen hinein, war Danzig der Sitz eines sehr lebhaften literarischen Treibens, weitreichende wissenschaftliche Verbindungen mit dem Auslande wurden gepflegt. Die Anregung ging zu nicht geringem Theile vom akademischen Gymnasium aus. Mit dem Handel und den Staatsverhältnissen der Stadt verfiel auch dieses und Westpreußen hörte auf, einen Beitrag zur Erweiterung und Fortbildung der Wissenschaft zu stellen. Die Regeneration des Danziger Gymnasiums, 1817, führte auch die Landschaft wieder in den literarischen Verkehr ein. Die Namen Meineke, Marquardt, Anger, Strehlke (sen.), Hirsch lenkten die Aufmerksamkeit Europa's auf sich und die hohe Achtung, welche den Leistungen dieser Männer gezollt wird, fließt unmerklich auf die Stadt und die Provinz über und verleiht dieser ein Ansehn in der gebildeten Welt, welches den Bürger mit Stolz und Selbstgefühl erfüllen, ein Dankgefühl für die Segnungen, welche die Belebung wissenschaftlicher Arbeiten durch die Danziger Hochschule unserer Landschaft gebracht hat, selbst bei denjenigen erwecken muß, die nicht im Stande sein möchten, den Werth rein gelehrter, nicht unmittelbar auf ein praktisches Ziel hinausgehender Studien an und für sich völlig zu verstehen.

Wenn die Jubeltage des Gymnasiums Freudentag für alle sind, so ist es billig, daß auch alle sich der ernsten Pflicht bewußt werden, welche ein solches Fest ins Gedächtniß zu rufen vorzugsweise geeignet ist. Danzigs Rath und Bürgerschaft haben sich von jeher durch liebevolle Sorgfalt für ihre Schulen ausgezeichnet, und besonders das Gymnasium hatte sich der regsten Unterstützung zu erfreuen. Wir hoffen und sind gewiß, daß dieser lobenswerthe Eifer in Zukunft nicht erkalten wird. Der Bürger Sache ist es durch häusliche Disciplin des Lehrers pädagogisches Wirken kräftig zu unterstützen. Nur wo die Schule und das Haus einträchtig

zusammengehen, kann die erstere eine gedeihliche Characterbildung ihrer Zöglinge erreichen. Die reichen Stiftungen, welche der Väter Begeisterung für die Wissenschaft in den letztverflossenen Jahrhunderten dem Gymnasium legirt hatte, sind in den Drangsalen des Franzosenkrieges, zum Theile durch die Unredlichkeit schlechter Bürger, sehr zusammengeschmolzen. Um so dringender wäre es zu wünschen, daß die fromme Sitte sich erneute, und Väter, deren Söhne dem Gymnasium die sichere Grundlage ihres Wissens verdanken, Männer, welche selbst als Schüler ihm angehörten, Leute, denen sonst noch irgendwie das geistige Wohl und Wehe ihrer Vaterstadt und Provinz am Herzen liegt, sich gedrungen fühlen, durch das eine oder das andere Vermächtniß den Abbruch zu ersetzen, den Ungunst der Zeit und Böswilligkeit den frommen Stiftungen ihrer Ahnen gethan. Seien die einzelnen Summen auch klein; wenn erst mehrere der Sache gedenken, so rinnt aus den Tropfen ein Strom zusammen, dessen befruchtende Fluthen der ganzen Provinz zu Gute kommen werden. Für die Vermehrung der Lehrmittel vermögen Einzelne sehr viel ohne Anstrengung zu thun. Dies sei namentlich den Gutsbesitzern und Landleuten gesagt, welche die schönste Gelegenheit haben, durch öftere einzelne Schenkungen allmählich eine vollständige Sammlung der einheimischen Naturerzeugnisse zur Anschaulichkeit des Unterrichtes zusammenzubringen. Andere Pflichten und Wünsche knüpfen sich an jene zweite Aufgabe, welche eine Anstalt, wie das Danziger Gymnasium hat durch seine Professoren als die Hauptvertreter der Wissenschaft in unserer Landschaft, für die literarische Produktion zu sorgen. Ist es schon in hohem Grade wichtig, daß durch streng wissenschaftliche Arbeiten von allgemeiner Natur unsere Landschaft mitbestimmend in die geistige Gesammtarbeit der Nation eingreift, so fordert ein Anderes noch weit größere Beachtung. Jede Landschaft hat ihre besonderen, durch ihre Natur und ihre Geschichte ihr vorgeschriebenen Aufgaben, wie in commercieller und industrieller, so besonders auch in wissenschaftlicher Hinsicht, Aufgaben, welche an anderen Orten gar nicht oder nicht so gut ausgeführt werden könnten. Vor allem gilt es das ganze Material gesammelt und geordnet der Gesammtwissenschaft zuzuführen, was für irgendwelche gemeinwichtige Untersuchungen in unserem Boden, in unseren Bibliotheken und Archiven verborgen liegt. Was die Na-

tur betrifft, so haben die Arbeiten der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, die Forschungen Berendt's und Menge's über den Bernstein, Menge's geologische und des älteren Strehlke meteorologische Untersuchungen den rühmenswerthesten Anfang gemacht. Die reichen Schätze vaterstädtischer, altpreußischer und überhaupt osteuropäischer Staats-, Kunst- und Handelsgeschichte, welche auf dem städtischen Archive lange verborgen lagen, werden mit dankbar anzuerkennender Unterstützung des Rathes und der freiwilligen uneigennützigen Mitwirkung einzelner patriotischer Bürger durch einen Mann von gründlichster Kenntniß und bewunderungswürdiger Geistesklarheit, Prof. Th. Hirsch, in einer der strengsten Anforderungen der Wissenschaft würdigen Weise erschlossen und gesichtet. Im Hauptmann Hoburg, der gegenwärtig in Berlin lebt, besitzt Danzig einen fleißigen Erforscher seiner Baugeschichte, der auch des Professor Schultz kunstvolle Radierungen älterer Bauwerke wesentliche Dienste geleistet haben. So zeigt sich auch auf diesem Felde frisches Leben. Zunächst aber sind nur noch erst Anfänge gemacht und viele Urkunden, Chroniken, Handschriften u. s. w. von historischer Bedeutsamkeit ruhen noch auf dem Lande und in der Stadt unbekannt und dem Untergang ausgesetzt in Privatsitz. Ueberdies blieben noch mehrere Gebiete unbeachtet am Wege liegen, worauf die Blicke zu richten die Pflicht der Gelehrten, für deren Ausbeute nach Kraft und Vermögen mitzuwirken die Aufgabe der Gebildeten in der Stadt und ganzen Umgegend sein wird. Unbearbeitet und ungesammelt ruhen noch die Urkunden der vaterstädtischen Rechtsgeschichte; unbearbeitet die reichen kulturgeschichtlichen Quellen des Archivs; der Untersuchung harrt das literarische Leben in der Blüthezeit des Danziger Staates.

Eine der am nächsten liegenden Aufgaben für den hiesigen Gelehrten ist die Beschäftigung mit der Geschichte des Polnischen Reiches, für welche die hiesige Stadtbibliothek im Verein mit dem Archive das umfassendste Material enthält. Es wäre zu wünschen, daß es E. H. Rathe bald gefallen möge, die lange erledigte Lectorstelle für die polnische Sprache am Gymnasium wieder zu besetzen, damit den Schülern wieder Gelegenheit geboten werde, ein Idiom zu erlernen, das heutzutage sowohl in der Sprachwissenschaft eine bedeutende Rolle zu spielen beginnt, als auch zum Verständniß der älteren historischen Ver-

hältnisse unserer auf slavischem Boden gegründeten Stadt und der umliegenden Landschaft unumgänglich erforderlich ist. Alle bisher berührten Aufgaben dürften, so wünschenswerth ihre Aufnahme ist, in Ruhe des Bearbeiters warten; es giebt aber andere, bei denen die größte Gefahr im Verzuge liegt. Rund um uns her kämpft der Stamm der Kassuben mit dem nahen Untergang, seine Sprache, seine Sitten, Gebräuche, Volkslieder und Volkssagen vorher noch zu sammeln, muß eine der wichtigsten Sorgen der Wissenschaft sein; die Schritte, welche mehrere Male die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg dazu gethan hat, sind nur mit geringem Erfolge belohnt gewesen. Nur einer andauernden Thätigkeit von einem so nahegelegenen Orte wie Danzig aus, kann es gelingen, den ungemein reichen Stoff in die Scheuern zu bringen. Dasselbe läßt sich von der Mundart und den Volksüberlieferungen der deutschen Colonisten sagen. Sie sind von Tag zu Tag mehr im Aussterben begriffen. Aus dem Boden ackert der Pflug, gräbt der Spaten auf unsern Aeckern, in unsern Wäldern fast stündlich stumme Zeugen einer längst dahingeschwundenen Vergangenheit, Münzen, heidnische Aschenkrüge und broncene, oft goldene Schmucksachen. Sie werden meistens zerschlagen, in einen Winkel geworfen oder in den Schmelztiegel geschickt. Auch sie alle wollen sorgfältig gesammelt und mit den genauen Umständen ihres Fundes verzeichnet sein, um einst durch größere Districte hin miteinander verglichen Auskunft über die Geschichte des Landes in einem Zeitalter zu geben, bis zu welchem keine schriftliche Quelle hinaufreicht. Der Gelehrte, der auf diese Dinge seinen Fleiß verwendet, bedarf der Unterstützung durch Pfarrer, Schullehrer, Gutsbesitzer, überhaupt der allseitigsten Theilnahme von Seiten der Provinzbewohner gar sehr. In den ehrwürdigen Räumen des Franciscanerklosters, welche der Provincial Johannes Rollau am 30. Sept. 1555 der Stadt Danzig unter der ausdrücklichen Bedingung abtrat, daß sie fortan zu einer Zuchtschule (also zu wissenschaftlichen Zwecken) benutzt werden sollen, in diesem Kunstbau, der von 1558—1807 dem Gymnasium Herberge gewährte, und welchen die Gnade Sr. Majestät des Königs der Stadt Danzig aufs neue als Geschenk darbietet, ist durch das von dem Bildhauer Rudolph Freitag gegründete Museum den vaterländischen Alterthümern bereits ein Asyl gegründet, wohin so manches dem

Untergange nahe Document der Vergangenheit gerettet ist, und noch viel mehrere gerettet werden können.

Noch giebt es so manchen wissenschaftlich gebildeten Mann, der die Mußestunden, welche sein Amt ihm läßt, auf leere Spielereien, statt auf die ernsten, zunächstliegenden Aufgaben der Wissenschaft verwendet. Wenn aber, wie wir hoffen, und wozu alle Aussicht ist, das Danziger Gymnasium in dem neubegonnenen Jahrhundert nicht allein den günstigsten pädagogischen Erfolgen entgegengeht, sondern auch fortfahren wird, in immer erhöhterem Maße strengwissenschaftliche Thätigkeit durch seine Lehrer zu üben, in seinen Schülern zu wecken, so wird bald auch die Zeit kommen, wo die vorhin erwähnten und ähnliche Studien einer größeren Beachtung als bis jetzt genießen. Mögen die Mitbürger unserer Stadt und Provinz dann dessen eingedenk sein, daß nur ein gemeinsames Wirken, wobei ein Glied der Gemeinde dem andern in seinem besonderen Berufe je nach Vermögen Handreichung thut, dem Staate zur Zierde und zum Wohle gereicht. Die Danziger Schule aber blühe und wirke als Bildnerin der Jugend, als Pflanstätte wissenschaftlicher Arbeit fort bis in die fernsten Jahrhunderte! *)

(Danz. Dampfboot. 1858, Nro. 136—38).

[Auffindung der unterirdischen Ställe bei Herrengrebin.] Dritthalb Meilen südwärts von Danzig, im Werder, liegt das Dörfchen Herrengrebin. Bei diesem erhob sich seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ein festes Schloß des Deutschherren-Ordens, der Sitz eines Komthurs und zugleich ein wichtiger Waffenplatz des Ordens, wo in unterirdischen Ställen die Ritter stets hundert gesattelte Pferde und einen großen Vorrath von Waffen unterhielten. Als 1454 in der ganzen Westhälfte des alten Preußenlandes das Panier des Ordens gestürzt ward, da zerstörten die Danziger das Schloß in Herrengrebin und leiteten sogar, wie die

*) Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, mit Genehmigung der Redaction des „Danziger Dampfboots" vorstehenden gehaltvollen Artikel (aus der Feder eines ehemaligen Schülers des Danziger Gymnasiums), der nicht minder ein allgemein wissenschaftliches wie ein speciell-provincielles Interesse berührt, unsern Lesern in wörtlichem Abdrucke mitzutheilen. D. R.

Sage behauptet, die vorbeifließende Mottlau über die Stätte der verwüsteten Burg. Bei der jüngst erfolgten Reinigung des Mottlaubettes nun fand man an dieser Stelle im Strombette Balken und Fundamente von Gebäuden, wahrscheinlich von obenbezeichneten unterirdischen Ställen. (Spenersche Ztg.)

[Todesanzeige.] Seit Kurzem hat unsere Provinz den Verlust eines Mannes zu beklagen, dessen Wirken seit fast einem halben Jahrhundert ihr ausschließlich angehört, wenn auch der Ruf seines Namens über ihre Grenzen hinausreicht. Am 25. Juni d. J. verschied zu Königsberg nach kurzem Krankenlager an den Folgen eines Schlagflusses der pensionirte Direktor des Friedrichs-Collegiums **Dr. Friedrich August Gotthold**, dessen feierliche Beerdigung am 1. Juli auf dem Altroßgärtschen Kirchhofe stattfand. Er war geboren zu Berlin am 2. Januar 1778 und hat vom Anfange des Jahres 1810 bis Ostern 1852 an der Spitze jener Anstalt gestanden, deren pädagogischer und wissenschaftlicher Ruhm zum großen Theil seine Schöpfung ist. Wenn die Prov.-Bl., welche in ihm einen vieljährigen Mitarbeiter verehren, von der Gewohnheit, einem Todten von G.'s Bedeutsamkeit einen Nekrolog in ihren Spalten zu widmen, abweichen, so rechtfertigen wir uns durch den Hinweis auf die vor einem Jahre in dieser Zeitschrift erschienene „Selbstbiographie" des Verewigten (N. P. P. B. a. F. XI, 321. 408). Eine kleinere autobiographische Skizze ist in dem Michaelis-Programme des Friedrichs-Collegiums von 1814 niedergelegt und mit Nachträgen von K. F. Merleker in dem Festprogramme zu G.'s 50jährigem Amtsjubiläum (12. Oct. 1851) wiederabgedruckt. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen und Gelegenheitsschriften, die in Folge testamentarischer Verfügung einer Gesammtausgabe in den nächsten Jahren entgegensehen, findet sich N. P. P. B. a. F. XI, 443 ff. Ein bleibendes und würdiges Denkmal seines Gemeingeistes hat er an dem Orte seines Wirkens sich selbst errichtet: einmal durch die (theilweise schon bei Lebzeiten erfolgte) Ueberweisung seiner kostbaren Büchersammlung (von c. 55,000 Bänden) an die Königl. u. Univ.-Bibliothek zu Königsberg (wo sie als Gottholdiana eine eigene Stelle ein-

nimmt) nebst einem Vermächtnisse von 2000 Thlr. zu ihrer Vermehrung; andererseits durch ein zweites Vermächtniß von 9000 Thlr. an das Friedrichscolleg zur Stiftung von Stipendien für hilfsbedürftige Schüler. — G. ist vielleicht einer der letzten aus der Reihe jener markigen Originalcharaktere, welche mit jedem Jahrzehnde mehr und mehr gelichtet wird. Sein Leben ist reich an charakteristischen Eigenthümlichkeiten, deren Mittheilung und Sammlung seinen zahlreichen Verehrern nicht unwillkommen und ein geeigneter Gegenstand der Darstellung in diesen Blättern sein dürften. Es ergeht daher an Alle, welche dem Dahingeschiedenen in seinem amtlichen Wirken wie im Privatverkehre nahe gestanden, die dringende Aufforderung, derartige Beiträge zu seiner Charakteristik zu liefern. — Wir erinnern schließlich, daß G.'s Bildniß in zwei Lithographieen erschienen ist, beide nach Originalzeichnungen seines ehemaligen Schülers Gräf, von denen die ältere das bekannte Facsimile trägt: „Pia fraus einer meiner Primaner, der in einer meiner Lehrstunden statt meine Worte mein Gesicht aufgezeichnet hat", während die spätere nach dem lebensvollen Oelgemälde desselben Künstlers (im Besitze des Friedrichs-Collegs) abgenommen ist. ♁

[Alterthümerfund bei Danzig.] Kürzlich*) wurden in der Mottlau beim Baggern mehrere Gegenstände heraufgeholt, welche von besonderem Interesse sein können. Außer einigen silbernen Gabeln moderner Art, mit dem Stempel „Becker" bezeichnet, fand man zunächst 2 Schwerter mit Handkörben, das eine einfacher Art mit einer langen, rappierartigen Stoßklinge; das andere sehr verrostet und defect, ohne Spitze, mit roher kupferner Niello-Arbeit auf der abgebrochenen Klinge, aber sorgfältiger Ciselirung des stark überrosteten Griffkorbes. Das Interessanteste dürfte eine schmale längliche metallene Dose sein, wie sie von Schiffern u. dgl. zur Aufbewahrung von Kautabak mitgeführt zu werden pflegt. Der Mittelrand von Kupfer zeigt roh eingravirte laufende Hasen und scheint neuer zu sein als die beiden messingenen Deckel oben und unten. Auf dem einen befindet sich mit der Jahreszahl 1482

*) Im Mai d. J. D. R.

eine Art Kalender, in dem die Namen der Monate so aufgezählt sind, wie in ihnen der erste 2c. auf die verschiedenen Wochentage fallen. Der andere Deckel enthält unter einer eingravirten Figur und der Jahreszahl 1497 2 Scalen, durch eine eingravirte Leiter getrennt, links eine Scala von 4—200, rechts von 11 rückwärts bis 1 und undeutliche Bruchzahlen. Unten befinden sich ein paar Zeilen, welche, soviel vorläufig erkennbar ist, altrussische Cursivschrift zu enthalten scheinen. Vielleicht können wir nächstens genaueren Aufschluß über diese Gegenstände geben. — Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt werden, daß kürzlich im Raths-Depositorium die Aufmerksamkeit der Beamten auf 2 kolossale Prachtschlüssel fiel, welche trotz ihres noch neuen Ansehens doch schon lange genug dort gelegen haben mögen. Die Röhren sind daumendick, die Bärte sehr bunt und zierlich gearbeitet und fast gleich, die Griffe am Anlöthepunkte durchbrochen und hohl. Jedenfalls sind diese Schlüssel von Seiten der Stadt zu einer solennen Veranlassung bestimmt worden, doch ist auch hierüber das Nähere noch zu ermitteln. (Danziger Dampfboot, 1858. No. 113.)

[Notiz.] In den Regestenbüchern des Königs Ladislaus auf dem kgl. neapol. Hauptarchiv findet sich die Abschrift einer Urkunde desselben, d. d. 1387. 17. Mai, wodurch er seinem lieben Getreuen, dem Edlen Angiolinus de Prusia, „dem Deutschen", wegen seines „zelus obsequendi, promptitudo et sinceritatis affectus" gegen Karl III. und den König selber, ihm sowohl als seinen Erben, zwölf Unzen in Silbercarlinen jährlich aus den Zolleinkünften der Stadt Tropaea in Calabrien zuweist. — Aus den Papieren des weiland K. Sächs. Geh. R. Dr. H. W. Schulz. **Dr. E. Strehlke.**

[Anfrage.] In seiner Abhandlung „Zur Kenntniß der klimatischen, biostatischen und Bodenverhältnisse des Regierungs-Bezirks Königsberg" verspricht Herr Stadtphysikus Dr. Wald genaueren Nachweis über die neuere Sandsteinbildung in Preußen. Da wir ebenfalls einige Lager der Art kennen, so wäre es uns interessant, wenn Hr. Dr. Wald derartige Beobachtungen bald veröffentlichen wollte. **J. S.**

IV. Bücherschau.

Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beischriften von Dr. A. **Hagen**. Ihrer Königl. Hoheit, der Frau Prinzessin von Preußen zugeeignet. Berlin; H. Schindler 1857. Bd. II. Vorlesungen XI—XII: die Künstler in den letzten 60 Jahren. Vorlesungen XIII— XVII: über Goethe, Thorwaldsen, Cornelius, Rauch und Schwanthaler in's Besondere. — Namenverzeichniß *).

Die Vorlesungen XI und XII. sind die letzten in dem Cyclus, den wir nach dem allgemeinen Eindruck, welchen der Leser davon empfängt, bereits geschildert haben. Sie glichen den im ersten Bande veröffentlichten und hätten auch räumlich von ihnen nicht getrennt werden sollen. Ein anderer Theil hebt eigentlich erst mit der Vorlesung XIII. an, sofern der Eindruck dieser und der folgenden Vorlesungen ein völlig anderer ist. Derselbe ist ein so überaus angenehmer, daß wir dem hochgeschätzten Verfasser wieder und wieder dankbar werden für diese Publikationen, in denen wir zwar nur wieder empfangen, was er uns vor Jahren bei verschiedenen Anläßen gab und was wir längst in gebührender Schätzung hielten, aber — erweitert, ausgearbeitet und mit einem so feinen Geschmacke umgestaltet, daß nunmehr jede dieser Vorlesungen in sich ein reizendes Kunstwerk darstellt. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die letzten fünf Vorlesungen das Beste in dem ganzen Werke sind, und wir sprechen vielleicht keine unrichtige Meinung aus, wenn wir für gewiß annehmen, daß diese formvollendeten, jahrelang mit Liebe gepflegten kleinen Schöpfungen, unter denen die zweite namentlich durch wiederholte Aushebungen in deutschen Blättern ausgezeichnet wurde, auch auf Jahre hin ihren Rang als Muster ihrer Art behaupten werden.

Es hat in der deutschen Presse durchaus nicht an derjenigen Aufmerksamkeit gefehlt, welche das Buch im Ganzen und im Einzelnen, nach seiner Stellung zur Literatur überhaupt, und nach dem, was es im Besondern leistet, so reichlich verdient. Wir haben also nicht nöthig, die Zahl der Besprechungen um eine zu vermehren; eine Recension vollends würde für ein Kunst- oder Literaturblatt gehören. Selbst eine nähere Anzeigung des Inhalts, die wir früher beabsichtigten, können wir uns ersparen, da man solche zum Oefteren gelesen haben wird, das Buch auch schon einen ausgebreiteten Leserkreis gefunden hat und schon durch seinen Inhalt das Publikum nöthigt, immer wieder es zur Hand zu nehmen. Dagegen wollen wir einige Wahrnehmungen nicht zurückhalten, zu denen eine fortlaufende Rücksicht auf die Stimmen Veranlassung gab, welche sich in der auswärtigen Presse für oder gegen dies zunächst heimischen Lesern bestimmte Werk erhoben.

*) Ueber Bd. I. s. N. P. P. B. 3. F. I. 69.

Alle Welt ersehnt sich ein geschichtliches Werk über die sichtbar zum Abschluß kommende letzte Periode der bildenden Kunst. A. Springer gab auch fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des in Rede stehenden Werkes eine „Geschichte der Kunst im 19. Jahrhundert.“ Sogleich sah man auch Hagens „deutsche Kunst in unserem Jahrhundert“ darauf an, ob dies Buch eine Kunstgeschichte sein wolle. Nun gibt Springer Nichts als eine Zeichnung der Richtungen, die er an der europäischen Kunst wahrnimmt und nach einem mißverstanden realistischen Standpunkte zu begreifen sucht: Hagen dagegen vermeidet ein entschiedenes oder entscheidendes Wort mit fast ängstlicher Zurückhaltung, vermuthlich (wir können es für gewiß sagen) weil er die Akten der deutschen Kunstgeschichte noch nicht für geschlossen hält, und giebt seinerseits erst Bausteine zu einem noch in weiter Aussicht stehenden Werke von solchen Ansprüchen. Die Vorrede, die mit dem zweiten Bande erschien, sagt ausdrücklich, daß es auf Vollständigkeit nicht ankam und daß die Reichhaltigkeit oft von den zu verwendenden Erträgen der Studien abhing; die Rücksicht auf einen Hörerkreis mit ganz bestimmten Anforderungen, eine äußerlich auferlegte Beschränkung und andere Besonderungen, die der Verfasser anführt, entrückte die dargebotene Leistung so allgemeinen Ansprüchen vollends. Trotzdem formalisirte sich die illustrirte Zeitung nur noch letzthin über den Titel und fand, dem Inhalt angemessener, vorzuschlagen: „die deutschen Künstler unseres Jahrhunderts aber nicht etwa: die Geschichte der deutschen Künstler, noch weniger der deutschen Kunst.“ „Freilich“, wird hinzugesetzt, „dann würde man eine scharfe Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und eine genaue Abgrenzung ihrer künstlerischen Thätigkeit vermissen.“ Hagen gibt allerdings im zweiten Bande fünf solche Charakteristiken und zeigt damit deutlich genug, daß es ihm in den 12 ersten Vorlesungen auf ganz etwas Anderes ankam, nämlich auf eine zusammenfassende allgemeine Uebersicht, in der „ein Künstler als Vertreter von vielen gelten mußte“, also nicht für sich selbst ausschließlich gelten durfte oder sollte. „Hier forderte man nicht die Einführung in ein abgelegenes Feld, sondern eine Umschau in einer liebgewordenen Gegend.“

Man ersieht, daß es auswärtigen Beurtheilern schwer wird, dem Verfasser das Recht einzuräumen, das er in Anspruch nimmt, für ein ganz bestimmtes (für unser) Publikum zu schreiben und gleichzeitig dennoch einer umfassenderen Leserzahl gerecht zu werden. Noch allgemeiner hat man mit ihm darüber gerechtet, daß er einen Theil seines Materials in „Beischriften“ abgelagert hat, die er jeder Vorlesung anhing.

Diese Beischriften sollten „weniger erläutern, als ergänzen, dem Ansehn mehrerer, (in den Vorlesungen oft gar nicht erwähnter) Künstler Rechnung tragen, Uebergangenes darlegen, Bezügliches zur Sprache bringen, was anderswo die Folge zerrissen, dem sicheren Aufbau der Werkstücke über einander Abbruch gethan hätte.“ Man hat diese Intentionen fast ganz übersehen und dem Verfasser, wie im Ganzen den Mangel eines einheitlichen Fadens der Kunstbetrachtung, so im Einzelnen Mangel an Verarbeitung des Materials zum Vorwurfe machen wollen. Aber M. Carriere, der das Buch in den Bl. für literar. Unterhaltung recensirte, verlangt sogar, die fünf letzten Vorlesungen hätten in das Ganze verarbeitet oder, wie er sagt, „an geeigneter Stelle eingeschoben (!) werden sollen.“

Am zahlreichsten sind die Einwendungen gewesen, welche die Disposition des Stoffes betreffen. „Die Eintheilungsgründe“, sagte die Nationalzeitung, „sind öfter mehr äußerlich, als aus der Tiefe der Sache gegriffen; hier ist das Material über Gebühr zersplittert, dort zu massenhaft zusammengestellt, hier zu ausführlich gegeben, dort zu kurz und fragmentarisch; hier finden sich Wiederholungen, dort Auslassungen. Auch haben sich bei einzelnen Angaben Flüchtigkeiten und Irrthümer eingeschlichen“ (Carriere zählt eine ganze Reihe von „Kleinigkeiten auf, wie sie sich ihm gerade zur Probe boten“). Kurz der Verf. verab-

säumte das Verfahren, welches nöthig war, um aus der mündlichen Vorlesung mit ihren Augenblicksergüssen und Zufälligkeiten schriftliche oder gedruckte von prägnanter Abrundung zu machen." Wollen wir diesen Einwendungen nicht entgegenstellen, was der Verf. S. 390 und 428 verräth, daß er auch die Intention hatte, zu unterhalten und daß er das „ursprüngliche Gepräge nicht geradezu abschleifen" mochte, so können wir die Entscheidung dem Leser überlassen und dem Verfasser, der in nicht zu ferner Zeit eine zweite Auflage seines Buches zu redigiren haben möchte. Der Curiosität wegen aber führen wir noch den Referenten der Grenzboten redend ein, dem das Buch „den Eindruck macht, als ob A. Hagen alle alten Papierschnitzeln, wie sie zufällig in seiner Schieblade lagen, in die Druckerei geschickt habe, ohne sie vorher wiederanzusehen." Wenn dieser Referent nicht S. 18 und S. 67. des Bd. II zum Beweise seiner Behauptungen anführte, so würden wir ihm kaum glauben, daß er auch nur zwei Seiten des Buches gelesen hat. Gegenüber der wohlthuenden Milde, mit der A. Hagen seine Urtheile ausspricht, und welche alle seine Beurtheiler lobend hervorheben, macht die Art dieses modernen Rhadamanthus einen peinlichen, dem Objecte gegenüber aber einen um so belustigenderen Eindruck. Man kann dem Herrn (und nicht bloß ihm) die Lectüre der köstlichen Vorlesung über Thorwaldsen empfehlen und darf dann einen weniger hochnothpeinlichen Ausspruch von ihm erwarten.

Rud. Philippi.

Notiz.

Der Verfasser des Aufsatzes „Die Einführung des Zollgewichts in Preußen" (N. P. P. B. 3. F. I. S. 369 seq.) fühlt sich gedrungen darauf aufmerksam zu machen, daß in der seitdem erschienenen neunten genau revidirten und vermehrten Auflage des „Rechenknecht" von A. Böhme die in dem Aufsatze gerügten Druckfehler und (kleinen) Ungenauigkeiten sorgfältig verbessert sind, so daß derselbe, um so mehr als sowohl die Tabellen wie auch der Bericht über die die Einführung des neuen Gewichts betreffenden gesetzlichen Bestimmungen vervollständigt sind, entschieden empfohlen werden kann.

— t.

Briefkasten.

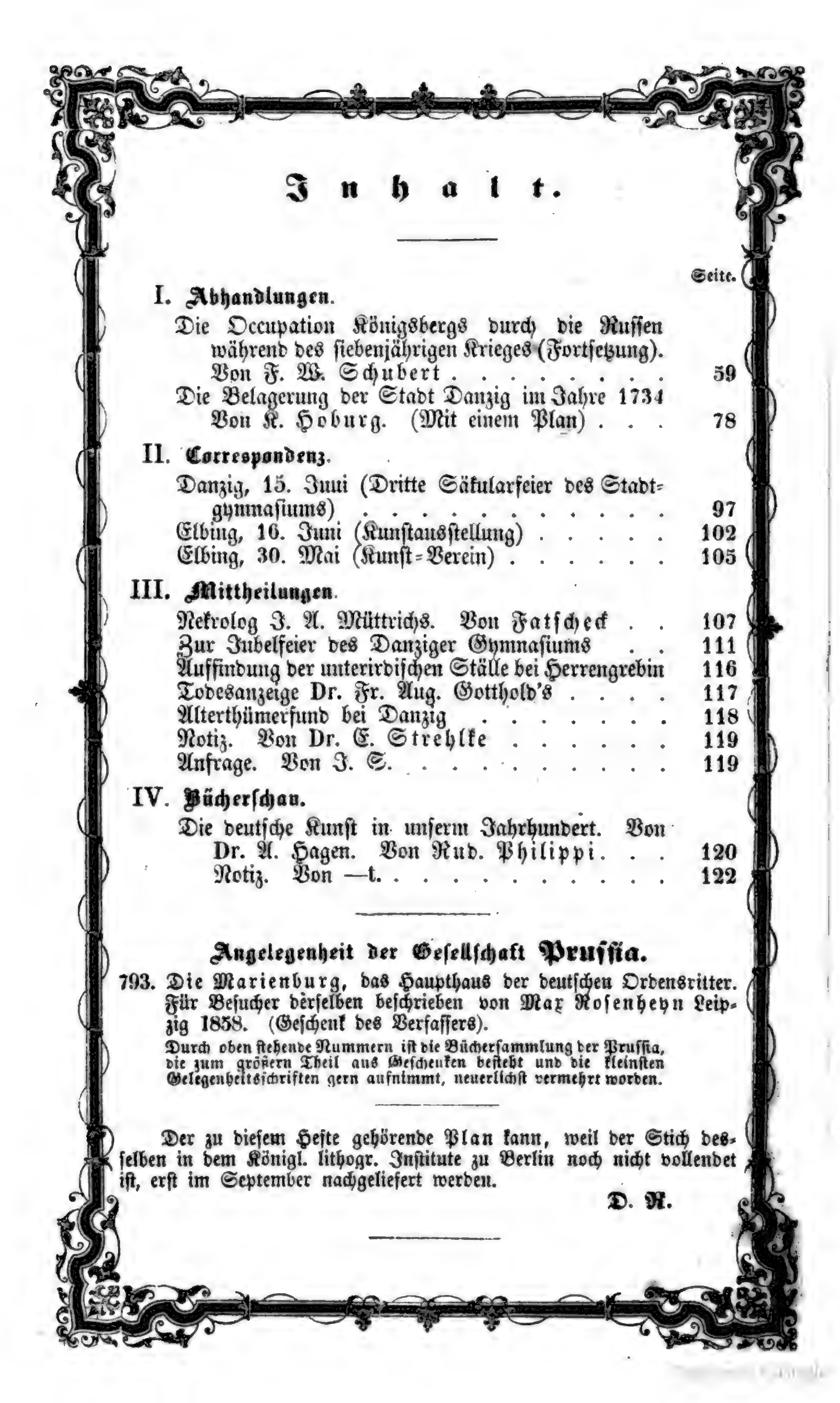
In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke

Abhandlungen:

1) Die Vereine in Königsberg. Von K. H. Bartisius (Fortsetzung).
2) Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. Von K. Hoburg (Schluß).
2) Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau. Von K. Hoburg.
4) Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges. Von F. W. Schubert (Schluß).
5) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal.

Mittheilungen:

1) Bericht über die Versammlung von Freunden der Flora Preußens in Heiligenbeil am 26. Mai 1858. Von J. C. v. Klinggräff.
2) Ein neuer Münzfund. Von G. H. F. Nesselmann.
3) Eine bemerkenswerthe Versteinerung. Von J. Schumann.
4) Sprachprobe in der Mundart der Elbinger Höhe.
5) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (Fortsetzung).
6) Ein Trenckscher Becher.



Inhalt.

Seite.

I. **Abhandlungen.**

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges (Fortsetzung). Von F. W. Schubert 59

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734 Von K. Hoburg. (Mit einem Plan) . . . 78

II. **Correspondenz.**

Danzig, 15. Juni (Dritte Säkularfeier des Stadtgymnasiums) 97

Elbing, 16. Juni (Kunstausstellung) 102

Elbing, 30. Mai (Kunst-Verein) 105

III. **Mittheilungen.**

Nekrolog J. A. Müttrichs. Von Fatscheck . . 107

Zur Jubelfeier des Danziger Gymnasiums . . 111

Auffindung der unterirdischen Ställe bei Herrengrebin 116

Todesanzeige Dr. Fr. Aug. Gotthold's 117

Alterthümerfund bei Danzig 118

Notiz. Von Dr. E. Strehlke 119

Anfrage. Von J. S. 119

IV. **Bücherschau.**

Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Von Dr. A. Hagen. Von Rud. Philippi . . . 120

Notiz. Von —t. 122

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

793. Die Marienburg, das Haupthaus der deutschen Ordensritter. Für Besucher derselben beschrieben von Max Rosenheyn Leipzig 1858. (Geschenk des Verfassers).

Durch oben stehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der zu diesem Hefte gehörende Plan kann, weil der Stich desselben in dem Königl. lithogr. Institute zu Berlin noch nicht vollendet ist, erst im September nachgeliefert werden.

D. R.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Mit einem Plan.)

(Ausgegeben am 30. August.)

Band II. (LX.) Heft 3.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,

zu Händen des Herrn H. Büttner

zu

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Königsberg.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734.

(Mit einem Plan.)

(Fortsetzung.)

Um die feindlichen Truppen auf der Werderseite von der Stadt möglichst entfernt zu halten, waren die hier in einem Umkreise von ungefähr einer halben Meile befindlichen Oerter und Wege mit Posten von 30 bis 150 Mann besetzt. Diese wurden zurückgezogen, als man am Ende des Monats Februar das Werder mittelst der Steinschleuse unter Wasser setzte und dasselbe dadurch sowohl dem Feinde unzugänglich machte, als auch die Niederungsfront vor einem Angriffe sicherte. Auf der Höhe beabsichtigte man zwar ebenfalls eine Postenkette aufzustellen, doch unterblieb dies und man beschränkte sich darauf, das zur Vorstadt Danzigs gehörige Dorf Ohra zu verschanzen (a.a)*). Dieses erhielt unter dem Oberstlieutenant Mazeppa eine Besatzung von einigen Offizieren und 400 Mann nebst 8 Kanonen. Als Reserve für dieses Kommando und zur Vertheidigung der Uebergänge über die Radaune wurden 200 Mann an der Kowalschen Brücke (b.) und 100 Mann in der Nähe der Jesuitenkirche (c.) aufgestellt. Die Ortsvorstände von Ohra und der benachbarten Ortschaften Schottland und Hoppenbruch waren angewiesen, den im erstern Orte kommandirenden Offizier mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unter-

*) S. den beiliegenden Plan.

stützen, die er bei der Vertheidigung seines Postens bedürfen würde, und, im Fall eines Angriffes, selbst mit den Waffen Widerstand zu leisten. Einen gleich ernsten Befehl erhielten die Einsassen der Nehrung und Scharpau.

Die Danziger, mit ihren Rüstungen zu sehr beschäftigt, begnügten sich im Monat Februar die bis Weichselmünde herumschwärmenden Kosaken durch Geschützfeuer in einiger Entfernung von den Festungswerken zu halten, und am 28. Februar mit etwa 150 Mann unter dem Kapitän Schmeling einen Ausfall zu machen. Dieser Offizier überfiel die Russen bei Schellmühl, wo sie eine Bäckerei angelegt hatten, und nahm ihnen den dort vorhandenen Vorrath an Getreide, Mehl, Brod und Vieh. Bei mehr Unternehmungsgeist und einer genauern Kenntniß von der Lage des russischen Blokadekorps konnte von einem wohlgeleiteten größern Ausfalle ein glücklicher Erfolg mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden. Denn die Russen, im Anfange nicht über 12,000 Mann stark, waren auf mehr als 2 Meilen zerstreut, konnten also, von einer überlegenen Macht in ihren Quartieren angegriffen, leicht geschlagen werden. Ihre Lage würde um so bedenklicher geworden sein und eine Belagerung Danzigs im Jahre 1734 vielleicht gar nicht stattgefunden haben, wenn die von den Anhängern des Königes Stanislaus für ihn aufgestellte, etwa 50,000 Mann starke polnische Armee dahin gestrebt hätte, ihrem Könige zu Hilfe zu kommen. Die Anführer derselben dachten aber nur daran, zu plündern und ihr eigenes Vaterland zu verheeren, und ließen den Russen Zeit, ihre Maßregeln gegen die Stadt zu treffen *).

Der General v. Lascy konnte in dieser Zeit keinen ernsten Angriff auf Danzig unternehmen, weil es ihm hierzu an hinreichenden Mitteln fehlte. Der Versuch, auf einem Prahm nach dem Holm überzusetzen und ihn zu nehmen, wurde durch ein von der Stadt bewaffnetes Fahrzeug vereitelt, welches auf der Weichsel die

*) Das Unternehmen des Woiewoden von Lublin, Grafen Tarlo, mit 10,000 Polen die Stadt Danzig zu entsetzen, mißlang: denn ein etwa halb so starkes russisches Korps sprengte sie (Ende März) einige Meilen von der Stadt Behrendt (nach Histoire de Stanislas, par D. C. S. 92. bei dem Dorfe Winchezina an der pommerschen Grenze) auseinander.

Verbindung mit der Münde unterhielt. Lascy konnte sich nur darauf beschränken, der Stadt das Wasser der Radaune und möglichst die Zufuhr abzuschneiden, seine Vorrathshäuser dagegen aus den von seinen Truppen besetzten Ländereien zu füllen, wozu er schon aus Mestin eine Aufforderung an sämmtliche Einsassen des Danziger Landgebiets hatte ergehen lassen. Die Freischützen hinderten indessen die Bauern, Lebensmittel nach dem russischen Lager zu bringen, weshalb der General der Stadt drohte, wenn dies noch ferner stattfände, die ungehorsamen Dorfschaften in Brand zu stecken, die in russische Hände fallenden Schnapphähne aber aufhängen zu lassen *). Die Danziger beschlossen demnach einen Ausfall zu machen, um die in Groß-Plönendorf zum Eintreiben von Lebensmitteln postirten Russen zu vertreiben, die 180 Mann, nach der spätern Aussage eines russischen Gefangenen nur 1 Offizier 50 Mann, stark gewesen sein sollen.

Den 10. März um 11 Uhr Abends marschirte zu dem obigen Zwecke der Major Trinckius, von der städtischen Garnison, mit 250 Mann und 2 Kanonen nach dem genannten Dorfe, das 1 Meile oberhalb Danzig an der Weichsel liegt. Unterweges erfuhr er, daß die Russen diesen Ort verlassen und sich nach dem Schulzenhof bei dem rothen Kruge gezogen hatten. Er rückte deshalb mit seinem Kommando bis dahin vor, besetzte um 5½ Uhr Morgens den von dem Weichseldamme führenden Weg und ließ von jenem aus den Hof mit Kartätschen beschießen. Die Russen sollen hierdurch in Verwirrung gerathen sein, worauf der Major, als Aufforderung zur Uebergabe, Apell zu schlagen befahl. Jene beachteten dieses Zeichen nicht und es mußte nun der Hauptmann Schmeling mit 200 Mann zum Angriff gegen den Hof vorgehen. Hier fand dieser jedoch einen großen Zaun, über den er nicht hinwegkommen konnte, obwohl der Hauptmann Blixterfeld mit 50 Mann zu seiner Unterstützung nachrückte. Während dieses Kampfes ließ der Major wieder Appell schlagen, angeblich weil ein Mann von dem Hause her gewinkt und er geglaubt, daß die Russen kapituliren wollten. Die Soldaten von der polnischen Garde zu Fuß, in der Meinung, dies Signal wäre zum Rückzuge gegeben, verließen den Kampfplatz und in der dadurch entstan-

*) Receß vom 5. und 10. März. v. Mannstein S. 95 u. ff.

denen Unordnung folgten ihnen nun auch die vordersten Truppen. Nachdem das Kommando auf dem Damme sich gesammelt hatte, fragte der Major die Offiziere, ob ein nochmaliger Angriff unternommen werden solle. Nicht nur sämmtliche Offiziere erklärten sich hierzu bereit, sondern auch die Mannschaft zeigte große Kampflust; dennoch ging der Major, ohne einen neuen Angriff zu unternehmen, nach der Stadt zurück. Sein Verlust bestand in 5 Todten und einigen Verwundeten; unter den letztern war der Kapitän Blirterfeld von den Leib-Dragonern und der Lieutenant Blir von der polnischen Garde zu Fuß *).

Wenige Tage nach diesem für die Danziger Truppen ruhmlosen Ereignisse kam der Feldmarschall Graf Münnich in dem russischen Lager vor Danzig an (16. März), um das Kommando zu übernehmen. An dem Tage nach seinem Eintreffen schrieb er aus seinem Hauptquartier zu Praust an den Rath zu Danzig und forderte ihn auf, ungesäumt eine Deputation an ihn zu schicken, um ihr die Antwort der Kaiserin auf das an diese gerichtete Schreiben vom 23. Februar bekannt zu machen. Als hierauf kein bestimmter Bescheid erfolgte, schickte der Feldmarschall den 18. März ein Manifest an die Stadt, worin er sie im Namen seiner Monarchin aufforderte, sofort jede Feindseligkeit einzustellen, die Schlüssel der Stadt innerhalb 24 Stunden auszuliefern und ihrem rechtmäßigen Könige August III. sich zu unterwerfen. Er versprach der Bürgerschaft den kräftigsten Schutz, wenn sie seinem Verlangen nachkommen, drohte aber auch mit Feuer und Schwert, wenn sie in ihrer Halsstarrigkeit beharren würde. Insbesondere ließ er noch seinen Zorn gegen die Frei-

*) Untersuchungsakten wider den Major Trinckius. Derselbe, zur Rechenschaft gezogen, führte zu seiner Vertheidigung an, daß von den Offizieren nur der Hauptmann Schmeling zum neuen Angriff sich bereit gezeigt hätte, die Gemeinen unlustig zum Kampfe gewesen wären, weil sie die Pferde der Russen haben über die Weichsel schwimmen gesehen und keine Beute in Aussicht stand, ferner daß er befürchtet habe, von den Russen, die Sukkurs zu erwarten hatten, abgeschnitten zu werden, endlich daß es an Aexten und anderem Geräthe zur Zerstörung des Zaunes, und auch an hinreichender Munition für die Kanonen gefehlt habe. Hiervon erwies sich nur als richtig, daß russische Truppen vom Dorfe Reichenberg aus sich in Bewegung setzten. Der Major Trinckius wurde wegen seines unehrenwerthen Verhaltens aus dem Dienste entlassen.

schützen aus, die er nicht als eine Miliz, sondern als Strauchdiebe und Mörder ansah, sie daher, im Fall sie nicht gleich die Waffen niederlegen, auf den Wällen der Stadt aufhängen und diejenigen Häuser, in denen solche Schnapphähne gewohnt, bis auf den Grund zerstören lassen wollte *).

Der Danziger Rath schickte Abschriften von diesem Manifest an die Höfe von England, Frankreich, Dänemark, Schweden, Preußen und an die Niederlande mit der wiederholten Bitte um Beistand. Dem Feldmarschall ertheilte er eine abschlägige Antwort, weil die Stadt von der dem Könige Stanislaus einmal gelobten Treue nicht abgehen wolle. Münnich ließ daher, nachdem die Russen den 9. März angefangen hatten, Faschinen und Schanzkörbe anzufertigen, in der Nacht vom 18. zum 19. März mit Hilfe von Bauern, unter einem starken Feuer aus der Festung, auf dem Zigankenberge die Laufgräben eröffnen und dort eine Schanze (A.) aufwerfen **).

In der folgenden Nacht wurde das verschanzte Ohra (aa.) angegriffen. Die Besatzung dieses Ortes erfuhr den 19ten um 11 Uhr Abends durch Patrouillen, daß feindliche Truppen in der Richtung auf Ohra in Bewegung wären. Der russische Oberstlieutenant Hanmann rückte mit 500 Mann vor; ihm folgten rechts 300 und links 200 Mann als Reserve. Die Danziger unterhielten ein lebhaftes Feuer, das von den Russen eine kurze Zeit erwidert wurde, worauf sie zum Sturm vorgingen. Unterdessen hatten 1500 Russen die städtischen Posten bei der Kowalschen Brücke (b.) und bei der Jesuitenkirche (c.) überwältigt und waren der Verschanzung von Ohra in den Rücken gekommen. Nach einem heldenmüthigen Widerstande, obwohl die polnischen Krontruppen gleich im Anfange des Angriffes die Flucht ergriffen hatten, mußte die Besatzung eine weitere Vertheidigung aufgeben und

*) Accurate Nachricht S. 281. Da der Postenlauf unterbrochen war, so schickte der Feldmarschall mit einigen Briefen an die Herzogin von Kurland, die sich in der Stadt befand und hier zurückgehalten wurde, ein Paket anderer an den Magistrat und an Privatpersonen angekommener Briefe. In die letztern ließ er das an die Stadt gerichtete Manifest legen, damit es zur weitern Verbreitung gelangte, wenn der Rath, wie Münnich vermuthete, die Bekanntmachung desselben unterlassen haben sollte.

**) Receß vom 19. März.

wandte sich gegen die von hinten angreifenden Russen. Es gelang dem Oberstlieutenant Mazeppa sich mit seinem Kommando nebst 4 Kanonen und einigen Munitionswagen nach der Stadt durchzuschlagen.

Die Danziger verloren 200 Todte und Verwundete und 4 Kanonen; unter den erstern befand sich der Lieutenant Gellentin. Dieser tapfere Offizier, der schon umsinkend noch einen auf ihn eindringenden Russen mit dem Degen tödtete, verlor gleich bei dem Beginn des Gefechtes zwei Finger an der rechten Hand, erhielt im Ganzen 14 Wunden und noch im Tode mehrere Bajonettstiche von dem erbitterten Feinde. Unter den Verwundeten waren die Kapitäne Barfus und Fraisinet, so wie der Lieutenant Scheffler*); die beiden erstern starben in Folge ihrer Wunden, der letztere genas und wurde wegen seines Wohlverhaltens zum Kapitän befördert; der König Stanislaus belohnte ihn mit 100 Dukaten. Von den 4 zurückgelassenen Kanonen wurde die größte von einem muthigen Kanonier vernagelt, der sich dann mit dem Pulvermagazin in die Luft sprengte.

Der Verlust der Russen war bedeutend; er wird ohne die Verwundeten auf 800 Mann angegeben. Der Oberstlieutenant Hanmann, Schwiegersohn des Generals v. Lascy, blieb bei dem ersten Angriff auf die Verschanzung.

Die Russen würden Ohra nicht haben behaupten können, wenn der Oberstlieutenant Palmstruck, der mit 1000 Mann am Petershagener Thor stand, vorgegangen wäre, wie er es wollte, wozu er aber aus unbekannten Gründen nicht die Erlaubniß erhielt **).

*) Die beiden Söhne des Lieutenants Scheffler, Knaben von 14 und 12 Jahren, waren ihrem Vater in den Kampf gefolgt und geriethen in feindliche Gefangenschaft. Münnich schickte sie am 4. April auf Verwenden des englischen Gesandten nach der Stadt, beschenkte vorher jeden mit einem Dukaten und ermahnte sie, künftig auch solche brave Soldaten zu werden, wie ihr Vater sei. Sie wurden in der Stadt mit Jubel empfangen. Gellentin soll in der S. Petrikirche begraben worden sein, wo jedoch sein Grabstein nicht mehr aufzufinden ist. —

**) Receß vom 20. März. Accurate Nachricht S. 27 u. ff. Unpartheiische Nachricht S. 12 u. f. Das vollständige Journal.

Der Rath von Danzig, nunmehr besorgt, daß die Russen sich in der Vorstadt Schottland festsetzen könnten, befahl für diesen Fall, die dort befindlichen Häuser in Brand zu stecken, ebenso auch die Eigenthümer der vor dem Petershagener Thor nahe den Festungswerken stehenden Häuser auf ein gleiches Schicksal vorzubereiten. Der Hauptmann Huberecht, der mit einem Kommando auf dem Danziger Haupt, d. i. der Spitze, an der sich die Elbinger und Danziger Weichsel trennen, sich befand, erhielt die Anweisung, seinen Posten zwar so lange als möglich festzuhalten, dem Angriffe einer überlegenen Macht aber auszuweichen und dann in guter Ordnung sich nach der Stadt zu ziehen. Um dem Feinde länger widerstehen zu können, sollte er sich so viel als möglich verschanzen, zu welchem Behuf den Einsassen der Nehrung und Scharpau aufgegeben war, ihn mit allen dazu erforderlichen Mitteln nach Kräften zu unterstützen, auch die zum Rekognosciren nöthigen Pferde zu stellen und stets 20 Wagen bereit zu halten. Zugleich gewährte man der Niederungsfront einen größern Schutz, indem das Bauamt, d. h. der zunächst an der Stadt nach der Seite des Werders hin liegende Landstrich, mehr unter Wasser gesetzt wurde, und beschleunigte die militärischen Anordnungen zur Vertheidigung der Stadt dadurch, daß alle hierauf bezüglichen, vom Kriegsrathe beschlossenen Maßregeln, wenn sie keine besondere Bedenken erforderten, ohne weitere Anfrage ausgeführt werden sollten *).

Unmittelbar nach der Besitznahme von Ohra, wohin der Feldmarschall Münnich am 26. März sein Hauptquartier verlegte, verschanzten die Russen sich hier (B.), während sie ihre Arbeiten

*) Receß vom 20. und Rathschl. vom 29. März. Der Kriegsrath bestand aus dem Bürgermeister, der in dem betreffenden Jahre das Amt des Kriegspräsidenten verwaltete, einem Rathsmitgliede als Kommissarius der Infanterie und Reiterei, einem Rathsmitgliede als Kommissarius der Artillerie, 2 Mitgliedern des Schöppengerichtes und 8 Mitgliedern der dritten Ordnung (Bürgerrepräsentanten). Außerdem hatten in demselben der Oberkommandant, der Oberst und Oberstlieutenant, oder, wenn eine dieser Stellen nicht besetzt war, der Major, Sitz und Stimme. Unter dem Kriegsrath stand die gesammte Militärmacht der Stadt. In gewöhnlichen Verhältnissen vollzog er nur das, was zur allgemeinen Sicherheit von der städtischen Regierung beschlossen wurde.

auf dem Zigankenberge weiter führten (C.). Diese brachten sie bis zum 21. März Abends so weit zu Stande, daß hier 2 russische 9 Pfünder und die bei Ohra eroberten Danziger Kanonen aufgestellt werden konnten. Die Stadt wurde noch an demselben Abend, doch ohne besondern Erfolg beschossen *).

In den nächstfolgenden Tagen legten die Russen auch auf dem Stolzenberge Transcheen an und verlängerten die auf dem Zigankenberge nach Schidlitz zu (D). Auf dem hier in der Nähe liegenden Loseberg hatten die Belagerten eine Schanze (d.), Grandschanze genannt, erbaut und sie, obwohl nicht ganz vollendet, mit 1 Lieutenant und 40 Mann besetzt, unter deren Schutz 100 Mann an der Vervollkommnung der Schanze arbeiteten. Die Russen griffen dieselbe in der Nacht zum 24. März, mit angeblich 2000 Mann, von Vorne und im Rücken an. Ungeachtet eines lebhaften Feuers von den Festungswerken zwangen sie die Besatzung der Schanze und den ihr zu Hilfe gerückten Posten von Schlapke nach einem ¼stündigen Kampfe zum Rückzuge. Die Belagerten sollen 30, die Belagerer 124 Mann verloren haben.

In derselben Nacht war auch das Danziger Kommando auf dem Haupt von einigen 100 Dragonern und Kosaken unter dem Major Rothe genöthigt worden, seine Stellung zu verlassen, wodurch den Russen der Angriff auf Weichselmünde von der Nehrungsseite erleichtert, der Stadt dagegen die Zufuhr auf der Weichsel erschwert wurde **).

Die bisherigen, wenngleich im Ganzen geringen Fortschritte der Russen vor Danzig, die ins Ungewisse sich verzögernde Ankunft der französischen Hilfstruppen und die daraus entstehende Besorgniß, auf die eigenen Kräfte beschränkt zu bleiben, mit denen man keinen langen Widerstand glaubte leisten zu können, dann die von Freund und Feind herbeigeführte Verwüstung vieler Plätze in der nächsten Umgegend Danzigs durch Feuer, ferner das zu erwartende Bombardement, sobald die russischen Belagerungsgeschütze angekommen wären, alle diese Umstände enthielten eine dringende Aufforderung, über Maßregeln zu berathen, durch welche das der

*) Receß vom 21. März.

**) Receß vom 24. März. Kurzer Bericht S. 16. Unpartheiische Nachricht S. 14. Accurate Nachricht S. 30.

Stadt drohende Unglück abgewendet werden könnte. Von der Stanislaus gelobten Treue wollte man zwar nicht abstehen, doch wenn dieser sie nicht mit Rath und That zu unterstützen vermöge, bei dem Könige von Preußen Schutz suchen. Dieses fand aber bei Stanislaus Hofe so wenigen Beifall, daß er die Stadt vor einem solchen Schritte mit der Vorstellung warnte, Friedrich Wilhelm I. werde sich zum Herrn von Danzig machen und die Stadt dann ihre Freiheit einbüßen, was ein noch viel größeres Unglück sein würde, als das von einem Bombardement zu erwartende. Die Königlichen Kommissarien *) im Verein mit dem französischen Gesandten unterließen hiebei nicht, auf die gewisse Hilfe von Frankreich hinzuweisen, die Mittel der Russen zur Belagerung als unzureichend und deren Vermehrung als sehr unwahrscheinlich darzustellen, besonders da die preußische Regierung versprochen habe, den Durchzug der russischen Artillerie durch Preußen nicht gestatten zu wollen. Sie versicherten, daß jeder durch ein Bombardement der Stadt zugefügte Schade vom Könige Ludwig XV. ersetzt werden würde, und ermahnten den Rath und die Bürgerschaft, noch eifriger als bisher ihre Anstalten zur Gegenwehr zu treffen.

Das fruchtlose Bemühen des Danziger Rathes, die Stadt durch Unterhandlungen **) aus ihrer bedrängten Lage zu ziehen, und die entscheidende Zuneigung der den Russen feindlich gesinnten Bürgerschaft für Stanislaus und für das französische Interesse nöthigten ihn, auf weitere Anordnungen zur Vertheidigung Bedacht zu nehmen. Es sollte hiernach von der zum Besetzen der Außenwerke bestimmten Mannschaft täglich die Hälfte auf Wache ziehen, die andere Hälfte aber in der Nähe der ihnen angewiese-

*) Die Königlichen Kommissarien und der Marquis de Monti führten alle Verhandlungen zwischen dem Könige und der Stadt. Stanislaus selbst nahm fast nie Theil daran. Die Kommissarien waren: der Bischof von Plock Zaluski, der Woiewod von Marienburg Przebendowski und der litthauische Unterkanzler Czartoryski.

**) Zur Beförderung der Briefe, die der Rath an die Höfe von Preußen, Schweden und Dänemark mit der Bitte richtete, Danzig zu unterstützen, wurde ein Lootsenboot bestimmt, welches den 9. April nach Stolpe in See ging und den 16. April mit einer Bescheinigung des dortigen Postamtes über die richtige Ablieferung der Briefe zurückkehrte. Receß vom 5. April.

nen Posten, theils in den auf Neugarten erbauten Baracken, theils in den nächsten Häusern untergebracht werden. Außer der in besondere Korps formirten jungen Mannschaft zogen auch noch 8 Bürgerfahnen zur Reserve auf Wache, denen bestimmte Sammelplätze angewiesen wurden. An die Bürgerwachen auf den innern Wällen vertheilte man Sensen, Morgen- und Abendsterne; die Außenwerke, an deren stärkern Befestigung unausgesetzt gearbeitet wurde, versah man mit einer hinreichenden Anzahl Bomben, Leuchtkugeln, Doppelhaken, Handmortieren und mit andern Kriegsbedürfnissen. An den zur Ausrüstung fehlenden Gegenständen, wie an neuen Laffeten und an Munition zum Vorrath ließ man fleißig arbeiten. Um die Besatzung zu vermehren, besonders den Verlust an Mannschaft zu ersetzen, erging ein Aufruf zum freiwilligen Eintritt in den Kriegsdienst. Für die Artillerie suchte man die ihr mangelnden Leute dadurch zu gewinnen, daß die Kanonire statt der bisherigen 10 Gulden von nun an 12 Gulden monatlichen Sold erhielten *).

Die Russen hatten unterdessen vor dem Olivaer Thor die Jerusalemsschanze (E.) und von hier einen Laufgraben (F.) nach der Weichsel zu angelegt, um die Verbindung der Stadt mit Weichselmünde zu unterbrechen. Hiermit erreichten sie jedoch nicht ihren Zweck, weßhalb sie am 28. März mit 2000 Mann die auf dem Holm gelegene Sommerschanze angriffen. Dieselbe war unter dem Kommando des Hauptmanns Lealand mit 250 Mann besetzt. Die Russen rückten von der Nehrungsseite an und überschritten die Lake auf einer von Faschinen gefertigten Brücke. Sie wurden mit einem heftigen Feuer sowohl von der angegriffenen, als auch von den andern Holmschanzen empfangen. Während des Kampfes begann es in der erstern an Munition zu fehlen, die ihr nebst einer Unterstützung von 20 Mann noch rechtzeitig aus Weichselmünde auf einem Prahm zugeführt wurde. Nach vergeblichen Anstrengungen mußten die Angreifer mit bedeutendem Verlust den Rückzug antreten. Einen erneuerten Angriff auf den Holm suchte die Stadt dadurch zu erschweren, daß sie einen mit Geschützen bewaffneten Prahm dorthin legte **).

*) Receß und Rathsschl. vom 22. bis 29. März. Accurate Nachricht S. 35.
**) Accurate Nachricht S. 34 u. ff.

Nach diesem mißlungenen Angriffe setzten die Belagerer ihre Laufgräben vor dem Olivaer Thor fort, erbauten eine Redute (G.) gegen den Hagelsberg und führten von der Vorstadt Schottland, die sie in Besitz genommen hatten, die Transchee (H.) bis nahe an den Bischofsberg. Hiergegen machten die Belagerten zwei Ausfälle, von denen der eine am 29. März unter dem Hauptmann Schmeling mit 200 Mann aus dem Olivaer Thor geschah. Er warf die Russen zurück, zerstörte, so viel es die Zeit erlaubte, ihre Arbeiten und zog sich, als jene eine bedeutende Verstärkung erhielten, mit einem Verluste von 9 Mann nach der Stadt; die Russen sollen über 40 Mann verloren haben. Gleich darauf machten 130 Mann den andern Ausfall vom Bischofsberge, wobei der Zaun des Judenkirchhofes, den die Russen zu ihrem Vortheile benutzten, niedergerissen und das Schottland in Brand gesteckt wurde *).

Nicht ganz grundlos war die der Bürgerschaft gemachte Mittheilung, daß die Russen wegen Mangel an Geschützen der Stadt keinen erfolgreichen Schaden zuzufügen im Stande wären; denn Münnich hatte nur die bei dem Belagerungskorps befindlichen Feldgeschütze zu seiner Verfügung und konnte daher die Stadt nicht so kraftvoll angreifen, wie er es wünschte. Ebensowenig vermochte er etwas gegen das Fort Weichselmünde zu unternehmen, dessen Besatzung er indessen mit dem erwähnten Manifeste bekannt machte und aufforderte, sich zu ergeben oder der strengsten Ahndung gewiß zu sein. Auf den dieserhalb erstatteten Bericht des dortigen Kommandanten an die städtische Regierung befahl ihm diese, die ihm anvertraute Festung so zu vertheidigen, wie es einem braven Offizier gezieme. Zugleich wurde verfügt, daß die aus der Münde bei dem Angriffe der Russen auf die Sommerschanze hieher geschickten 20 Mann wieder zurückgehen, die damals mit herübergenommene Munition aber aus der Stadt ersetzt werden sollte; auch wurden zwei geschickte Artilleristen hinausgesandt. Die dortigen Soldaten erhielten zur Aufmunterung, wie die in der Stadt, täglich für 2 Groschen Brod als ein besonderes Geschenk. Auch

*) Receß vom 29. u. 30. März. Unpartheiische Nachricht S. 17. Der Oberstlieutenant Palmstruck ließ die Vorstadt Schottland wider den Willen des Rathes in Brand stecken und sollte deshalb zur Rechenschaft gezogen werden.

genehmigte der Danziger Rath auf den Antrag des französischen Gesandten, daß der schwedische Oberst v. Stackelberg und der Lieutenant von Tiesenhausen sich nach Weichselmünde begeben, um dort Anstalten zum Empfang und Unterkommen der über See zu erwartenden französischen Truppen zu treffen, doch gab er dabei dem Hauptmann Patzer den bestimmten Befehl, den beiden genannten Offizieren in keiner Hinsicht irgend ein Kommando in der Festung einzuräumen, vielmehr sollte er dasselbe ganz allein führen und die nöthigen Befehle nur aus der Stadt erwarten *).

Die Drohungen, die von dem Feldmarschall Münnich gegen Weichselmünde und gegen die Stadt ausgesprochen waren, konnten wegen der unzureichenden Mittel augenblicklich nicht verwirklicht werden. Er hatte dies auch gleich nach seiner Ankunft vor Danzig erkannt und deshalb angeordnet, das Belagerungskorps mit einigen Regimentern von den in Warschau stehenden russischen Truppen zu verstärken. Die Belagerungsgeschütze wurden aus Rußland erwartet; sie sollten über See nach Pillau und von dort weiter geschafft werden. Die preußische Regierung verweigerte dies anfänglich und gab erst auf wiederholtes Ansuchen der Kaiserin Anna die Erlaubniß dazu. Einige brauchbare Kanonen nebst dazu gehörigen Kugeln und mehreren Centnern Pulver ließ Münnich inzwischen aus Elbing kommen, wohin er am 30. März den Oberst Boy mit 500 Dragonern und 400 Mann Infanterie geschickt hatte **). Diese Geschütze, die gleich nach ihrer Ankunft am 9. April, auf dem Zigankenberge aufgestellt wurden, gewährten nur eine geringe Aushilfe und ein erfolgreiches Bombardement mußte bis zum Eintreffen der Belagerungsartillerie ausgesetzt bleiben. Die Belagerer beschränkten sich in der Zwischenzeit darauf, ihre Verschanzungen weiter fortzuführen, die Verbindung der Stadt mit der See und der Niederung zu hindern oder doch wenigstens zu erschweren und die Ausfälle abzuweisen.

Sie warfen am 1. April mit 700 Arbeitern unter einer Bedeckung von 200 Mann auf dem linken Ufer der Weichsel eine Redute (I.) auf, die mit 250 Mann und 4 Kanonen besetzt wurde. Die Belagerten nahmen diese Arbeit so spät wahr, daß sie deren

*) Receß vom 1. u. 2. April.

**) v. Mannstein S. 100. Accurate Nachricht (Elbingische Geschichte) S. 926.

Vollendung wenig mehr stören konnten. Da jedoch die Fahrt auf der Weichsel durch jene Redute sehr unsicher gemacht war, so wurde sie an dem folgenden Tage von den Festungswerken und von dem mit Geschützen armirten Prahm, der sich der russischen Verschanzung gegenüber vor Anker legte, heftig beschossen. Die Russen erwiderten das Feuer ebenso lebhaft und nöthigten den Prahm zum Rückzuge. Die Belagerten hatten 2 Verwundete *).

Wenige Tage später (4. April) hatten die Russen oberhalb der Stadt bei Heubude ihre Laufgräben vollendet und Batterieen gebaut (K.). Auch nahmen sie Besitz von der auf dem Holm gelegenen Winterschanze, welche die Belagerten, da sie sich nicht länger in derselben halten konnten, verlassen hatten. Diese Eroberung benutzten die Russen, sich auf der Nehrungsseite an der Lake festzusetzen, wo sie eine Redute (L.) mit einem Verbindungswege anlegten. Gleichzeitig erbauten sie eine neue Schanze (M.) bei der Legan, von der sie den großen Prahm bei der Sommerschanze beschossen **).

Münnich glaubte, daß diese erlangten Vortheile den Kommandanten von Weichselmünde bestimmen könnten, das Fort zu übergeben, wozu derselbe demnach nochmals aufgefordert wurde. Der Hauptmann Patzer achtete indessen weder auf die Drohung, im Weigerungsfalle als Rebell bestraft zu werden, noch auf das Versprechen einer „Recompense von etlichen Tausenden", und verbat sich alle derartigen Anträge ***). Da es nicht gelang in den Besitz von Weichselmünde zu kommen, und zwischen hier und der Stadt auf der Weichsel sehr oft Fahrzeuge hin- und herfuhren, so legten die Russen zur Unterbrechung dieses Verkehrs bei Schellmühl ein Retranchement mit einer Redute (N.) an. Oberhalb der Stadt sperrten sie die Weichsel, indem sie an dem linken Ufer dieses Flusses, Heubude gegenüber, sich verschanzten (O.). Zwei hierher gelegte Prahme unterhielten die Verbindung der beiden Flußufer miteinander und mit dem auf der Nehrungsseite geführten Angriffe gegen Weichselmünde. Der Feldmarschall Münnich besichtigte am 14. April das hier befindliche russische Lager und

*) Ordentl Tageregister S. 563 u. f. Vollständ. Journal.

**) Ordentl. Tageregister S. 564. Accurate Nachricht S. 39.

***) Receß vom 7. April.

befahl bei dieser Gelegenheit, die Verschanzungen desselben mit den beiden Reduten (P. Q.) unweit der Weichsel durch eine Linie zu verbinden. Die hierzu erforderlichen Faschinen wurden in dem nahegelegenen Gehölz angefertigt *).

Vor der Stadt wurden in der zweiten Hälfte des Monats April nicht nur die angefangenen Belagerungsarbeiten weiter geführt, sondern auch neue Batterieen angelegt, und zwar eine solche am 21sten der Vorstadt Schidlitz gegenüber (R.), wobei man die Kommunikation nach der Grandschanze mit drei Traversen zum Schutz gegen die Enfilade vom Hagelsberg versah; ferner eine Batterie (S.) am 22sten gegen den Bischofsberg, und eine zu zu 3 Mörsern (T.) am 26sten bei Aller Engel, unter einem lebhaften Feuer aus der Stadt. Eine Batterie zu 3 Kanonen (U.) rechts der Rutowskischen Redute (G.) und eine zu 2 Mörsern (V.) links derselben, so wie eine zu 8 Kanonen (W.) an der Weichsel, links der Redute bei Schellmühl, wurden den 27sten zu bauen angefangen.

Gegen den von den Belagerern unternommenen Angriff bei Heubude hatten die Danziger nach der Anweisung des Majors Ennabergh bei dem Ganskruge eine Verschanzung (f.) aufgeworfen und sie mit 50 Mann nebst 3 Kanonen besetzt; die feindlichen Arbeiten vor dem Bischofs- und Hagelsberge aber störten die Belagerten oft durch heftiges Geschützfeuer und durch Ausfälle, wodurch die Russen Verlust an Menschen und Beschädigungen an ihren Transcheen und Batterieen erlitten. Sehr lästig fielen den Russen die Freischützen, deren gut gezieltes Feuer, besonders aus den Häusern in Schidlitz, jene veranlaßte, diese Vorstadt in Brand zu stecken und zum Schutze der Truppen in den Laufgräben und Reduten 1000 Sandsäcke auszugeben **).

Während dieser Vorgänge erfüllte die Ankunft einer Brigantine aus Schweden (11. April) mit Gewehren, Pulver und 40 Rekruten die Stadt mit neuem Muthe ***). Es waren daher auch weder das freundschaftliche Ermahnungsschreiben des Woiewoden von Kulm v. Czapski, noch die, unter Androhung der Verwü-

*) Ordentl. Tageregister S. 566 u. ff.

**) Receß vom 29. März. Ordentl. Tageregister S. 564 u. ff.

***) Journal aus der Münde im Danziger Archiv Vol. 88. Lit. W.

stung Danzigs und dessen Gebiets mit Feuer und Schwert, wiederholte Aufforderung des Feldmarschalls Münnich, sich zu unterwerfen, von Erfolg. Man hoffte noch immer auf ein kräftiges Einschreiten der Seemächte und des Königes von Preußen, der den Geheimen Etatsrath v. Brand in das russische Lager geschickt hatte, um für die Stadt eine schonende Behandlung und billige Bedingungen zu einer Kapitulation auszuwirken. Der französische Gesandte bestärkte die Bürgerschaft in ihrem Widerstande, indem er die Ankunft der Flotte seines Königes bis zum 30. April in Aussicht stellte, die Verstärkung der Russen durch sächsische Truppen als kaum möglich schilderte und die Verwirklichung der von Münnich ausgesprochenen Drohungen als sehr zweifelhaft darstellte *).

So entfernt indessen die Hilfe Frankreichs war, so nahe war die Gefahr für die Stadt. Schon am Tage nach jenen Versicherungen des Marquis meldete der Kommandant von Weichselmünde (am 29. April), daß die Russen die dortige Kirche und die herumliegenden Häuser niedergebrannt hätten, und im Werder russische schwere Geschütze nebst Munition angekommen wären **). Diese waren über See nach Pillau geschickt worden, wo sie der Kapitän Jager, von Münnich am 15. April zu dem Zwecke dorthin gesandt, in Empfang nahm und über das Haff bis Käsemark am Danziger Haupte brachte. Den 28. April kamen dieselben im russischen Lager vor Danzig an ***).

An dem folgenden Tage (d. 29sten) trafen noch zwei Mörser aus Sachsen ein, die man unter dem Vorgeben, daß es Gepäck des Herzogs von Weißenfels sei, in bedeckten Wagen mit Extrapost durch preußisches Gebiet transportirt hatte.

Der Feldmarschall Münnich sah sich nun in den Stand gesetzt, mit dem lange gedrohten Bombardement beginnen zu kön-

*) Receß vom 12., 24. u. 28. April.

**) Receß vom 29. April.

***) Es sollen ausgeschifft worden sein: 20 24pfündige, 20 18pfündige bronzene Kanonen, 2 360pfünd., 12 200pfund., 10 6pfünd. bronzene Mörser, 10,615 24pfünd., 9,706 18pfünd. Kugeln, 500 24pfünd., 509 18pfünd. Kartätschen, 1,000 360 pfünd., 3,600 200 pfünd. Bomben, 100 Karkassen, 10,865 6pfünd Granaten, 10,000 3pfünd. Handgranaten, 3,496 Ctr. Pulver. Das vollständige Journal.

nen. Am 30. April um 8 Uhr Abends wurden zum Schrecken der Einwohner die ersten Bomben in die Stadt geworfen, von von denen eine in das Rathhaus schlug *).

Die falschen Vorspiegelungen der französisch-polnischen Partei von der nahen Ankunft französischer Truppen und von den unzulänglichen Mitteln der Russen, mit denen sie der Stadt keinen irgend bedeutenden Schaden zuzufügen im Stande wären, hatten in Danzig bisher die feste Ueberzeugung hervorgebracht, daß ein Bombardement niemals stattfinden werde. Um so überraschender war dasselbe und um so größer das Verlangen, die daraus zu erwartenden Folgen abzuwenden. Die Bürgerschaft, die nach den zeitherigen Erfahrungen zu einer richtigern Erkenntniß der Verhältnisse hätte gelangt sein müssen, wollte nur allein bei dem machtlosen Stanislaus, für den sie Gut und Blut einzusetzen auch jetzt noch entschlossen war, Befreiung aus ihrer bedrängten Lage suchen. Der Rath dagegen setzte mehr Vertrauen in die Fürsprache des Etatsrathes v. Brand, durch den er bei dem russischen Befehlshaber günstige Zugeständnisse zu erhalten hoffte. Demnach bat er, obgleich die Königlichen Kommissarien durch Verdächtigung der Gesinnungen Preußens gegen Danzig ihn davon abzuhalten sich bemühten, den preußischen Abgesandten unterm 5. Mai, bei dem Feldmarschall Münnich einen Waffenstillstand auszuwirken und während desselben nach der Stadt zu kommen, um dort mit dem Rathe selbst oder außerhalb mit Deputirten darüber zu verhandeln, wie ihr geholfen werden könnte. Münnich verweigerte jedoch sowohl den Waffenstillstand als auch eine Vermittelung Preußens, weil er hierzu keine Vollmacht von seiner Regierung hatte. Er forderte unbedingte Unterwerfung, Einräumung eines der Stadtthöre innerhalb 24 Stunden und Uebergabe der Festung Weichselmünde.

Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen und das Bombardement, welches während derselben eingestellt worden war, fortgesetzt. Der bürgerliche Verkehr in der Stadt hörte nun allmählig auf, die Verkaufsläden wurden geschlossen und die den feindlichen Geschossen am meisten ausgesetzten Häuser verlassen. Der König Stanislaus bezog mit seinem Hofstaate Wohnun-

*) Receß vom 30. April. v. Mannstein S. 102. Tageregister S. 574 ff. Accurate Nachricht S. 56.

gen auf Langgarten, viele begüterte Einwohner, die eine theure Miethe bezahlen konnten, folgten, ärmere Bürger suchten Schutz in den Kellern. Die öffentlichen Berathungen der städtischen Obrigkeit verlegte man von den gewöhnlichen obern Versammlungszimmern in die mehr gedeckten untern Gewölbe des Rathhauses, später ebenfalls nach Langgarten. Man hatte auch nicht unterlassen, den französischen Gesandten an sein Versprechen zu erinnern, den Schaden zu ersetzen, den die Einwohner durch das Bombardement erleiden würden, und dieserhalb eine sichere Bürgschaft verlangt, worauf er, über diesen Antrag sich empfindlich zeigend, 30,000 Dukaten deponirte *).

Die Festungswerke erlitten durch das Bombardement sehr geringe Beschädigungen, das Feuer der Belagerten blieb ungeschwächt und zeigte sich sehr wirksam gegen die Belagerungsarbeiten, die einer fortwährenden Ausbesserung bedurften. Mit besonderm Fleiße aber ließ Münnich, dem die erwartete Ankunft französischer Truppen, wie gering deren Zahl auch sein mochte, doch einige Besorgnisse einflößte, an denjenigen Linien arbeiten, welche die Franzosen verhindern konnten von Weichselmünde nach der Stadt zu kommen, nämlich bei Schellmühl und auf der Nehrungsseite. So lange indessen die Danziger die Sommerschanze auf dem Holm in Besitz hatten, so lange war es für die bei Weichselmünde landenden Truppen nicht sehr schwierig die Stadt zu erreichen. Dem Feldmarschall mußte daher daran gelegen sein, sich jener Schanze zu bemächtigen, da sie überdies den russischen Angriff an dem linken Weichselufer in den Rücken sah. Dieselbe war auf drei Seiten mit Wasser, auf der vierten mit einem Sumpfe umgeben; sie war mit 130 Mann und 3 eisernen schweren Kanonen nebst einem kleinen Mörser besetzt, hatte eine starke Pallisadirung und im Innern ein Blockhaus. An Munition und Lebensmitteln mangelte es nicht. Neben ihr auf der Weichsel lag ein mit Geschützen bewaffneter Prahm. In Stelle des erkrankten Kapitän Lealand war seit dem 2. Mai der Kapitän Fischer Befehlshaber in der Schanze **).

(Schluß folgt).

Berlin.

K. Hoburg,
Major a. D.

*) Receß vom 30. April und 5. Mai.

**) Tageregister S. 577 u. ff. Accurate Nachricht S. 63. Journal aus der Münde.

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges.

Zur Erinnerung an die Zustände unserer Stadt vor hundert Jahren nach dem handschriftlichen Berichte eines Augenzeugen.

(In einem öffentlichen Vortrage am 25. Febr. d. J. mitgetheilt.)

(Schluß.)

1760.

„Am 1. Januar wurde von der Kanzel eine Ukase publicirt, gemäß welcher der Rubel auf einen Preis von 4 Guld. 6 Grosch. gesetzt wurde. Das dabei Merkwürdige war dies, daß die Buchdrucker in der größten Verschwiegenheit dieses Patent zu drucken ermahnt worden, und daß die Prediger etliche Tage vorher eine verschlossene Ordre empfingen, bei der höchsten Beahndung nicht eher als den Neujahrstag des Morgens die Ordre zu erbrechen. Diese Bedingung setzte die Stadt in ein großes Verlangen zu wissen, was die Ukase in sich enthielt. Es fielen manche Muthmaßungen vor, die man sich leicht vorstellen kann, und nachdem endlich die Publication erfolgt war, wunderte man sich durchgehends, daß man aus der Sache ein so großes Geheimniß gemacht. Ein vornehmer Herr meldete, daß die Kaiserin bei der Fortbringung der Rubel in andere Oerter *) einen Verlust von 1,000,000 Thlr. gelitten hatte. — Den 4. Jan. entstand auf dem Schlosse in den Vorgemächern des Herrn Gouverneurs ein Feuer, welches aber zum großen Glücke bald gedämpft und in der Stille gelöscht wurde. — Den 8 Jan. vernahm man, daß die Vortruppen von der aus Rußland heruntergeschickten neuen Armee, die von einigen auf 40,000 Mann geschätzt wurde, allbereits in Litthauen einge-

*) Der Uebergang der Rubel nach Norddeutschland konnte allerdings, da bei der starken Verringerung des Silbergehalts das laufende Silbergeld in Preußen, Sachsen, Böhmen u. s. w. fast nur $1/3$ des früheren Silberwerthes enthielt, und die Preise der gewöhnlichsten Bedürfnisse demgemäß sehr in die Höhe gegangen waren, einen nicht unwesentlichen Verlust bei dem niedrigen Course der Russischen Silberrubel hervorbringen.

rückt waren. — Man hörte imgleichen, daß die adlichen Deputirten, welche wegen einer Erlassung der Land-Contribution von dem Adel nach Petersburg vor einigen Tagen abgeschickt waren, bereits in Riga angelangt wären. Dieselben waren Herr von Auer aus Goldschmiede, Baron von Schrötter und Graf Fink von Finkenstein aus Raudnitz. — Den 10. Jan. blieb die Post von Berlin etliche Tage aus, und man hörte, daß eine Russische Parthie sie bei Lupow*) überfallen und aufgehoben und auch des bei sich führenden Geldes beraubt hätte, welches zur Störung des Handels sehr viel beitrug."

„Den 14. Jan. wurde allhier von den Russen das Jordansfest gefeiert: vorher wurde in der Garnisonskirche der Gottesdienst gehalten. Bald nach 10 Uhr zog die Procession durch die Altstädtische und Kneiphöfische Langgasse, welche mit einer Wache begleitet wurde. Vorher fuhren des Herrn Gouverneurs Excellenz und einige der vornehmsten Officiere. Die Procession ging mit bloßem Kopfe, hatte vor sich einige Bilder und brennende Wachslichte und stimmte während des Ganges einen Gesang an: zwei der Popen gingen mit bloßen Häuptern, der dritte folgte ihnen in einem prächtigen Talar, hielt das Haupt mit einem gestickten Tuche bedeckt, welches er mit einem oben liegenden Kreuze mit den Händen andrückte. Die Procession begab sich bei der Kneiphöfischen Ueberfahrt auf das Eis, auf welchem ein Gang etwa dreißig Schritte von dem Bollwerke gemacht war: zu dessen beiden Seiten waren Tannenbäume gesetzt. An dem Ende desselben war eine aus grünen Tannen geflochtene runde Bude, fast nach Art eines Gezeltes: in ihrer Mitte hatte man eine Oeffnung in das Eis gemacht und um dieselbe einen mit rothem Tuch bedeckten Schranken geschlagen, der jedoch an einer Seite zu der Oeffnung des Eises ungehindert treten ließ. Außerhalb dieser Hütte stand in einem weiten Umkreise die hiesige Soldatesque, welche sich bereits eine geraume Zeit vorher daselbst versammelt hatte. Nach einigen von den Popen verlesenen Gebeten und Formeln wurden die Fahnen, darauf auch alle in der Bude befindlichen Personen mit Wasser besprengt. Die auf dem Eise aufgestellten Kanonen wurden sowohl als die von der Festung abgebrannt, auch von den

*) In Hinter-Pommern in der Nähe von Stolpe.

Soldaten wurde ein Heckenfeuer gemacht und darauf die Ceremonie beschlossen. Die Procession zog in der vorigen Ordnung wieder ab. Man sehe von diesem Feste die Königsbergischen Zeitungen, auch hat Weber in seinem veränderten Rußland dasselbe beschrieben. Den Mittag wurde ein Tractement von dem Herrn Gouverneur und des Abends eine Assemblée gegeben."

„Den 19. Jan. hörte man von einigen um Gerdauen verübten Grausamkeiten der Russen; die Posten blieben noch in großer Unordnung: man führte gegen das Ende des Monats eine große Menge Ammunition durch die Stadt nach dem Lager, man hörte, daß das grobe Geschütz von Pillau weiter hinauf gebracht worden, und man schloß auf eine Belagerung, wußte aber noch nicht eigentlich den Ort, welchen sie treffen würde. Die Friedenszeitungen hörten immer mehr und mehr auf, und alle gemachten Anstalten widerlegten sie."

„Den 8. Februar meldeten uns die Nachrichten, daß die Deputirten von der Ritterschaft aus Preussen ihre Audienz bei der Kaiserin den 27. Januar gehabt. Auch vernahm man mit Wehmuth, daß die Hoffnung zum süßen Frieden gänzlich verschwunden, und die vereinigten Mächte noch völlig entschlossen wären, nicht eher die Waffen wider den König von Preußen niederzulegen, bis sie ihren Vorsatz ausgeführt hätten. — Den 9. Febr. führte man eine starke Provision und viel Artillerie über Königsberg nach dem Russischen Lager zu. — Den 21. Febr. gegen 10 Uhr traf der Feldmarschall Graf von Soltikof in Königsberg ein. Er wurde unter Abfeuerung der Kanonen von allen Collegiis bewillkommnet und begab sich nach 5 Uhr des Abends nach Petersburg, um daselbst Verhaltungsbefehle einzuholen. Er soll sich haben verlauten lassen, wie der Krieg kaum mit drei Campagnen noch dürfte geendigt werden. An eben dem Tage hätte zwar das Geburtsfest des Großfürsten sollen gefeiert werden, es geschah aber nur mit einer Predigt, und die sonst gewöhnlichen Ceremonien wurden, weil es in dieser Woche die drei ersten Tage der Fasten nach Verordnung der Griechischen Kirche waren, auf den Sonnabend verlegt, eine Illumination dann angeordnet und die Kanonen abgefeuert. — Den 25sten aber stellte auf Ordre die Universität ihren Actum an, und der Prof. Werner machte den Tag vorher ihn durch ein einladendes Programm bekannt."

„Den 8. März erschoß ein Gelbgießer den anderen aus einem bloßen Handwerksneide mit einem zu sich genommenen Puffer, den er bei seinem Zunftbruder in dessen eigenem Hause aufgesucht hatte. — Um die Mitte des März zog sich die Russische Cavallerie, wie man vorgab, aus Mangel der Fourage über das rechte Ufer der Weichsel zurück und faßte Posto in den Dörfern und kleinen Städten*) nahe um Königsberg. — Es hatte also das Ansehen, daß sich die Campagne in etwas verzögern würde. — Den 20. März in der Nacht um 11 Uhr entstand in einer Klempner-Bude durch Verwahrlosung der Kohlen nahe bei der Hauptwache ein Feuer, wodurch das auf den Schloßmauern stehende und unlängst wieder neu aufgerichtete Gebäude des Bau-Directors**) nicht ohne großen Verlust seiner Güter in die Asche gelegt wurde. Diese Feuersbrunst hätte bei einem Sturme überaus übel ausschlagen können. — Um die Mitte und gegen das Ende des März fiel eine ungewöhnliche Kälte ein, wodurch der Mangel des Holzes vermehrt wurde: am Ende des Monats März aber legte sich dieselbe."

„Den 14. April gegen 11 Uhr in der Nacht kam bei Herrn Barkley in der Kneiphöfischen Langgasse ein Feuer aus, welches inwendig das Hintergebäude stark beschädigte, durch göttliche Hülfe und menschliche Anstalten aber gehindert wurde, daß es nicht zum Dach ausbrach. Herr Candidatus Tschepius büßte hierbei seine rare und schöne Bibliothek ein, die aus kostbaren und seltenen Werken bestand. — Den 17ten traf allhier der General en Chef von Browne ein, um sich nach der Russischen Armee zu verfügen."

*) In einem spätern Nachtrage setzt der Verf. des Tagebuchs hinzu, daß sie sich über Tapiau, Wehlau und Angerburg bis nach Litthauen ausgebreitet habe.

**) Dieses Gebäude, rechts vom vorderen Eingange zum Schlosse, ist auch noch gegenwärtig die Dienstwohnung des älteren Regierungsbauraths in Königsberg, und hat soviel ich mich erinnere, unausgesetzt seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem Baudirector als solche benutzt werden dürfen. Joh. G. Hamann (Gildemeister, Hamann I. S. 276.) schreibt in einem Briefe an seinen Bruder vom 21. März 1760 von diesem Feuer, das den kürzlich für den Baudirector neu umgebauten Flügel des Schlosses, dem Mühlenberg gegenüber, zerstört habe. Derselbe Baubeamte ist dafür gleichzeitig mit der Aufsicht über die bauliche Erhaltung der gesammten Räumlichkeiten des Schlosses beauftragt.

„Den 4. Mai wurden von der Kanzel einige Geldsorten verboten. — Den 6. Mai wurde das Krönungsfest der Kaiserin gewöhnlichermaaßen und den 7. Mai von der Akademie mit einer Rede gefeiert, zu welcher der Prof. eloquentiae mit einem Programm den Tag vorher einlud. — Den 7. Mai um 1 Uhr entstand in dem Haberkruge der hintern Vorstadt ein Feuer, welches durch Verwahrlosung von Seiten der Russen geschah, indem sie in diesem Gebäude wider alle Vernunft Patronen füllten: es kamen hiebei sehr viele Leute zu Schaden. — Den 8ten als den Tag darauf entdeckte man auf der Lastadie in dem Hause einer Apotheker-Wittwe um die Mittagsstunde ein angelegtes Feuer. Es fiel ein großer Verdacht auf diese Wittwe, und sie wurde dem Gerichte zur Untersuchung übergeben. Den 12. Mai wurde der dritte Termin von der Contribution, so über eine Million Gulden ausgemacht, mit vieler Strenge beigetrieben, und wurde den Kaufleuten, so sich säumig bezeigen würden, angedroht, daß sie so lange als sie nicht bezahlt, auf die Wache geworfen werden sollten. — Unterdessen wurde Alles in Königsberg immer theurer, die Waaren schlugen gewaltig auf, und Handwerker und Krämer übersetzten die Leute auf unverschämte Art. — Die Russen schickten eine große Menge von Heu, Stroh und Getreide nach ihrem Lager zu Wasser ab. — Den 20. Mai mußten die Kaufleute, so nicht im Stande waren, Alles mit baarem Gelde zur Contribution abzutragen, soviel an Waaren abliefern, als ihnen an Gelde zugeschlagen war, welche Waaren der Magistrat so lange in Sequestro behalten sollte, bis die Kaufleute solche auslösen würden. — Den 24. Mai wurde durch des Herrn Gouverneurs Exc. bekannt gemacht, daß die Abtragung der Contribution aus Kaiserlicher Gnade bis in den October ausgesetzt und der jetzige Termin also prolongirt werden sollte."

„Den 10. Juni Nachmittags traf der Feldmarschall von Soltikof hier aus Petersburg ein und reiste an demselben Tage zwischen 6 und 7 Uhr des Abends nach dem Lager ab. — Den 18. Juni wurde eine Ukase publicirt, daß sich Niemand bei der härtesten Strafe unterstehen sollte, sich an den Russischen Officieren und Soldaten zu vergreifen. Den 22. Juni blieb die Post aus, und dies geschah etliche Posttage nach einander; folglich lebten wir so lange in einer steten Ungewißheit. Nach einem Ver-

lauf von etwa vierzehn Tagen kam die Post wieder, doch aber auch noch nachher unordentlich an."

„Den 4. Juli marschirten zwei Bataillone Russen aus Königsberg nach dem Lager der Russen in Pommern: die anderen aber blieben zur Besatzung in der Stadt liegen. — Den 7. Juli stellte sich endlich der Regen ein, welcher ein ganzes Vierteljahr lang ausgeblieben war und einen großen Miswachs befürchten ließ. — Den 8ten liefen üble Nachrichten von dem General Foucqué aus Schlesien ein *). Den 10ten wurde der Namenstag des Großfürsten gewöhnlichermaaßen gefeiert. Den 14. Juli wurde der Bau-Director Gerhard nach der Festung gebracht, weil er sich etwas trotzig verhalten hatte. — Den 16. Juli kam der Russische Archimandrit Jefrem **) mit einem starken Gefolge von Popen allhier an, und den 18ten mußte ihn die Geistlichkeit unsres Ortes becomplimentiren. Den 16ten feierten die Russen durch eine Predigt und großes Tractement den Sieg, welchen die Oesterreicher über Foucqué in Schlesien erhalten. Die Kanonen wurden von den Wällen abgefeuert. Den 18ten wurde eine besondere Verordnung bekannt gemacht, die auch nachher ins Intelligenzwerk ***) (Nr. 31.) gesetzt wurde, daß, wenn bei Diebstählen und anderen Verbrechen sowohl Russische Soldaten als auch Preußische Leute vor der Civil-Jurisdiction implicirt wären, bei der

*) Die unglückliche Einschließung des Generals Foucqué bei Landshut durch eine vierfach überlegene Oesterreichische Macht unter Laudon. Von 10,500 Mann schlugen sich 1500 M. Cavallerie durch die Feinde; der Rest, welcher nach der heldenmüthigsten Gegenwehr und zweimaliger Verwundung des commandirenden Generals am 23. Jan. in dem Gebirgsthale bei Landshut bis auf 4000 M. geschmolzen war, mußte sich mit 68 St. Kanonen ergeben. Die Briefe zwischen Friedrich II. und Foucqué bei v. Schöning: d. siebenjährig. Krieg. Bd. II. S. 318—37.

**) Er war der oberste Feldgeistliche für das Russische Heer, welches an der Oder stand.

***) Die Königsberger Intelligenz-Nachrichten wurden als ein Anzeigeblatt während der Regierung Friedrich Wilhelms I. im J. 1727 eingerichtet, anfänglich zweimal in der Woche erscheinend. In unserm Jahrhundert wurden sie dreimal in der Woche und seit 1821 täglich mit Ausnahme des Sonntags ausgegeben. Nachdem zwei Zeitungen täglich in Königsberg ausgegeben wurden und die Intelligenz-Nachrichten 1849 das Vorrecht auf alle Annoncen für den Verkehr verloren, hörte dieses Anzeigeblatt auf.

anzustellenden Untersuchung mit beiden auf gleiche Art der Rigeur nach verfahren werden und einerlei Zwangsmittel gebraucht werden sollten. — Gegen das Ende des Monats Juli stellten sich die abgesandten Deputirten des Landes wieder in Preußen ein."

„Den 10. August hielt die Polnische Gemeine ihren Gottesdienst in der sogenannten Garnisonkirche, wo ehedem die Französische gewesen *), nachdem diese Polnische Kirche als die älteste Kirche in Königsberg auf Befehl den Russen zum Gottesdienste eingeräumt werden mußte. — Die Russischen Truppen hatten außerhalb des Tragheimischen Thores ein kleines Campement aufgeschlagen. Die eingeschlichenen Münzsorten von geringem Gehalte, sonderlich die Bernburgischen und Mecklenburgischen, machten hier große Störung im Handel und Wandel, und das Publicum litt darunter. — Den 24. Aug. erscholl durch ein laufendes Blatt, so von Berlin gekommen, der Sieg des Königs über das Laudonische Corps **), welches nachher bestätigt wurde."

„September. Man lebte in der Stadt zu dieser Zeit wie im Gefängnisse. Es hielt schwer aus dem Thore zu kommen; die Leute wurden mit Pässen gequält. Es durfte sich Niemand mehr in der Nähe des Walles finden lassen, ja man wollte sogar die Passage über den philosophischen Gang verwehren. Die Kosacken patrouillirten zu Pferde und die Freiheit wurde sehr beschränkt. Die Posten liefen unordentlich und blieben oftmals sechsmal hintereinander aus, worunter das Commercium und der Wechselcours gewaltig litten. Insonderheit aber machten die reducirten Münzsorten vielen Lärm. Die Leute verloren dabei nicht wenig, und der gemeine Mann kam dabei überaus zu kurz, wie nicht weniger die pia corpora und alle Bewohner durchgehends. — Den XV. Sonntag nach Trinitatis als den 14. September ward die Russische Kirche, oder vielmehr die der Polnischen Gemeinde auf dem Steindamm abgenommene, nachdem sie auf Russische Art verändert worden, von dem Russischen Archimandriten eingeweiht. Die Soldaten machten dabei ein Lauffeuer, die Kanonen wurden

*) Vgl. oben N. P. P. B. a. F. I. S. 207.

**) Der Sieg Friedrichs des Großen über Laudon am 15. Aug. in der Nähe von Liegnitz, wo dieser 10,000 Mann an Todten und Gefangenen und 82 Kanonen einbüßte.

abgefeuert, der Archimandrit verrichtete die dabei geordneten Gebräuche, siehe die Königsbergische Zeitung Nro. 73. — Der merkwürdige Bau an dem Schlosse *) wurde mit vielem Ernste fortgesetzt, und die Handwerker wurden zur Arbeit angestrengt, wodurch denn ein so großer Mangel an Bauleuten entstand, daß kaum einer für Geld zu erhalten war. Den XV. Sonntag nach Trinitatis wurde eine Ukase von der Kanzel publicirt, wodurch die meisten Münzsorten reducirt und die Bernburger, Mecklenburgischen und andere Guldenstücke bis unter die Hälfte den Werth verloren, auch einige von den Tympfen heruntergesetzt wurden. Den 16ten wurde das Namensfest der Kaiserin gewöhnlichermaaßen gefeiert und den 18ten feierte dasselbe die Akademie."

„Den 6. October reiste der Herr Gouverneur nach Memel, um besondere Geschäfte zu verrichten, auch eine Russische Kirche allda einzuweihen. Den 14. October, als eben der Herr Gouverneur noch in Litthauen sich aufhielt, kam des Abends um halb 9 Uhr ein Courier mit vielen blasenden Postillonen an, der die Zeitung brachte, daß die Russen unter dem General Tottleben Berlin eingenommen und mit 12,000 Mann besetzt hätten **). — Die Contribution wurde mit Ernst beigetrieben, welche Manchen ziemlich angriff. Den 18. Octbr. war allhier ein gewaltiger Orkan, welcher an Dächern, Bäumen, ja selbst an den Menschen vielen Schaden that. Er legte sich aber Nachmittags zur Freude der Einwohner. Den 21. Oct. ward auf Befehl ein Russisches Dankfest gefeiert wegen des von den Russen den 9. October eingenommenen Berlins, woselbst die Russen sich aber nur vier Tage lang aufgehalten. Das Fest wurde nur den Abend zuvor den Predigern angekündigt. Der vorgeschriebene Text war aus dem 77sten

*) Der vorspringende Flügel des Königsberger Schlosses an der Hauptwache, welcher gegenwärtig in dem untern Geschosse dem Regierungs-Collegium eingeräumt, in dem oberen mit den für den Aufenthalt des Königlichen Hofes reservirten Zimmern verbunden ist.

**) Tottleben hatte seit dem 3 Oct. Berlin angegriffen, aber nach mehrmaliger Zurückweisung gelang es ihm erst durch Heranziehen von Czernichef und des Oestreichischen Corps unter Lascy seine Streitmacht bis auf 42,000 Mann zu verstärken und nach Verdrängung des kleinen Corps unter Hülsen die Hauptstadt am 9. October zu besetzen.

Psalm der 14te und 15te Vers*). Zwischen 11 und 12 Uhr kam der Feldmarschall von Butturlin unter Abfeuerung der Kanonen allhier an. Die Collegia mußten alle auf Ordre in corpore zu seinem Empfang bei der Thüre auf dem Schlosse erscheinen. Den 23sten um 2 Uhr reiste er von hier nach der Armee ab."

„Den 7. November kamen die Posten, nachdem sie wieder eine lange Zeit ausgeblieben, endlich wieder an. Den 13ten brachte man den in Gefangenschaft genommenen Commandanten aus Berlin, General Rochow, in hiesige Stadt, welchem noch mehr andere Gefangene folgten. Den 14ten hörte man von einer Action, die zwischen dem Könige von Preußen und den Oestreichern bei Torgau **) zum Vortheil des ersteren vorgefallen wäre, welches Gott sei gelobt auch nachher bekräftigt worden. — Das devalvirte Geld machte viel Lärm und Verlust den Einwohnern, und die pia corpora litten darunter auf eine enorme Art. — Von Petersburg traf ein Commissarius Namens Friesel mit einigen Anderen ein, die unter dem Namen einer Lotterie nach Art eines Glückstopfes gegen den Einsatz jedes Looses zu einem Rubel gerechnet, einen ziemlichen Zuspruch von den Leuten erhielt. — Das Viehsterben continuirte, und Butter, Milch, Fleisch u. s. w. stiegen stark in die Höhe, so daß man ein Stück Butter ***) mit 21 bis 24 Groschen bezahlen mußte."

„Den 5. December wurde der Großfürstin Namenstag und den 6ten der Kaiserin Thronbesteigungsfest auf gewöhnliche Weise gefeiert. — Die Posten liefen überaus unrichtig ein, und der Mangel von Zeitungen verursachte, daß sich unsere Einwohner selbst einige machten. Den 29sten wurde das Geburtsfest der Kaiserin von der Stadt und den 30. Decbr. eben dasselbe

*) „Gott, Dein Weg ist heilig. Wo ist ein so mächtiger Gott, als Du bist? Du bist der Gott, der Wunder thut; Du hast Deine Macht bewiesen unter den Völkern."

**) Der berühmte Sieg Friedrich des Großen bei Torgau am 3. Novbr., der durch Ziethens glänzenden Angriff mit der Reiterei bei Süptitz eine völlige Niederlage der Oestreicher herbeiführte.

***) Ein Stück Lith. Butter gilt nach dem Königsberger Herkommen gleich 1 Pfd. Butter; 21 bis 24 Groschen sind den heutigen 7—8 Silbergroschen gleich und waren damals das Drei- bis Vierfache des gewöhnlichen Preises der Butter.

von der Akademie mit einer Rede und Programm celebrirt. Gegen diese Zeit wollte man von des Herrn Gouverneurs Abreise *) wissen."

Mit dieser Nachricht schließt das Tagebuch und enthält nur noch drei schriftliche Beilagen und einen gedruckten Erlaß des Gouverneurs Korff vom 6. Oct. 1760 über die Hausir-Juden. Jene sind Abschriften des Manifestes des Feldmarschalls von Apraxin beim Einrücken in Preußen (vgl. oben N. P. P. B. 3.F. I. S. 163.), ferner der Eidesformel, welche nach S. 177. von den Preußischen Beamten am 24. und 25. Jan. 1758 in Königsberg geleistet werden mußte, endlich das Schreiben des Grafen Woronzow, mit welchem er das Geldgeschenk des Magistrats (oben B. II. S. 72. Anm.) nach Königsberg wieder zurücksandte. Sie erfolgen hier sämmtlich unter A. B. C. u. D. in correctem Abdrucke. Jede weitere Erläuterung erscheint mir für jetzt überflüßig, da der einfache Inhalt des Tagebuchs am zuverläßigsten uns die damaligen Zustände Königsbergs und der Provinz Preußen erkennen läßt und interessante Anhaltspunkte zur Vergleichung gewährt, die Verordnung über die Juden zugleich ein merkwürdiges Actenstück für die damaligen Verkehrsverhältnisse und Ansichten des bürgerlichen Lebens bleibt.

A.

„Eidesformel, welche Feld-Marschall von Apraxin den Preußischen Vasallen vorlegt."

„Ich Endesunterschriebener gelobe bei dem Allmächtigen Gott und seinem heiligen Evangelio der Allerdurchlauchtigsten Kaiserin und Souverainen Beherrscherin aller Reussen, Elisabeth Petrowna, und Ihro Majestät hohem Thronfolger, Ihro Kaiserliche Hoheit dem Großfürsten Fedrowitsch, ein treuer und gehorsamer Unterthan zu sein und alles, was zu Ihro Kaiserlichen Majestät Prärogativen gehört, nach meinem äußersten Vermögen, im erforderlichen Fall mit Leib und Leben zu schützen und dabei mich äußerst angelegen sein zu lassen, was Ihro Kaiserlichen Majestät hohe Dienste und des Reiches Wohlfahrt mit sich bringt, zu befördern, die Vervortheilung Ihro Kaiserlichen Majestät hohe Interessen, sobald es mir bekannt, nicht allein zeitig anzugeben, sondern auf alle Weise zu trachten, solches abzuwenden und in allem mich so aufzuführen, wie es einem treuen und gehorsamen Unterthan eignet und gebühret, und wie ich es vor Gott und seinem gestrengen Gericht verantworten kann. So wahr mir Gott an Leib und Seele helfe."

*) Der Gouverneur v. Korff wurde erst im Januar 1761 von seiner Stelle abgerufen und erhielt zum Nachfolger den Generallieutenant von Suwarow, den Vater des nachmals so berühmt gewordenen Russischen Feldherrn.

B.

Manifest.

„Ihro Kaiserlichen Majestät von allen Reussen bestallter General-Feldmarschall und Oberbefehlshaber der an Allerhöchst derofelben hohe Alliirte zu Wasser und zu Lande marschirenden Hülfstruppen', Ritter des heil. Andreas, des weißen Adlers und heil. Alexander-Newski-Ordens und Obrister von dem Semenowskischen Leibgarde-Regiment, Ich Stephan Apraxin thue hiemit, vermöge des von meiner Allergnädigsten und Allerdurchlauchtigsten Monarchin mir ertheilten Befehls Gewalt und Vollmacht kund und zu wissen. Da bereits in dem dieses Jahrs bekannt gemachten Manifest der ganzen Welt diejenigen Beweggründe vorgelegt worden, welche Ihro Kaiserliche Majestät von allen Reussen meine Allergnädigste Souverainin bewogen, durch die unter meinem Befehle in diese Lande eingerückte Armee Sr. Majestät dem Könige von Preußen eine Diversion in seine Staaten machen zu lassen; so finde auch nöthig alle und jede Einsaaßen dieses Landes, wes Standes, Würde und Gewerbes sie auch immer sein mögen, anzudeuten, daß, gleichwie Ihro Kaiserl. Majestät hierin keine andere Absicht hegen, als die mit Allerhöchst derofelben hohen Bundesgenossen übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen und S. K. Majestät von Preußen zu nöthigen, für den in ihre *) Staaten geschehenen Einfall ihnen eine rechte Genugthuung und für die in selbigen verursachten Schaden und Verheerung eine hinlängliche Schadloshaltung zu verschaffen, hingegen aber Allerhöchst gedachte Ihro Kaiserl. Majestät gänzlich entfernt sind, dem grausamen und nie auszulöschenden Beispiele dieses Prinzen **) zu folgen, insoweit es nur die Umstände der Zeit und die Kriegsraison erlauben können, die Einwohner des Landes, welche blos ihrem Gewerbe, insonderheit aber der Bebauung des Landes obliegen werden, nicht nur nicht das Geringste zu befürchten, sondern vielmehr alles Schutzes sich zu getrösten haben sollen. Im Gegentheil aber falls jemand die Waffen ergreifen oder seine Wohnung und Ackerbau verlassen und sogar weglaufen sollte, gegen selbigen man nach aller Schärfe der Kriegsrechte unausbleiblich verfahren wird. Gegeben im Hauptquartier den 21. Mai 1757."

C.

Antwortschreiben des Großkanzlers Grafen Woronzow, darin er das von der Stadt Königsberg überschickte Präsent remittiret.

Hoch Edelgeborne und Hochedle!
Sehr werthe Herren!

Mit so vielem Rechte als Vergnügen sehe ich die Dankbeflissenheit als etwas Schmeichelhaftes für mich an, welche Eure Hochedelgeborne und Hochedle, wie auch die sämmtlichen Einwohner der Hauptstadt Königsberg wie in Dero Schrei-

*) Oestreichische Erbstaaten, Sachsen.

**) Die Geschichte dieses Krieges hat aber der Nachwelt hinlängliche Documente überlassen, um den Beweis zu führen, wie Friedrich II. in solchen Beispielen durch Maria Theresia und Elisabeth überboten ist!

den vom 20/9. d. M. auf eine so lebhafte Art ausgedrückt sehen lassen wollen. Jemehr ich nun überzeugt bin, nichts bis jetzo gethan zu haben, was der Stadt und deren Einwohnern zu einigem Vortheil hätte gereichen können, um so weniger kann ich auch Anstand nehmen, das ansehnliche Geschenk *), womit Dero Schreiben begleitet gewesen, gänzlich auszuschlagen und hiebei zurückzuschicken.

Ich erkenne den guten Willen für die That selbst und bin damit mehr zufrieden, als wenn die Stadt, eine unverdiente Erkenntlichkeit und Dankbegierde zu beweisen, sich in unnütze Kosten setzen sollte, indem die bewußte Milderung der diesjährigen außerordentlichen Kriegssteuer einzig und allein aus Ihrer Kaiserlichen Majestät allerhöchst eigner Bewegung hergeflossen und solchemnach auch billig als eine neue Wohlthat der huldreichsten Monarchin zu verehren ist, welche nach Ihrer angebornen Großmuth und Menschenliebe das Unvermögen der Preußischen Stadt nicht unbeherzigt lassen wollte.

Habe ich bei dieser Gelegenheit den Vortrag gehabt, so werde solches mit nicht geringerem Vergnügen auch nunmehro verrichten, da Sie mir von neuem den Anlaß dazu gegeben, und habe ich nun die völlige allergnädigste Erlassung der rückständigen Contribution Ansuchung gethan. Bei der Unmöglichkeit den Ausschlag davon zum voraus zu sagen, begnüge ich mich die Versicherung anzuschließen, daß stets mit der größten Bereitwilligkeit sein werde

St. Petersburg, d. 20. Dec. 1759.

Euer Hochedelgeboren und Hochedlen
dienstwilliger
C. Mich. Woronzow.

Auf der äußeren Seite:
Dem hochedelgebornen und hochedlen Magistrat wie auch sämmtlichen Einwohnern der Stadt Königsberg.

D.

Verordnung über die Juden.

Auf Befehl Ihro Majestät der Grossen Frauen, Kayserin
ELISABETA PETROWNA
Selbst-Herrscherin von allen Reussen, 2c. 2c. 2c.
Wird hiemit zu jedermanns Wissenschaft bekannt gemacht:

Weil seit einiger Zeit viele fremde Hausir- oder sogenannte Pundel-Juden, zuwieder den hiesigen Landes-Gesetzen, und der nur annoch unterm 5/16ten Februarii vorigen Jahres ergangenen Circulair-Ordre, mit ihren bey sich habenden Cram- und anderen Waaren, in den Land-Städten ausser der Jahrmarckts-Zeit sowohl, als insbesondere auf dem platten Lande fast beständig ohngescheuet herumlauffen und hausiren gehen, und dadurch denen Kauff-Leuten und Crämern in den Städten, welche doch die Bürgerliche Lasten zu tragen haben, ihre Nahrung unbilliger Weise schmählern und entziehen, auch gemeinhin die Cron-Zoll- und Accise-Cassen defraudiren, und das Land mit verbothenen geringhalti-

*) Auf der Copie des Briefes selbst hat Bock eigenhändig hinzugefügt: „Das Präsent, welches ihm der Magistrat von hier schickte, weil Er zu Milderung der Contribution bei der Kaiserlichen Majestät das Wort geredet, bestand in 50,000 Rubel."

gen Müntz-Sorten überschwemmen, das beste Geld aber aus Gewinnsucht einwechseln, und zum großen Nachtheil des Publici aus dem Lande schleppen, ja gar anitzo auf dem platten Lande herum vagiren, und denen Land-Leuten die abgesetzte geringhaltige Müntzen zwar vor voll abkauffen, aber mit neuen fremden Sechsern, so kaum die Helffte des Werths in sich halten sollen, bezahlen, und dadurch wieder noch schlechteres Geld zum großen Verlust einführen; so wird hiermit zur gäntzlichen Abstellung dieser sehr schädlichen Unordnung und unleidlichen Contravention, in Ihro Kayserlichen Majestät Meiner Allergnädigsten Souveraine Allerhöchsten Namen, alles Ernstes anbefohlen, die aus Dantzig und anderen angräntzenden Oertern des Königreichs Pohlen und des Bischoffthums Ermeland kommende Hausir- oder sogenannte Pundel-Juden von nun an in das Königreich Preussen nicht einzulassen, sondern sie von den Grentzen desselben abzuweisen, als weshalben dann einer jeden Orts Obrigkeit sowohl, als den Einwohnern in den kleinen Städten und Dörffern hiemit ernstlich aufgegeben wird, sich nach diesem Kayserlichen Allerhöchsten Befehl gehorsamlich zu achten, und wenn demohngeachtet dergleichen Juden unter dem Namen als Handlungs-Juden in hiesige Lande einkommen, und zu Hausiren sich gelüsten lassen sollten, sie sogleich zu arretiren, und nebst denen bey sich habenden Waaren und Geldern an das Accise-Amt der nächsten Stadt abzuliefern, welches dann, laut habender Instruction, nach angestellter näherer Untersuchung, ohne Aufschub an die Krieges- und Domainen-Cammer, zur weiteren Edictmäßigen Verordnung und zu veranlassender Confiscation der arretirten Waaren und Gelder, zu berichten hat. Weiln aber die allen Fremden accordirte Jahrmarckts-Freyheit denen Hausir- und Pundel-Juden hierdurch zu untersagen gar nicht die Meynung ist, sondern ihnen, sowohl in Königsberg als kleinen Städten die Jahr-Märckte zu frequentiren, noch fernerhin erlaubet seyn soll; als wird, um denen hiebey sich ereignenden Contraventionen vorzubeugen, denen Obrigkeiten jedes Orts, besonders aber denen Accise-Aemtern aufgegeben, genaue Acht zu haben, daß ein jeder zur Jahrmarckts-Zeit ins Land kommender Hausir- oder Pundel-Jude sich bey dem Accise-Amt der ersten hiesigen Grentz-Stadt gebührend melde, von demselben einen Passir-Zettel nehme, und sich nachhero mit einem dergleichen Geleits-Paß, worinnen die Stadt, durch welche er wieder aus dem Lande gehet, ausdrücklich benannt werden muß, von der Accise wieder versehe, daneben auch daß desselben Pundel- oder Paquet-Waaren, so er ins Land bringet, oder mit sich heraus nimmet, mit dem Cron-Accise-Siegel versiegelt werde. Und sollte dennoch ein dergleichen Jude von der im Geleits-Passe ihm vorgeschriebenen Route abweichen, und unterweges in dem Lande zu hausiren sich gelüsten lassen, so muß mit einem solchen Contravenienten, so wie allbereits vorhin verordnet, sofort verfahren, und an die Krieges- und Domainen-Cammer davon berichtet werden. Dahingegen werden nicht nur die an einigen Orten des hiesigen Königreichs angesetzte Schutz-Juden bey ihren Privilegiis, wenn sie sich denselben gemäß betragen, noch fernerhin gelassen, sondern es wird auch denenjenigen Juden, welche von der Kayserlichen Generalität zur Anschaffung der nöthigen Vivres für die Kayserliche Armée mit richtigen Schutz-Pässen versehen sind, nebst den in solchen Namentlich mit begriffenen Personen, nach Inhalt dieser Pässe,

zum Ankauff der Victualien zu dem darin angezeigten Behuff, die Freyheit verstattet, sollten aber solche unter diesem Praetext einen verbothenen Handel mit Waaren treiben, oder hausiren gehen, so ist mit denenselben eben so zu verfahren, wie oben von denen Pundel- und Hausir Juden gedacht ist; wie dann auch nach Maaßgebung des schon sub dato den $\frac{20.\ \text{April}}{1.\ \text{Mai}}$ 1759. im Druck emanirten Patents denen fremden Handlungs-Juden, die das Commercii halber aus dem benachbahrten Königreich Pohlen, Groß-Hertzogthum Litthauen, Hertzogthum Curland, Bischoffthum Ermeland, auch der Stadt Dantzig und anderen Pohlnisch-Preußischen Städten anhero kommen, wenn sie mit gehörigen Päßen oder anderen zuverläßigen Beweißthümern versehen sind, der Eingang ins Land nicht versaget, sondern nur dahin gesehen werden muß, daß selbige sich nicht im Lande etabliren, sondern nach Verkauffung der mitgebrachten Waaren und Erhandlung der nöthighabenden Retour-Waaren, so jedoch beydes in Accise-bahren Städten geschehen muß, sich wieder zurück begeben, auch nicht schlechte Müntz-Sorten ins Land bringen, und das gute Geld heraus nehmen mögen. Damit nun dieses Patent zu Jedermanns Wissenschaft gelangen möge; so soll dasselbe nicht nur gewöhnlicher maaßen im gantzen Lande publiciret, und drey Sonntage nacheinander in allen Stadt und Land Kirchen von den Cantzeln abgelesen, sondern auch in den Wirths-Häusern und Krügen, imgleichen an den öffentlichen Oertern, besonders in den Grentz-Städten und Dörffern affigiret werden; wie denn auch jeden Orts Obrigkeit, nebst denen Licent-Zoll- und Accise-Bedienten, auf dessen genaue Befolgung pflichtmäßig zu halten hat. Gegeben auf dem Schloß zu Königsberg den $\frac{25.\ \text{Septbr.}}{6.\ \text{Octbr.}}$ 1760.

(L. S.)

Ihro Kayserlichen Majestät von allen Reussen Meiner allergnädigsten Souveraine, bestallter General-Lieutenant von der Armée, würcklicher Cammer-Herr, wie auch Gouverneur des Königreichs Preussen, und des weissen Adler, St. Alexander-Newski- und St. Annen-Ordens Ritter.

NICKOLAUS KORFF.

F. W. Schubert.

II. Mittheilungen.

[**Mahnwort an die Vertreter von Königsberg.**] Ein gutes Wort findet manchmal, aber nicht immer, eine gute Statt. Ich bringe daher heute ein solches gutes Wort in Erinnerung, welches vor langer Zeit gesprochen ist, bis jetzt aber noch nicht seine gute Statt gefunden hat. Vielleicht ist jetzt die Zeit da, demselben Eingang zu verschaffen.

In seinem Buche: „Versuch einer wirthschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen. Zweiter Band. Dessau 1783." hebt der Verfasser, Konsistorialrath Friedrich Samuel Bock, es lobend hervor, daß sich hier in dem Lande und dem Hauptsitze des Bernsteins Liebhaber genug gefunden haben, „die von diesem preußischen Eigenthum viele sonderbare Stücke, so dessen Naturgeschichte aufklären, oder sich durch Farben, eingeschlossene Körper, Naturspiele u. dgl. auszeichnen, gesammelt" — er beklagt es aber mit Recht, daß die meisten solcher Privatsammlungen mit der Zeit zerstückelt, in andre Länder verkauft und somit dem Lande der ihm eigenthümliche Schatz auf unverantwortliche Weise verloren gegangen sei. Mit großer Bescheidenheit, um nach oben nicht zu verletzen, fährt er pag. 307. also fort:

„Ohne den allergeringsten Abbruch der königlichen Einkünfte könnte in kurzer Zeit ein solches Bernsteinkabinet erwachsen, welches jedermann bewundern und den kostbarsten Naturalienkammern in der Welt vorziehen müßte. In der General-Strand- und Bernsteinordnung von 1693 scheint schon hierauf Rücksicht genommen zu sein, indem bei dem Sortiren folgende Vorschrift gegeben worden: „Es soll auch der Bernsteinverwalter — — — alle seltsame Sorten des Steins, als den, so etwan weiß, oder an einander gewachsen, oder sonsten etwas wunderliches, darin zu finden, unterschiedlich bewahren und Uns überantworten." Es

dürfte aber der Bernsteinverwalter in dieser Rücksicht nicht eben die geschickteste Person zur Anlegung eines solchen Kabinets sein. Vor hundert Jahren hat Hartmann (Sect. VI. c. 5.) einen Entwurf von einem anzulegenden kurfürstlichen Bernsteinkabinet bekannt gemacht und sich erboten, in fünf Jahren solches zu Stande zu bringen, wenn er dazu den Auftrag erhielte; allein es ist dieser Vorschlag nicht bewerkstelligt worden. Nach vierzig Jahren erhob Fischer im unterirdischen Preußen (5) folgende Klagen: „obwohl so viel hundert Jahre der Bernstein, Gottlob! in großer Menge alhier verhandelt worden, so ist doch nichts davon an öffentlichen Orten zu Ehren seiner Mutter beybehalten. Was der Strand ausgiebet, wird in den Kammern zum Verkauf verwahret, allwo man nichts als die aufgehäuften Steine und vollgepackten Tonnen antrift. Was ohngefähr von kurieusen Tropfen oder Farben vorkömmt, wird niemand, als den Bernsteindrehern in der Menge zu Kauf gestellet, von denen man es mit großen Kosten und vielen Beschwerden zusammen lesen muß.“ Nur noch im Jahre 1774 erklärte sich hierüber der preußische Sammler (LXVI. 1048) etwas bestimmter. „Da ein Kenner natürlicher Dinge auf viel mehrere Umstände acht giebt, die bei dem Bernstein merkwürdig sind, als ein Künstler, der nur auf das aufmerksam ist, wovon er Nutzen haben und sein Gewerbe treiben kann; so würde es für die erweiterte Kenntniß dieses preußischen Kleinodes vortheilhaft sein, wenn einem Kenner und Liebhaber der Naturgeschichte gestattet würde, die sonderbarsten Stücke, die sonst an die Bernsteinhändler oder Dreher, nach dem eingeführten Maaß um gesetzte Preise verkaufet werden, die aber etwas neues und besonderes an sich haben, für einen öffentlichen Ort zu sammeln, damit solche sich auszeichnende Stücke, die wegen ihres zufälligen Werthes ein besseres Schicksal verdienen, als verarbeitet zu werden, oder bei der Verarbeitung einen sehr geringen Vortheil einbringen, jedem Neugierigen zur Betrachtung aufgestellet, und so auf die Nachwelt als ein ganz eigener Naturschatz aufbehalten würden: wodurch den hiesigen Einwohnern eine Neubegierde auch nach andern Naturalien almählig dürfte erwecket werden. Inzwischen ist doch in vorigen Zeiten von der Landesherrschaft auf diese Vorschläge der Gelehrten bisweilen Rücksicht genommen, und sind wirklich viele sonderbare Bernsteinstücke gesammelt und in das Hoflager

gesandt, sowie auch daselbst die prächtigsten Werke der Kunst aufbehalten worden, welche die Bewunderung der größten Monarchen nach sich gezogen haben. Nach der zwischen dem Könige Friedrich Wilhelm und dem russischen Kaiser Peter dem Großen im Jahre 1716 zu Havelberg gepflogenen Unterredung wurde ein großer Theil des in aller Welt berühmten, überaus kostbaren und niemals schöner gesehenen königlichen Bernsteinkabinets nach Petersburg abgeschicket."

Diesen Weckestimmen aus älterer Zeit, welche leider! ungehört verklungen sind, hätte ich eigentlich nichts weiter hinzuzusetzen als nur die Mahnung, daß sie jetzt nicht überhört werden möchten! Sollen spätere Jahrhunderte unser Geschlecht wiederum anklagen, daß auch wir leichtsinnig und unbedacht die Schätze verloren gehen lassen, welche die Natur freiwillig uns in die Hand giebt? oder daß wir die Fremden sich mit den Kleinodien schmücken lassen, die wir selber tragen könnten? Material zu der seltensten und kostbarsten Schatzkammer einer auserlesenen Bernsteinsammlung ist in reicher Fülle vorhanden. Aber wer kennt es, wer weiß es ausfindig zu machen? Es liegt vergraben in größerer oder geringerer Menge in den Sammlungen, welche einzelne Liebhaber sich geschaffen haben, wenn ihnen zufällig seltene Stücke in die Hand geriethen. Die große Menge, und darunter nicht bloß die der sogenannten Ungebildeten, hat gar keine Ahnung von dem Werthe und der Bedeutung des Bernsteins in Beziehung auf die geologische Geschichte unseres Landes. Und doch ist die Freude eines Jeden groß, wenn ihm zufällig etwas der Art zur Kenntniß kommt. Es ist eine Lust, das Staunen und die Ueberraschung anzusehen, wenn man den Leuten einmal ein gut geschliffenes Stück Bernstein zeigt, in welchem ein kenntlicher Einschluß aus dem Thier- oder Pflanzenreiche enthalten ist. Ist das nicht ein Fingerzeig, daß eine derartige größere Sammlung angelegt und leicht zugänglich gemacht werden müße? Hier am Orte, dem Centralpunkte des Bernsteins, dieses Sonnengoldes, muß eine solche erstehen, die mit Umsicht und Kenntniß geordnet uns zugleich einen Blick in die Geschichte dieses köstlichen Naturproductes eröffnet! Es giebt in Königsberg und Danzig, zum Theil auch in der Provinz, Leute genug, die sicherlich ihre Sammlungen gerne einer geordneten Centralstelle zu Eigenthum käuflich oder als Geschenk übergeben möch-

ten, wenn sie wüßten, daß dadurch ihre Schätze dem Lande zu Nutz und Frommen Jedermann für alle Zukunft erhalten blieben.

Deine Aufgabe ist es, Königsberg, Eure Sorge, Vertreter der Stadt! durch Anlegung einer öffentlichen Sammlung aller solcher Gegenstände, die sich auf die Geschichte des Bernsteins beziehen, der Stadt einen auch nach dieser Seite hin dauernden Nachruhm zu schaffen und den Nachkommen zu zeigen, daß unser Geschlecht es verstanden hat, diesen Schatz zu würdigen, den Preußen vor allen Ländern der Erde allein aufzuweisen hat! Hier unter unsern Füßen selbst liegt der köstliche Schatz vergraben; willst Du es versäumen, ihn zu heben und ans Licht zu fördern, der Dein Eigenthum ist? Wie man hört, sind bei den Erdarbeiten zum Festungsbau hin und wieder nicht unerhebliche Stücke Bernstein ausgegraben worden. Sie sollen zum Theil zu einem Spottpreise an Juden verhandelt worden sein. Hier in die öffentliche Sammlung der Stadt hätten sie hingehört, als Zeugniß dafür, auf welchem Grunde sie gebaut ist. Es dürfte dazu freilich Geld vonnöthen sein, nicht nur die Sammlungen anzuschaffen und alljährlich zu vergrößern, sondern auch einen kenntnißreichen Ordner und Verwalter anzustellen, dem die Fürsorge dafür obläge — aber hat die Stadt in dem Gesecus'schen Testamente nicht einen so reichlichen Ueberschuß an Zinsen, von denen ein sehr kleiner Theil genügte, in dieser Beziehung ein glänzendes und ruhmwürdiges Monument für alle Folgezeit zu gründen? — Darum, Du ruhmwürdige Stadt, Hüterin und Pflegerin alles Großen und Schönen, öffne Dein Ohr den Weckestimmen der Vorzeit, damit die Nachwelt mit Stolz sagen könne: was die früheren Jahrhunderte unbeachtet verloren gehen ließen, hat Deine Zeit zu unvergänglichem Ruhme gesammelt. D.

[**Bericht über die Versammlung von Freunden der Flora Preußens in Heiligenbeil am 26. Mai 1858.**] Der getroffenen Verabredung gemäß fand die diesjährige Zusammenkunft in Heiligenbeil Statt.

Herr Apotheker Patze, den die Versammelten mit großer Freude in ihrer Mitte erblickten, brachte auch gleich einige für unsere Flora sehr interessante, von Herrn Dr. Heidenreich bei

11*

Tilsit gesammelte Pflanzen mit. Zuvörderst Carex Buxbaumii, deren Vorhandensein in unserer Provinz zwar vermuthet, aber bisher nicht bestätigt worden war. Sie wurde von Dr. Heidenreich im Schilleningker Walde an einem Graben schon im Jahre 1856 gefunden. Ferner eine noch unbestimmte Carex, deren Definition in der Versammlung, bei den fehlenden Hülfsmitteln, nicht ermöglicht werden konnte. Sie glich auf den ersten Blick einer im Schatten erwachsenen C. pallescens, doch schien die Fruchtform abweichend und Herr Patze hielt sie der C. limosa für näher stehend. Sodann das schon bei Gelegenheit der vorjährigen Zusammenkunft besprochene Cenolophium Fischeri. Zwar waren auch hier keine vollständig entwickelten Früchte dieser früher mit Peucedanum officinale verwechselten Umbellifere vorhanden, aber die Richtigkeit der Bestimmung des Herrn Dr. Ascherson wird sich ohne Zweifel herausstellen, sobald Dr. Heidenreich, seinem gefälligen Versprechen gemäß, vollständige Fruchtexemplare eingeliefert haben wird. Die Pflanze wurde in zwei, nach der Länge der Blattlappen verschiedenen, Formen vorgelegt, von denen die mit längeren Lappen wohl die Form divaricatum in Ledebour's Flora rossica darstellt. Indeß sind die laciniae nach Ledebour bei beiden Formen divaricatae, was sich auch an den vorliegenden Exemplaren zeigte. Endlich brachte Herr Patze aus der Tilsiter Gegend auch Geum hispidum, wo es nach Dr. Heidenreich häufig vorkommt und aus der Umgebung von Kapkeim Carex pacifica Drej. Bei dieser Gelegenheit legte Derselbe noch verschiedene, von Dr. Wimmer in Schlesien gesammelte, zum Theil auch schon bei uns gefundene Carices vor, die theils der C. vulgaris, theils der acuta nahe stehn und die der genannte Autor für neue Arten hält, die aber wohl Formen der einen oder andern jener Species sein oder Uebergänge zwischen beiden vermitteln mögen. Schließlich berichtigte Herr Patze noch die Ortsangabe für Petasites albus in der Nähe von Königsberg, da derselbe nicht dort, sondern bei Zinten gefunden wurde und theilte mit, daß Andromeda calyculata nun leider doch bei Königsberg durch die fortschreitende Cultur ausgerottet, bei Pr. Eylau aber nur angeblich, nicht wirklich gefunden worden sei. Es wäre danach in unserer Flora gegenwärtig kein Standort für diesen, im östlichen Theile der Provinz doch gewiß noch hin und wieder vorkommenden Strauch bekannt.

Herr Lehrer Seydler beschenkte die Versammelten wieder mit zahlreichen Exemplaren seltnerer Pflanzen, zum Theil von neuen Fundorten, so mit Drosera longifolia, Erythraea pulchella, Sparganium minimum, Scheuchzeria palustris, Leersia oryzoides und Ophioglossum vulgatum von Jäknitz bei Zinten, Convallaria verticillata von Pallen bei Zinten, Bromus racemosus von Karben bei Heiligenbeil, Achillea Millefolium var. lanata vom Haffufer bei Büsterwalde, Rubus Chamaemorus und Polystichum cristatum von Trutenau bei Königsberg. Außerdem von früher mitgetheilten Pflanzen aus der Gegend von Heiligenbeil: Lathyrus palustris, Potentilla supina Linnaea borealis, Alectorolophus minor, Carex pilosa, Avena pratensis u. a. m.

Herr Lehrer Sodrinna brachte unter andern eine große Anzahl sehr schöner Exemplare des Nuphar pumilum von dem schon früher angezeigten Standort Junkendorf bei Allenstein und vertheilte sie unter die Anwesenden.

Herr Apotheker Aschmann legte unter mehreren weniger seltenen Pflanzen aus der Gegend von Braunsberg auch die vollkommen ausgebildete Varietät des Ranunculus Flammula vor, die Linné R. reptans nannte, und die von vielen Botanikern noch für eine eigene Art gehalten wird, welche Meinung die Anwesenden mit Rücksicht auf die beobachteten allmähligen Uebergänge nicht theilen konnten.

Herr Apotheker Hübener vertheilte unter anderen die in unserer Provinz seltene Silene gallica vom Haffufer bei Büsterwalde unweit Braunsberg und Chenopodium olidum aus den Umgebungen dieser Stadt.

Herr Pfarrer Kähler brachte mit einigen andern Sachen auch Fruchtexemplare der schönen und seltenen Lunaria rediviva, von dem schon früher von ihm entdeckten Standort, Robnitten bei Liebstadt, und aus der Königsberger Gegend die bisher in unserer Provinz nur dort gefundene Sweertia perennis.

Herr Direktor Schmidt vertheilt seltnere Pflanzen aus der Elbinger Flora, z. B. Cardamine sylvatica, Veronica montana; ebenso Herr Lehrer Straube Cypripedium Calceolus, Pleurospermum austriacum, Polygala comosa flore coeru-

leo, Petasites albus, Chondrilla juncea von einem andern Fundort, Steinort bei Elbing. Es wurde bei dieser Gelegenheit von einigen Anwesenden mit Bedauern bemerkt, daß sie von letzter Pflanze noch niemals Wurzelblätter erhalten hätten, worauf der Berichterstatter solche zur nächsten Versammlung zu besorgen versprach.

Herr Dr. Klinsmann und Herr Cantor Grabowski, leider verhindert die Versammlung zu besuchen, bethätigten ihre erfreuliche Theilnahme durch eingesendete werthvolle Pflanzengeschenke. Ersterer schickte den seltnern und merkwürdigen Isoëtes lacustris aus der Danziger Gegend im besonders instructiven lebenden Zustande und in einer großen Anzahl von Exemplaren; Letzterer aus den Umgebungen von Marienburg unter andern: Lithospermum officinale, Prunella grandiflora, Gratiola officinalis, Euphorbia lucida, von Marienwerder die an dem dortigen Logengarten schon seit Jahren verwilderte Impatiens parviflora, die sich in den westlichen Nachbarprovinzen bereits eingebürgert hat, von Freistadt endlich Poterium Sanguisorbe, welches Herr Oekonom Zornow daselbst an einer Mergelgrube gesammelt, ohne Angabe, ob die Pflanze in der Nähe cultivirt wird oder wurde.

Im Zusammenhange damit brachte der Berichterstatter, der Blüthen-Exemplare des Cystisus ratisbonensis, in der Soldauer Gegend bei Illowo von Herrn Gutsbesitzer Donath gesammelt, und einige andere, schon früher vorgelegte, seltene Pflanzen mittheilte, noch das fragliche Bürgerrecht mehrerer anderen preußischen Pflanzen zur Sprache. Es kann hier, des mangelnden Raumes wegen, nur Einiges von dem darüber Verhandelten mitgetheilt werden. Glaucium luteum und Diplotaxis muralis wurden als stets vorhanden und daher eingebürgert betrachtet; auch an dem Wildwachsen der Astrantia major bei Ortelsburg und Braunsberg wurde nicht gezweifelt, wenn dasselbe für den Standort bei Königsberg Herr Patze auch nicht zugeben wollte. Fraglich blieb das Bürgerrecht für Poterium Sanguisorbe, Malva moschata und Onobrychis sativa. Doch wurde später dem Berichterstatter von Herrn Dr. Heidenreich mitgetheilt, daß Malva moschata noch im vorigen Jahre an dem alten Lišschen Standort, Exercierplatz und Heide bei Tilsit, von Herrn Kunstgärtner Ewers gefunden worden sei, und von Herrn Dr. Sanio,

daß Onobrychis sativa bei Lyck am hohen Seeufer bei Sybba seit Menschengedenken wachse. Das auf den Abhängen an der See nördlich von Danzig sicher wildwachsende Ligustrum vulgare wurde von Herrn Straube auch in der Damerauer Schlucht bei Elbing beobachtet. Gezweifelt dagegen wurde an dem Bürgerrecht von Rosa cinnamomea, die von Herrn v. Nowicki in einem Walde bei Thorn, ohne Angabe, ob Gärten oder Anpflanzungen in der Nähe, von Herrn Patze am Landgraben bei Königsberg, nach Demselben aber dort nur verwildert, gefunden wurde.

Als Ort der Zusammenkunft für das nächste Jahr wurde durch den Beschluß der Versammelten Elbing bestimmt.

C. J. v. Klinggräff.

[Zur preußischen Münzkunde.] Voßberg's vortreffliche Werke sowohl über die Ordensmünzen, als über die Münzen der Städte Danzig, Elbing und Thorn sind so außerordentlich genau gearbeitet und lassen so wenig Raum zu Nachträgen übrig, daß auch der kleinste Beitrag zur Vervollständigung seiner Angaben, und wenn er auch nur einen Tropfen zum Ocean hinzuthut, eine gewisse Bedeutung erlangt. Mögen daher die folgenden Tropfen eben durch ihre Geringfügigkeit einen neuen Beweis für das umfassende Verdienst des fleißigen Mannes liefern.

In der numerischen Uebersicht über die neuern Danziger Münzen führt V. unter Stephan Batory an: „Denare von 1578 bis 1585." Im Königsberger Kabinet befindet sich ein Denar von 1586.

Als Curiosität bewahrt unser Kabinet einen Danziger Groschen von 1812 in Silber ausgeprägt. (Aehnlich einen Braunschweiger Pfennig von 1734 in Gold).

Unter den Elbinger Münzen des Kabinets befindet sich ein Solidus von Carl Gustav von Schweden von 1657, den ich, wie überhaupt Solidi von diesem Könige, bei V. nicht aufgeführt finde. Av. G von C umschlossen. Umschrift: CAROL. GVST. D. G. R. Rev. Stadtwappen. Umschrift: SOLIDVS ELBING 57.

Unter den Thorner Münzen finde ich folgende Medaille nicht erwähnt. Av. Ansicht der brennenden Stadt. FIDES ET CONSTANTIA PER IGNEM PROBATA. Rev. Ein Engel hält in den Wolken das Stadtwappen. Darunter: THORVNIA. HOSTILITER. OPPVGNATA. ET. DEI. O. AVXILIO. FORTR. A. CIVIB. DEFENSA. XVI'. FEBR. ANNO. M. DC. XXIX. (Größe 20½). Bekanntlich schlugen 1629 die Einwohner einen Sturm der Schweden unter Wrangel ab. Die Medaille findet sich übrigens, ungenau beschrieben, in Madai's Thalerkabinet III, 564. No. 2343. **G. H. F. Nesselmann.**

[**Eine bemerkenswerthe Versteinerung.**] Nicht selten findet man in Preußen versteinerte Hölzer. Das Versteinerungsmittel ist in ihnen, nach meiner Sammlung zu schließen, immer Kieselstoff, der das Holz vollständig durchdrungen, ohne seine Structur wesentlich zu ändern, so daß man die Jahresringe, das Gefüge der Aeste und mit Hülfe des Mikroskops die den verschiedenen Bäumen eigenthümliche Art der Zellenform erkennen kann. Freilich muß ich vorweg aussprechen, daß die meisten Stücke, die sorgfältig als versteinerte Hölzer aufbewahrt werden, nicht Holz sind. Mir sind viele Proben gezeigt worden, die ich zum Leidwesen der Besitzer nicht anerkennen konnte. Glimmerschiefer und Gneis, namentlich der letztere, zeigen bisweilen Schichten, die selbst für den Kenner täuschend die Jahresringe nachahmen. Da bleibt denn nichts weiter übrig als eine mikroskopische Beobachtung, die in allen Fällen und sofort entscheidet. So unter andern wurde mir berichtet, daß in dem Parke eines nicht weit von Königsberg gelegenen Gutes ein etwa 8 Fuß langer, 2 Fuß dicker versteinerter Baumstamm liege, der von dem Besitzer als größte Merkwürdigkeit des Gutes gezeigt werde. Ich wanderte hinaus und fand ein etwa cylindrisches Stück — Gneis. Auch muß ich bei dieser Gelegenheit alle Erzählungen von versteinerten Stobben, die von Holzschlägern in Wäldern gefunden worden, als Märchen zurückweisen.

Manche von den bei uns vorkommenden Kieselhölzern sind fast weiß und erinnern an Holzscheite von Weißbuchen, wie man sie in dem roh zerhauenen und zerrissenen Küchenholz antrifft. Und doch gehören wenigstens alle diejenigen Proben, die ich untersucht

habe, nicht Laubhölzern sondern Nadelhölzern an, bis auf ein zweifelhaftes Stück, daß ich ohnlängst am Strande der frischen Nehrung, Alttief gegenüber, gefunden. Die meisten der Stücke sind ziemlich scharfkantige Fragmente, nur die am Strande aufgelesenen sind allseitig abgerieben und weisen durch ihre Form darauf hin, daß sie lange ein Spiel der Wellen gewesen; einige sind noch zum Theil von einem thonigen Sandstein umgeben. — Woher diese jedenfalls verschiedenartigen Hölzer stammen, diese Frage ist bisher in Preußen von Niemandem aufgenommen. Freilich liegt die Vermuthung nahe, daß sie aus denselben Wäldern gekommen, deren Reste als Braunkohle bei uns niedergelegt sind, da auch sie zum größten Theile aus Nadelhölzern bestehen, zu denen bekanntlich auch der Bernsteinbaum Pinites succifer Goepp. & Ber. gehört.

Diese Vermuthung hat sich wenigstens in einem Falle als begründet gezeigt. Im Juni d. J. fand ein Arbeiter von Steinbeck in dem dortigen Walde beim Roden eines Stobbens etwa 1½ Fuß unter der Oberfläche der Erde eine weiße zum Theil in einem Stein steckende Masse, die ihm auffiel. Natürlich wurde das etwa 2 Faust große Stück zuerst zerschlagen und erst dann dem dortigen Pfarrer v. Duisburg gebracht, der die weiße Masse sofort als Holz erkannte und zu weiterer Untersuchung mir übergab. Durch die blendende Weiße des Holzes wurde ich anfänglich zu der Meinung verleitet, daß sich endlich bei uns ein Holz vorgefunden, dessen Versteinerungsmittel kohlensaurer Kalk sei, wie sich solches nicht gerade selten in andern Ländern findet. Doch wiesen alsbald chemische Prüfmittel diese Meinung zurück und gaben den directen Beweis, daß hier ebenfalls eine Kieselversteinerung vorliege. Aber eine außergewöhnliche, da die Holzfasern nur lose an einander hängen, was sonst nicht zu sein pflegt. Streicht man mit den Fingern herüber, so lösen sich glänzende weiße Nadeln ab, wie bei gut ausgebildetem Faserasbest. Einzelne der mir übergebenen Stücke sind reines Holz; andere bestehen auf einer Seite aus Holz, auf der andern aus thonigem Sandstein. Dieser Stein greift indeß knollen- und wurmartig in das Holz ein, wobei die Holzfasern nur zum Theil aus dem Wege gedrängt, in den meisten Fällen dagegen vollständig zerstört worden sind, ohne daß eine Verschiebung der benachbarten Fasern Statt gefunden hätte. Die

halbkugeligen Vorsprünge und unregelmäßigen Wülste mahnen an Knollengebilde, wie sie in unsern Diluvialschichten öfters auftreten, bisweilen in Formen von aneinander haftenden Kartoffeln, in Traubenform und in andern wunderlichen Gestalten, die an Eingeweide von Thieren erinnern. Im großartigsten Maßstabe habe ich dergleichen an dem linken Ufer der Weichsel, nördlich von Fordon, gefunden, wo sie abenteuerliche Formen bilden bis zur Größe eines ostpreußischen Kachelofens.

Wichtiger indeß ist der Aufschluß, den das Holz selbst giebt. Es hat trotz der Lockerheit des Gefüges Consistenz genug, um zwei für die Kenntniß der Structur wichtige Schnitte ausführen zu lassen, den Axenlängsschnitt, in welchem die Markstrahlen liegen, und den der Rinde parallelen; der dritte senkrecht durch die Axe gehende ist nicht ausführbar. Aber jene beiden sagen genug aus. Sie lehren, daß wir hier Fragmente eines urweltlichen Taxusbaumes vor uns haben und zwar desselben, der in unserer ostpreußischen Braunkohle vorkommt. Das erste Holzstück dieser Art fand Aycke in den Braunkohlengruben bei Ostrokęka. Da ihm die Structur ungewöhnlich schien, so sandte er es an Göppert, der den Baum Taxites Ayckei nannte, um die Nachwelt an diesen um die Kenntniß der Tertiärformation und um Höhenmessung verdienten Naturforscher zu erinnern. Später entdeckte Thomas einen Abdruck eines noch mit Nadeln versehenen Taxusästchens auf braunem tertiären Thon, alsbald auch einige Aeste mit noch zum Theil erhaltenen Nadeln in der Braunkohle von Rauschen. Auf diese gründete Göppert die Species Taxites affinis; er sprach indeß zugleich die, wohl gegründete, Vermuthung aus, daß sie mit jener Art identisch sein möchte. In der letzten Zeit endlich wurde bei Braunsberg ein Braunkohlenlager entdeckt, das nach den aus verschiedenen Schichten von mir entnommenen Proben zu schließen allein aus Taxites Ayckei besteht. Das oben besprochene versteinerte Holz nun gehört derselben Species an, also einer tertiären, die vielleicht vor hunderttausend Jahren die Urwälder unsererer Gegend geziert haben mag. Nach dem Untergang dieser Wälder kam dieses Holzfragment in verwittertem Zustande, vielleicht schon als Braunkohle, in die Diluvialschicht, fiel überrieselt von kieselhaltigen Wassern dem Prozesse der Versteinerung anheim und wurde dadurch vor weiterer

Verwitterung geschützt, wobei der dasselbe umgebende thonige Sand seine Festigkeit und Knollenform erhielt. Aber auch die meisten der andern in Preußen vorkommenden Kieselhölzer — die nie in den Tertiärschichten selbst, sondern immer über ihnen sich finden — mögen dasselbe Schicksal gehabt haben. Durch später auftretende diluviale Kräfte, beim Stranden von Eisschollen, wurden sie aus ihren Lagern ausgewühlt und zerbrochen an diejenigen Orte geführt, an denen wir sie heute finden.

J. Schumann.

[**Ein neuer Münzfund.**] Vor Kurzem wurden mir durch Herrn Rechnungsrath Hempel zehn Stück arabischer Dirhems (Silbermünzen im Werthe von etwa 4 Sgr. das Stück) zur Ansicht übergeben, welche beim Ausgraben eines Moores auf dem Gute Schönwiese, Kr. Pr. Eylau, gefunden waren. Meine Bemerkung, daß solche kleine Summen nicht vorzukommen pflegen, und daß wahrscheinlich an derselben Stelle bei genauerem Nachsuchen noch mehrere Stücke der Art sich finden dürften, veranlaßte Herrn H. zu einer Nachfrage bei dem Gutspächter Herrn Stein, worauf dieser einen ausführlichen Bericht über die näheren Umstände des Fundes gegeben hat; bei dem Interesse, welches die Sache für die Wissenschaft hat, erlaube ich mir diesen Bericht hier mitzutheilen.

„Ein im hiesigen Walde befindlicher großer Bruch, worauf Fichten, Tannen, auch am Rande Ellern stehen, dessen Boden aus zersetzten Vegetabilien und Moosen besteht und auf einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß einen blauen schluffigen undurchlassenden Lehmboden hat, daher das aus dem Walde zusammenziehende Wasser dort stehen bleibt, und er in den meisten Jahren nicht zu betreten ist, war im verwichenen Sommer dermaßen ausgetrocknet, daß ich einen Versuch machte, von diesen zersetzten Fossilien auf den Acker zu fahren. Die Masse hatte sich zusammengezogen und konnte mit dem Spaten gegraben werden. Ich ließ im Herbste mehrere Hundert Fuder und zwar in kleinen Haufen aus einander fahren, welche im Frühjahre, nachdem der Frost sich entfernt, aus einander gestreut wurden. Beim Streuen eines Haufens bemerkte einer meiner Arbeiter ein Klingen am Spaten, und nachdem er nachgesehen, entdeckte er neun dieser Münzen, welche, nachdem er sie in

die Hand genommen und von der braunen Moderfarbe gereinigt hatte, sich sogleich als Silber herausstellten. Nur noch ein paar *) wurden an diesem Haufen gefunden, und so sorgsam alle meine übrigen Arbeiter bei jedem Auswurf suchten, wurde nichts mehr gefunden.

Näheres Eindringen in die Leute, ob sie beim Graben aus dem Bruche etwas Auffallendes bemerkt hätten, ergab nur, daß sie einige Knochen **) zwar gefunden, jedoch die Stelle, wo das geschehen, nicht gut angeben könnten. Die Knochen selbst waren, da die ausgegrabenen Löcher noch voll Wasser stehen, nicht zu finden. Wenngleich ich nun, das Wasser herunter zu leiten, schon einen Graben gezogen, so ist dieses nicht möglich gewesen. Vielleicht daß es später noch austrocknet und ich die Knochen und andere Gegenstände noch finde. Ich mache mir von der Sache folgendes Bild. Ein Mensch hat von diesen Münzen etwas bei sich getragen, ist in diesem Bruch verunglückt oder auf irgend eine Art getödtet worden u. s. w. und während alle andern Kennzeichen in Verwesung übergegangen sind, diese Münzen als reines Silber aber nicht, so sind sie mit einem Spatenstich zu Tage gefördert.

Sollte sich noch ein Mehreres entdecken lassen, wonach zu forschen ich nicht aufhören werde, da die Sache, wenngleich ich kein Gelehrter bin, mir doch Spaß macht, indem sie den Herren, wie es scheint, einen angenehmen Stoff zum Nachgrübeln geliefert hat, so werde ich es mit Vergnügen mittheilen."

Durch die Erfüllung dieses Versprechens würde Herr Stein sich unsern Dank im vollsten Maße erwerben. Seine Vermuthung über die Art und Weise, wie die Münzen in den Sumpf gekommen, hat sehr viel für sich, und wird sowohl durch das Auffinden der Knochen als auch durch die Vereinzelung einer so geringen Summe zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben. Es wäre nur zu wünschen, daß alle derartigen Münzfunde in so umsichtige und uneigennützige Hände geriethen, wie der gegenwär-

*) Also sind im Ganzen doch mehr als zehn Stück gefunden. Wo sind die übrigen geblieben?

**) Menschliche Gebeine?

tige. Jeder Fund der Art ist, auch wenn er nur bereits bekannte Münzen enthält, ein Schatz für die Wissenschaft.

Mir bleibt nur noch übrig, die zehn Stücke selbst, welche mir vorgelegt worden sind, zu bestimmen und zu beschreiben. Die Münzen sind meistens sehr gut erhalten, und rühren, die beiden ersten und die letzte ausgenommen, aus der Regierungszeit des Chalifen Harun Al-Raschid her.

1. Eine Münze des Umajjaden Merwan II. geprägt in Wasit im Jahre 130 d. H. (748 n. Chr.), mit dem gewöhnlichen Umajjadengepräge. Sehr gut erhalten. Befindet sich meines Wissens nur noch im Petersburger Kabinet.
2. Von dem Abbasiden Al-Mehdi, geprägt zu Bagdad im Jahre 165 d. H. (781—782 n. Chr.). Der Revers lautet: „Mohammed ist der Gesandte Gottes. Gott sei ihm gnädig und segne ihn: der Chalif Al-Mehdi. Bakh." Kommt häufig vor.
3. Von Harun Al-Raschid und zwar aus dem Jahre seines Regierungsantritts, 170 d. H. (787 n. Chr.) geprägt in Al-Abbasija, einer Stadt im westlichen Africa. Revers: „Bakh. Mohammed ist der Gesandte Gottes. Jesid." Letzteres der Name des Statthalters. Befindet sich auch im Petersburger Kabinet. Ich bemerke hiebei nur, daß arabische Münzen aus afrikanischen Münzstädten nicht direct von Africa hieher gekommen sind; vielmehr haben solche Stücke wegen des gleichen Werthes und des ähnlichen Gepräges sich mit den in Asien geprägten Chalifenmünzen im Verkehr vermischt und haben mit diesen gemeinschaftlich von Bagdad aus den Weg nach den Küsten der Ostsee gefunden.
4. Von demselben, geprägt in Mohammedija im Jahre 182 d. H. (798 n. Chr.) unter der Auctorität des Thronfolgers Al-Amin und unter der Aufsicht des Barmekiden Dschafar. Der Revers lautet: „Mohammed ist der Gesandte Gottes. Auf Befehl des Emirs Al-Amin Mohammed, des Sohnes des Herrschers der Gläubigen. Dschafar." Befindet sich bereits im Königsberger und im Petersburger Kabinet.
5. Von demselben, geprägt in Balkh im Jahre 184 d. H. (800 n. Chr.), ebenfalls unter Al-Amin's Auctorität. Revers: „Mohammed ist der Gesandte Gottes. Auf Befehl des

Gehilfen des Bundes der Muslimin, Al-Amin Mohammed, des Sohnes des Herrschers der Gläubigen. Bakh." Ist merkwürdig durch zwei Puncte, vor und hinter bakh, die auf den bis jetzt bekannt gewordenen Exemplaren dieses Datums fehlen.

6. Von demselben, geprägt in Serendsch im Jahre 188. d. H. (804 n. Chr.). Der Revers lautet: „Mohammed ist der Gesandte Gottes. Gott sei ihm gnädig und segne ihn. Der Chalif Al-Raschid. Dschafar." Ist meines Wissens bis jetzt noch nicht bekannt gewesen.

7. Von demselben, geprägt in Bagdad (Medinat as-Salam) im Jahre 189 d. H. (805 n. Chr.). Der Revers ist einfach und enthält nur die Worte: „Mohammed ist der Gesandte Gottes." Kommt oft vor.

8. Von demselben, geprägt in Bagdad im Jahre 190 d. H. (806 n. Chr.). Wie die vorige, ebenfalls häufig.

9. Von demselben, geprägt in Bagdad im Jahr 192 d. H. (808 n. Chr.). Ebenso.

10. Von Al-Mamun, geprägt in Ispahan im Jahre 198 d. H. (813—814 n. Chr.), unter der Statthalterschaft des Hartsema. Revers: „Dem Herrn. Mohammed ist der Gesandte Gottes. Hartsema." Nicht selten.

Durch Ueberweisung einiger uns fehlenden Stücke an das hiesige Münzkabinet ist dasselbe in angenehmer Weise wieder einen Schritt zu seiner allmähligen Vervollständigung vorwärts gefördert worden.

G. H. F. Uesselmann.

[Notiz.] In der unter dem Namen des Petrus de Vinea bekannten Sammlung aus der Kanzellei Kaiser Friedrich's II. hervorgegangener Briefe befindet sich lib. VI. Nr. 30. einer folgenden Inhaltes. Der Kaiser schreibt allen „Königen, Herzögen und Fürsten, Markgrafen und allen dem römischen Reiche unterworfenen Christgläubigen," daß nach wahrhaftiger Mittheilung einige Völker in den nördlichen Gegenden, nämlich in Livland, Esthland, „Sambland", Preußen, „Semigallen" und anderen benachbarten Ländern sich zum Christenthume bekehren wollen, dies aber nur aus Furcht davor aufschieben, daß nach Annahme des Glaubens

ihnen durch „die Fürsten des Erdkreises“ die Freiheit genommen werde. Da er es nun für unwürdig der Bekenner Christi halte, daß der Glaube den Verlust einer so werthen Sache, wie die Freiheit ist, nach sich ziehe, so nehme er alle sich zur katholischen Kirche bekehren Wollenden, sobald sie den Glauben angenommen, sammt allen ihren Gütern unter seinen und des Reiches Schutz und gestatte ihnen und ihren Erben stete Freiheit und alle Rechte, die sie vor ihrer Bekehrung hatten, und nehme sie von der Knechtschaft und Gerichtsbarkeit der Könige, Herzöge und Fürsten, Grafen und Großen aus, indem sie wie die anderen freien Leute des Reiches nur der Kirche und dem Reiche unterthan sein sollen. Zuletzt empfiehlt er sie dem Schutze Aller, an die das Schreiben gerichtet ist. — Dieser interessante Brief war bisher, da ihm die chronologischen Daten mangelten, kaum berücksichtigt worden. Die neue Gesammtausgabe der Urkunden Kaiser Friedrichs II. und anderer bezüglicher Actenstücke von Huillard Bréholles, (Historia diplomatica Friderici secundi, ein umfangreiches, kostbares Werk, das wohl kaum den Weg in die Provinz Preußen gefunden haben dürfte,) giebt im II. Bande (Parisiis. 4. 1852.) I. Abth. S. 423. denselben nach einer neuen Vergleichung mit der Handschrift der Pariser Bibliothek, Fonds S. Germain lat. no. 455. fol. 211. zugleich mit dem ebendaher entlehnten Datum: 1224, Martio Cathanie Ind. XII. —

Berlin. **Dr. E. Strehlke.**

[Auffindung eines muthmaßlichen heidnischen Alterthums bei Uderwangen.] Etwa $\frac{1}{8}$ Meile von dem Kirchdorfe Uderwangen ($3\frac{1}{2}$ M. von Königsberg an der Domnauer Chaussée belegen) ist auf dem Gutsfelde des Herrn Kirchhoff unlängst bei der Beackerung des Bodens ein großer Granitblock zu Tage gefördert worden, welcher die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher um so mehr in Anspruch zu nehmen geeignet ist, als seine ursprüngliche Bestimmung dem gewöhnlichen Beschauer durchaus räthselhaft bleibt. Der Fundort ist die Spitze eines sanft abgedachten Hügels, dessen Erhebung in früheren Zeiten unstreitig viel bedeuten-

der gewesen und nach und nach verpflügt worden ist. Reste eines Waldes, der ehemals das ganze Terrain bedeckt hat, und Spuren eines großen stehenden Gewässers in unmittelbarer Nähe des Hügels sind heute noch sichtbar. Der aufgefundene Stein lag in so geringer Tiefe unter der Oberfläche des Bodens, daß das Pflugeisen darauf stieß und zerschellte. Der Block selbst, blau-grauer Granit, etwas roh bearbeitet, zeigt eine cylindrische Form; doch ist die obere Kreisfläche ein wenig abgeschrägt, vielleicht nur in Folge der unvollkommenen Bearbeitung. Die Höhe des Steins beträgt 4′, der Durchmesser der Kreisfläche $3\frac{1}{2}$′ bis 3′ 7″. Auf der letztern ist (ungefähr in der Richtung von Osten nach Westen) eine geringe Vertiefung, vielleicht eine eingemeißelte Rinne, sichtbar. Doch können weder hier noch auf dem Mantel des Cylinders irgend erkennbare Spuren, die auf Figuren oder Schriftzüge deuten, gefunden werden. Als besonders merkwürdig verdient aber der Umstand Erwähnung, daß der Block in seiner ganzen Höhe von einer c. 2′ breiten Mauer aus gesprengten, mit Lehm verbundenen Granitsteinen dicht umhüllt war. Leider ist diese Steinmauer völlig abgebrochen und hinweggräumt, um den Stein, den man anfänglich für einen gewöhnlichen erratischen Block hielt und aus dem Acker zu beseitigen strebte, bis zur Grundfläche bloß zu legen. Die dadurch entstandene Höhlung wie die unmittelbare Umgebung zeigt sich mit Aschen- und Kohlenresten angefüllt, zum Theil in compakter Verbindung mit der harten Mergelerde. Eine mikroskopische Untersuchung hat das Vorliegen von verkohltem Nadelholze mit Sicherheit ergeben. Ein Vorhandensein thierischer Fettsubstanzen in den Kohlenstücken hat sich bisher unter dem Mikroskop nicht nachweisen lassen. Ebensowenig hat, da eine chemische Untersuchung der gesammelten Mergelstücke noch nicht angestellt ist, die Existenz von Blutspuren in dem theilweise roth gefärbten Lehm irgend wie constatirt werden können. Bemerkenswerth ist ferner, daß vor mehreren Jahren in derselben Gegend unter ähnlichen Verhältnissen ein ebenso geformter Stein auf dem Acker eines Bauerwirthes in Uberwangen gefunden, von diesem aber gesprengt und zu baulichen Zwecken verwandt worden ist. Leider bedroht bei uns noch immer die Zerstörungswuth, verbunden mit der Interesselosigkeit der Finder, so häufig die monumentalen und archäologischen wie die fossilen Schätze, die als stumme Zeugen einer historischen

oder geologischen Vergangenheit, welcher andere Quellen fehlen, aus unserm Boden zu Tage kommen, mit der Vernichtung! Um so mehr verdient es Anerkennung, daß der Finder und Besitzer des Steins, Herr Kirchhoff, der das lebhafteste Interesse an diesem Funde kund gab und mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit die erbetene Auskunft ertheilte, die Absicht hat, denselben — einstweilen noch „ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum" — an seinem Standorte unversehrt zu belassen. Zu bedauern ist, daß das colossale Gewicht des Blockes, das man auf 80 Centner schätzt, vorab eine Hebung desselben zur Untersuchung des Bodens erschwert. Bis jetzt ist man in der Umgebung weder auf Urnentrümmer noch auf Geräthschaften aus der Heidenzeit gestoßen.

Ueber die muthmaßliche Bestimmung dieses Steines ein endgiltiges Urtheil zu fällen, bleibe dem competentern Richter überlassen. Doch können wir, gegenüber der unlängst mit einiger Bestimmtheit ausgesprochenen Ansicht, daß hier ein heidnischer Opferstein vorliege, den Zweifel nicht unterdrücken, ob die Form dieses Granitblockes einem solchen Zwecke entsprechend sei? Sowohl der berühmte Opferstein im Thale von Quoltitz auf Rügen (von dem eine Zeichnung uns vorliegt) wie auch andere in unserer Provinz befindliche s. g. Opfersteine haben eine wesentlich andere, langgestreckte, flachere Gestalt, und die obere Vertiefung auf dem Uderwanger Steingebilde dürfte wohl kaum zu der Annahme einer Räucherschaale oder Blutrinne berechtigen. Ebenso mißlich scheint aber die Hypothese, daß in den beiden auf jenem Terrain ausgegrabenen Steinen Grabmonumente oder Grenzmarken aus der Heidenzeit vorliegen. Auffallend und unerklärlich bleibt vor Allem die den Stein umgebende Granitmauer. Berechtigt letztere vielleicht, wenn man an der Annahme eines altpreußischen Heiligthums festhalten wollte, zu der Vermuthung, daß der fragliche Stein durch diese Umwallung und eine absichtliche Verschüttung mit Erde von Seiten seiner heidnischen Verehrer den Blicken der christlichen Eroberer und somit der Zerstörung entzogen werden sollte? — Jedenfalls möge dieser seltsame Fund den Bewohnern unserer Stadt und deren Umgegend (von wo aus das anmuthig gelegene Dorf Uderwangen bei seiner Postverbindung mit Königs-

berg leicht zu erreichen ist) zu gelegentlicher Besichtigung empfohlen sein *). Ð

[Todesanzeige.] Wiederum haben diese Blätter die traurige Pflicht, Meldung zu thun von dem Hingange eines Mannes, auf den unsere Provinz ein Recht hatte stolz zu sein. Am 7. August des laufenden Jahres verstarb zu Königsberg nach längerm Siechthum an einem Unterleibsleiden der ordentliche Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens **Dr. Ernst Heinrich Friedrich Meyer** — ein klangvoller Name in den Annalen seiner Wissenschaft und der Albertina. Er war geboren am 1. Januar 1791 zu Hannover und gehörte seit mehr als drei Decennien unserer Stadt und Hochschule an. Im Anfange des Jahres 1826 folgte er von Göttingen aus (wo er an der Universität als Privatdozent fungirte) einem ehrenvollen Rufe nach Königsberg als **Professor extraordinarius** und übernahm mit diesem akademischen Amte gleichzeitig das Direktorium des botanischen Gartens daselbst. Statt eines Nekrologs können wir unsere Leser auch in diesem Falle auf das autobiographische Denkmal verweisen, das der Verstorbene, ein langjähriger Mitarbeiter der Provinzialblätter, sich vor Jahresfrist in diesen selbst errichtet hat (siehe N. P. P. B. a. F. XI. 201 ff.) Ebenda findet sich (S. 211 ff.) das Verzeichniß seiner größeren und kleineren Schriften, welch⸗m wir als Ergänzung nur hinzufügen, daß inzwischen der IV. Band seiner „Geschichte der Botanik" (1858) erschienen, das Werk aber leider unvollendet geblieben ist *). — Die sterbliche Hülle des Entschlafenen, am 10. August von einem feierlichen Trauerzuge zur Gruft geleitet, fand ihre Ruhestätte auf dem Neuroßgärtner Kirchhofe, unfern dem botanischen Garten, der vieljährigen Stätte von M's wissenschaftlicher Wirksamkeit. Ð

---

*) Wir machen den Leser beiläufig auf die in den N. P. P. B. a. F. XII, 161. enthaltene Beschreibung eines bei Klein-Lesen (unweit Danzig) aufgefundenen mit rohen Sculpturen versehenen Granitsteins von R. Freitag aufmerksam. (Vgl. Förstemann. N. P. P. B. XII, 408). D. R.

**) Dem Vernehmen nach steht der V. Band, im Manuscript vollendet, dem Drucke entgegen. D. R.

[Ein Brief an Luther.]

Dem Achtbaren und Hochgelahrten, Unserem besonders günstigen, lieben Hrn. Martino Luther, der heiligen Schrift Doctor, zu Wittenberg u. s. w.

Lieber Herr Doctor! Es ist in kurzem meiner kinder ein diener, mit namen Herr Johann Blie *), bei euch gewest und [hat] mich, als er wiederkommen, eurer leiblichen schwachheit berichtet, wie euch sei gerathen worden, ihr sollt eine öffnung in ein bein machen und einen fluß ziehen **), sollt euch an eurem haupt eine erleichterung bringen. Dafür ich es nit halte und halten will, daß es zu etwas nutz sei, einen fluß zu machen in einer gesunden haut, da zuvor keiner ist gewest; sondern wo ihr zuvor eine beschwerde habt gehabt, haben sie euch vielleicht, aus guter wohlmeinung, zwei gemacht. Befindet ihr, daß aus dem bein, das ihr habt öffnen lassen, nicht etwa viele dünne oder wässerige feuchtigkeit läuft, und es wollt gern heilen, [so] wär mein rath, ihr ließet es in Gottes namen heilen, doch nicht mit gewalt oder eilend. Ist es aber nit neulich geöffnet, sondern vorlängst, und hat sich ein fluß oder dünne feuchtigkeit dazu gezogen, die ausrinnt, so ist zu besorgen, es möcht euch schaden, wenn ihr es ließet heilen. Und wie mich Hr. Johann berichtet, so empfindet ihr oft einen schwindel oder umlaufen im kopf: ist nicht wunder, denn geschwinde und scharfe mühe ***) des kopfs, da keine leibliche Bewegung ist, bringt solche beschwerde. Und wollt euch meinen rath in solchem gern mittheilen, soviel ich's verstehe, und schicke euch hiemit ein gläslein, daran verzeichnet: vor schwindel, dabei ein niesepulver, dazu gehörig. Soll gebraucht werden, wie der eingelegte Zettel †), anzeigt, und ob euch der schwindel davon nicht bald verginge, so kommt vom schwindel sonst große schwäche als: der schlag und andere zufälle; davor sollt ihr dies gebrauchen. Steht meine hoffnung zu Gott, dem allmächtigen, es werde euch vor allen solchen zufällen bewahren; des hab ich von Gott große und viele erfahrungen.

*) Flüe?

**) Fontanelle legen.

***) Anstrengung.

†) Dieser liegt dem Briefe nicht mehr bei.

Weiter zur stärkung des leibes schick ich euch in zweien gläsern zweierlei aquafetta *), gelben und weißen. Der weiße ist mit Gottes gnade gut gegen ohnmacht oder mattigkeit, es sei in todesnöthen oder sonst; mit einem federlein [davon] in den mund gestrichen und um die nasenlöcher her, werdet ihr wunder sehen, wie es den geist erquicket. Gott wollte es denn nit haben, so erhält sich mancher mensch damit. Den gelben mögt ihr morgens oder abends, wenn ihr euch um die Brust oder [den] magen beschwert befindet, nehmen des einen löffel voll; stärket den magen, das haupt und reiniget die Brust. Mir zweifelt nit, wenn ihr's also gebrauchet, ihr werdet sein tugend befinden, will's der allmächtige Gott, den bitt ich, er wollt euch seinen segen zur gesundheit darzugeben, und bitt, wenn ihr in eurer andacht zu Gott betet, wollet meiner gedenken als einer armen sünderin zur besserung, und was euch hierin zur gesundheit wohl bekommt, das will ich, wills Gott, euch mildiglich mittheilen auf euer erfordern. Gegeben zu Mansfeld mit eigner Hand.

Den 26. August 1543.

Dorothea, Gräfin zu Mansfeld, Wittwe.

Vorstehendes hier als Curiosum mitgetheilte Schriftstück rührt von der zweiten Gemahlin des Grafen Ernst II. von Mansfeld († 1530), einer Tochter des Grafen Philipp von Solms, her, welche 1578 im Alter von 96 Jahren verstorben ist. Das Original befindet sich auf dem K. Geh. Archiv zu Königsberg, und die Abschrift stimmt mit demselben bis auf einige zum bessern Verständnisse eingeschobene und durch [ ] bezeichnete Wörter genau überein. Doch ist die Orthographie jener Zeit und manche veraltete Wortform durch die heutige ersetzt. **Dr. A. Meckelburg.**

*) Aqua vitae? oder aqua fötida?

III. Bücherschau.

Dr. Theodor Hirsch, Danzig's Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. — Eine von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Leipzig. S. Hirzel. 1858. XII und 344 Seiten gross 8. — (2 Thlr. 15 Sgr.)

Nachdem erst vor Kurzem von dem Verf. in dem zur Feier des 300jährigen Jubiläums des Danziger Gymnasiums herausgegebenen Programme als Fortsetzung seiner 1837 erschienenen „Geschichte des academischen Gymnasiums in D." eine sehr interessante „Geschichte des Danziger Gymnasiums seit 1814" (68 S. 4.) die Presse verlassen hat, freut es uns, ein neues Werk desselben anzeigen zu können, welches wir ohne Bedenken den bedeutsamsten Leistungen beigesellen, die überhaupt auf dem Gebiete unserer Provinzialgeschichte jemals veröffentlicht sind. Als die fürstlich Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig, deren historische Preisaufgaben sich statutenmäßig auf Gebiete des polnischen Reiches beziehen müssen, das Titelthema zu einer solchen wählte, erging damit vor allen allerdings an den Verfasser eine Herausforderung, sich der Bearbeitung derselben zu unterziehen. Seit 1850 (Vorr. VIII.) mit der Anordnung des lange Zeit gänzlich verwahrlosten und zum großen Theile nie geordnet gewesenen Danziger Archivs (das auch von Voigt darum nur in geringem Maße zu Rathe gezogen werden konnte,) beschäftigt, vor dessen seitdem von deutschen, schwedischen und holländischen Forschern aufgesuchten Schätzen schon die Zahlen in den Urkundencitaten hinlängliche Ehrfurcht einflößen, war ihm das unumgängliche Rüstzeug dazu wie Keinem vertraut, und mit Recht glaubte er „es vor dem Forum der Wissenschaft nicht verantworten zu können", wenn diese neuen Reichthümer bei der Lösung der Preisaufgabe unbenutzt blieben. Eine Uebersicht der außer den Urkunden hauptsächlich benutzten handschriftlichen Quellen des Archives findet sich S. 69 ff., wo auch Nachricht von den gleichfalls viel zu Rathe gezogenen historischen Sammlungen des Danziger Geschichtsschreibers Stanislaus Bornbach gegeben wird, eins der

werthvollsten Stücke der im Uebrigen leider noch immer jedem wissenschaftlichen Gebrauche verschlossenen Uphagen'schen Bibliothek zu Danzig.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte; dem II. Buche, „der Großhandel" betitelt, und dem III., „die Gewerbe", ist im I. eine Auseinandersetzung der nothwendigen Bedingung des Locales vorangeschickt: „Die politischen Gemeinden D.'s während der Ordenszeit" und „Uebersicht der politischen Geschichte D.'s während der Ordenszeit."

An einer auch nur annähernd befriedigenden Darstellung der Anfänge dieses bedeutenden Handelsplatzes mangelte es (bis auf das von dem Verf. einleitend in seiner Geschichte der S. Marienkirche I. 1843. gegebene) durchaus, und die wenigen darüber herrschenden Vorstellungen gehörten großentheils in den Bereich der Fabel. Wir finden hier eine auf urkundlicher Forschung beruhende Auseinandersetzung der Entwickelung der Stadt, welche um so interessanter ist als sich manche Singularitäten darin zeigen, die an anderen Orten kein Gegenbild finden. Vier Gemeinen bestehn hier im XIV. Jhdt. neben einander; das Hakelwerk, westlich vom Schlosse, von polnischen Fischern bewohnt, welche bei der Vereinigung mit der Rechtstadt 1454 sich zu der Zunft der Seuner (Seefischer) umbilden; die Altstadt, an der Stelle der 1308 zerstörten deutschen Stadt und davon ihren Namen entlehnend, ein sich allmälig mehr und mehr mit städtischen Befugnissen bekleidender Flecken; die Jungstadt, seit 1380, über deren Schicksale bisher nur sehr unklare Meinungen verbreitet waren, eine besonders zu eigenen Handelszwecken begründete Schöpfung des Ordens; die Rechtstadt, d. i. die wirkliche Stadt, im Gegensatze zu jener auf den Trümmern der älteren bleibenden Dorfgemeinde, in dem Handel und den Gewerben günstigere Räume an der schiffbaren Mottlau verlegt, zuerst vom HM. Ludolf König mit einer Handfeste, welche die factischen Zustände guthieß, ausgestattet, die wesentliche Trägerin der Entwickelung. Aus amtlich aufgezeichneten Quellen wird die allmälige Vergrößerung des Locales derselben verfolgt und auch die Einwohnerzahl, deren Kenntniß nothwendig um ein deutliches Bild des jedesmaligen Zustandes zu erhalten und oft für ältere Zeiten so schwer festzustellen, für verschiedene Epochen nachgewiesen. Ueberhaupt tragen die an vielen Stellen des Buches beigebrachten Berechnungen über Größe und Werth der Ein- und Ausfuhr, die Preise der Waaren in verschiedenen Jahren und im Verkehr mit verschiedenen Gegenden sehr dazu bei, die Lebendigkeit der Anschauungen

zu erhöhen. Voßberg's Forschungen, für die sich einige nicht uninteressante Ergänzungen finden, dienten selbstverständlich hier zur Grundlage.

Die politische Geschichte Danzigs während der Ordenszeit wird nach sechs Perioden abgehandelt. Wir sehen die Stadt, nachdem sie zuerst von den Lübeckern in den Kreis des allgemeinen Handels gezogen, anfänglich noch hinter den alten, meist vom Orden gegründeten Orten Kulm, Thorn, Elbing, mit denen, wie mit Königsberg und Braunsberg, sie in einem alljährlich Versammlungen haltenden „Preußischen Städtebunde" vereinigt war, auch in Beziehung auf Handelsthätigkeit zurücktreten und dann erst seit der Mitte des XIV. Jhdts. sie hierin und in der Stellung der Landesregierung und dem Auslande gegenüber schnell und weit überflügeln. Mit klaren Zügen wird die Sonderpolitik geschildert, welche den Preußischen Städten von ihren eigenthümlichen mercantilen Interessen gegenüber dem HM. und der gemeinen deutschen Hanse, der sie in der ersten Hälfte des XIV Jhdts. als jene besondere Verbindung angehören, geboten wird, wie sie, und besonders Danzig, bei den mitunter widerstrebendsten Verhältnissen, die sich nach beiden Richtungen hin ihnen darstellen, eigene Wege verfolgen. Zum ersten Male wird hier in genügender Weise das bisher nur in undeutlichen und auch verfälschten Farben (z. B bei Schütz, dessen Autorität überhaupt durch die in diesem Buche geübte Kritik sehr stark erschüttert wird) vorgeführte Verhältniß der preußischen Städte, und besonders Danzigs, sowie der hochmeisterlichen Regierung zur Hansa in sicherer, überall urkundlich belegter Weise entwickelt, so wie das später dem Orden so verhängnißvolle Auftreten desselben als Kaufmann von Anfang an verfolgt. Ein eigenthümliches kulturhistorisch für mittelalterliche Zustände sehr merkwürdiges Bild giebt es, wenn z. B. die Städte gegen Mächte Krieg führen dürfen, mit denen ihr Herr, der HM., im Frieden ist, wenn städtische Schiffe in fremden Häfen zugelassen werden, von welchen die der Landesherrschaft Preußens ausgeschlossen sind. Unter Conrad von Jungingen bieten die mannigfachen Vortheile nach außen hin, die die Stadt der noch in kräftiger Haltung dastehenden Ordensregierung zu danken hat, Ersatz für die zunehmenden Eingriffe der letzteren; unter Ulrich von Jungingen nehmen dieselben aber so überhand, daß die Stadt nach der verhängnißvollen Schlacht bei Tannenberg das unbequem gewordene Joch abschüttelt. Eine unglückliche Zeit beginnt nach der Rückkehr unter die alte Oberhoheit; Steuerdruck, schlechte Münze, Naturereignisse, erhöhter Zwiespalt mit der schwankenden Regierung drücken den Handel,

(wie Zahlen erweisen,) bedeutend nieder, aber nicht auf lange. Die Stadt, nach außen hin auf sich gewiesen, entwickelt bald eine bedeutende Selbständigkeit und Spannkraft, die kleineren Städte verschwinden von dem Schauplatz des Seehandels und Danzig behauptet ihn fast allein; seine Kriegsschiffe schützen allein den preußischen Handel. Es bereitet sich jener Abfall von dem Orden vor, bis zu dessen Ausbruche das Werk uns führt und welchen Danzig besonders durch seine finanziellen Kräfte möglich gemacht hat. Bezeichnend ist für die Stellung Danzigs, daß es seit dem Ende des XIV. Jhdts. „für das gesammte Ordensland die oberste richterliche Behörde für alle in Schiffahrtsangelegenheiten vorkommenden Processe war.“ Dieses sehr wichtige, bisher unbekannte Factum wird in Beilage VII. S. 75 ff. durch viele Beispiele erwiesen und dadurch wichtige Beiträge zur Geschichte des vielbesprochenen Wisbyschen Wasserrechts gegeben.

Das II. Buch „der Großhandel“ führt uns zuerst die Beziehungen zu den verschiedenen Ländern nach einander vor, nach welchen sich derselbe erstreckte (Abschn. 1—13. S. 83—200.). Schon die Aufzählung der letzteren deutet an, welch ein reiches Material besonders zur Geschichte des europaischen Nordens hier geboten wird (Portugal, Küste von Spanien, Westküste von Frankreich, Nordfrankreich, England [hiebei die interessante, wechselvolle Geschichte der englischen Niederlassung in Danzig] Schottland, Flandern und Brabant, nördliche Niederlande, Scandinavien, wo u. a. die herrschenden Ansichten wegen des Heringsfangs berichtigt werden, Rußland, Littauen, Polen [Ungarn, Böhmen, Schlesien, hiebei auch die polnische Flößschifffahrt und der Land- und Schiffsverkehr Danzigs mit Polen] endlich das Gebiet der Hansastädte und die preußischen Landstädte). Wir heben als besonders wichtig u. a. den Artikel Spanien hervor, der die bisherige Kenntniß des hanseatischen Handels dorthin beträchtlich erweitert, England, die Niederlande, Scandinavien. Als eine ganz neue Entdeckung ist das Verhältniß Danzigs zu einem vornehmlich von hier aus gegründeten Handelscontor in Kauen in Littauen zu betrachten, dessen spätere Schicksale S. 282 ff. berichtet werden. Bei jedem Lande sind die Gegenstände der Ein- und Ausfuhr nach und von Danzig angegeben, z. B. bei England das für dessen berühmten Armbrustschützen zu verarbeitende Bogenholz, um eines aus vielem Interessantem hervorzuheben. Weiter erörtert das II. Buch alles sich auf das kaufmännische Leben Beziehende in Betreff öffentlicher dasselbe fördernder Institute, (Verkaufsplätze,

Schiffbau und Schifffahrt erleichternder, ferner der für Treu und Glauben sorgenden, als Brake, Stadtwaage, der Mäkler und der öffentlichen Läufer) in Betreff des gesammten Geschäftspersonales und -locales, der Hausmarke als Kaufmannszeichen, in Betreff des Kredit- und Wechselgeschäftes, endlich in Betreff des Bankeruttes, überall mit beweisenden Beispielen aus dem in Rede stehenden Zeitraume. Der Verfasser zieht, was jedenfalls sehr anzuerkennen ist, nur in seltenen Fällen aus dem bedeutenden Materiale, das ihm für spätere Zeit vorliegt, und mit großer Vorsicht, um die Treue des aufgestellten Bildes rein zu erhalten, Schlüsse auf die frühere. Was z. B die Schadenkäufe anbetrifft, die er unzweifelhaft richtig als „Disconto" erklärt, so glaubt er wegen des Vorhandenseins jenes technischen Ausdruckes 1472 mit Recht das Vorhandensein der Sache schon in älterer Zeit muthmaaßen zu dürfen. Allerdings treffen wir in nicht zu weit entfernten kaufmännischen Kreisen den Schadekauf schon im XIV. Jhdt. an. 1367 verbietet ihn der Rath von Berlin und Kölln bei strenger Strafe (Küster Alt- und Neu-Berlin IV. 190. bei Klöden: Erläuterung einiger Abschnitte des alten Berlinischen Stadtbuches. 3tes Stück. Berlin 1840. S. 35; beide Schriftsteller und auch andere wußten das vom Verf. evident richtig erklärte Wort nicht zu deuten). Ein bedeutendes Interesse nimmt jedenfalls auch die Geschichte der Artusbrüderschaft in Anspruch, während die Waaren- und Preisverzeichnisse im 15. Abschnitte als ein besonders wichtiger Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte zu betrachten sind. Die Liebhaber des altpreußischen Weines werden bei dieser Gelegenheit s. v. Wein, in einer Anmerkung S. 262. die Nachricht finden, daß der Winter zu Anfang 1437 den Weinbergen bei Mewe, Neuenburg, Schwetz, Kulm und Thorn durch seinen Frost den Todesstoß gegeben und daß bis 1568 nur einige in Thorn wieder aufgenommen wurden. Ein Anhang zum IIten Buche bezieht sich auf alles mit dem Schiffe als solchem und der Rhederei Zusammenhängende, z. B. Namen, Gattungen, Bemannung, Gewinn der Schifffahrt, so daß nichts unberührt geblieben ist, was irgend mit Handel und Schifffahrt in Zusammenhang steht. —

Das III. Buch behandelt die Verhältnisse der Gewerbe in Danzig bis 1454. Im Allgemeinen wird bemerkt, daß so lange die Interessen der Landes- und der Stadtregierung noch im Wesentlichen übereinstimmten, die Zünfte unter beiden eine sehr gedrückte Stellung einnahmen. Ein Aufstand, besonders von den Brauern ausgehend, 1387 und

eine neue, erfolgreichere Regung 1416 wurden unterdrückt und dienten nur dazu, sie noch abhängiger zu machen. Bald aber, je mehr und mehr Orden und Rath auseinandergehen, beginnen, besonders gegen das Ende des Zeitraumes, die Zünfte, von beiden Theilen herangezogen, zu einer freieren Selbständigkeit sich zu erheben. Ein Verzeichniß der Gewerbe mit zünftiger Einrichtung und ohne eine solche giebt das erste Vorkommen derselben in allen Städten Danzig's an, während sich von S. 300. an detaillirte das gesammte historische Material, welches darüber vorhanden ist, heranziehende Nachrichten finden, worin Mittheilungen über die Art des zu machenden Meisterstückes, über die Controlle der Arbeit u. s. w. Wir wollen nur einige künstlerische Gewerbe hervorheben. Zwischen 1357 und 1389 werden zehn Goldschmiede in Danzig namhaft gemacht; 1416 vierundzwanzig; 1419—1454 fünfzehn. Viele Bestellungen laufen von auswärts ein. — Ebenso werden Danziger Maurer andererseits nach auswärts berufen, nach Pelplin, Kulm, Warschau, Curland. Als Baumeister an S. Marien und dem Rathhaus wird Heinrich Ungeradin (1371 Bürger), der Stadtmaurermeister genannt, so daß sich die Vermuthung in dem verdienstvollen Werke von K. Hoburg: Geschichte und Beschreibung des Rathhauses der Rechtstadt Danzig. Danzig 1857. 8. (Nachtrag) über die Identität des Hinricus mit einem 1401 erwähnten Heinricus Brunsberg, der auch in Danzig gearbeitet haben soll, erledigt. Der Vertrag mit dem Stadtmaurermeister Claus Sweder, der auch an S. Marien arbeitete, (bei Hoburg S. 8, der nur eine Abschrift auf der k. Bibliothek zu Berlin benutzen konnte, fälschlich C. Sröder nach derselben genannt) ist S. 341. nach dem Originale mitgetheilt; u. a. wird dann des kunstreichen Meister Steffens (1444 und 1446) gedacht, dessen Schöpfungen man noch heute an der Kirche bewundern kann. — Von Malern haben sich zwar Namen und Notizen über eine Bestellung von auswärts gefunden, jedoch keine Beziehung zu irgend einem vorhandenen Kunstwerke. Ein Danziger Glockengießer wurde selbst nach Magdeburg berufen. — Beiläufig finden sich in dem Werke, abgesehn von den in der Einleitung gegebenen Nachrichten über Kirchengründungen, eine Anzahl sehr schätzbarer Kunstnotizen verstreut; nur ist zu bemerken zu S. 64. Note 306, daß nicht in dem Zeitraume von 1441—49 die S. Johanniskirche in Danzig gewölbt wurde, sondern einer Inschrift zu Folge in den Jahren 1463–1465. — Die Beilagen enthalten verschiedene Excurse und eine Auswahl merkwürdiger

Urkunden, u. a. einen Vertrag des Königs von Castilien mit der Hansa von 1443. —

Wären Monographieen dieser Art über viele, besonders die älteren Städte in Deutschland vorhanden, so würden sich auch andere Werke über das Städtewesen im Mittelalter im Allgemeinen herstellen lassen, als die vorhandenen sind. Es bedarf dazu der gewissenhaftesten, erschöpfenden Localforschung, von der hier ein so vortreffliches Beispiel vorliegt. Jeder Freund unserer Provinzialgeschichte, der das Buch aus der Hand legt, wird nur den Wunsch haben, daß es dem Verf. gefallen möge, zunächst eine Fortsetzung desselben zu geben und die Handels- und Gewerbsgeschichte Danzigs in späteren Zeiten, über welche sich in verschiedenen Schriften desselben vortreffliche Fingerzeige finden, gleichfalls zu bearbeiten.

Die Ausstattung des Werkes ist, wie sich von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft nicht anders erwarten läßt, höchst vortrefflich; die Vignette des Titelblattes stellt das Siegel des Contors zu Kauen dar. — S.

Des hohen Deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien. — Mit steter Rücksicht auf das Centralarchiv des hohen Deutschen Orden geschichtlich dargestellt und beschrieben von Dr. B. Dudik, O. S. B. Mit 21 Kupfertafeln und 1 Holztafel. Wien. Druck von Carl Gerold's Sohn. 1858. XII. 268. S. gross 4. 14 Thlr. 20 Sgr.

Das vorliegende Prachtwerk, ein Musterstück typographischer Eleganz, hat den Zweck, mit den vorzüglichsten Stücken zweier ausgezeichneter Sammlungen bekannt zu machen, welche dem durch mehre gediegene, besonders die mährische Geschichte betreffende Werke bekannten Verfasser ihre Anordnung verdanken, der Münzsammlung und des Centralarchives des noch heute unter östreichischem Schutze fortbestehenden deutschen Ordens. —

Die Einleitung giebt eine Uebersicht der Entstehung des Cabinets, dessen erste Grundlage bereits in Mergentheim gelegt wurde, und beschreibt die späteren Erwerbungen bis zu dem heutigen Bestande von 1346 Stück, meist in Silber; davon 79 Bracteaten, 559 hochmeisterliche Münzen (von 1351—1525) 238 hoch- und deutschmeisterliche (1527—1835); 31 sonst auf den D. O. bezügliche, 72 livländische

Meistermünzen (c. 1400—1562); 249 D. O. bischöfliche und städtische, auch aus Livland.

Der „allgemeine Theil" des Textes enthält „Historische Erörterungen," deren wir weiter unten gedenken wollen; der besondere die „Beschreibung der D. O. Münzen und Medaillen", zuerst der der Hochmeister bis 1525 und der preußischen Städte. Dieser Abschnitt beruht, wie der Verf. anerkennend zugiebt, ganz auf Voßberg's Forschungen, und beschränkt sich darauf einige Ergänzungen dazuzugeben, ebensowie auch die hieher gehörigen Tafeln I. und II. (Unter die Bracteaten auf I. haben sich auch brandenburgische, nicht dem D. O. zugehörige eingeschlichen). Bei jedem HM. wird die Anzahl der aus seiner Zeit im Centralarchive vorhandenen Urkunden angegeben und einige der interessantesten theilweise mitgetheilt. Von den beinahe 2200 Urkunden, die dasselbe bis 1525 hat, beziehen sich viele auf Preußen, die übrigen auf andere Besitzthümer des D. O. Ebenso dankenswerth sind die Mittheilungen aus diesem Archive über dessen reichhaltigen Handschriftenschatz zur Geschichte des D. O., dessen Vermehrung Dudik sich auf mehren Reisen durch Deutschland, Schweden und Italien angelegen sein ließ (vgl. seine Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte 1852 und sein Iter Romanum I. II. 1855). Es finden sich darin viele Necrologien, Urkundensammlungen, Statuten- und Regelbücher des D. O. aus verschiedener Zeit, Materialiensammlungen zur Geschichte der verschiedenen D. O. Besitzthümer, allein 41 Folianten für die in wälschen Landen (Italien und Spanien). —

Sehr dankenswerth ist die Zusammenstellung der livländischen Bischofs- und Meistermünzen; den Hauptkern des Werkes bildet jedoch die Beschreibung der hoch- und deutschmeisterlichen (um einen ganz jungen Namen seiner Einfachheit wegen beizubehalten) Münzen und Medaillen und der auf den D. O. sich beziehenden Denkmünzen, zu der die meisterhaft ausgeführten Tafeln III—XXII. gehören. Auf den z. Th. sehr schönen Stücken paradirt immer das s. g. „preußische", das hochmeisterliche Kreuz und im Titel gleichfalls das „Administrator des Hochmeisterthums in Preußen"; jenes, das zuletzt, wie der Verf. selbst nur vermuthet (S. 260.), des Schutzverhältnisses zum D. O. halber, sogar in eines der Felder des jetzigen, 1836 geregelten k. k. östreichischen Wappens übergegangen ist. Jedem der Hoch- und Deutschmeister ist eine Lebensbeschreibung nach den Quellen jenes Archives beigegeben und so die Geschichte des Ordens bis in die neueste Zeit, seine beinahe gänz-

liche Auflösung durch Napoleon und seine Regenerirung auf Grund der Ballei Oestreich und bis auf den jetzigen Status herabgeführt. Selbstverständlich werden bei der Behandlung dieses Themas protestantische und katholische, auch preußische und östreichische Auffassung immer auseinandergehn. Wir werden uns stets des „Abfalles" Albrechts freuen, welcher zudem das Deutschthum in diesen Landen rettete, ein Königreich Preußen möglich machte und in seinen Folgen welthistorisch wurde. Nicht bloß in diesem Falle triumphirte eine geschichtliche Nothwendigkeit über das engbegrenzte formelle Recht. — Dabei klingt es allerdings merkwürdig, wenn der Verf. S. 69. sagt, Franz I. habe durch Aufnahme des Hochmeisterkreuzes in sein Wappen sein durch den Preßburger Frieden (1805) mit Napoleon (!) §. XII. erworbenes „gutes Recht" auf die in Deutschland säcularisirten D. O. Besitzungen der Mitwelt wenigstens in Erinnerung bringen wollen. —

Für die Zeiten des D. O. vor 1525 kann die Forschung auf beiden Theilen der gegenseitigen Hülfsmittel und Arbeiten nicht entrathen. So sind wir dem Verf. für die „historischen Erörterungen" in seinem allgemeinen Theile jedenfalls sehr zum Danke verpflichtet. Nach einer Auseinandersetzung über die Münzthätigkeit des D. O. im Allgemeinen, sowie die seiner Städte und der betreffenden Bischöfe und über andere damit im Zusammenhange stehende Dinge wendet sich der Verf. bei Gelegenheit der Legenden auf den D. O.-Münzen zu einer Untersuchung über die Entstehung des Namens: Domus hospitalis sanctae Mariae Theutonicorum und somit zur Gründungsgeschichte des D. O. überhaupt. Das kaum widerlegliche, besonders an der Hand einer neu von dem Verf. in der Vaticanischen Bibliothek aufgefundenen Quelle (saec. XIII. exeunt.), abgedr. S. 38 ff., gewonnene Resultat ist, daß der von Voigt behauptete Zusammenhang der im Anfange des XII. Jhdts. in Jerusalem und 1190 vor Accon gestifteten Hospitäler (den auch Töppen in seinem trefflichen, dem Verf. entgangenen Aufsatze: Des D. O. Anfänge. N. P. P. Bl. 1849. VII. 236 f. annimmt), sowie das Bestehn einer D. Ritterbrüderschaft vor 1190 neben dem ersteren (Töppen bezeichnet schon das kriegerische Auftreten der Hospitalbrüder als „ungewiß", wenn auch freilich noch als „nicht unwahrscheinlich") unhaltbar sind; vielmehr daß durch förmlichen Beschluß einheimischer und fremder Großen im März 1195 der deutsche Hospitalorden, der aus dem 1190 von Bremern und Lübeckern vor Accon ge-

gründeten Feldspital *) entstand, sich zu einem Hospital- und Militairorden durch besonderes Zuthun der Templer erweiterte. Nach den ausdrücklichen Worten der Quelle beruhte die Bezeichnung „in Jerusalem" in der Hoffnung, einst das Haupthaus in der wiedereroberten h. Stadt errichten zu können. (Warum aber wurden in das D. O. copiar, welches sich jetzt auf dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin befindet, Urkunden, die sich auf jenes Hierosolymitaner Hospital beziehen, aufgenommen? Daß es Curialphrase ist, wenn Friedrich II. den D. O., den er einmal als von Heinrich VI. gestiftet nennt, an anderen Stellen von Friedrich I. gegründet, ja bloß erweitert sein läßt, kann man dem Verf. zugeben). Was die neue Quelle betrifft, welche zu Anfang, was Dudik übersah, in Hexametern abgefaßt ist (wegen des Versmaaßes l. u. a. S. 39. „fato subit" statt „fata subiit" u. s. w.) so liegt sie Dusburg's sehr mißverstandener Erzählung von der Gründung des D. O. zu Grunde; ebenso der aus der s. g. Zamehlschen Chronik S. 55. abgedruckten, die sich hier also von Jeroschin emancipirt (s. Töppen: Historiographie S. 45.), und dürfte doch wohl auch mit dem jedenfalls durch spätere Zuthaten, besonders von Namen, entstellten Berichte jenes unbekannten „Eghardus" bei Hermann Korner (Eccard. II. 792) in einem Zusammenhange stehn. Auch der Prolog der Ordensstatuten ist von ihr abhängig. — Von den aus dem Berliner Codex abgedruckten Urkunden finden sich einige schon bei Töppen a. a. O. — Aus den Untersuchungen über die Tracht und Decoration der D. O.-Ritter u. s. w. (S. 58 ff.) heben wir hervor, daß das Lilienkreuz, wie es HM. Johann von Tiefen zuerst anwendet, anstatt des Krückenkreuzes von Jerusalem, und die Beziehung desselben auf Ludwig den Heiligen aller historischen Berechtigung entbehrt. — S.

*) Wir erwähnen hier beiläufig, daß sich in der D. O.-Kirche ad S. Leonardum zu Andria in Apulien, welche ursprünglich den Templern gehört hatte und 1387 vom D. O. an die Augustiner kam, unter vielen anderen 1770 bei einer Restauration zerstörten Frescogemälden aus der Geschichte des Ordens eines befand, auf welchem jenes Zelt dargestellt war, mit Kranken darin und Krankenpflegern; ferner der HM. „in pontificalibus" (sic) u. s. w.; vgl. **Urso: Storia di Andria. Napoli. 1842. 4. S. 69 ff.**

Bücher-Catalog (1858) *).

(Fortsetzung.)

Anger, C. Th.: Elemente der Projectionslehre mit Anwendung der Perspective auf die Geometrie. 8. Danzig. Kafemann. 15 Sgr.

Becker, J. und Th. Muther: Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts. I. B. 8. Leipzig. Hirzel. 2 Thlr.

Dinter, G: Die Heilquellen von Teplitz und Schönau in ihrer Anwendung und Wirkung. Winke und Rathschläge für Kurgäste. Nebst genauer Angabe aller Verhältnisse, Einrichtungen und Sehenswürdigkeiten des Kurorts und seiner Umgebung. Nach eigenen Anschauungen geschildert und beleuchtet. gr. 16. Dresden. Türk. 15 Sgr.

Dudik, B.: Des hohen Deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien. Mit steter Rücksicht auf das Centralarchiv des hohen Deutschen Orden geschichtlich dargestellt und beschrieben. Imp.-4. Wien. Gerold's Sohn. In Comm. 14 Thlr. 20 Sgr.

Fischer, Th.: Griechische Mythologie und Antiquitäten nebst dem Capitel über Homer und auserwählten Abschnitten über die Chronologie, Literatur, Kunst, Musik 2c. übersetzt aus Grote's Griechischer Geschichte. III. B. **) gr. 8. Leipzig. Teubner. 2 Thlr. 20 Sgr.

Greth, J.: Danziger Bauwerke. In Zeichnungen. Mit erläuterndem Text von R. Genée. Fol. Danzig. Bertling. 4 Thlr.

Hirsch, Th.: Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Eine von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. gr. Lex.-8. Leipzig. Hirzel. 2 Thlr. 20 Sgr.

Jolowicz, H.: Bibliotheca aegyptiaca. Repertorium über die bis zum Jahre 1857 in Bezug auf Aegypten, seine Geographie, Landeskunde, Naturgeschichte, Denkmäler 2c. erschienenen Schriften, Abhandlungen und Aufsätze 2c. gr. 8. Leipzig. Engelmann. 2 Thlr.

*) In dem im Julihefte mitgetheilten Verzeichnisse ist S. 57 folgende Berichtigung anzubringen. Das von J. H. Möwing aufgeführte Buch muß heißen: Die Aufsatzschule und der Preis beträgt nicht 3 Thlr. 20 Sgr. sondern nur 1 Thlr.

**) B. I. ist 1856, B. II. 1857 herausgegeben.

v. Mülverstedt, G. A.: Die ältere Verfassung der Landstände in der Mark Brandenburg vornämlich im 16. und 17. Jahrhundert. 8. Berlin. Kühn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Muther, F. Fr. A.: In fr. VI communia praediorum commentatio. 8. Erlangen. Deichert.

Pape, C. F.: Nachtrag zu der Schrift: „Entgegnung auf die von dem Königl. Obertribunal in Berlin in seinen Rechtssprüchen aufgestellte Ansicht von dem Wesen der Hypothek nach Preuß. Rechte" u. s. w. *) gr. 8. Berlin. Geelhaar 3½ Sgr.

Preuß, A. E. und J. A. Vetter: Preußischer Kinderfreund. 96ste Aufl. (2te der neuen Ausgabe). 8. Königsberg. Bon. 7½ Sgr.

Preußische Volksbücher. I. Abth. Nro. 1—15. 12. Königsberg und Mohrungen. Rautenberg & Sohn. Jede Nr. à 3 Sgr.

Rosenheyn, M.: Die Marienburg, das Haupthaus der deutschen Ordensritter. Für Besucher derselben beschrieben. Mit 28 in den Text gedruckten Abbildungen und einem Plane der Burg. 8. Leipzig. Weber. 20 Sgr.

Siegfried, H.: An G. H. Lewes. Eine Epistel. 8. Berlin. Reimer. 5 Sgr.

Stiemer, G. F.: Die Cholera. Ihre Aetiologie und Pathogenese, ihre Prophylaxe und Therapie basirt auf den veränderlichen Ozongehalt der Luft und dessen Einfluß auf die Athmung. gr. 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 2 Thlr.

Töppen, M.: Historisch-comparative Geographie von Preußen. Mit einem Atlas in fünf Blättern. 8. Gotha. Perthes. 3 Thlr. 15 Sgr.

v. Versen, A.: Ob Mineral- ob Stickstofftheorie, auf populäre Weise veranschaulicht und erläutert für praktische Landwirthe und Pflanzenphysiologen. 8. Königsberg. Gebr. Bornträger. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Weickhmann: Leben des Königl. Geh. Ober-Reg.-Raths Joach. Heinr. v. Weickhmann. gr. 8. Danzig. Devrient. In Comm. 15 Sgr.

Wichert, E.: Unser General York. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. 16. Berlin. K. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei. 24 Sgr.

(Schluß folgt.) ŏ

*) Vgl. N. P. P. B. 3 F. II. 58.

Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke

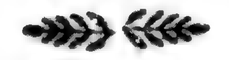
Abhandlungen:

1) Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. Von K. Hoburg (Schluß).
2) Die Vereine in Königsberg. Von K. H. Bartisius (Fortsetzung).
3) Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau. Von K. Hoburg.
4) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal.

Mittheilungen:

1) Sprachprobe in der Mundart der Elbinger Höhe.
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (Fortsetzung).
3) Ein Trenckscher Becher.
4) Etwas über den Streusand.
5) Volkssagen von den „Schloßbergen“ im Jura-Gebiete, gesammelt von E. Gisevius.

Herrn Oberl. G. in T. Freundlichen Dank für Ihre sehr willkommene Einsendung; wir bitten um baldige Fortsetzung. — Herrn Dr. A. Z. in S. Anfrage erhalten; Ihrem Wunsche soll baldigst genügt werden. — Herrn Dr. B—s. in B. Wir können uns darüber noch nicht entscheiden. — L. S. Auf Ihre Anfrage: bis heute nicht; wir glauben auch kaum. — P. in Ostrolenka. Nicht geeignet. — Herrn O. F. in A. Wir danken für die gegebene Auskunft und werden von Ihren Mittheilungen geeigneten Gebrauch machen. — H. L. B. Wird benutzt werden; wegen Mangel an Raum aber wohl erst im nächsten Jahre. — Herrn Dr. L. P. in Thorn. Die Bestellung besorgt; Dank für Ihren Brief, dessen Beantwortung mit Nächstem erfolgen wird. — Herrn Dr. med. S. in Königsberg. Wie steht es mit der Einsendung des Versprochenen? *†* in E. Ist wohl als erledigt anzusehen. — M. Wir sind damit zufrieden. —



Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. Mit einem Plan. Von K. Hoburg. (Fortsetzung) 123

Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des siebenjährigen Krieges (Fortsetzung). Von F. W. Schubert. (Schluß) 140

II. Mittheilungen.

Mahnwort an die Vertreter von Königsberg. Von D. 154

Bericht über die Versammlung von Freunden der Flora Preußens in Heiligenbeil am 26. Mai 1858. Von C. J. v. Klinggräff 157

Zur preußischen Münzkunde. Von G. H. Nesselmann 161

Eine bemerkenswerthe Versteinerung. Von J. Schumann 162

Ein neuer Münzfund. Von G. H. F. Nesselmann 165

Notiz. Von Dr. E. Strehlke 168

Auffindung eines muthmaßlichen heidnischen Alterthums bei Uderwangen 169

Todesanzeige (Prof. Dr. E. F. Meyer) . . . 172

Ein Brief an Luther. Von Dr. A. Meckelburg 173

III. Bücherschau.

Dr. Th. Hirsch Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Von S. 175

Des hohen Deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien, von Dr. B. Dudik. Von S.. . . . 181

Bücher-Catalog 185

Druckfehler im Augusthefte.

S. 99 Z. 10 von unten statt ἱεμόμενου lies ἱέμενου.
„ 105 „ 15 von oben statt Strionsky lies Striowsky.
„ 111 „ 7 von oben statt 1858 lies 1558.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

X. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 30. September.)

Band II. (LX.) Heft 4.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner,** wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734.

(Mit einem Plan.)

(Schluß.)

Am 4. Mai Nachmittags wurde die in der letztvergangenen Nacht an dem linken Weichselufer erbaute Batterie (X.) mit 3 schweren Kanonen armirt. Gegen 7 Uhr Abends ließ Münnich den erwähnten Prahm beschießen, der mit dem neunten Schusse so beschädigt war, daß er nur mit Anstrengung nach der Münde gebracht werden konnte. Der Kapitän Fischer wurde hierauf zur Uebergabe aufgefordert und ihm dabei vorgestellt, es sei ihm Ehre genug widerfahren, daß schwere Geschütze gegen das unter seinem Befehl stehende Werk gebraucht wären. Auf die unbestimmte Antwort, die erfolgte, setzten die Russen das Feuer bis zum Einbruche der Nacht und am 6. Mai den ganzen Tag fort. Die bedeutenden Beschädigungen, die dadurch an der Pallisadirung und dem Blockhause verursacht wurden, konnten von der Besatzung nicht beseitigt werden, weil es ihr dazu an dem nöthigen Materiale fehlte, das sie jedoch von Weichselmünde erwartete. In der darauf folgenden Nacht sollte der Oberst Leslie mit einem Stabsoffizier, 4 Kapitänen, 12 Oberoffizieren, 450 Mann, worunter 100 Grenadiere und 50 Kosaken, die Schanze mit Sturm nehmen. Durch 50 Grenadiere ließ man die Weichsel beobachten, um eine Unterstützung der Schanze von Weichselmünde zu verhin-

dern. Die genannte Mannschaft überschritt, der Winterschanze gegenüber, die Lake und begann um 11 Uhr Abends den Angriff. An der Spitze befand sich der Kapitän König mit einem Offizier und 25 Grenadieren, denen ein Offizier und 30 mit Beilen versehene Gemeine folgten. Diese 55 Mann marschirten rechts, während ein gleich starkes Kommando links um die Schanze ging. Hierauf folgten ein Kapitän nebst einigen Offizieren und 50 Grenadieren, so wie ein Kapitän und 100 ebenfalls mit Beilen versehene Gemeine. Diese 150 Mann sollten ihren Angriff vorzugsweise auf die vier ausspringenden Winkel der Schanze richten. Jeder Grenadier hatte 4 Granaten, die sie in die Schanze werfen sollten, während die mit Beilen versehene Mannschaft die Pallisaden umhieben. Die übrigen zum Angriffe bestimmten Truppen folgten als Reserve.

Kurz vor dem Angriffe der Russen waren zwei Böte mit Sandsäcken und spanischen Reitern aus Weichselmünde bei der Sommerschanze angekommen; unterdeß man mit dem Ausladen beschäftigt war, näherten sich die Russen der Schanze so geräuschlos und schnell, daß aus derselben nur wenige Kanonen- und Gewehrschüsse geschehen konnten, als das Werk erstiegen war. Gleich im Anfange des Angriffes hatte sich der Kapitän Fischer mit einigen seiner Leute heimlich nach Weichselmünde entfernt, wodurch ein Mangel an einheitlichem Befehl entstand. Das Auffliegen eines kleinen Pulvermagazins vermehrte die Verwirrung, in der Angreifer und Vertheidiger durcheinander kamen und Mann gegen Mann kämpfte. Nun verließ auch der Lieutenant Runger, der zweite Offizier der Besatzung, mit einem Theil derselben die Schanze und fuhr auf Böten nach der Westschanze. Die in der Sommerschanze zurückgebliebenen Danziger erlagen endlich der Uebermacht; 30 von ihnen wurden gefangen, 29 verwundet, die andern getödtet. Die Russen hatten nur 29 Verwundete *).

Die Verschanzung, welche die Belagerer gegen das Fort Weichselmünde aufgeworfen hatten, verbanden sie mit der Sommerschanze und erbauten eine Brücke über die Lake, wodurch jenes Fort auf der Nehrungsseite ganz eingeschlossen und die Verbindung mit der Stadt sehr erschwert war. Seitens der letztern

*) Tageregister S. 579 u. ff. Bericht des Lieut. Runger.

machte man daher auch sogleich den Versuch, die Russen aus dem eben eroberten Werke wieder zu vertreiben, indem dasselbe aus Weichselmünde und der Herrnschanze auf dem Holm eine Stunde lang, doch bei der Dunkelheit der Nacht ohne Erfolg, beschossen wurde.

Der Verlust dieser wichtigen Schanze machte die Danziger um das Fort Weichselmünde besorgt. Der Kommandant desselben besaß nicht das Vertrauen der Bürgerschaft, die deshalb schon früher (am 30. April) den Rath aufgefordert hatte, einem andern tüchtigern Offiziere den Befehl zu übertragen. Der Rath war nicht dieser Meinung, doch wies er den Hauptmann Patzer an, nichts von Wichtigkeit zu unternehmen, ohne darüber zuvor mit allen daselbst befindlichen Offizieren berathen zu haben. Um den Hauptmann Fischer, der seinen Posten in der Sommerschanze feige verlassen hatte, hierbei keinen Einfluß zu gestatten und ihn zugleich wegen seines schlechten Verhaltens zu bestrafen, wurde dessen Arretirung befohlen *).

Die übrigen Holmschanzen griffen die Russen nicht an, weil sie unter dem nahen Feuer der Stadt lagen und sie sich von ihnen keinen Nutzen versprachen.

Am 7. Mai wurden die Belagerungsarbeiten gegen den Bischofs- und Hagelsberg weiter geführt und die Linie zwischen Schellmühl und Neu-Schottland in vollkommenen Vertheidigungsstand gesetzt. Vom Zigankenberge brachten die Russen drei der schwersten Kanonen in die der Stadt näher gelegene neue Batterie (U.) bei der Rutowskischen Redute und besetzten die neue Mörserbatterie (V.) mit zwei Mörsern.

Der geschärfte Befehl der russischen Kaiserin, die Stadt Danzig mit aller Macht anzugreifen und sie zur Unterwerfung zu bringen, bestimmte den Feldmarschall Münnich, einen Sturm gegen den Hagelsberg zu unternehmen, den er mit ebenso leichter Mühe und geringem Verluste wie die Sommerschanze erobern zu können glaubte.

Um Zeit für die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen zu gewinnen, hatte Münnich der Stadt, die abermals Unterhand-

*) Receß vom 7. und 25. Mai.

lungen anzuknüpfen wünschte, den von ihr erbetenen 48stündigen Waffenstillstand bis zum 9. Mai Mittags bewilligt. Während desselben (am 8ten) rekognoscirte er in Begleitung der Generale v. Lascy und v. Biron die Werke des Hagelsberges. Diese waren stark pallisadirt, mit zahlreicher Artillerie besetzt und die Brustwehren mit Sturmbalken belegt, sie hatten durch das feindliche Feuer wenige Beschädigungen erlitten und befanden sich in einem guten Zustande. Die dem Hornwerke zunächst links liegenden Werke hatten keinen gedeckten Weg, doch war auch hier der trockene Graben mit vielen Pallisaden und die Berme mit einer dichten lebendigen Hecke versehen. Man beschloß demnach, diesen letztern Theil, die Bastione Notzkenberg und Kessel nebst dem vor diesen liegenden Ravelin Neubauer anzugreifen, nach ihrer Wegnahme aber das Hornwerk in seiner linken Flanke zu stürmen *).

Zu dem für den Abend des 9. Mai bestimmten Sturm waren unter Kommando des Generallieutenants Boratinski und des Generalmajors v. Biron 8000 Mann befehligt. Um 7 Uhr Abends hatten sich die Truppen an dem bestimmten Orte hinter der Transchee bei Zigankenberg versammelt. Es wurden drei Kolonnen gebildet. An der Spitze jeder derselben befanden sich 200 Grenadiere, jeder mit 4 Granaten, und 800 Musketiere, jeder mit 24 Patronen versehen. Die übrige Mannschaft diente zur Unterstützung und zum Tragen der für die drei Kolonnen bestimmten Faschinen, Sturmleitern und Spaten. Jede Kolonne wurde von 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Major, 3 Hauptleuten und 9 Oberoffizieren befehligt und von einem Ingenieur-Offizier geführt, die rechte von dem Kapitän Retzsch, die mittlere von dem Oberstlieutenant Brodke, die linke von dem Kapitän Steuben. Der Zwischenraum zwischen den Kolonnen betrug 30 bis 40 Schritt; die mittlere gab die Richtung an. Alle drei Kolonnen sollten in gleicher Höhe bleiben und anfangs langsam vorschreiten, damit die hinten Marschirenden nicht abkämen. Sobald sie die Pallisaden erreicht hätten, sollten die Faschinen niedergelegt und jene weggeräumt werden. Wäre dies geschehen, dann sollte sich die stürmende Mannschaft, die alles Gepäck zurücklassen mußte, wieder ordnen. Wenn

*) Receß vom 7. Mai. Tageregister S. 582. v. Mannstein S. 104.

eine Kolonne früher als eine andere die Pallisaden durchbräche, so sollten zwei Kolonnen durch dieselbe Lücke gehen, die in diesem Falle aber erweitert werden müßte. Hätte man den Graben überschritten, so sollten möglichst viele Sturmleitern an den Wall gelegt und von der Mannschaft bestiegen werden. Die Dornhecke auf der Berme sollte man ausreißen. Wenn ein Werk erobert sei, sollte man sich links nach dem Hagelsberge ziehen und in diesen mit sämmtlicher Mannschaft dringen.

Mit dem Sturm gleichzeitig sollten mit 1500 Mann Scheinangriffe jenseits der Weichsel, gegen den Bischofsberg und gegen den rechten Flügel des Hagelsberges geschehen. Die übrigen Truppen des Belagerungskorps blieben unter dem Gewehr.

Um 10 Uhr Abends setzten sich die drei Kolonnen in Marsch. Die Belagerten, hievon und von dem beabsichtigten Angriffe der Russen benachrichtigt, wurden durch die Sturmglocke auf ihre Allarmplätze gerufen, unterdeß man gegen die anrückenden Russen ein sehr lebhaftes Feuer unterhielt. Diese drangen dessenungeachtet in guter Ordnung vor, begannen gegen Mitternacht den Angriff auf die Werke, durchbrachen die Pallisaden, überschritten den Graben, räumten die Hecke auf der Berme weg und nahmen trotz der herabrollenden Sturmbalken das mit 7 Kanonen besetzte Ravelin Neubauer. Zum Unglück der Russen waren sämmtliche Stabsoffiziere, die Ingenieure und die meisten Oberoffiziere aller drei Kolonnen erschossen oder verwundet, so daß die Soldaten fast ohne Anführung sich befanden, durcheinander geriethen und die erlangten Vortheile nicht zu benutzen verstanden.

Unterdeß waren auch die Bürger zum Schutz ihrer Stadt auf die Wälle geeilt und leisteten den tapfersten Widerstand. Es begann ihnen Munition zu mangeln; bald aber wurde ihnen diese zugetragen, worauf ihre Offiziere sie wieder gegen den Feind führten, und mit Hilfe neu hinzugekommener Streitkräfte gelang es ihnen nach einem beinahe vier Stunden langen Kampfe die Russen aus dem bereits erstürmten Werke zu werfen. Bei dem anbrechenden Tage befahl der Feldmarschall Münnich den Rückzug, da er bei der geringen Zahl der noch übrigen Truppen den Angriff nicht weiter fortsetzen wollte. Aber erst nach wiederholtem Befehl und nachdem der General v. Lascy selbst den erbitterten

Russen zugeredet hatte, zogen sie sich um 3¾ Uhr Morgens unter stetem Kartätschfeuer von den Wällen in ihre Verschanzungen zurück. Ihr Verlust betrug 120 Offiziere und über 2000 Mann, theils todt, theils verwundet *). Nachdem die Russen schon während des Kampfes ihre Todten und Verwundeten zurückgebracht hatten, wurden an dem folgenden Tage noch 692 liegen gebliebene russische Leichen von den Danzigern in der Nähe des Kampfplatzes beerdigt. Der Ort, wo dies geschah, wird noch am heutigen Tage „das russische Grab" genannt und erinnert an die Blutarbeit jenes denkwürdigen Tages.

Der Verlust der Belagerten überstieg nicht den von 42 Todten und 50 Verwundeten.

Dieser mißlungene Sturm und der dabei erlittene Verlust, einer Niederlage gleich, brachten eine große Mißstimmung im russischen Lager hervor. Die Danziger versäumten aber, jetzt zum zweiten Mal, eine günstige Gelegenheit, die zum völligen Abmarsch ganz bereiten Russen zum Aufheben der Belagerung wenigstens auf einige Zeit zu nöthigen. Man hatte in der Stadt keine Ahnung von der üblen Lage des Belagerungskorps, man überließ sich nur der Freude über den erhaltenen Sieg und bereitete sich vor, den Feind zu empfangen, wenn er den Sturm am folgenden Tage wiederholen sollte **).

Der Gedanke an einen Angriff lag den Danzigern überhaupt fern, denn ihr kriegerischer Sinn war nur auf Abwehr gerichtet, wenn ihren Interessen zu nahe getreten wurde. Das seit den frühesten Zeiten auf den Handel gegründete freundschaftliche Verhältniß mit anderen Staaten hatte sie hiebei selten ohne auswärtige Unterstützung gelassen, auf die sie auch in dem gegenwärtigen

*) v. Mannstein S. 106. In Histoire de Stanislas, par D. C. S. 99. sind nach Angabe der Russen 4048 Todte gezählt; die Zahl der Verwundeten ist unbestimmt gelassen. Das „Ordentliche Tageregister" S. 585. giebt ebenfalls 4000 Todte und „eine ziemliche Anzahl Verwundete," S. 587. in der Anmerkung 4000 Todte und Verwundete. Die letztere Angabe wird der Wahrheit wohl am nächsten kommen. Die Russen schickten ihre Verwundeten nach Elbing, von denen bis zum 26. Mai etwa 2000 Mann dort angekommen waren. Accurate Nachricht (Elbingische Geschichte) S. 948.

**) Receß vom 10. Mai. v. Mannstein S. 105 u. f. Accur. Nachricht. S. 66. Tageregister S. 582 u. ff. Unparth. Nachr. S. 20.

Augenblicke noch immer hofften und die ihnen, wie erwähnt, von Frankreich bestimmt zugesichert war. Der Danziger Rath suchte daher Zeit zu gewinnen, indem er abermals einen Waffenstillstand beantragte, wozu ihm die Beerdigung der bei dem Sturm gebliebenen Russen einen zureichenden Grund bot. Zugleich wünschte er die Gefangenen auszuwechseln und die Antwort auf sein Schreiben an die Kaiserin Anna abzuwarten, das zwar die unterwürfigsten Gesinnungen für dieselbe und die Bitte um Einstellung der Feindseligkeiten enthielt, dagegen die Hauptsache, um die es sich allein handelte, Entfernung des Stanislaus aus der Stadt und Unterwerfung unter August III., ganz unberührt gelassen hatte. Münnich erkannte die Absicht des Rathes sehr wohl und bewilligte erst nach einigem Zögern zu dem erstgenannten Zwecke 24 Stunden. Die gegenseitige Auslieferung der Gefangenen geschah am 14. Mai vor dem Olivaer Thor. Die Stadt übergab 45 gefangene Russen, die sie mit Kleidung, Geld und Brod versehen hatte, wogegen die gefangenen städtischen Soldaten in einem elenden Zustande überliefert wurden*).

Das passive Verhalten der Belagerten nach dem obigen Sturm benutzte Münnich, das geschwächte Belagerungskorps zu verstärken. Die Ankunft der von Warschau erwarteten Truppen hatte sich bisher verzögert; sie wurden nun zur Eile angetrieben und die Infanterie deshalb zu Wasser auf 27 großen Fahrzeugen befördert. Unterdeß zog der Feldmarschall verschiedene vom Belagerungskorps in die benachbarten Städte abgeschickte Abtheilungen an sich. Er ließ ferner, um das Vordringen feindlicher Truppen von Weichselmünde nach der Stadt zu verhindern, nicht nur die Weichsel durch übergespannte Taue sperren, sondern auch die umliegende Gegend besetzen. Zu demselben Zwecke wurden die Verschanzungen bei Weichselmünde vervollkommnet und zwei Reduten an der Seeküste aufgeworfen. Neben diesen durch die Umstände gebotenen Maßregeln befahl aber auch der Feldmarschall Münnich, die Dörfer in der Nehrung und dem Werder mit nicht zu rechtfertigender Grausamkeit niederzubrennen, unter dem Vorwande, daß die Franzosen keine Quartiere finden sollten. Die

*) Briefwechsel zwischen dem Rathe und Münnich vom 11. bis 13. Mai in den Ordn. Rec. Rec. vom 14. Mai. Accur. Nachr. S. 70.

Bitten des Rathes, die nutzlose Verwüstung einzustellen, blieben unbeachtet, es sollte damit vielmehr so lange fortgefahren werden, bis die gelandeten Franzosen wieder eingeschifft wären und die Danziger Rhede verlassen hätten *).

Es war nämlich die oft verkündete französische Flotte mit den Hilfstruppen, auf die Danzig alle seine Hoffnungen setzte, endlich bei Weichselmünde angekommen. Ludwig XV. hatte zu dieser Expedition die drei Regimenter Périgord, Blaisois und de la Marche unter dem Befehl des Brigadiers de la Motte bestimmt. Gegen Ende März 1734 waren die beiden erstern nach Calais gegangen, wo sie eingeschifft wurden. Am 11. und 17. April gingen sie unter Segel, also zu einer Zeit, als Stanislaus sie bereits vor Danzig erwarten zu können glaubte. Sie kamen mit dem General de la Motte, der mit zwei Kriegsschiffen von 40 und 50 Kanonen den 23. April von Brest abgesegelt war, am 12. Mai auf der Danziger Rhede an.

Der Kommandant von Weichselmünde hatte den Befehl, den Franzosen bei der Ausschiffung alle mögliche Hilfe zu leisten. Es fehlte aber in der Festung an Räumen, die beiden französischen Regimenter, 1500 Mann stark, unterzubringen; sie mußten daher auf dem innern Glacis derselben unter freiem Himmel bleiben. An dem folgenden Tage (den 13ten) besetzten die Franzosen die Westerplatte, um die Verbindung mit der See nicht zu verlieren. Hier lagerten sie zwei Tage ohne hinreichende Lebensmittel und ohne Obdach. Dieses und die Unmöglichkeit mit dem schwachen Korps die Stadt zu erreichen veranlaßten den französischen Befehlshaber, der überdies einsehen mochte, daß er mit seinen geringen Streitkräften in den Gang der Belagerung nicht mehr entscheidend einzugreifen im Stande sei, sich mit seinen Truppen in der Nacht zum 16. Mai einzuschiffen und nach Kopenhagen zurückzugehen **).

In Danzig äußerte sich ein allgemeines Erstaunen und Mißvergnügen über das Benehmen der Franzosen, das man nicht zu erklären wußte. Man hatte geglaubt, an ihnen eine kräftige

*) Schreiben Münnichs vom 12. Mai. v. Mannstein S. 99 u. 107. Lagerregister S. 588 u. 600.

**) Receß vom 13. Mai. Journal historique. S. 44.

Stütze zu finden, besonders da von dem französischen Gesandten die Ankunft einer zweiten Flotte von mehr als 20 Schiffen verkündet worden war. Man sah sich jener Hilfe in einem Augenblick beraubt, in welchem die feindliche Macht sich mehrte; denn die Russen hatten vom 14. bis 20. Mai eine Verstärkung von 6000 Mann aus Warschau erhalten, von denen sogleich einige Tausend Mann vor Weichselmünde rückten. Hierdurch vergrößerte sich der sehr nachtheilige Eindruck, den die Entfernung der Franzosen auf die Besatzung dieses Forts bereits gemacht hatte, so daß man dort Unordnungen befürchtete und der Kommandant daher den Befehl erhielt, diesen nöthigenfalls mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu begegnen. Hierzu kam, daß man nicht nur innerhalb der Stadt bei dem sechsfach gestiegenen Preise der Lebensmittel und den häufigen Feuersbrünsten in Folge des Bombardements anfing Noth zu leiden, sondern auch die zum Danziger Landgebiet gehörigen Gegenden von noch bei weitem größern Unglücke getroffen sah, indem aus dem Werder und der Nehrung einige Tausend Menschen von ihrem Besitzthum vertrieben und aller ihrer Habe beraubt vor dem Langgartener Thor erschienen, um in der Stadt Brod und Obdach zu finden *).

In diesen Umständen lag Anregung genug zu einem nochmaligen Versuche, durch Unterhandlung dem verheerenden Kriege ein Ende zu machen. Auf die Fürsprache des kgl. preußischen Etatsrathes v. Brand, der mit neuen Instruktionen nach dem russischen Lager gekommen war, bewilligte Münnich einen 48stündigen Waffenstillstand (vom 22. bis 24. Mai), um die Berathung ungestört führen zu können. Der Etatsrath, zu derselben eingeladen, kam am 24sten gegen Mittag nach Danzig **). Er hatte von seinem Hofe nur den Auftrag, der Stadt billige Kapitulationsbedingungen zu erwirken, was er ihr mittheilte und sie zugleich auf die nachtheiligen Folgen eines längern Widerstandes aufmerksam machte. Er entschuldigte bei dieser Gelegenheit den

*) Rec. vom 14. bis 21. Mai. Accur. Nachr. S. 75.

**) Die Bürgerschaft hatte den 22. und 23. Mai ungenutzt vorbeigehen lassen, weil sie den letztern Tag, als einen Sonntag, dem Gottesdienste widmen wollte und die Hoffnung hegte, daß der Waffenstillstand verlängert werden würde, was aber nicht geschah.

Durchzug der russischen Geschütze durch Preußen, wozu der König die Erlaubniß gegeben habe, weil er Feindseligkeiten mit Rußland vermeiden wollte, doch sei es als Gewinn zu betrachten, daß in Folge der anfänglichen Weigerung die Russen vier Wochen an Zeit verloren hätten. Dagegen widersprach er dem Gerüchte, daß die preußische Regierung Geschütze und Munition zur Belagerung geschickt habe.

Die für das französische Interesse gewonnenen Bürger, welche an der städtischen Regierung Theil nahmen und die Ansicht der Mehrzahl der Einwohner, namentlich auch der Handwerker, vertraten, waren aber jeder Einigung mit dem Feinde abgeneigt, wozu der Königliche Hof noch besonders aufmunterte. Die Unterhandlungen führten demnach zu keinem günstigen Erfolge, worauf der preußische Abgeordnete Danzig verließ und das Bombardement wieder seinen Anfang nahm *).

Nachdem das russische Belagerungskorps, wie oben erwähnt, verstärkt worden war, schritten auch die Verschanzungen vor Weichselmünde rascher vorwärts; sie erlangten bis zum 17. Mai eine solche Stärke, daß man gegen einen Angriff gesichert war. Münnichs persönliche Anwesenheit vom 15ten bis 18ten hatte hiezu viel beigetragen; er traf vor seiner Rückkehr in das Hauptquartier noch Anordnungen, jede feindliche Unternehmung von jener Seite mit Nachdruck zurückweisen zu können. Am linken Weichselufer, der Winterschanze gegenüber, ließ er gleichzeitig eine Redute (Y.) erbauen, um die Fahrt auf der Weichsel mehr wie bisher zu erschweren. Zu demselben Zwecke versenkten die Russen oberhalb der Stadt bei Heubude Sandsäcke und dergleichen in die Weichsel, wodurch die Verbindung mit dem Werder und der Nehrung gehindert wurde.

Die Belagerten hatten unterdeß, doch mit geringem Erfolge, mehrere Ausfälle gemacht, namentlich am 16. Mai mit 200 Mann und in der Nacht zum 2. Juni mit 500 Mann, beide nach dem Stolzenberge, wo die Russen an der Verlängerung ihrer Laufgräben arbeiteten. Neben diesen Ausfällen unterhielten die Danziger ein sehr wirksames Geschützfeuer, durch das sie am 25. Mai von

*) Rec. vom 24. Mai. Der hierher gehörige Briefwechsel in den Ordn. Recessen.

dem Bischofsberge und den Bastionen am Legen-Thor die russische Schanze (Z.) am Judenkirchhofe stark beschädigten. Dieselbe war jedoch schon an dem folgenden Tage wieder hergestellt und wurden aus ihr einige Geschütze auf dem Bastion Gertrude demontirt *).

Als die Franzosen von Weichselmünde wieder bei Kopenhagen angekommen waren (d. 19. Mai), stießen drei ihrer Schiffe zu ihnen, welche das Regiment de la Marche unter dem Obersten v. Bellefond an Bord hatten. Der französische Gesandte am Dänischen Hofe, Graf Plelo, betrieb sofort die Rückkehr der nun vereinigten drei Regimenter nach Danzig, welche zusammen etwa 2400 Mann zählten. Der Graf Plelo selbst schloß sich den Truppen freiwillig an, um dem Feldzuge beizuwohnen. Am 23. Mai um 2 Uhr Nachmittag kam das Geschwader auf der Danziger Rhede an. Die Truppen nahmen nach ihrer Ausschiffung von der Westerplatte Besitz, wo sie ein Zeltlager aufschlugen und sich verschanzten. An dem folgenden Tage erbat sich der General de la Motte weitere Befehle von dem Marquis de Monti. Dieser wies ihn an, die russischen Verschanzungen vor Weichselmünde am 27. Mai anzugreifen, um zu Lande nach der Stadt kommen zu können, weil dies zu Wasser auszuführen schwieriger schien.

Den 27sten um 7 Uhr Morgens bereitete man sich zu dem Angriffe vor. Ein Detaschement von 150 Franzosen und 100 zur Besatzung der Westschanze gehörenden Schweden gingen voran und sollten einen Scheinangriff machen. Die übrigen französischen Truppen bildeten drei Kolonnen, das Regiment Périgord die Avantgarde, Blaisois die Mitte und de la Marche die Arriergarde. Ohne ausdrücklichen Befehl sollte nicht geschossen werden.

Vor der russischen Verschanzung lag in deren wirksamstem Feuer ein sumpfiges Terrain, das den Franzosen von dem Schweden v. Stackelberg zwar als passirbar bezeichnet, doch in Folge des in der vorhergegangenen Nacht gefallenen sehr starken Regens aufgeweicht und mit Wasser angefüllt war. Die Franzosen hatten weder die russischen Verschanzungen, noch die vorliegende Ge-

*) Rec. vom 26. Mai. Tageregister S. 588 u. ff.

gend rekognoscirt; sie überließen sich der Führung des genannten Schweden, der den Angriffskolonnen die Richtung auf den russischen rechten Flügel gab, vor dem der Sumpf lag. Kaum waren die Franzosen in dessen Mitte, wo das Wasser ihnen bis an den Leib reichte, so empfing sie ein außerordentlich wirksames Geschützfeuer. Mit großer Tapferkeit drangen die Franzosen weiter vor, indem sie den Sumpf durchwateten und den Angriff auch mehr nach ihrem rechten Flügel ausdehnten, stießen dann aber dicht vor der feindlichen Verschanzung auf ein festes Verhau, das ihrem Vorschreiten ein neues Hinderniß entgegenstellte. Da die Wegräumung desselben nicht möglich war, so überstiegen es die französischen Grenadiere, befanden sich jedoch nun in dem Bereiche eines verheerenden Musketenfeuers aus der Verschanzung und von den seitwärts aufgestellten Russen. Die Angreifer konnten das Feuer nicht erwiedern, weil ihre Munition in dem Sumpf naß geworden war, und sahen sich, von allen Seiten eingeschlossen, nur auf den Gebrauch des Bajonnets beschränkt. Die furchtbare Wirkung des feindlichen Feuers machte eine Fortsetzung des Angriffes unmöglich. Die Franzosen mußten auf demselben Wege, den sie gekommen, und unter demselben kreuzenden Feuer der Russen den Rückzug antreten.

Der Verlust der Franzosen wird auf 300 bis 560 Mann angegeben; 160 Todte blieben auf dem Platze, unter denen besonders der Graf Plelo betrauert wurde. Er hatte einen Flintenschuß in das linke Bein, 15 Bajonettstiche in den Leib und einen Säbelhieb in das Gesicht erhalten. Die Russen sollen 1 Offizier, 7 Gemeine todt, 2 Obersten (v. Leslie und Gripanof), 1 Lieutenant, 12 Gemeine verwundet gehabt haben.

Mit dem Angriffe der Franzosen gleichzeitig sollte der linke Flügel der russischen Verschanzung, der sich an den Holm lehnte, von der Danziger Garnison im Rücken angegriffen werden. Hierzu waren 700 Mann bestimmt, die in der Nacht zum 27. Mai nach dem Holm übergesetzt wurden. Gegen 9 Uhr Morgens setzten sie sich zum Angriffe in Marsch, mußten ihn aber in dem mit Gräben durchschnittenen, von dem Regen aufgeweichten sumpfigen Boden bald aufgeben und Halt machen. Der General Urussof war ihnen mit drei Regimentern Dragonern entgegengeschickt; im Vereine

mit dem Geschützfeuer aus den russischen Schanzen zwang er sie zum Rückzuge *).

Da es den Franzosen nicht geglückt war, durch die feindlichen Verschanzungen einen Weg nach Danzig sich zu bahnen, so ertheilte ihnen der Marquis de Monti den Befehl, dies auf Böten zu thun. Der General de la Motte hielt indessen ein solches Unternehmen für zu gefährlich und die wahrscheinliche Vernichtung seines kleinen Korps in keinem Verhältnisse stehend mit den zu erreichenden Vortheilen. Er glaubte hiernach, da seine Truppen überdies Mangel litten, ihnen auch alles Nöthige zur Pflege und Wartung der Kranken, besonders der Verwundeten fehlte, besser zu thun, wenn er sich wieder einschiffte, so lange das Meer frei war. Er stellte dies dem Könige Stanislaus in einem Briefe vom 3. Juni vor und bat ihn, daß er selbst die Stadt verlasse und auf den französischen Schiffen nach Frankreich zurückkehre. Diesen Brief schickte der General mittelst eines bewaffneten Fahrzeuges, das er mit 1 Offizier und 30 Mann besetzen ließ, nach Danzig, wo er glücklich ankam. Denn ungeachtet aller von den Russen ergriffenen Maßregeln, die Weichsel zwischen der Stadt und Weichselmünde zu sperren, war es doch zuweilen einigen jener Fahrzeuge, gewöhnlich Schuten genannt, möglich geworden, die Verbindung zwischen beiden Oertern zu unterhalten, indem man die über den Fluß gespannten Taue durchschnitt. Der Marquis gab mittelst derselben Schute die Absicht des Königs wiederholt zu erkennen, das französische Korps nach Danzig zu ziehen und drohte dem General mit harter Strafe, wenn er ohne Erlaubniß sich entfernen sollte.

Die Franzosen blieben nun in ihrem Lager fast ganz unthätig, bis am 6. Juni der von der Stadt Danzig in Stockholm bestellte, mit 14 12pfündigen Kanonen bewaffnete Hucker „Vesuvis" in Weichselmünde anlangte. Sie hofften mit Hilfe dieses flach gebauten und daher zum Befahren der Weichsel geeigneten Schiffes die Sommerschanze zu nehmen und sich dann des ganzen Holms zu bemächtigen. Der Hucker, mit einer Besatzung und einer festen Schanzbekleidung zum Schutz gegen das feindliche

*) Journal histor. S. 54 u. ff. Accur. Nachr. S. 81. Tageregister S. 595 u. ff. Unpartheiische Nachricht S. 22.

Feuer versehen, näherte sich am 12. Juni der Sommerschanze, blieb jedoch so weit von ihr entfernt, daß sein Feuer keine genügende Wirkung hatte; er zog sich, ohne den gehofften Erfolg erzielt zu haben, wieder zurück. Die Russen, hierdurch gewarnt, schlossen nun die Weichsel mittelst Ketten und starker Bäume, so daß die Fahrt gänzlich gehemmt und es nicht mehr möglich war, der Festung Weichselmünde Geld, Lebensmittel und andere Bedürfnisse wie bisher zuzuführen *).

Gleichzeitig mit diesem mißlungenen Angriffe auf die Sommerschanze legte sich (d. 12. Juni) die russische Flotte, von dem Admiral Gordon befehligt und aus 14 Linienschiffen, 8 Fregatten nebst einigen kleinern Schiffen bestehend, auf der Danziger Rhede vor Anker. Die von derselben mitgebrachten Geschütze und Munition wurden sogleich ausgeschifft, am 14. Juni nach dem Lager gebracht und in die zu ihrer Aufnahme vorbereiteten Batterieen geführt.

Das Bombardement der Stadt, welches in der letzten Zeit wegen Mangel an Munition nur schwach fortgesetzt war, wurde nun lebhafter, zugleich aber auch die Festung Weichselmünde ernster angegriffen.

In der Nacht zum 15. Juni warfen die Russen von ihrer Flotte zwei Bomben nach dem Lager der Franzosen, was diese als ein mit dem Feldmarschalle Münnich verabredetes Zeichen zum Angriffe ihres Lagers ansahen. Sie brachten daher die Nacht unter den Waffen zu, doch da keine Bewegung feindlicher Seits stattfand, begaben sie sich mit Anbruch des Tages zur Ruhe. Kaum aber war dies geschehen, so begann von der russischen Flotte ein furchtbares Feuer gegen das Lager, das den ganzen Tag anhielt. Gegen die russischen Bombardierschiffe, die sich dem Strande näherten, errichteten die Franzosen mit den Geschützen des Huckers eine Batterie längs dem Meere, wobei die dort befindlichen kleinen Sandhügel einige Deckung gewährten. Als die Russen dies, wie überhaupt die verhältnißmäßig sehr geringe Wirkung ihres Feuers aus den Kanonen bemerkten, gaben sie diesen eine solche Erhöhung, daß ihre Kugeln das Lager rikoschettirend mit besserm Erfolge trafen.

*) Journ. histor. S. 75.

In der Nacht zum 16. Juni warfen die Franzosen für ihre Infanterie einige kleine Verschanzungen längs des Meeres auf und legten auf der Nordspitze der Westerplatte eine Redute an.

Mit Anbruch des Tages (den 16ten) setzten die Russen das Bombardement des Lagers bis 2 Uhr Nachmittag fort und gingen hierauf um 3 Uhr zu einer Kreuzfahrt unter Segel, von der sie am 19. Juni zurückkehrten.

Die Franzosen zählten 500 Bomben und 800 Kanonenkugeln, die in ihr Lager gefallen waren, ohne einen bedeutenden Schaden verursacht zu haben; einige Offiziere und etwa 20 Soldaten sollen getödtet worden sein *).

Zu der Zeit, als die Franzosen zum zweiten Male bei Weichselmünde gelandet waren, trafen (den 25. und 26. Mai) unter dem Befehl des Herzogs Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels 8 Bataillone und 20 Eskadrons Sachsen, zusammen etwa 8000 Mann, vor Danzig ein. Sie schlugen längs den Höhen von Langfuhr bis Oliva ein Lager auf, das sie in den ersten Tagen des Monates Juni in die Nähe von Langfuhr verlegten, wo der Herzog sein Hauptquartier nahm.

Die Verwendung der russischen und sächsischen Truppen geschah nun in der Art, daß jenen der Angriff gegen den Bischofsberg und auf dem ganzen rechten Weichselufer, diesen der gegen den Hagelsberg bis zum linken Ufer der Weichsel und gegen die Westschanze zugetheilt wurde. Den Anfang hiermit machte man in der Nacht zum 29. Mai, in welcher 900 sächsische Musketiere die Russen in den Laufgräben ablösten.

Wenige Tage später (den 31. Mai) rekognoscirte der Herzog den Seestrand, worauf er die Anlage einer Verschanzung (I.) zwischen dem Saspersee und dem Meere beschloß, theils um die Franzosen zu verhindern auf dieser Seite durchzudringen, theils um von hier aus gedeckt gegen die Westschanze vorgehen zu können.

*) Journ. histor. S. 87 u. ff. Tagereg. S. 610. Während des Bombardements am 15ten entzündeten sich im Fort Weichselmünde aus Unvorsichtigkeit ein Munitionskasten und 300 Handgranaten, wobei ein schwedischer Quartiermeister und der Kanonier Peter Treng von den Danzigern das Leben verloren. Durch die Thätigkeit des Lieutenants Schulz und des Musketiers Tesmer wurde das Entzünden von 25 geladenen Bomben verhindert. Journal aus der Münde.

Diese Verschanzung wurde ungeachtet des Regenwetters am 15. Juni vollendet. Von hier aus führte man in der Nacht zum 18ten mit 1000 Mann einen Laufgraben bis auf einige 100 Schritt von der Westschanze entfernt und bemächtigte sich in der Nacht zum 19ten des Ballastkruges; die Franzosen wollten dieses Gebäude nun in Brand stecken, was aber nicht gelang. In der Nähe desselben erbauten die Belagerer auf einer Höhe eine Redute (II.) und besetzten sie mit einigen Kanonen.

Vom 19ten zum 20sten wurde die Transchee vor der Westschanze durch eine Linie mit dem Ballastkruge verbunden und ein links demselben stehendes Haus ebenfalls in Besitz genommen. Das letztere umgab man den 21. Juni mit einer Brustwehr, trug das Dach ab und stellte oben Geschütze auf. An demselben Tage erbauten die Sachsen noch eine Batterie (III.) von 8 Kanonen gegen die Westschanze und vervollständigten die andern Arbeiten.

Während die Sachsen auf dieser Seite mit ihren Laufgräben gegen die Westschanze vorgingen, thaten die Russen dasselbe auf dem rechten Weichselufer (Tz.) gegen das Fort Weichselmünde *).

Der General de la Motte, der sich von allen Seiten eingeschlossen sah, ohne die geringste Hoffnung aus seiner gefährlichen Lage befreit zu werden, beschloß, nachdem er von Münnich am 19. Juni zum Niederlegen der Waffen aufgefordert war, nach gehaltenem Kriegsrath, um einen Waffenstillstand und um die Erlaubniß zu bitten, zwei Offiziere zu dem Könige Stanislaus zu schicken und von ihm weitere Befehle einzuholen. Münnich bewilligte dies (am 20sten) unter der Bedingung, daß die Belagerungsarbeiten ihren Fortgang haben sollten.

An dem folgenden Tage (den 21sten) wurde dem Könige der Zustand, in welchem sich das kleine französische Korps befand, mit lebhaften Farben geschildert. Stanislaus antwortete darauf nur mit Thränen, der Marquis de Monti dagegen, der dieser Unterredung beiwohnte, verlangte nochmals, daß die Franzosen nach Danzig kommen sollten. Man zeigte ihm das Zwecklose und Unmögliche eines solchen Unternehmens; dennoch blieb er dabei, machte den General für die Ausführung dieses Befehles verantwortlich und drohte ihm im andern Falle mit harter Strafe, wenn er nach

*) Journ. histor. S. 95 u. ff. Tagereg. S. 612 u. ff.

Frankreich zurückkommen würde. Dessenungeachtet wurde am 23. Juni wegen einer Kapitulation unterhandelt und diese am folgenden Tage unterzeichnet.

Die Franzosen zogen mit allen kriegerischen Ehren aus dem Lager, um sich auf die russischen Schiffe zu begeben, wo sie entwaffnet würden: Demnächst sollte das Korps nach einem von den Russen zu bestimmenden Hafen der Ostsee gebracht werden und von da nach Frankreich gehen. Die Hoffnung der Franzosen, bald in ihr Vaterland zu kommen, wurde getäuscht. Man führte sie nach Kronstadt und von dort nach Liefland *).

*) Journ. histor. S. 97 u. ff. Rec. vom 22. Juni. Der preußische Minister v. Grumbkow machte im Namen seines Königes dem General de la Motte das Anerbieten, mit seinem Korps zu Lande durch Preußen nach Frankreich zu marschiren und sicherte ihm für diesen Fall alle nöthige Unterstützung zu. Aus Furcht, vielleicht gezwungen zu werden, in preußische Dienste zu treten oder daß wenigstens ein Theil der Soldaten, unter denen übrigens nicht sechs von der damals gesuchten Größe waren, dazu überredet werden könnte, lehnten es die Franzosen ab. Sie hatten die Kapitulation dahin gedeutet, daß man sie nach einem nahen neutralen Hafen bringen würde, und glaubten von dort auf französischen Schiffen bald nach Frankreich zu kommen. Doch dies geschah nicht. Denn als sie den 27. Juni an Bord der russischen Flotte gegangen waren, brachte man sie, wie gesagt, nach Kronstadt, wo sie am 13. Juli ankamen und hier am 17. Juli an das Land stiegen. Unter einer russischen Eskorte führte man sie als Kriegsgefangene nach Liefland. Ueber dieses Verfahren gab die russische Kaiserin in einem Manifest vom 5. Juli die Erklärung, daß ohne vorhergegangene Kriegserklärung das nach der Ostsee geschickte französische Geschwader gegen alles Völkerrecht, außer 3 andern Schiffen, darunter ein nur zu Privatzwecken bestimmtes Paketboot, auch eine russische Fregatte (am 30. Mai) genommen und als Prise nach Frankreich geschickt habe. Diese Feindseligkeiten müßten um so größeres Erstaunen erregen, als von Rußland hierzu nicht nur keine Veranlassung gegeben sei, sondern ununterbrochen bis auf diesen Tag in allen russischen Häfen weder der französische Handel eine Beschränkung erfahren, noch die Freiheit einzelner Personen gefährdet gewesen wäre. Als Wiedervergeltung solle das vor Danzig gewesene französische Korps so lange in Rußland bleiben, bis die von den Franzosen genommene Fregatte „Mitau" mit ihrer ganzen Ausrüstung an Mannschaften und sämmtlichen Effekten, ohne jede Ausnahme, in demselben Zustande, wie sie war, ebenso auch die Equipage der 3 andern Schiffe, nach einem russischen Hafen wieder zurückgeschickt wäre.

Die Franzosen mußten bei Kaporia im Gouvernement St. Petersburg, 12 Meilen von Narva, ein Lager beziehen, in welchem sie bis zum 10. September blieben, dann aber bei dem Eintritt der rauhen Jahreszeit nach Reval

Während diese Begebenheiten vor Weichselmünde sich zutrugen, wuchs in Danzig die Noth fast mit jedem Tage. Den brodlosen Einwohnern verschaffte man einen Erwerb, indem die bereits beschlossene Instandsetzung der im Bastion Braun-Roß vorhandenen Windmühle ausgesetzt und dafür die Zahl der Handmühlen vergrößert wurde, bei denen man die Hilfsbedürftigen anstellte. Diese mehrten sich Ende Mai durch 140 Einwohner aus den Vorstädten Danzigs, von wo die Russen sie bis vor das Neugartener Thor trieben. Hier blieben sie, dem Hungertode im strengsten Sinne des Wortes nahe, ganz entkräftet liegen und selbst die härtesten Drohungen konnten sie nicht bewegen, sich zu entfernen, um der Vertheidigung nicht hinderlich zu sein. Man mußte diese Unglücklichen endlich in die Stadt lassen und für ihren Unterhalt sorgen.

Neben den Ausgaben für diese und andere Bedürfnisse hatte der in Schweden erbaute Hucker über 40,000 Gulden gekostet, die Garnison bedurfte monatlich 80,000 Gulden, so daß zur Bestreitung aller dieser verschiedenen Ausgaben die nöthigen Geldmittel zu fehlen anfingen. Man wandte sich dieserhalb an den französischen Gesandten; doch dieser gab schon seit einiger Zeit denjenigen Bürgern, die die Wachtgelder nicht bezahlen konnten und durch persönliches Aufziehen in ihrem Gewerbe gestört wurden, täglich 6 Groschen und unterstützte auch die im Dienst befindliche junge Mannschaft aus den Gewerken mit Geld. Seine Ausgaben beliefen sich, den Unterhalt der französischen Truppen ungerechnet, mo-

geschickt wurden. Nach der Ankunft der erwähnten Fregatte und der zum Transport der Franzosen bestimmten Schiffe traten sie am 5. December ihre Rückreise nach Frankreich an. Ein Sturm zerstreute die Schiffe, die in verschiedenen Häfen überwintern mußten. Erst den 10. Juni 1735 erreichten die Franzosen Calais. — Eingeschifft wurden nach Rußland: vom Regiment Blaisois: Oberst de la Motte, Oberstlieut. de Frairy, Major de Bellegarde, 15 Hauptleute, 39 Lieutenants, 34 Unteroff., 566 Gemeine; vom Regmt. Périgord: Oberst de la Lucerne, Oberstlieut. de Miets, Major de l'Abesle, 15 Hauptl., 31 Lieutenants, 34 Unteroff., 568 Gem; vom Regmt. de la Marche: Oberst de Bellefond, Oberstlieut. de Vaillant, Major d'Astau, 14 Hauptl., 33 Lieut., 34 Unteroff., 550 Gemeine; zusammen: 156 Offiziere, 102 Unteroff., 1684 Gemeine. Außerdem: 2 Aumoniers, 2 Regiments-Feldscheerer, 15 Kanoniere, 19 Matrosen, 140 Diener, 47 Frauen und Kinder. Accurate Nachr. (Kurzer Auszug) S. 444. Die von den Russen und Sachsen belagerte Stadt Danzig. S. 141.

natlich auf 16,000 Dukaten. Er erklärte, außer den bei dem Anfange des Bombardements gebotenen 30,000 Dukaten und der Uebernahme der Kosten für das aus Schweden verschriebene Schiff, nichts mehr thun zu können.

Diese Verhältnisse machten die Stellung des Danziger Rathes um so schwieriger, als er mit der für das französische Interesse durch Geld gewonnenen großen Menge in Zwiespalt sich befand. Diese wollte nicht, wie jener und der einsichtsvollere, doch kleinere Theil der Bürgerschaft, den Frieden; sie schenkte daher nicht allein jeder, selbst der unwahrscheinlichsten Nachricht vollen Glauben*), wenn sie nur zum Vortheile der Franzosen lautete, sondern sie betrachtete auch die Handlungen des Rathes mit Mißtrauen. Aus solcher Ursache wurde verlangt, daß der größern Sicherheit wegen ein Lieutenant 10 Mann Bürgerwache wechselsweise einen Tag aus dem Bastion Ochs, den andern aus dem Bastion Löwe, in der Nacht aber wieder von einem andern Bürgerregiment die zum Langgartner Thor Aus- und Eingehenden beobachten sollten**).

Als in der Stadt bekannt wurde, daß die Franzosen zu kapituliren beabsichtigten, gerieth man wegen des Forts Weichsel-

*) Von den vielen Fällen möge hier nur Folgendes als Beispiel dienen. Die russische Flotte, die den 12. Juni vor Danzig ankam, wurde für eine französische ausgegeben und der Pöbel zweifelte so wenig an der Wahrheit, daß es lebensgefährlich war, laut zu widersprechen. Als die angeblich französische Flotte zum Vortheile der Stadt nichts unternahm und man zu zweifeln anfing, wurde das Gerücht verbreitet, daß jene Flotte allerdings die erwartete französische wäre, der Admiral derselben habe aber die List gebraucht, die russische Flagge aufzuziehen, um den Herzog von Weißenfels, den Feldmarschall Münnich und den General v. Lascy desto sicherer auf sein Schiff zu locken. Die Besatzung desselben trage russische Uniform, die von der letzthin eroberten russischen Fregatte genommen wäre. Auf diese Art sei es gelungen, die genannten Personen in einer Schaluppe abzuholen und sie nach dem Admiralschiffe zu bringen. Bei der Tafel habe der Admiral die Gesundheit seines Königes ausgebracht, worauf der Graf Münnich ganz befremdet gefragt habe: „Wessen Königes?" Auf die Antwort des Admirals: „Meines Königes von Frankreich, dessen Gefangene Sie, meine Herren, jetzt sind", wären die feindlichen Generäle zwar sehr erstaunt gewesen, doch haben sie sich in ihr Schicksal ergeben müssen. Die Belagerungsarmee sei nun ihrer Führer beraubt und müsse nothwendig in Verwirrung gerathen. Solche und andere handgreifliche Lügen wurden geglaubt. Accurate Nachricht S. 96 und 101.

**) Receß und Rathsschl. vom 19. Mai bis 15. Juni.

münde in große Besorgniß, über dessen Lage man bei der in der letzten Zeit gänzlich unterbrochenen Verbindung zwischen beiden Plätzen keine Kenntniß hatte. Durch den Offizier, der mit den an Stanislaus gesandten französischen Offizieren aus Weichselmünde nach Danzig gekommen war, erfuhr man, daß die Festung einem ernsten Angriffe der Russen nicht widerstehen werde. Denn der Kommandant Hauptmann Patzer besitze ebensowenig die Achtung der Franzosen, als die seiner eigenen Truppen; Alle wären mit ihm unzufrieden, und schiene es gerathen, einem Andern das Kommando zu übertragen. Die in der Münde vorhandenen Vorräthe müßten mit den Franzosen getheilt werden, wodurch die städtische Garnison dieses Forts in Mangel geriethe. Dies erzeuge um so größere Unzufriedenheit, da die dortige Besatzung in keiner Weise von den Franzosen unterstützt werde, und diese nur von ihrem Abzuge sprächen. Der Rath forderte auf diesen Bericht den Kommandanten auf, Alles zu thun, was ihm Ruhm und Ehre bringen könne; die unzufriedenen Soldaten dagegen glaubte er mit dem Versprechen zu beruhigen, für die baldige Hinausschaffung der in der Münde nöthigen Bedürfnisse sorgen zu wollen. Aber weder diese Zusage, noch der von dem Könige den Franzosen gegebene mündliche Befehl, die Garnison des Forts mit 300 Mann zu verstärken, sowie das Geld, 400 Dukaten für die Danziger und 500 Dukaten für die französischen Soldaten, welches der Marquis de Monti hinausschickte, vermochten die aufrührerisch gewordene Besatzung zu beschwichtigen *).

Außer einer kleinen Zahl Schweden, die in der Westschanze lagen, bestand die städtische Garnison in Weichselmünde aus 412 Mann, von denen nun täglich 3 bis 12 Mann desertirten, so daß, da zum Besetzen der Festungswerke täglich 270 Mann erforderlich waren, die Leute fast nie in die Quartiere und aus den Kleidern kamen. Die Vorbereitungen der Franzosen zu ihrem Abmarsch regten die Danziger Truppen noch mehr auf, weil sie allein sich nicht für stark genug hielten, das Fort zu vertheidigen; nur in dem Falle wollten sie hierzu mitwirken, wenn sie von den Franzosen unterstützt würden. Als jetzt auch der Oberst v. Stackelberg und

*) Receß vom 21. Juni.

die noch anwesenden 50 Schweden, mit einem russischen Passe versehen, die Festung verließen, zeigte die Garnison offene Widersetzlichkeit, beging grobe Ausschweifungen, warf die Gewehre weg und verweigerte jede fernere Theilnahme an der Vertheidigung. Die Offiziere von den Soldaten mit Gewaltthätigkeiten bedroht, hatten nur die Unteroffiziere, einige Artilleristen und wenige andere Gutgesinnte auf ihrer Seite und vermochten weder durch Ueberredung, noch durch Drohungen die Meuterer zu ihrer Pflicht zu führen. Der Hauptmann Patzer sah sich hiernach genöthigt, der von dem Herzoge von Weißenfels durch den Oberstlieutenant Rechenberg geschehenen Aufforderung zur Uebergabe der Festung Gehör zu schenken. Er schickte den Kapitän Harmens und 2 Offiziere an den Feldmarschall Münnich, um einen Waffenstillstand zu beantragen, zugleich auch die Kapitulationsbedingungen zu übergeben. Dieser machte seine Gegenbemerkungen und drohte, wenn diese Bedingungen nicht angenommen würden, der Garnison gar keinen Akkord zu bewilligen. Die Kapitulation wurde an dem folgenden Tage (den 24. Juni) unterzeichnet, ohne daß aus der Festung weder auf die Belagerungsarbeiten, noch bei andern Gelegenheiten, so wie umgekehrt nach der Festung auch nur ein Schuß gefallen war.

Die Besatzung erhielt einen freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren, mit 12 Patronen für jeden Mann, und mit 2 Kanonen nebst dazu gehöriger Munition. Sie huldigte dem Könige August III. und wurde dann, mit Pässen versehen, entlassen, durfte jedoch nicht nach Danzig gehen. Die Festung Weichselmünde erhielt eine sächsische Besatzung *).

*) Bericht des Kapitän Harmens vom 23. Juni in den Recessen. Accurate Nachricht S. 115 und 303. — Nach dem handschriftlichen „Journal aus der Münde" fehlte in der Festung Weichselmünde die nöthige Disciplin und war der Hauptmann Patzer in keiner Weise geeignet, dem ihm anvertrauten wichtigen Posten vorzustehen. Zu bemerken ist, daß dem Herrn Dr. Löschin, Director der S. Johannisschule in Danzig, wie dieser mir mitgetheilt hat, von einem Enkel des Hauptmanns Patzer, dem im Jahre 1838 (88 Jahre alt) verstorbenen pensionirten Stadtgerichtssekretär Patzer, oft erzählt sei, sein Großvater habe von dem Rathe den geheimen Befehl zur Kapitulation gehabt. Der Hauptmann Patzer starb im Jahre 1748 als Kommandant von Weichselmünde.

Die Uebergabe der Festung Weichselmünde und die ganz geschwundene Hoffnung auf auswärtige Unterstützung brachte endlich die Bürgerschaft mit dem Rathe in Uebereinstimmung, indem sie, ungeachtet die Hofpartei mit unverschämter Dreistigkeit die geringen Mittel der Russen zur Eroberung der Stadt auch jetzt noch glaubhaft machen wollte, zu der Erkenntniß gelangte, daß nunmehr keine Zeit zu verlieren sei, den König Stanislaus aufzufordern, einen Plan zur gemeinschaftlichen Führung der Unterhandlungen zu entwerfen. Die Königlichen Kommissarien riethen, noch einige Tage auszuharren und sich nicht zu übereilen, weil der Feldmarschall Münnich dies zum Nachtheile der Stadt benutzen könnte. Unter den obwaltenden Umständen indessen drang der Rath darauf, durch Vermittelung sowohl des Etatsrathes v. Brand, als auch des Herzogs von Sachsen-Weißenfels und des sächsischen Ministers v. Bülow einen achttägigen Waffenstillstand zu erhalten. Obgleich der König die Verwendung der beiden letztern Personen nicht wünschte, so führte doch der Rath am 24. Juni den gefaßten Beschluß aus *). Münnich schickte Pässe für die Deputirten, die mit der Führung der Friedensunterhandlungen beauftragt werden und sich hierzu am 27. Juni in dem Hauptquartiere in Ohra einfinden sollten. Den erbetenen Waffenstillstand bewil-

Der Besitz von Weichselmünde hatte für den Feldmarschall Münnich einen solchen Werth, daß er in der Kapitulation mit der Stadt Danzig dieselbe verpflichtete, die Besatzung jenes Forts, Offiziere und Gemeine, ohne alle Untersuchung im Dienste zu behalten. Dies verursachte später in der Garnison von Danzig große Mißhelligkeiten, weil auf Veranlassung des Oberkommandanten Generalmajor v. Viettinghoff die während der Belagerung in der Stadt gewesenen Offiziere und Soldaten mit den obenerwähnten Truppen, die wegen der schimpflichen Uebergabe der Festung für ehrlos erklärt wurden, keinen Dienst thun wollten. Da die feindlichen Truppen bis zur vollständigen Erledigung sämmtlicher Kapitulationsbedingungen Seitens der Stadt noch einige Jahre hindurch das Danziger Gebiet besetzt hielten, so war der Rath gezwungen die Münder Besatzung in Schutz zu nehmen. Die Folge davon war, daß der General v. Viettinghoff, nach vielen gehässigen Unterhandlungen mit der städtischen Behörde, am 12. Juni 1737 seine Entlassung aus dem Dienste nahm. In seine Stelle wurde Ennebergh Oberkommandant, der nach der Belagerung zum Oberstlieutenant befördert worden war, und im Jahre 1736 von dem Könige von Schweden den Titel eines Generalmajors erhielt. Er starb 1747.

*) Receß und Rathschl. vom 22. bis 24. Juni.

ligte er aber nicht, weil die Stadt den zuletzt erhaltenen gemißbraucht hatte, denn sie hatte während desselben an ihren Festungswerken arbeiten und das Feuer auf die Russen nicht einstellen lassen; auch waren die französischen Truppen ausgeschifft worden; doch sollte das Schießen für die Zeit aufhören, in der die Deputirten nach Ohra kommen würden *). Aus der Mitte des Rathes wurden hierzu bestimmt: Johann Wahl und Nathanael Gottfried Ferber. Sie erhielten den Auftrag, die Wahrung der Rechte und Freiheiten der Stadt, Sicherheit und freien Abzug für alle innerhalb derselben befindlichen hohen Personen und für die beiden, zu der städtischen Garnison gekommenen, polnischen Regimenter, demnächst Anerkennung August III. als rechtmäßigen König bei der Kapitulation zu Grunde zu legen **). Münnich machte dagegen die Auslieferung der polnischen Großen und des Marquis de Monti zur Bedingung; einen Waffenstillstand wollte er bewilligen, wenn ihm entweder die Außenwerke oder eines der äußern Thöre eingeräumt würden ***).

Gleich nach der Rückkehr der Deputirten aus dem russischen Hauptquartier wurde das während der Unterhandlung unterbrochene Beschießen der Stadt fortgesetzt †). Dasselbe nahm an Lebhaftigkeit zu, als der russische Feldherr am 28. Juni die ihm sehr unangenehme Nachricht von dem Rathe erhielt, daß Stanislaus,

*) Schreiben Münnich's aus Heubude vom 25. und 26. Juni in den Ordn. Rec.

**) Rathsschl. vom 26sten und Receß vom 27. Juni.

***) Propos. des Rathes vom 28. Juni.

†) Eine von den feindlichen Kugeln, die in dieser Zeit nach der Stadt geschossen wurden, riß, wie „das vollständige Journal" angiebt, der steinernen Figur, die in dem nach der Stadt gerichteten Giebel des über dem Hohen Thor befindlichen Gebäudes, der frühern Pein- oder Folterkammer, mit dem Oberleibe hervorragt und ein Bund Schlüssel in der Hand hält, den Kopf fort. Dies hat zu der in Danzig bekannten Sage Veranlassung gegeben, daß einst ein Bürgermeister der Stadt diese habe verrathen wollen, doch sei die beabsichtigte That entdeckt und er hingerichtet worden. Jene Figur soll nun den erwähnten Bürgermeister darstellen. Dies ist eine Fabel, der nicht die geringste Wahrheit zum Grunde liegt, weil die Danziger Geschichte keine Thatsache in der angegebenen Art nachweist. Wahrscheinlich wurde diese Figur als Sinnbild der Wachsamkeit an der bezeichneten Stelle angebracht und sie heißt daher auch zuweilen „der Hüter der Stadt."

dessen Person die russische Kaiserinn sich versichern wollte, der Feldmarschall Münnich daher die Auslieferung desselben von der Stadt forderte, diese in der vergangenen Nacht heimlich verlassen habe.

Stanislaus hatte sich hiezu endlich entschließen müssen. Ihm waren zu diesem Zwecke verschiedene Vorschläge gemacht worden, von welchen er den, an der Spitze von 100 Mann sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen, wegen der damit verbundenen Gefahr verwarf. Er wählte eine heimliche Entfernung nach dem von dem französischen Gesandten entworfenen Plane. Der Marquis hatte zwar bis auf den letzten Augenblick mit großer Zuversicht auf französische Unterstützung hingewiesen und dadurch die Belagerung verlängert, doch war er selbst von der mißlichen Lage der Stadt und des Königes zu sehr überzeugt, um nicht die Flucht des letzteren als dringende Nothwendigkeit zu erkennen. Nach Erwägung aller Umstände hielt er das unter Wasser gesetzte Werder für den Weg, der die meiste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Entkommens bot. Um die Vorbereitungen zur Ausführung seines hierauf gegründeten Planes zu treffen, bezog er in der Mitte Juni das dem Kaufmann Macki gehörige, in der Reitergasse nahe dem Bastion Roggen gelegene Haus, dessen Garten nach dem Walle führte. Neben dem Hause des Gesandten wohnte der General Steenflicht, der dem Könige treu ergeben und während der Belagerung heimlich in die Stadt gekommen war, ihm seine persönlichen Dienste zu widmen. Unter dem Vorwande, eine Nacht ruhig zuzubringen, da Bomben in die Wohnung des Königes gefallen waren, begab sich dieser am 27. Juni um 7 Uhr Abends zu dem Gesandten, der für ein bombensicheres Unterkommen gesorgt hatte. Um 10 Uhr Abends ging Stanislaus bei regnichtem Wetter, mit einem einzigen groben Hemde auf dem Leibe und einer weißen Jacke bekleidet, in Begleitung des ebenfalls als Bauer verkleideten General Steenflicht und geführt von einem Offizier der städtischen Garnison bei der linken Flanke des Bastions Roggen über den Wall. Die auf dieser Flanke befindliche Schildwacht (der Bürger und Schneidermeister Heinrich Schmidt) ließ die drei Personen mit Rücksicht auf den Offizier gehen, der kurz vorher an dieser Stelle den Wall schon einigemale überschritten hatte. In zwei kleinen Böten setzten sie über den Stadtgra-

ben, wurden aber dann von einem Posten von einem Unteroffizier und einigen Soldaten angehalten. Auf die Versicherung des vorangegangenen Offiziers, daß ihm der König folge und nachdem der Unteroffizier diesen erkannt, konnte Stanislaus mit seinen Begleitern den Weg bis zur Ueberschwemmung fortsetzen. Hier verabschiedete der König den Offizier und bestieg mit Steenflicht ein Boot, das von einem flüchtigen bankerotten Kaufmann und zwei Freischützen geführt wurde. Kaum ¼ Meile von der Stadt entfernt, mußte der König in einer ärmlichen Hütte 24 Stunden verweilen, und kam nach vielfachen Beschwerden und Gefahren erst am 2. Juli bei Käsemark über die Weichsel. Den 3. Juli erreichte er Marienwerder, wo sich der von ihm getrennte General wieder mit ihm vereinigte, und traf den 10. Juli in Königsberg ein. Hier blieb er, aus bis jetzt noch unbekannten, jedenfalls durch die Politik des preußischen Hofes bedingten Ursachen, bis in den Monat Mai 1736; dann kehrte er nach Frankreich zurück, und übernahm später die Regierung des von diesem durch den Wiener Frieden 1738 neuerworbenen Herzogthums Lothringen. Der General Katte begleitete mit 50 Kürassieren den König bis zur Grenze der Mark Brandenburg; in Berlin kam er unter dem Namen eines Grafen v. Lingen an *).

In das Geheimniß der Flucht waren nur wenige Personen eingeweiht und der Danziger Rath selbst bekam erst am 28. Juni um 4 Uhr Nachmittag hiervon Kenntniß. Münnich sah einen wichtigen Theil seiner Sendung verfehlt; er ließ dem Flüchtigen durch Kosaken nachspüren und verlangte die Einkerkerung aller derjenigen Personen, von denen man vermuthen könnte, daß sie irgend welche Kenntniß von der Flucht hätten **).

Die Stadt zögerte jetzt nicht länger, sich den Forderungen der Russen zu fügen. Sie räumte am 30. Juni das Neugartener Thor den Sachsen ein, worauf die Feindseligkeiten eingestellt

*) Relation d'un voyage de Dantzick à Marienwerder. Histoire de Stanislas, par D. C. S. 144. Extract aus den Inquisitionsakten, die Entfernung einer hohen Person betreffend in: Accurate Nachricht (Ordentl. Tageregister) S. 651 u. ff.

**) Schreiben Münnichs vom 30. Juni in den Ordn. Rec.

und an dem folgenden Tage über die Kapitulation verhandelt wurde, die den 7. Juli zu Stande kam. Sie enthielt in 21 Haupt- und in einem Separatartikel im Wesentlichen:

1. Die Stadt Danzig erkennt August III. als rechtmäßigen König von Polen an und verspricht ihm Treue und Gehorsam; dagegen wird der König die Rechte und Privilegien der Stadt bestätigen (Art. I. II.).

2. Die im Eide der Stadt gewesenen beiden polnischen Regimenter und alle fremden Militärpersonen, die während der Belagerung in Danzig Dienste gethan haben, werden russische Kriegsgefangene; doch sollen die bei der alten polnischen Krongarde gestandenen Offiziere und Gemeine, imgleichen die aus Sachsen gebürtigen oder in sächsischen Kriegsdiensten gestandenen Personen in den sächsischen Dienst aufgenommen werden. (IV. Artic. separat.).

3. Die Sommer- und Winterschanze werden der Stadt nach Abzug der polnischen Truppen in unverändertem Zustande sogleich wieder eingeräumt. Die Wiedergabe der Festung Weichselmünde und der Westschanze bleiben bis zur Ankunft des Königes von Polen vorbehalten: doch soll unterdessen der Handel in keiner Weise gestört werden und Danzig über den Hafen frei verfügen können. (V. XII.)

4. Danzig wird zum Beweise des Vertrauens, den polnischen und sächsischen Truppen das Olivaer Thor zur Besetzung mit 200 Mann Infanterie so lange abtreten, bis der König die Wiedereinräumung desselben an die städtische Garnison gestattet (VI.).

5. Zur Abbitte bei der russischen Kaiserin wird die Stadt eine Deputation aus der Mitte aller drei Ordnungen nach Petersburg schicken*) (VIII.).

*) Die Deputirten waren: die Rathsherren Joh. Wahl, Karl Gottl. Ehler, die Schöppen Friedr. Reyger, Konstantin Bonhorst, und die Mitglieder der dritten Ordnung Heinr. Martens, Joh. Ludw. Schendel, nebst dem Sekretär Jantzen. Sie traten den 25. August 1734 die Reise nach Petersburg an, wo sie am 17. September eintrafen. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt hatten sie durch alle Verhandlungen, die sie mit Ostermann,

6. Als Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten zahlt Danzig innerhalb eines Jahres in drei Terminen eine Million Thaler an Rußland (IX.).

7. An die russische Generalität, an die Artillerie und an das Ingenieurkorps zahlt Danzig für das während der Belagerung gegen Kriegsgebrauch beibehaltene Geläute der Glocken (wurde erst den 4. Mai eingestellt) 30,000 Dukaten. (X.)

8. Nach geschlossener Kapitulation sollen keine fremde Truppen als Besatzung in die Stadt und ihre Werke gelegt werden. (XI.).

9. Danzig verspricht seine in der Festung Weichselmünde, der Westschanze und Sommerschanze zur Besatzung gewesenen Offiziere und Gemeine ohne alle Untersuchung im Dienst zu behalten. (XIII.).

10. Eine Million Thaler, die russischer Seits noch besonders wegen der Entfernung des Königes Stanislaus von der Stadt verlangt wurden, sollen ihr erlassen werden, wenn die deshalb angestellte Untersuchung ihre Schuldlosigkeit dargethan hat *). (XV. XVII. XVIII.)

Münnich, Biron u. A. pflogen, und durch die Vermittelungen der von ihnen dazu aufgeforderten Gesandten fremder Mächte keine Ermäßigung der ihrer Vaterstadt aufgelegten Kriegskontribution, ja nicht einmal eine Verlängerung der festgesetzten Zahlungstermine auswirken können. Doch war es ihnen gelungen, die angedrohte Forderung einer zweiten Million für Stanislaus Flucht abzuwenden. Den 27. Mai 1735 erhielten die Deputirten bei der Kaiserin eine Abschiedsaudienz und traten am 3. Juni ihre Rückreise nach Danzig an, wo sie den 29. Juni eintrafen. Man war hier mit dem, was sie geleistet hatten so zufrieden, daß ihnen unterm 23. August die 16,000 Gulden, die von der zur Bestreitung der Reisekosten bewilligten Summe von 10,000 Dukaten übrig geblieben waren, zum Geschenk gemacht wurden. Das über diese Reise geführte und in der Stadtbibliothek (XV. F. 61.) befindliche Journal hat Dr. G. Löschin mitgetheilt in: Beiträge zur Geschichte Danzigs und seiner Umgebungen, 1stes Heft. Danzig 1837.

*) Der Feldmarschall Münnich verlangte auf Grund des Artikels XVII. daß die Stadt sich reversiren solle, die beiden Schnapphähne, die Stanislaus fortschafften, künftig zu stellen, den Bauer Seidler aber, der dem Könige einen Rock geliehen, auszuliefern. Der Rath erklärte hierauf unterm 20. August 1734, daß „er erbötig sei, wenn die beiden Schnapphähne sollten angetroffen und eines

Die Belagerung hatte seit der Ankunft des Generals v. Lascy vor Danzig 145, und seit dem Anfange des Bombardements 62 Tage gedauert. Es wurden allein 4430 Bomben in die Stadt geworfen, und dadurch 1800 Häuser zum Theil bedeutend beschädigt und 1500 Civilpersonen getödtet und verwundet. Einige öffentliche Gebäude sind auf Fürsprache fremder Personen und selbst auf Befehl der feindlichen Generäle verschont worden, doch schlugen 17 Bomben und sehr viele Kugeln in das Zeughaus, 22 Bomben in die Pfarrkirche zu St. Marien, ohne aber im Innern derselben bedeutenden Schaden zu verursachen *).

Das Belagerungskorps der Russen wird auf 10 Regimenter Infanterie, 11 Regimenter Kavallerie, 2000 Kosaken, 650 Kalmücken, im Ganzen auf 33,342 Mann angegeben **). Hiervon verloren sie während der Belagerung beinahe 200 Offiziere und mehr als 8000 Mann ***).

Der König August III. belohnte den Feldmarschall Münnich mit einem mit Brillanten besetzten Stock und Degen, 40,000 Thaler an Werth, den General v. Lascy mit dem polnischen weißen Adlerorden in Brillanten und mit einem Ringe, dessen Stein 15,000 Thaler, jeder der übrigen Generäle erhielt einen Ring, der 6000 Thlr. werth war; an die russische Armee wurden 12,000 Dukaten vertheilt †).

Den 7. Juli kam das Wasser der Radaune wieder nach der Stadt. Den 9. Juli um 5 Uhr Nachmittags marschirten die beiden polnischen Regimenter mit klingendem Spiel aus dem Peters-

Verbrechens überführt werden können, dieselben nach Verdienst abzustrafen; da aber die Stadt auf Ansuchen der beiden (russischen) General-Auditeur-Lieutenants erwähnten Schnapphähnen einen salvum conducti ausfertigen lassen, so sehe er nicht ab, wie derselbe den gesuchten Revers werde ausstellen können, sondern es würden diese beiden Schnapphähne, falls sie sich aus freien Stücken hier einstellen sollten, nothwendig des ihnen einmal gegebenen Geleits zu genießen haben. Wegen Auslieferung des Seidler wird Ein Rath, weil man jetzt mit andern Geschäften gar zu sehr überhäuft, sich ehestens erklären."

*) Vollständ. Journal.

**) Handschriftl. Notiz in Ms. boruss. Fol. 280. in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

***) v. Mannstein S. 112.

†) Accurate Nachricht S. 141.

hagener Thor und streckten dann das Gewehr. Von der Stadt erhielten die Unteroffiziere und Gemeine derselben eine Gratifikation, die Krongarde 1200, die Dragoner 800 Thaler *).

Gleich nach dem Ausmarsche der Polen besetzten 200 Sachsen das Olivaer Thor, von dem die städtische Garnison sich bis zum neuen Werke, der s. g. Steinbocks-Brille (rechter Anschluß des Hagelsberges) zurückzog. Beide Posten waren durch spanische Reiter von einander getrennt.

Den 10. Juli wurde **August III.** als König von Polen proklamirt und den 11. in allen Kirchen Gottesdienst gehalten, dem der Feldmarschall **Münnich**, der Herzog von Sachsen-Weißenfels, der General v. **Lascy** u. s. w. in der Pfarrkirche zu St. Marien beiwohnten.

Außer den in der Kapitulation festgesetzten Geldsummen mußte die Stadt noch 800,000 Gulden an den König **August III.** zahlen**) die er zu Geschenken für den Herzog von Weißenfels, die

*) Rathsschl. vom 9. Juli. Vollständ. Journal. Unter den Offizieren bei den Dragonern befanden sich 39 Schweden, 7 Deutsche, 6 Polen und 5 Franzosen.

**) Nach einer handschriftlichen Bemerkung zu: Accurate Nachricht (Stadtbibliothek XV. q. 40.) betrugen die durch die Belagerung verursachten Kosten:

Für die Garnison	260,046	fl.	20	gr.	3	Pf.
= = Artillerie	64,041	=	29	=	—	=
= = neuangeworbene Mannschaft	359,010	=	—	=	6	=
= = Freischützen	12,000	=	—	=	—	=
= = Bürgerwache	3,014	=	22	=	—	=
= = armirten Böte	21,869	=	12	=	—	=
= das Wallgebäude (Festungswerke)	75,000	=	—	=	—	=
= Munition	60,312	=	6	=	—	=
= Kommißbrod	45,200	=	—	=	—	=
= Roßmühlen	14,793	=	22	=	9	=
= das Bauamt	25,036	=	25	=	—	=
Außerordentliche Gelder zu gewissen Angelegenheiten	143,380	=	—	=	—	=
Allerlei kleine Ausgaben	3,206	=	24	=	—	=
Summe	1,086,912	fl.	11	gr.	—	=

An Rußland	3,800,000	fl.	
= die russische Generalität wegen der Glocken	240,000	=	
Exekutionsgelder	32,520	=	
An Oberst Uexcull	12,807	=	10 gr.
= König August III.	800,000	=	
	4,885,327	fl.	10 gr. — =

Ganze Summe 5,972,239 fl. 21 gr. — Pf.

Nach heutigem Gelde ungefähr 2 Millionen Thaler.

sächsischen Generäle und Minister bestimmt hatte. Bis zur Berichtigung aller Summen blieb ein russisches Exekutionskommando von 150 Mann unter dem Oberst Uexcull und ein anderes sächsisches in den städtischen Ländereien. Erst als Danzig alle ihm auferlegten Gelder bezahlt hatte, wurde am 22. Mai 1736 die Festung Weichselmünde wieder zurückgegeben.

Berlin. K. Hoburg, Major a. D.

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

---

17. Der Enthaltsamkeits-Verein.

Schon vor Ablauf des ersten Viertels unseres Jahrhunderts hatte sich der Verbrauch des Branntweins in den meisten Ländern, zumal in den nördlichen, so gesteigert, daß die traurigen Folgen davon überall offen darlagen und wohlmeinende Gemüther mit ängstlicher Sorge erfüllten. In Königsberg und in der Provinz Preußen waren die gebrannten Wasser schon seit geraumer Zeit bekannt; aber sie waren wegen ihrer Theuerung noch halbe Luxusartikel, wurden auch als Arznei gebraucht. Der unglückliche Krieg von 1806—1807 kann hier als Scheidepunkt betrachtet werden. Während seiner Dauer und in der nächsten darauffolgenden Zeit vermehrte der Gebrauch des Branntweins sich stark. Das aufregende und betäubende Getränk wurde gern genommen, weil es, wenn auch nur augenblicklich, den Muth steigerte, die Sorgen und den Schmerz linderte. Wer einmal an den Genuß sich gewöhnt, konnte nicht leicht davon lassen. Es kam hinzu, daß das Haupt-Erzeugniß unserer Provinz, das Getreide, im Auslande keinen Werth hatte, also auch hier nicht viel galt, und die Produzenten es daher lieber zur Fabrikation von Branntwein verwendeten, als mit Mühe und Kosten auf die Marktplätze brachten. Die durch die neuen Gesetze hervorgerufene Vervollkommnung der Brennereien machte den Branntwein immer wohlfeiler, und als nun gar

das Getränk meist von Kartoffeln bereitet wurde, war es Jedem leicht zugänglich aber auch schädlicher als zuvor.

Viele Stimmen erhoben sich gegen den übermäßigen Genuß des Branntweins, ja gegen den Genuß desselben überhaupt. Namentlich ließen sich diese Stimmen von Großbritannien und Irland und von Nord-Amerika aus vernehmen, wo die Folgen des Genusses in abschreckender Weise sich gezeigt haben. Aber auch in Deutschland und Preußen fanden sie Nachhall und in jenen wie in diesen Ländern stiftete man Vereine, dem Uebel entgegen zu wirken.

In Königsberg wurde durch den Superintendenten Kahle ein Mäßigkeits-Verein gegründet, welcher mehrere Jahre bestand und viele Mitglieder zählte. Man kam aber doch zu der Ansicht, daß die Mäßigkeit, an und für sich ein relativer Begriff, nicht genüge, um den traurigen Folgen des Branntwein-Genusses zu entgehen, und daß ein sicherer Schutz nur in dem völligen Verschmähen alles Branntweins zu finden sei. Der Superintendent Dr. Wald (Pfarrer auf dem Haberberge in Königsberg) forderte demgemäß zur Bildung eines Enthaltsamkeits-Vereines, auf. Dieser constituirte sich am 20. December 1837 und nahm auch das vorgelegte Statut an, welches von der Königlichen Regierung unterm 16. Januar 1838 genehmigt wurde. In demselben wird angeordnet:

§. 2.

Jedes Mitglied des Vereins verpflichtet sich, Branntwein, Rum und alle übrigen spirituösen Getränke weder selbst zu genießen noch Jemand unter irgend welchen Umständen zu reichen, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl des Arztes. —

§. 3.

Hieraus folgt, daß kein Mitglied des Vereins dergleichen Getränke bereiten noch damit Handel treiben darf. —

§. 4.

Jedes Mitglied hat diese Verpflichtung freiwillig übernommen und verspricht, wenn es diesen Grundsätzen nicht länger treu bleiben will, dasselbe dem Vorstande des Vereines anzuzeigen, damit sein Name aus der Liste der Mitglieder gestrichen werde. —

§. 6.

Kein Mitglied ist zu einem Geldbeitrage verpflichtet, jedoch werden freiwillige Gaben für die Zwecke des Vereins angenommen werden. —

Der Verein, welcher bei seiner Gründung am 20. December 1837 nur 20 Mitglieder zählte, hatte sich in dem ersten Jahre schon um 79 vermehrt. Jetzt (Juni 1857) beträgt die Zahl der Mitglieder 1060. Außerdem besteht ein besonderer Frauen-Verein von 240 Mitgliedern, welcher seine besonderen Versammlungen hält und alle Monate am ersten Dienstag zusammen kommt, während der Männer-Verein sich am ersten Mittwoch des Monats versammelt. An den Königsberger Verein haben sich viele in anderen Orten der Provinz angeschlossen. — Seit seinem Bestehen macht er nicht allein den Jahresbericht bekannt, sondern giebt auch ein Centralblatt heraus, das immer größere Ausdehnung gefunden hat und dem auch andere Provinzen sich angeschlossen haben. Es führt jetzt den Titel: „Centralblatt für sämmtliche Enthaltsamkeits-Vereine in Ost- und Westpreußen, Rheinland und Westphalen und in Ostfriesland", wird in Heften herausgegeben und erscheint in mehr als 4000 Exemplaren.

Die Ausgaben des Vereins werden aus freiwilligen Geschenken und aus den Sammlungen bestritten, welche bei den Zusammenkünften der Mitglieder veranlaßt werden. Von Wichtigkeit für den Verein ist die Portofreiheit, die bewilligt worden.

18. Der Verein zur Beförderung der Landwirthschaft.
(Der landwirthschaftliche Verein zu Königsberg.)

In den Jahren 1823—25 wirkten ungünstige Umstände im Handel und Verkehr so nachtheilig auf die Getreidepreise ein, daß sie beispiellos tief sanken. Zur schlimmsten Zeit zahlte man in Königsberg für den Scheffel Weizen nur 25 Sgr., für Roggen 12 Sgr., für Gerste 9 Sgr. und für Hafer 6 Sgr. Natürlich geriethen dadurch viele Landwirthe in Verlegenheit und Schulden, ja die ländlichen Grundstücke verloren an ihrem Werthe. Allerdings hoben sich die Preise der verschiedenen Getreide-Gattungen in den folgenden Jahren wieder, und sie stiegen 1830/31 sogar auf eine seltene Höhe, man durfte es sich aber doch nicht verheh-

len, daß nur ungewöhnliche oder vorübergehende Gründe, namentlich die im benachbarten Polen ausgebrochene Revolution, dazu die Veranlassung gegeben. Der erlebte Schlag mußte den Landbebauern eine ernste Mahnung bleiben, ihrem Boden mehr abzugewinnen und durch verbesserte Wirthschaft eine höhere Rente zu erlangen. In der That stand die Boden-Cultur in der Provinz Preußen auch noch lange nicht auf der Höhe, welche zu erreichen leicht möglich war. Das kornreiche Land hatte seit Menschenaltern mehr Getreide geliefert, als seine Bewohner bedurften, und der Ueberschuß wurde von auswärtigen Käufern gern geholt und reichlich bezahlt. Freilich wurde an diesem glücklichen Zustande schon in dem ersten Decennio dieses Jahrhunderts gerüttelt, und der unglückliche Krieg von 1806/7 mit seinen Folgen, wie die traurige Continentalsperre brachten unsägliche Leiden über die Provinz. Alles würde sich aber dennoch ausgeglichen haben, da nach den beiden Pariser Frieden der Handel genügende Ausbreitung erhielt und man in Preußen die Hände auch nicht hatte ruhen lassen, wenn nicht 1819 durch die einseitige Aufhebung der bestehenden Verträge für Handel und Verkehr von Seiten Rußlands dieses Reich gegen unsere Provinz abgesperrt worden wäre, und endlich die englischen Korngesetze dem diesseitigen Getreidehandel einen schwer zu verwindenden Stoß versetzt hätten.

Man war in Preußen nur zu sehr gewohnt, Alles auf Anordnung der Regierung zu thun. Man blieb ruhig in dem gewohnten Geleise und hoffte und erwartete von der Landes-Regierung, daß sie für die Abhilfe der Uebelstände sorgen und neue bessere Bahnen vorzeichnen werde. In Bezug auf Landwirthschaft hatte man sich auch nicht verrechnet. Die nach dem unglücklichen Kriege angenommenen Regierungs-Grundsätze führten auch für die Bodencultur die wichtigsten Folgen herbei. Durch die Verleihung des Eigenthums an die vormals Unterthänigen wurde eine Masse kleiner Gutsbesitzer gebildet, und die spätere Theilung der Gemeinheiten gab den Landbebauern freie Hand zur bessern und nachhaltigern Benutzung und Verwerthung ihrer Grundstücke. Wenn sich die guten Folgen von diesen Einrichtungen nicht so bald zeigten, so lag es nur darin, daß die neuen Grundeigner in ihre veränderte Lage sich nicht leicht zu finden vermochten, und daß ihnen das erforderliche Betriebskapital mangelte: sie sind aber nicht ausgeblieben,

und das Volk sieht mit Dank auf die segensreichen Anordnungen zurück.

Aber auch an Belehrungen und Aufmunterung zum Besten der Landwirthschaft hat es die Regierung niemals fehlen lassen. Schon zu Anfange dieses Jahrhunderts unterstützte sie die Bemühungen solcher Männer, welche durch Lehre und Beispiel die Landwirthschaft auf einen höhern Standpunkt zu heben suchten.

Die Schriften des verdienstvollen Albrecht Thaer wurden empfohlen; er richtete unter Beihilfe des Staates ein Lehr-Institut für den Ackerbau zu Möglin in der Mark ein, welches viele Zöglinge gebildet hat und im Herbste 1856 sein 50jähriges Bestehen feierlich begehen konnte. Seine Lehren vom rationellen Ackerbau fanden aber nur sehr allmähligen Eingang bei der Masse der Landbebauer. Gar Viele von ihnen hielten an dem, was sie von ihren Eltern und Voreltern gelernt, so fest, daß sie die verbesserte Methode als unnütze Neuerung von sich wiesen und diejenigen Landwirthe, welche sich die Verbesserungen aneigneten, als lateinische Wirthe schmähten, ja ihre Freude daran hatten, wenn die von denselben gemachten Versuche nicht gut einschlugen. Aber die Vernunft und das Bessere erlangten am Ende doch den Sieg. Den rastlosen Bemühungen der denkenden Landwirthe wurde der Lohn durch eine nachhaltige Vermehrung ihrer Bodenrente zu Theil, und die früheren Feinde der rationellen Landwirthschaft konnten den Vortheil derselben nicht weiter ableugnen. So gewann denn die Landwirthschaft in der Provinz Preußen eine ganz veränderte Gestalt. Zudem fand das Associations-Wesen immer mehr Eingang, und man fing an, den eigenen Kräften mehr zu vertrauen und nicht Alles von der anordnenden Regierung zu erwarten. Vereine mancherlei Art hatten sich schon gebildet, und es war daher ganz in der Ordnung, daß auch zum Besten der Landwirthschaft wohlmeinende Männer zusammentraten.

Im Jahre 1837 bewog der Gutsbesitzer v. Bardeleben-Nodems, welcher damals Landrath des Fischhausenschen Kreises war, einige Männer zur Gründung eines derartigen Vereines. Leicht gewann er für diesen Zweck den Dr. Motherby, welcher als praktischer Arzt in Königsberg lebte, durch den Erwerb des Rittergutes Arnsberg aber auch Gutsbesitzer geworden war und späterhin seine Praxis in Königsberg aufgab, um sich der Landwirthschaft ganz

zu widmen. Beide genannte Herren erließen in Verbindung mit dem Landschaftsrath Jachmann-Trutenau die Aufforderung zu einem Vereine. Dieser wurde entsprochen und der Verein schon am 15. Januar 1838 in Königsberg gegründet. Er wählte sich die Benennung: Verein zur Beförderung der Landwirthschaft in Königsberg und stellte sich die Aufgabe, für möglichste Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse und Cultur zu sorgen und auf die Aneignung alles dessen hinzuwirken, was In- und Ausland Nützliches für die Landwirthschaft liefert. Die in diesem Sinne ausgearbeiteten Statuten erlangten ihre Bestätigung durch das Königl. Oberpräsidium unterm 28. März 1838. Nach ihnen konnten nicht nur Landwirthe, sondern auch diejenigen Individuen Mitglieder des Vereins werden, welche Interesse an der Landwirthschaft hatten, und die Theilnahme wurde ganz bedeutend. Außer einem Eintrittsgelde von 1 Thlr. war noch ein jährlicher Beitrag von 3 Thlr. festgestellt. Der Verein zeigte sich nicht allein durch seine Ausdehnung bedeutsam sondern auch durch sein Wirken, und einen großen Theil dieser Erfolge muß man den Bemühungen des Dr. Motherby zuschreiben, welcher, auch als Vorsitzender, durch umsichtige und geistvolle Behandlung dem Vereine Geltung im Inlande, wie auch im Auslande verschaffte. Das Vereinsblatt, welches unter dem Titel: „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft in Königsberg" mehrere Jahre hindurch erschien und auch verschiedene Aufsätze von dem als landwirthschaftlichem Schriftsteller bekannten Amtmann Kreyßig brachte, erfreute sich der Anerkennung, ging aber nach Gründung der Centralstelle (siehe diese Nro. 26.) ein.

So geschah es denn, daß der Verein, der auch kurzweg der Königsberger landwirthschaftliche Verein genannt wurde, wegen seiner großen Ausdehnung nicht überall mehr genügen konnte. Das Bedürfniß, das überall in dem Regierungsbezirke Königsberg hervorgerufen war, machte viele Lokalvereine nothwendig, und diese bildeten sich denn auch in den verschiedensten Gegenden. Immer muß aber der Königsberger Verein als die Pflanzstätte der übrigen angesehen werden, und er blieb auch noch einige Jahre hindurch der Mittelpunkt für die einzelnen Lokalvereine. Seit aber im Jahre 1845 die Centralstelle für den Regierungs-Bezirk Königsberg begründet war, nahm der Königsberger Verein die Stel-

lung eines einfachen Lokalvereins wieder an. Er veränderte daher auch seine Statuten unterm 21. Dezember 1850 und sprach sich gleich im §. 1. derselben folgendermaßen aus:

Der Verein zur Beförderung der Landwirthschaft sieht sich für die Zukunft als einen Zweigverein des großen über den Regierungs-Bezirk verbreiteten landwirthschaftlichen Centralvereins an. —

Der Zweck ist derselbe geblieben. Das Eintrittsgeld von 1 Thlr. und der jährliche Beitrag von 3 Thlr. sind beibehalten. Regelmäßige Versammlungen finden alle 3 Monate statt, können aber nach Bedürfniß auch außer den festgesetzten Terminen einberufen werden. Gegenwärtig hat der Verein 98 Mitglieder. Das Vermögen besteht aus der mit 1200 Thlr. gegen Feuersgefahr versicherten Vereins-Bibliothek und aus einigen hundert Thalern an Kapital. Zuschüsse vom Staate empfängt der Verein nicht, außer durch die Centralstelle, wenn die Gelder zu Vereinszwecken verwendet werden sollen.

19. Der (Dr. Kessel'sche) Verschönerungs-Verein.

Der praktische Arzt und Kreis-Physicus Dr. Kessel, welcher um das Jahr 1820 bei der Regierung zu Königsberg als Regierungs-Medicinalrath angestellt worden, verband in dieser Stellung die Bewohner der Stadt und der Provinz durch seine fürsorgenden Maßregeln für Sanitätszwecke so sehr, daß sie ihm auch nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste ein dankbares und ehrendes Andenken bewahrten. Als die Neigung zum Baden in der Ostsee sich immer mehr zeigte, unterstützte Dr. Kessel, welcher selbst das Seebad als ein gutes Mittel zur Heilung und Stärkung ansah, die Anträge Derjenigen, welche vom Staate die Einrichtung einer Seebade-Anstalt wünschten. Er war es auch, welcher sich, als es sich um die Wahl eines Ortes an der Samländischen Küste handelte, für das ärmliche Fischerdorf Cranz-Kuhren nahe der kuhrischen Nehrung entschied und damit auch die Regierung zur Auswahl dieses Ortes bestimmte. Ihm also hat es Cranz zu verdanken, daß es im Laufe der Jahre zu einem nicht unbedeutenden Badeorte herangewachsen ist, dessen Wichtigkeit noch viel höher steigen kann, da es jetzt auch die Verbindung zwischen Königsberg und Memel auf dem kürzesten Wege durch 2 Dampf-

boote vermittelt. Kessel's Andenken in Cranz ist dadurch erhalten, daß eine Straße darin noch die Kesselstraße genannt wird.

Wenn nun schon die Königsberger durch die Anlegung des Badeortes Cranz Vortheile und Vergnügen erhalten haben, so machte sich Dr. Kessel durch die Schaffung der Wall-Promenaden noch mehr um sie verdient. Königsberg war seit länger als einem Jahrhunderte mit Erdwällen umgeben, die zur Befestigung der Stadt nicht mehr ausreichten und daher auch in Verfall geriethen. Da sie als Befestigungswerke nicht mehr behandelt wurden, so fand Kessel's Antrag, sie nach und nach in Spaziergänge umwandeln zu dürfen, bei dem Könige Erhörung; ja es wurden von demselben auch die Mittel dazu gewährt, indem er die Erträge von den dem Staate zugehörigen Wall-Parzellen zur Verfügung stellte. Nach und nach wurden nun an einzelnen Theilen die Wälle geebnet und mit Kies beschüttet, auch mit bequemen Auf- und Abgängen versehen, Bäume wurden gepflanzt und Bänke an die geeigneten Orte gestellt. Die neue Schöpfung hatte manches Ungemach zu bestehen. Derartige Einrichtungen ohne besondern Schutz wurden, da sie Jedem offenstanden, durch Unverstand und Frevel viel beschädigt; aber am Ende behielt der bessere Sinn doch die Oberhand, und die Wallpromenaden blieben nicht allein ohne grobe Beschädigung, sondern sie wurden für Vornehme und Geringe ein gern besuchter Aufenthalt, der immer mehr ausgeschmückt wurde. Die Spaziergänge empfahlen sich durch folgende Vorzüge. Sie waren eben und auch bei schlechtem Wetter zu betreten; sie gewährten, zumal späterhin, Schutz gegen die Strahlen der Sonne; der Fußgänger hatte auf ihnen weder Wagen und Reitern noch dem andringenden Volksschwarm auszuweichen, ward auch nicht vom Staube belästigt. Die Luft war wegen der Erhöhung reiner und frischer als bei anderen Spazierwegen, und sie gewährten endlich eine freiere Aussicht auf die anmuthigen Gegenden, welche das Pregelthal bei Königsberg darbietet. Diese Vorzüge fanden eine so dankbare Anerkennung, daß Freunde und Verehrer Kessel's sein Brustbild dem eben begründeten Stadt-Museum überreichten, wo es noch jetzt neben den Bildnissen v. Schön's und Bessel's seine Stelle hat.

Als der Regierungsrath Dr. Kessel im Jahre 1838 nach 50jähriger Dienstzeit mit Pension aus dem Staatsdienste schied,

hielten mehrere Bewohner Königsbergs es für ihre Pflicht, das von ihm begonnene Werk nicht allein fortzusetzen sondern auch nach Möglichkeit zu erweitern. Der spätere Stadtrath und Niederländische Consul Karl Seyler interessirte sich vornehmlich für diese Angelegenheit und brachte einen Verein zu Stande, welcher sich Verschönerungs-Verein nannte. Nach dem 1844 erfolgten Tode des Dr. Kessel, der auch dem Vereine beigetreten war, nahm derselbe zum Andenken an den verdienten Mann auch noch den Beinamen des Dr. Kessel'schen Verschönerungs-Vereins an. Er suchte durch freiwillige Beiträge die Mittel für seine Absichten zu erlangen, hielt aber bei der Einfachheit derselben es für unnöthig, sich besondere Statuten zu geben oder dieselben gar der höhern Bestätigung zu unterwerfen. Zuerst kam es ihm darauf an, die Wallpromenaden weiter fortzuführen, und es ist dafür auch Vieles geschehen. Aber diesen schönen Anlagen war schon der Untergang bestimmt, und sie mußten sich diesem Schicksale auch nach und nach fügen. Die Provinzialstände von Preußen hatten nämlich der Staats-Regierung wiederholt bemerklich gemacht, wie der östliche Theil der Provinz gänzlich einer Festung und eines Waffenplatzes entbehre, daher von jedem feindlichen Einfalle leicht überfluthet werden könne. Es wurde dazu der besondere Antrag gestellt, daß Königsberg zu einer Festung erhoben werden möchte. König Friedrich Wilhelm III. ging in dem Landtags-Abschiede vom Jahre 1834 auf den Antrag ein, bestimmte aber zugleich, daß zur Erleichterung des Staatsschatzes die Befestigung von Königsberg nur nach und nach erfolgen solle. Mancherlei Umstände verhinderten die Ausführung des Planes. Erst unter Friedrich Wilhelm IV, im Jahre 1844, nahm der Bau seinen Anfang. Damit war denn auch der Stab über die Wallpromenaden gebrochen. Die alten Wälle waren mit dem neuen Befestigungssysteme nicht in Einklang zu bringen und mußten fortgeschafft werden, mit ihnen also auch die Promenaden. Wirkliches Bedauern ergriff die zahlreichen Besucher der Letzteren, wenn sie dieselben nach und nach verschwinden sahen, und sie mußten es der Bau-Direction Dank wissen, daß dieselbe nur immer soviel von den Wällen fortschaffte, als unumgänglich nothwendig war. Mit dem Abtragen der Wälle verminderten sich auch die zum Unterhalt derselben schon früher erwähnten Einkünfte aus den Parzellen. Durch die Kabi-

netsordre vom 27. Mai 1820 waren die Ueberschüsse von Wall-Revenüen für die Promenaden bestimmt worden, und sie betrugen im Jahre 1845 noch 97 Thlr. 24 Sgr. 8 Pf., während sie jetzt nur 34 Thlr. 14 Sgr. ausmachen. Außerdem gewährte die hiesige Kommune dem Dr. Kessel zur Verstärkung seiner Verschönerungsmittel in den Jahren 1835—1843 jährlich 100 Thlr., die aber eingezogen wurden, als die Wallpromenaden eine solche Beihilfe nicht mehr nöthig machten und der Verschönerungsverein mehr Kräfte gewann.

Dieser faßte schon gleich bei seinem Entstehen den Vorsatz, seine Mittel auf die Verschönerung der Plätze im Innern der Stadt mit zu verwenden. So war es im Plane, den Löbenichtschen Neuen Markt, auf dem vor Jahren schon eine ähnliche Gartenanlage unter dem Namen des Labyrinth's sich befunden hatte, wieder mit einer solchen zu versehen und dieselbe mit einem Springbrunnen zu verzieren. Der Plan unterblieb aber, weil der Marktplatz dem Handels- und Geschäfts-Verkehr nicht entzogen werden durfte. Dagegen schmückte der Verein im Jahre 1843, den ebenen Platz in der Fließstraße mit einer Garten-Anlage und ebenso die beiden Seitenplätze an dem westlichen Eingange zur Schloßteichsbrücke. Im Jahre 1844 erhielt durch ihn der Platz am Heu-Markte eine Garten-Anlage, 1846 der Steindamm-Polnische Kirchenplatz und 1847 der Hof des St. Georgen-Hospitals. Im folgenden Jahre (1848) wurde der Arresthaus-Platz und der Raum um die Neuroßgartensche Kirche mit gartenähnlichen Anlagen versehen. Außer diesen Anlagen hat der Verein keine anderen bewirkt, doch behauptet man, daß er seine Mittel zusammen halte, um den Platz, auf dem früher die Altstädtische Kirche stand, der nach dem Abbruche der Kirche von einem Privatmannn in einen abgeschlossenen Garten umgewandelt wurde, jetzt aber dem öffentlichen Verkehr übergeben ist, noch weiter zu verschönern und mit einem Springbrunnen zu verzieren. An der Umwandlung des Löbenichtschen Kirchenplatzes in eine Garten-Anlage, welche im Jahre 1857 stattgefunden, hat der Verein keinen Theil genommen: sie ist den Bemühungen eines in der Nähe wohnenden Privatmannes zu verdanken. Dagegen hat der Verein, als es sich im Jahre 1846 darum handelte, dem Legen von Trottoirs Eingang zu ver-

schaffen, Zuschüsse hergegeben, um gleichförmige Bürgersteige zu erlangen.

Der Verein zählt jetzt (1857) 300 Mitglieder, welche einen jährlichen Beitrag von 1 Thlr. und 140 Mitglieder, welche jährlich 10 Sgr. zahlen. An der Spitze steht ein Vorstand von drei geschäftsführenden Mitgliedern, zur Zeit aus dem Ober-Bürgermeister Geh.-Rath Sperling als Ordner, dem Stadt-Baurath Böhm als technischem Mitgliede, und dem Stadtrath und Consul Seyler als Schatzmeister, welcher jährlich seine Rechnung ablegt.

(Fortsetzung folgt.)

K. H. Bartisius.

Ueber Lebensumstände Andreas Schlüter's *).

Ganz und gar vergessen, so wähnte man, wurden die Verdienste Schlüters, des unvergleichlichen Künstlers, als er ein Opfer der Hofintrigue, die Gunst seines Königs verlor und, aller Aemter entsetzt, dem Verderben anheimfiel. Nach einer Sage endete er hier in Königsberg in schmachvollem Elend. Ein Buch, verfaßt vom Dir. v. Klöden **), macht es wahrscheinlicher, daß Schlüter in Petersburg starb. Wird auch der Meister, der als Bildhauer und Baukünstler mit genialer Kraft, mit heroischer Unverdrossenheit die Ehre der deutschen Kunst bewahrte, die ohne ihn damals als ausgestorben anzusehen gewesen wäre, von Klöden nicht seiner vollen Bedeutung gemäß geschildert, so erhalten wir doch neben jenem mitgetheilten noch manchen anderen Aufschluß und durch

*) Aus einer im Januar d. J. gehaltenen Vorlesung. Wir sind erfreut, diese interessante Skizze mittheilen zu können und bringen sie mit dem Wunsche, es möge dem hochverehrten Herrn Verfasser gefallen, dieselbe zu einem ebenso anziehenden Lebensbilde des verdienten Künstlers auszuarbeiten, als er Thorwaldsen, Rauch und Schwanthaler im II. Bande seiner „Deutschen Kunst in unserm Jahrhundert" (s. N. P. P. B. 3. F. I. 69, II. 129.) gewidmet hat. Wir vernahmen es gern, als M. Carrière ihn (mit vollem Rechte) einen ausgezeichneten Portraitbildner nannte. D. Red.

**) K. F. v. Klöden: Andr. Schlüter. Berlin 1855. 8.

sorgfältige Sammlung der noch vorhandenen Urkunden ein schätzenswerthes Material.

Andreas Schlüter, 1662 in Hamburg geboren und in Danzig gebildet, wurde aus Warschau, wo er 29 Jahre alt ein königliches Gehalt von tausend Thalern bezog, nach Berlin berufen. Er kam nicht arm dahin, denn er schreibt, daß er aus eignen Mitteln zusetzen mußte, nicht allein zur Reise, sondern auch um die aufgegebenen Arbeiten zu fertigen, wie sie Kurfürst Friedrich III. verlangte. Das Zeughaus, an dessen Bau er mit betheiligt war, schmückte er mit Trophäen und figurenreichen Aufsätzen, die Bogen mit Schlußsteinen, welche Helme und (im Hofraume) Larven sterbender Krieger darstellen. Mitten auf dem viereckigen Hofplatz sollte der fürstliche Bauherr stehen unter allen den furchtbar herrlichen Bildern des Todes und, unverletzt und unverletzlich auf den Schild erhoben, als Sieger auftreten. Ehe man am Postament der Statue zu arbeiten angefangen, war Friedrich König geworden, und man fand nun das erzene Standbild, da es mit den Zeichen der kurfürstlichen Würde angethan war, nicht mehr zur Errichtung für geeignet. Das Werk, das den Platz vor unserem Schlosse ziert und Bewunderung verdient, war ein mißgeachtetes und es wurden sehr verschiedene Vorschläge zur Verwendung gemacht, bis 1801 *) Friedrich Wilhelm III. glorreichen Andenkens das Bild des ersten Königs den preußischen Ständen verehrte.

Der Meister konnte sich der Huld seines Herrn rühmen, der um der Pracht willen die Kunst und um der Kunst willen die Pracht liebte. Schlüter wurde von einem Mitarbeiter zu einem Rector der neu errichteten Kunstakademie, darauf zum königlichen Hofbildhauer und endlich zum königlichen Schloßbaudirektor erhoben und sein Gehalt nach und nach auf 3200 Thlr. erhöht. Er war bald Alles in Allem. Wenn er sich eine Wohnung fern vom Treiben der Stadt wählte, alle Weltlust, wie er erklärt, vermied, um ungestört „was Rechtes inventiren, modelliren und zeichnen" zu können, so sah er sich stets von vier, sechs Zeichnern umringt, so war er Allen gefällig, die sich an ihn wendeten, und lieferte er Zeichnungen für Handwerker und Künstler, für Goldschmiede und Tapetenwirker, so fand er doch Zeit, um eifrig und gewissenhaft,

*) Nicht „in der Mitte der zwanziger Jahre", wie Klöden angiebt. Ein Basrelief an dem damals errichteten Sockel trägt die Jahreszahl 1801.

wie er war, das, was die ihm beigeordneten Kräfte leisteten, bisweilen des Tages 30 bis 40 Mal nachzusehen. Er schuf in Potsdam und Charlottenburg Ausgezeichnetes als Plastiker und Baukünstler; er löste auf eine glänzende Weise die Aufgabe, aus den einzelnen Gebäuden des königlichen Schlosses ein Ganzes in übereinstimmender Schönheit darzustellen. Leider können wir ihn hier oft nur nach seinen Zeichnungen beurtheilen, denn der Münzthurm, den er mit innerem Widerstreben hatte errichten müssen, sank zusammen und mit ihm seine, dem Könige geweihte Wirksamkeit als Baukünstler.

An der nordwestlichen Ecke des Schlosses stand ein niedriger Thurm, in welchem ein Wasserwerk die Walzen der Münze trieb und zugleich den Springbrunnen im Lustgarten speiste. Der König wollte, daß der Bau um 280 Fuß erhöht und im obersten Raum ein Glockenspiel aufgehängt würde. Friedrich rühmte den Fleiß seines Schloßbaudirektors und Schlüter mochte keine Grenze gelten lassen, die das Kostenmaß und die statischen Bedingnisse setzten, in der Meinung, daß Scharfsinn und Einsicht, verbunden mit Kühnheit, unmöglich scheinendes ermöglichen könne. Es war die Zeit, da gewaltige Stuckfiguren an den Decken schwebend hingen und die Decken, an den Sparren befestigt, ohne Stützen sich durch sich selbst zu tragen schienen. Eine Marmorkanzel, die er für die Marienkirche in Berlin gebildet, schien ihm nur da passend zu stehn, wo sich einer der Pfeiler erhob; so schnitt Schlüter ihn in der Höhe des Schalldeckels ab und setzte vier kleine Säulen darunter. Auch die Schwierigkeiten, die sich der Aufführung des Eckthurms entgegensetzten, glaubte er bewältigen zu können, selbst wenn (nach einer Angabe) der königliche Befehl dahin ginge, ihn 500 F., also höher als den Straßburger Münsterthurm, emporsteigen zu lassen. Es war vielleicht nur sein Gefühl für Symmetrie, das wider die Anlage stritt. Er wünschte, daß der Thurm von unten auf neu gebaut würde und zwar an der Stelle, wo nun die Kuppel der Schloßkapelle prangt. Seine Zeichnung verdiente das Lob, das ihr allgemein gezollt wurde. Der König bestand indeß auf seinem Wunsche. Der Bau begann auf ungeeignetem Erdreich. In den Rissen, die sich fanden, sah der unternehmungsfrohe Künstler keinen Riß durch seine Rechnung, durch sein Lebensglück. Der weichende Baugrund machte ihn nur in so

weit bedenklich, als er Widerlager aufzuführen gezwungen war, die man „Berge" nannte, und eiserne Anker schmieden zu lassen, die 30,000 Thlr. kosteten. Er brach ab und baute unbekümmert von neuem, bis er auf den Thurm die Spitze und das Glockenspiel bringen konnte. Da sprangen die Anker, und Risse klafften ärger als zuvor. Schlüter fing wieder zu brechen an. Rathlosigkeit bemächtigte sich jetzt des Baumeisters, bange Besorgniß der Bewohnerschaft umher. Der König befand sich im Haag und wurde durch Staffette in Nachricht gesetzt von dem, was geschehn. Das zu große Vertrauen, das er dem Oberkämmerer Grafen von Wartenberg und dem General-Quartiermeister Lieutenant und Baumeister Eosander v. Goethe schenkte, die Schlüters Gegner waren und begierig die Gelegenheit ergriffen, dem begünstigten Künstler zu schaden, konnte nicht des Königs Urtheil beirren. Er behielt in dankbarem Gedächtniß die Kunst und das Verdienst des Mannes, der sieben Jahre am Schloß gearbeitet, und hörte nicht auf die Stimme des Neides und der Mißliebe. Es wurde befohlen, Schlüter solle eine Berathung halten mit Architekten und einem baukundigen Professor in Frankfurt, was zu thun sei, um soviel als möglich vom Thurm zu retten. Er aber, der sich wohl selbst von Vorwürfen nicht freisprechen konnte, ließ die Architekten, die er als mißgünstig kannte, die Sache allein ausmachen und die ihnen Allerhöchsten Orts vorgelegten Fragen beantworten. Es ergab sich, daß der Baugrund nicht geprüft, daß auf die sogleich entstandenen Risse nicht gehörige Rücksicht genommen war, denn es wurde ausgesagt: „Herr Schlüter hätte nicht leiden wollen, daß man davon spräche." „Herr Schlüter meinte, es hätte keine Gefahr." Man kam überein, daß das Fundament durchaus nichts tauge und der ganze Thurm niedergerissen werden müsse. In die Beschlußnahme der Versammelten war um so weniger Mißtrauen zu setzen, als der hinzugezogene Professor, wenn er sich auch wider Schlüter erklären mußte, den feindseligen Architekten entschieden entgegentrat und alles, was zur Entschuldigung des Bauführenden dienen konnte, geltend machte. Der König erinnerte sich nun, daß nicht lange vorher, ein hohes Gerüst am Schloß, auf dem der Baumeister und zehn Arbeiter standen, umgefallen und vier Menschenleben verloren gegangen waren, daß ein hölzernes Wohngebäude, welches Schlüter in Freienwalde für ihn zum Gebrauch

der Brunnenkur errichtet hatte, nach fünf Tagen von ihm verlassen wurde, da in einer stürmischen Nacht der eilfertig errichtete Bau, ungeachtet all der stattlichen Säulen, den Niedersturz drohte.

Von der Huld seines königlichen Herrn hatte Schlüter genug Proben erfahren, daß, wie er sich ausdrückt: „einem arbeitsamen Menschen, was Rechtes und Großes in der Welt auszurichten, die königliche Gnade das Vornehmste ist", und er konnte sich nicht darüber beklagen, wenn er wieder als Hofbildhauer auf das frühere Gehalt von 1200 Thalern herabgesetzt wurde, um so weniger, als er in Briefen wiederholt darauf zurückkam, sich als Bildhauer besser gestanden zu haben, denn als Baumeister, indem er damals nicht gebraucht hätte, von dem Seinigen zuzusetzen. Es wurde keine Untersuchung eingeleitet und noch weniger eine Strafe beantragt zum größten Aerger seines gegnerischen Nebenbuhlers, welcher in einem Aufsatz sich nicht entblödete, sich also auszusprechen *): „er räsonnirte als ein Bildhauer und nicht einmal so vernünftig als ein erfahrner Stallknecht, der da weiß, daß wenn ein Pferd oder Maulesel überladen wird, selbiges in die Knie sinkt. Sr. K. Maj. Gütigkeit ließ nicht zu, den Baumeister seinem Verdienste nach strafen zu lassen, ohnerachtet er nicht allein aus Ignoranz, sondern auch aus Muthwillen und Arroganz gesündigt."

Der König dachte in der That groß genug, um sich von Schlüters Feinden und Neidern nicht einen Augenblick beirren zu lassen. Ueber allen Verdiensten und allem Ruhme, die der Architekt sich selber zugeeignet, vergaß das Gerechtigkeitsgefühl seines Gönners nicht, Größeres, das ihm als Bildner in Erz gelungen war, gegen Einbuße und Mißlingen in die Wage zu legen. Schlüter war der Schöpfer des Standbildes auf der langen Brücke. Trotz der Aenderung seiner amtlichen Stellung tauschte Schlüter jetzt so wenig als früher mit seinen Feinden; trotz seines Unglücks verlor er nicht die Gunst seines großmüthigen Herrn. Er modellirte nun wieder fleißig und vermochte auch noch Proben seiner baukünstlerischen Geschicklichkeit darzulegen; unter anderem baute er die Loge in der Dorotheenstraße.

*) Klöden S. 223.

Sein größtes Unglück war aber, daß er den König überlebte. Es durfte sonst nie fürchten, des Dienstes entlassen zu werden, der einen Wartenberg von seiner Höhe hatte stürzen sehen. Die neue Regierung bedurfte seiner nicht mehr und strich ihn von der Liste der Staatsdiener. Dennoch blickte er keiner ungewissen Zukunft entgegen, indem er einer kaiserlichen Einladung nach Petersburg folgte.

Aber seine Gesundheit hatte bedeutend gelitten. Die Reise trug nicht zur Besserung derselben bei und das rauhere Klima wirkte so nachtheilig ein, daß Schlüter vollständig erkrankte und zu Anfang des Jahres 1714 erlag, ehe er noch in Petersburg irgend eine Arbeit hätte beginnen können. Er starb fern vom Vaterlande, noch nicht 52 Jahre alt.

A. Hagen.

Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau.

Zum Theil nach handschriftlichen Nachrichten.

Die älteste bekannte Verbindung zwischen der Ostsee und dem frischen Haff war eine Meile von Pillau, bei dem alten Schlosse Lochstädt, die im Monat August 1311 durch einen starken Sturm verschüttet wurde; dagegen wurde die Nehrung von der durch denselben Sturm aufgeregten See zwei Meilen von Pillau, dem Schlosse Balga gegenüber durchbrochen. Diese neue Oeffnung in der Nehrung erhielt den Namen: das balga'sche Tief, und heißt noch jetzt: das alte Tief, durch welches die Schiffe länger als 150 Jahre einen Weg zwischen der Ostsee und dem frischen Haff fanden. Doch auch dieses Tief, daß die Danziger in dem Städtekriege *) unfahrbar machten (1456), wurde am 6. Januar

*) Item acht tage nach Ostern verpfolten die Dantzker da tieff die Balge binnen und bausen habes mit grosser schwerer kost und arbeit und furen mit boten bis in die Preger ꝛc. Danziger Archiv. C. I. 4to 3. 169.

1479 durch einen heftigen Nordsturm, der vier Tage hintereinander anhielt, verschüttet und ein neuer Durchbruch an dem Orte gebildet, wo noch jetzt das Tief ist, an welchem Pillau liegt. Diese neuentstandene Oeffnung soll im Anfange unfahrbar und so schmal gewesen sein, daß Personen auf beiden Seiten bei lautem Zuruf einander verstehen konnten. Mit der Zeit wurde der Durchbruch geräumiger und vom 16. September 1510 an fahrbar, weshalb man auch in Pillau an diesem Tage im Jahre 1810 das 300jährige Jubiläum der Entstehung des Tiefes feierte *).

Die preußischen Städte erkannten die Wichtigkeit der Verbindung mit der See; sie verwendeten daher nicht nur die größte Aufmerksamkeit auf die Schiffbarkeit des Tiefes, sondern veranlaßten auch bald die Anlegung einer Schanze zum Schutze der einlaufenden Handelsschiffe und zur Sicherung der dort zu erhebenden Abgabe. Diese Schanze mit einem hölzernen Blockhause, welche schon zur Zeit des Herzogs Albrecht bestand und einen Verweser hatte, lag da, wo jetzt die Festung Pillau ist, auf schönen Wiesen, die bis in das 17te Jahrhundert vorhanden waren. In der Nähe der Schanze, wo gegenwärtig die Stadt liegt, stand ein von Brettern erbautes Tonnenhaus, in welchem die in dem Dorfe Alt-Pillau wohnenden Lootsen bei Winterszeit die zur Bezeichnung der Fahrt dienenden Seetonnen verwahrten. Alt-Pillau bestand damals aus wenigen Fischerhütten, deren Bewohner sich von dem Fischfange in der Ostsee und in dem frischen Haff ernährten. In der unweit davon entfernten Pfundbude wurde der See- oder Pfundzoll erhoben **).

In dieser Oertlichkeit änderte sich nichts, bis im Jahre 1626 der König Gustav Adolph von Schweden auf seinem Zuge gegen Polen mit 37 großen und kleinen Kriegsschiffen vor Pillau erschien. Die herzoglich preußische Regierung hatte im Namen des Kurfürsten, da man schon im vorigen Jahre eine Ladung der Schweden erwartete, zur Vertheidigung Pillaus armirte Schiffe in Danzig gekauft und eine am Tief aufgeworfene Schanze durch

*) Das Merkwürdigste aus der Chronik der Stadt und Festung Pillau vom Geh. Archivar Faber, in: Beiträge zur Kunde Preußens VI, 44. Ueber die Durchbrüche der Nehrung finden sich Aufzeichnungen in der Kirche zu Alt-Pillau.

**) Ebd. S. 45.

den Oberstlieutenant Hohendorff in Vertheidigungsstand setzen lassen, in welcher sich 104 Mann Besatzung befanden. Der König Gustav Adolph verlangte eine Erklärung, was er von den preußischen Schiffen zu halten habe, und während die herzogliche Regierung zu keinem Entschluße kommen konnte, landete der König am 6. Juli in der Nähe des vormaligen Dorfes Wogram, Alt-Pillau gegenüber. Die schwedische Armee, in diesen beiden Dörfern einquartirt, erlitt einen beträchtlichen Verlust an Leuten, weil bei der geringen Anzahl der Gebäude 50 bis 60 Mann in einer Scheune oder einem Schoppen wohnen mußten. Die Plätze hinter dem Dorfe Wogram und zwischen den Sandbergen nahe bei der Festung, wo die Verstorbenen beerdigt wurden, sind noch lange darnach, besonders der letztere, der schwedische Kirchhof genannt *).

Der König erkannte die Nützlichkeit des Orts für seine ferneren kriegerischen Unternehmungen. Er ließ die alte Schanze, nachdem die preußische Besatzung sie geräumt hatte, abtragen und in deren Stelle eine größere viereckige Redute mit einem Blockhause erbauen, zu welchem der Wald von Lochstädt das Holz liefern mußte. Die Schanze wurde mit einem Wassergraben umgeben; in ihrem Innern erbaute man Baracken und eine mit Brettern gedeckte Kirche; der Wall wurde mit einigen aus Schweden mitgebrachten eisernen Kanonen bewaffnet.

Nachdem die Schweden in der Schanze sich festgesetzt hatten, legten einige Fischer in der Gegend, wo jetzt die Stadt ist, ihre Hütten an, um ihre Fische an die Soldaten zu verkaufen. Dieses Stück Land wurde der Haken genannt, weil es, See und Haff von einander scheidend, die Figur eines Hakens bildet.

Nachdem der König Sigismund von Polen, im Vertrauen auf die Hilfe des deutschen Kaisers, den ihm von Gustav Adolph angebotenen Waffenstillstand abgelehnt hatte, blieb Pillau ein Haltepunkt für den König von Schweden, der von hier am 8. November 1626 nach Schweden zurückging und im folgenden Frühjahre hier wieder landete. In der Zwischenzeit, im Anfange

*) Beitr. z. Kunde Preußens VI, 45. Ueber die Unterredungen des Königs mit den Abgeordneten der preußischen Regierung s. Faber's preußisches Archiv. 3te Samml. S. 33 u. ff.

des Jahres 1627, kam der Kurfürst George Wilhelm mit 4000 M. Fußvolk und 600 Reitern nach Königsberg und ließ ernstliche Anstalten zur Vertheidigung Pillaus treffen, zu welchem Behuf auch die Schlösser Lochstädt und Fischhausen mit Anstrengung befestigt, so wie auch der Strand besetzt wurde. Als Gustav Adolph am 17. Mai 1627 mit einer Flotte wieder vor Pillau erschien, lagerte er sich mit einem großen Theile seiner Truppen zuerst im Walde um die Pfundbude, dann außerhalb des Waldes auf den Lochstädter Höhen in einem Retranchement, das aus drei Bastionen mit gebrochenen Kurtinen bestand und eine 6 Fuß hohe Brustwehr hatte. Nach einem Uebereinkommen mit dem Kurfürsten zog dieser seine Truppen zurück und der König blieb im Besitz von Pillau, von wo aus er die Feindseligkeiten gegen Polen fortsetzte.

Während des sechsjährigen Waffenstillstandes (1629—1635), der in Folge des empfindlichen Verlustes der Polen bei Stuhm zwischen beiden kriegführenden Mächten abgeschlossen wurde, erbauten die Schweden eine Anzahl Häuser längs dem Graben, der die Stadt umgiebt; dieser Theil heißt seit jener Zeit: Gouvernementsgrund. Gegen das Ende des Waffenstillstandes schlossen die Schweden (1635), nach der für sie unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, den Traktat zu Stuhmsdorf, in dem sie sich zu einem neuen Stillstande auf 26 Jahre, zugleich aber auch verpflichteten, die in Preußen besetzten Oerter zu räumen. Hiernach verließ die schwedische Besatzung Pillau am 15. Januar 1636, worauf die Schanze von 4 Kompagnieen brandenburgischer Truppen unter dem Kommando des Obersten Melchior v. Dargitz, der auch der erste Gouverneur von Pillau war, in Besitz genommen wurde. In seine Stelle trat im folgenden Jahre (1636) der Oberst Heinrich Groß genannt Pfersfeldt. Beide Gouverneure wurden auch Kommandanten, Praefecti, genannt *). Der Kurfürst, der die von den Schweden auf die Schanze verwendeten Baukosten ihnen mit 10,000 Thlr. erstatten mußte, verfügte unterm 22. Februar 1636 in Betracht der Wichtigkeit des Ortes, daß die Werke nicht nur erhalten sondern auch verbessert und der Bau im nächsten Frühjahr mit Fleiß und Ernst ausgeführt werden solle. Doch

*) Beitr. z. Kunde Preußens VI, 136.

erst unter der Regierung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm kam der unter der vorigen Regierung gemachte Entwurf zur Ausführung, wofür die Kosten auf 250,000 Thlr. veranschlagt waren. Es wurde demnach die alte Redute mit dem darin befindlichen Blockhause abgetragen und in deren Stelle die Festung in ihrer jetzigen Gestalt als ein fast regelmäßiges bastionirtes Fünfeck mit Ravelinen und gedecktem Wege erbaut. Die Arbeit war in der Hauptsache in 15 Jahren vollendet.

Der ganze Hauptwall erhielt eine revetirte Faussebraye, auch die Raveline Faulwinkel und Kronwerk wurden mit Mauerwerk bekleidet, die drei andern Raveline aber nur in Erde aufgeführt. Auch ernannte der Kurfürst im Jahre 1641 den Oberst Otto Wilhelm v. Podewils zum Gouverneur, gleichzeitig den Oberst Otto v. Prömock zum Kommandanten.

Als der Bau so weit vorgeschritten war, versuchten die Schweden im Jahre 1657 sich der Festung zu bemächtigen, indem sie sich derselben, durch den bis an die Festung sich heranziehenden Laubwald gedeckt, zu nähern beabsichtigten. Dieses Vorhaben wurde zeitig genug entdeckt, und um ähnlichen Ueberraschungen für die Folge vorzubeugen, ließ der Generalmajor Pierre de la Cave, der dem Obersten v. Podewils im Jahre 1657 als Gouverneur gefolgt war, den Wald bis nahe an Lochstädt und auf der Nehrung bis in die Gegend von Alt-Tief niederhauen. Hierdurch verloren aber die Dünen an der See, die sich bis dahin an den dichten Wald angelehnt hatten, ihren Haltepunkt; Stürme trieben den Sand immer weiter und weiter, und wo man sonst üppige Felder und Wiesen sah, erblickt man jetzt eine unfruchtbare Sandwüste. Diese Versandung erstreckte sich sogar bis auf die Festungsgräben, und während sie einestheils davon verschüttet wurden, beschädigte anderntheils das Wasser in denselben die aus Ziegelsteinen erbaute Bekleidung der Faussebrayen. Es wurden daher im Jahre 1673 Quadersteine theils mit großen Kosten in Schweden angekauft, theils aus dem alten Ordensschlosse Balga ausgebrochen, und die letztern auf Holzkähnen nach Pillau gebracht. Ein Theil der Pillauer Garnison war mehrere Jahre hindurch in Balga mit dem Ausbrechen der Steine beschäftigt.

Im Jahre 1679 wurde der Oberstlieutenant Benedikt Steffens Kommandant von Pillau, dessen Nachfolger der Oberst

Gottfried Eberhard v. Eberschwein von 1685 bis 1690 war. Nach dem Generalmajor de la Cave waren die Gouverneure von Pillau zugleich Gouverneure von Königsberg und hatten am letztern Orte ihren Sitz.

Der Kurfürst Friedrich III. ließ 1688 den unter seinem großen Vorgänger bereits angefangenen revetirten Halbmond vor der Spitze des Bastions König beendigen, später die Raveline Ludwig und Storchnest revetiren, die Facen des Bastions König, mit Verwandlung der Faussebraye in eine Berme, herausrücken und in dessen Kehle ein Pulvermagazin erbauen. Ferner wurde die Kurtine König-Königinn mit Gewölben versehen und die Facen des Bastions Königinn, wie dies am Bastion König geschehen war, vorgerückt, in der nicht ausgeführten Absicht, auch in diesem Bastion einen Kavalier zu erbauen. In dieser Zeit erfolgte auch die Erbauung mehrerer Baracken für die Garnison. Ebenso wurden im Jahre 1688 das Hauptthor, 1697 sämmtliche Zugbrücken und 1698 die Wohnung für den Kommandanten, jetzt Dienstwohnung des Ingenieurs vom Platz, neu aufgeführt.

Zur gänzlichen Vollendung der Festung wurde nach dem von dem Major Montargues entworfenen und von dem Könige Friedrich I. im Jahr 1702 genehmigten Projekt, der noch nicht fertige Theil des gedeckten Weges und des Glacis vom Bastion König bis zur Kapitale des Bastions Albrecht regulirt und in demselben drei revetirte Lünetten und ein Halbmond vor dem Bastion Königinn mit trockenen Gräben erbaut, ferner das Ravelin Schinkenschanz mit einer Futtermauer bekleidet und der Halbmond vor dem Bastion König durch Verlängerung der Façen in eine Contregarde verwandelt.

Die Festungsgräben erhielten ihr Wasser mittelst eines kleinen durch den Haken nach dem Haff führenden Grabens, vor welchem zur Deckung des Hakens eine Brustwehr aufgeworfen war. Hinter dieser befanden sich zwei einfache Werkchen von Holz, die durch spanische Reiter in Verbindung standen. Der Hafen sollte nunmehr erweitert, zur Deckung des Hafens und zur Bestreichung des Haffs das neue Werk oder die Hafenschanze angelegt und diese durch einen gedeckten Weg mit dem gedeckten Wege der Festung in Verbindung gesetzt werden. Diese Arbeit wurde 1713 begonnen, doch erst unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. im Jahre

1722 durch den Artillerie-Hauptmann Bibsing beendigt. Gleichzeitig wurde noch ein neues Bollwerk um die Stadt erbaut, zu dessen Besichtigung der König (1727) nach Pillau kam *).

Außer diesen Befestigungswerken wurden in diesem Zeitraume folgende Bauten im Innern ausgeführt: im Jahre 1707 das Zeughaus, 1717 die Garnisonkirche **), 1730 der Thurm über dem Festungsthor, die Hauptwache und das Stockhaus, 1731 das Proviantmagazin, 1739 die jetzige Kommandantenwohnung, nachdem das unter dem Gouverneur de la Cave im Jahre 1657 erbaute Gouvernementshaus wegen seiner Baufälligkeit eingerissen war. Das im Jahre 1731 erbaute Proviantmagazin litt durch die Last des darauf geschütteten Getreides so bedeutend, daß am 3. November 1738 Vormittags sich die massiven Umfassungsmauern trennten, die Balken sich einbogen und das Dach einstürzte. Der Bau eines neuen Magazins, mit dem die Wohnung für den Proviantmeister verbunden wurde, geschah 1739.

Das Terrain zunächst der Festung hatte sich bis zu dieser Zeit bedeutend verändert und namentlich der Haken, der nun ein 500 Schritt langes und breites, fast regelmäßiges Viereck bildete, durch fortwährendes Ansetzen von Sand seine ursprüngliche Gestalt verloren. Der Kolk bespülte den Fuß des Glacis der Kommunikation nach der Hafenschanze und der Festung bis zur Kapitale des Bastions Königinn. Die Erdzunge vor der Front Bastion König-Königinn hatte nur die Breite von 500 Schritt und war so niedrig, daß sie bei stürmischem Wetter von der See größtentheils überschwemmt war. In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November 1702 wurde die Landzunge und das Ravelin Faulwinkel sogar ganz unter Wasser gesetzt, so daß man ein gänzliches Wegreißen des ganzen schmalen Erdstriches, der Pillau mit dem festen Lande verbindet, befürchtete. Durch den

*) Beitr. z. Kunde Preußens VI. 53.

**) Die von den Schweden im Jahre 1635 erbaute Kirche ließ der große Kurfürst abbrechen und von 1658 bis 1660 eine neue bauen. Der obere Theil der 1717 zum dritten Male erbauten Kirche wurde zum Proviantmagazin eingerichtet, wo in der Nacht vom 8. Oktober 1761 wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit der Russen, die damals im Besitz der Festung waren, Feuer ausbrach, wodurch die Kirche in Asche gelegt, nach einigen Jahren aber wieder hergestellt wurde.

von der See ausgeworfenen Sand erhöhte sich allmählich das Terrain, und die dadurch entstandenen Sandhügel, durch Zäune zusammengehalten, bildeten nach und nach Dünen, durch welche die Ueberschwemmungen verhindert wurden. Das Tief hatte sich allmählich erweitert; es war nach einer Messung, die der Ingenieur Hauptmann Franske am 14. Februar 1740 veranstaltete, als während des sehr kalten Winters das Tief und auch die See mehrere Meilen weit mit Eis bedeckt war, 1800 Fuß breit *).

Eine bedeutende Verbesserung des Hafens erhielt Pillau zur Zeit des siebenjährigen Krieges während der Besetzung von den Russen. Der vor demselben liegende, durch eine Sandbank gebildete Wehrdamm wurde in den Jahren 1759 und 1760 mittelst Steinkasten bedeutend verlängert und dadurch nicht nur das Bollwerk der Stadt vor dem Anlaufe des Eises von der gefährlichsten Seite gesichert, sondern auch den Schiffen, die nicht in den Kanal kommen konnten und vor der Stadt liegen mußten, ein großer Schutz gewährt. Dieser Wehrdamm erhielt den Namen: der russische Damm, und ist für die Festung insofern von Wichtigkeit, als eine auf demselben anzulegende Batterie jeden Angriff der Festung von der Landseite flankirt. Im Jahre 1843 wurde in dieser Absicht hier eine Lünette zu bauen angefangen, wozu man die damals in Pillau befindlichen russischen Ueberläufer benutzte.

(Schluß folgt.)

Berlin.

K. Hoburg,
Major a. D

*) Beitr. z. Kunde Pr. VI. 56.

II. Mittheilungen.

[**Ein Trenckscher Becher.**] Schon mehrfach ist in diesen Blättern (N. P. P. B. a. F. X, 81. 301.) der von Friedrich Frhrn. v. d. Trenck während seiner Kerkerhaft in der Magdeburger Sternschanze radirten zinnernen Becher Erwähnung geschehen. Einer derselben ist im Besitze des Obristen und Brigade-Commandeurs Herrn Freiherrn v. d. Trenck zu Danzig. Von seinen Abbildungen und Inschriften stimmen einige bis auf geringe Abweichungen mit denen eines andern, N. P. P. B. a. F. X, 81. beschriebenen Bechers überein. Wir lassen hier die von Friedrich v. d. Trenck diesem Becher beigefügte schriftliche Erklärung der darauf befindlichen Bilder in wörtlichem Abdrucke folgen.

Auf diesem Becher sind folgende Bilder mit ihren Beyschriften zu finden.

NB. Nur das, was am Rande mit „ bezeichnet ist, steht auf dem Becher.

1. *)

Ich selbst in meinem Kerker zeige mein Herz in der Hand, mit der Beyschrift „sans reproche

Die neben mir sitzende Vernunft erleuchtet es und spricht: „il ne sache rien.

Ueber dem Gefängniß steht mein Wahlspruch:

„Tousiours le même.

Der Neid hetzet mich mit einem ergrimmten Tyger und sagt „periat.

Die Zeit bringt mir einen Lorbeerkranz.

Cupido zielet auf mich mit der Beyschrift „pour le mortifier.

Ein kleiner Genius zeiget mir die Welt von weitem, mit den Worten „Vien jouir de ce globe.

*) Vgl. N. P. P. B. a. F. X, 95. die Beschreibung des siebenzehnten Bildes.

Der Parnassus mit dem geflügelten Pegasus praesentiret sich im perspectiv, womit ich meine Neigung zu denen Wissenschaften andeuten will. Die auf dieses Bild eingerichtete inscription ist folgende = *).

„Hier in meiner Trauer Höhlen
„hält mir die Vernunft das Licht,
„und mit vorwurfsfreyer Seelen
„fehlt es mir an Großmuth nicht.
„Wenn Verläumdung zischt und wütet,
„wenn der Trieb zur Welt mich nagt,
„und die Sehnsucht Schwermuth brütet,
„bleibt mein Herz doch unverzagt:
„und weil das mich nicht verklaget,
„wird die Zeit mein Richter seyn,
„was der Pöbel von mir saget
„macht mich weder schwarz noch rein.

Unglück ist ja kein Verbrechen:
Strafe schimpft nicht, nur die That.
Wer mein Schicksal kennt soll sprechen
was der Trenck verdienet hat.

„Mancher sollte Ordens tragen,
„und trägt Sklaven Fesseln Last,
„und den Kerker sollten plagen,
„der wohnt rühmlich im Pallast.
„Wer in Ketten edel denket,
„und im Unglück lachen kann;
„bleibt, wird gleich sein Recht gekränket
„in sich selbst ein grosser Mann.
„Der Verdienste wahrer Lohn
„stammt nicht von der Fürsten Thron.

2.

Eine Nachtigall im Käfig und ein Sperling in der Freyheit. Das Bild stellet ein Garten perspectiv vor, um den Raum anzufüllen. Die Schrift ist diese = =

„Die Nachtigall singt, deßhalb sitzt sie gefangen:
„der Sperling fliegt sicher und schadet der Welt.
„Man sieht den Verläumder im Pallaste prangen,
„Der redliche Menschen im Kerker festhält.

*) N. P. P. B. a. a. O. S. 96. Diese Verse sollen auch auf einem N. P. P. B. a. F. X, 301. erwähnten Becher stehen.

„Nun Nachtigall pfeiffe! der Fürst wird dich hören
„Ach möchten die Sperlinge dich nur nicht stöhren!
„Doch leyder, sie machen Ihn taub mit Geschrey,
„Wer hört dich im Käfig! der Sperling spricht frey.

3.

Eine Mohrin, mit der Beyschrift

„L'on dit, que le soleil ne fait qu'au Süd des noires:
„que sui je dans le Nord? la calomnie dit
„que je sui Egyptien, du moins on le doit croire
„dans ce pays icy: hélas quel sort maudit!
„l'on juge de la peau, du coeur et de l'esprit
„de l'homme sans le voire.

4.

Ein Baer, der an der Ketten tanzet und ein Baum, der umgehauen wird. Dabey ist zu lesen:

„Eichen werden umgehauen,
„Rohr wird auf der Wurzel Mist,
„und wer nicht zu brauchen ist
„dem darf vor dem Neid nicht grauen.
„Weil der Bär schön tanzen kan,
„muß er an der Ketten sterben,
„just so dient dem klugen Mann
„Sein Verdienst oft zum Verderben.

item.

„Courage. Monsieur Ours par Ordre il faut qu'on danse!
„Le Ciel par mon bâton fera ta recompense:
„helas quel sort glorieux!
„de sotter en cadence
„jusqu'au sommet des cieux
„et d'être l'ours des Dieux!

5.

Eine Hirschjagd, bei welcher ein stolzer Esel zusieht:

„Der Esel sieht den Hirschen jagen,
„und denkt. Ich bin ja mehr, als du!
„an mich darf sich kein Jäger wagen:
„Trotz Hunde! lachend seh ich zu:
„Der ist gewiß ein Bösewicht
„weil man ihn gar mit Hunden hetzet . . .
„Schweig Esel! Hirsche peitscht man nicht,
„und für dich wird kein Stahl gewetzet;

„Macht dich dein Eselrecht so stolz?
„geh Praler! geh an dem Karren traben,
„Zum Bauen taugt kein Weidenholz,
„und Esel Fleisch nur vor die Raben.

6.

Ein bittender Verliebter und ein Hund, der speyet mit der Beyschrift.

„Güter die wir nicht besitzen
„können nur den Wunsch erhitzen
„den man nicht erfüllen kann,
„und wenn wir sie wirklich haben,
„sehen wir nicht mehr die Gaben,
„sondern nur die Fehler an.
„Eckel folgt auf Ueberfluß
„wenn man hat, was man begehret
„wird man nur dadurch beschweret
„und verachtet den Genuß.
„Mensch! Kannst du nicht widerkäuen?
„Lern es in dem Ochsenstall!
„Mach's wie Hunde, wenn die speyen
„fressen sie es noch einmal!
„Folg im Glücke diesem Brauch,
„widerkäu es denkend auch
„so wirst du bey seinen Gaben
„stets Genuß nie Eckel haben.

7.

Eine Dame, die ihren Mops füttert.

Der Hase liegt zu ihren Füßen, im perspectiv zeiget sich eine Jagd und der vor der Thüre ruhende Jagdhund mit der inscription.

„Der müde Jagdhund ruht matt hungrig auf dem Mist,
„wenn Mops auf Purpur schläft, und Hasen Braten frißt.
„Mops wird im Glücke grau, er ist dazu geboren,
„Ein Hund der tüchtig ist, wird desto mehr geschoren.
„Was unser Fleiß verdient, verzehrt der Schmeichler Zahn:
„Mops trägt ein Ordens Band, den Jagd-Hund koppelt man;
„O Welt wie mancher hat in dir sein Recht verlohren!

8.

Ein Schiff im Sturme mit zerbrochenem Mast, der hafen von ferne: Ein im Wasser schwimmender Mensch, un ein Vogel - mit der Beyschrift.

„Avans de ce noyer, l'on nage vers le bord:
„Quand un pilote voit péril dans un orage,
„il cherchera le port!
„Le lièvre fuit le chien, l'oiseau sa triste cage,
„helas! un prisonnier n'a-t-il le même droit
„ou la nature dit, j'ordonne, c'est à toi!

item.

„Wer in das Wasser fällt der schwimmt ja an das Land:
„Wenn Mast und Ruder bricht so sucht der Schiffer Strand:
„Der Hase flieht den Hund, frey will der Vogel fliegen;
„Und wer entfliehen kann, soll nicht in Ketten liegen.

Auf dem Deckel.

1.

Eine Eule in der Nacht, wenn die andern Vögel schlafen *).

„Gestern schien's ich sey geschaffen
„aller Vögel Spott zu sein.
„jetzt da meine Feynde schlafen
„seh ich meine Thorheit ein.
„Mensch betrachte hier den Neid!
„alles währt nur eine Zeit.
„Lerne von verfolgten Eulen
„Rachsucht mit Verachtung heyllen
„Endlich kommt auch Deine Nacht
„Die die Feynde schweigen macht
„Und in Deinen Trauertagen
„laß Dir von der Eulen sagen
„wie sie über Narren lacht.

2.

Eine Katze vor welcher der Hund steht und die Mäuse tanzen auf ihrem Rücken. NB. Dieses Bild muß nicht nachtheyllig vor mich verstanden werden, es zielet auf die böße Menschen, die mich in dieses Unglück gestürzt haben, darinnen ich Hülf und Trostlos verschmachte. Friedrich ist gerecht und wird die Katzen schon zu seiner Zeit zittern machen.

„Le chien est la, souris vengeance.
„le chat est doux, plein de patience,
„en regardant son ennemi:
„voila le temps pour Vous souris.

*) N. P. P. B. a. a. O. S. 91.

„Vous malheureux de notre terre!
„voyez ce que le tems peut faire,
„enfin Vous trouverez le cas
„pour triompher de tous les chats:

Teutsch.

Der Katzen Feynd der Hund ist da,
Ihr Mäuße tanzt auf ihrem Rücken
Jetzt kann sie nicht auf Mäuße blicken,
Ihr Widersacher steht zu nah.
Jetzt ist es Zeit den Muth zu kühlen,
Nun rächet euch nur ungescheut.
Bedrängter Mensch erwart die Zeit.
So kannst du auch mit Feinden spielen.

Weil es der Raum dieses Bogens gestattet, will ich um ihn anzufüllen noch folgende inscription hinsetzen, die auf Katzen zielet, aber auf dem Becher nicht zu finden ist.

L'accident de la naissance
Fait des tygres pour l'horreur
et aux chats le même coeur
dans un corps plein d'impuissance
le vouloir ne manque pas,
mais n'étant que foibles chats,
ils badinent quand ils grattent,
Vous échappez à leurs pattes
mais le ciel connoit les cris
et les larmes des souris

Teutsch *).

3tes Bild.

Ein Schwan der gegen den Strom schwimmt mit der Beyschrift.

„Wenn der Strohm vom Berge fliesset,
„und schnell durch die Felder schiesset,
„sieht man daß der starke Schwan
„nicht entgegen schwimmen kan.
„Mancher will bey gleichen Fällen
„wider seines Glück Stroms Wellen
„stärker als die Schwanen seyn.
„Narr! betrachte dich im Spiegel:
„Wo sind deine Schwanen-Flügel?

*) Fehlt im Original.

„bilde dir doch Federn ein!
„Schwimm! hör' was die Klugheit spricht!
„ohne Federn schwimmt man nicht.

4tes Feld.

Das Wapen des Herren Obristen.

NB. Die Bilder dieses Deckels waren bereits alle fertig da mir dieses Wapen zu stechen aufgetragen wurde und ich erfuhr vor wen dieser Becher bestimmt sei, sonst hätte ich ganz andere und mir vielleicht vortheilhaftere inscriptiones darauf angebracht; indessen da ich keinen Raum mehr auf dem Zinn habe, meine Gedanken anzubringen, stehen nur folgende Zeilen unter dem Wapen.

„Genereux Protecteur regardez ce goblet!
„connoissiez Vous le coeur de la main qui l'a fait,
„quel support pour mon sort, quel glorieux avantage!
„de me voir connû bien jugé par un sage:
„Demasquez l'apparence, voyez clair, voilez rien!
„Où trouverez Vous portrait plus touchant que le mien!
„Montrez au grand Fedric cet affreux extérieur!
„pour le faire curieux de connaitre mon coeur*).

Inngleichen**).

Mein Leser, wenn du noch auf diesen Becher siehst,
und als ein Menschenfreund die Vorurtheile fliehst,
so kannst du leicht an mir die Schule als Macht ergründen
und wirst für mich und dich genug zu denken finden
Sprich, was die kluge Welt von meinen Ketten spricht!
Denn unserm wahren Ruhm raubt Fürst und Teufel nicht.
Ach forsche, was mich kränkt. Sprich, wo ich seufzend schweige
und reiche mir die Hand ehe ich zum Grabe steige.

Auf dem Knopfe des Deckels ist ein Habicht, der eine Taube gefangen hat, mit der Unnschrift:

„C'est le droit du faucon
„sur nous faibles pigeons.

Hätte es der Raum zugelassen, so stände diese Inscription dabei:

Pauvre malheureux pigeon
dans les grifes du faucon
quel conseil fait ton affaire.

*) Die gesperrt gedruckten Zeilen sind im Original besonders sorgfältig und mit scharfen Federstrichen geschrieben, so daß sie heivortreten.

**) N. P. P. B. a. a. O. S. 97.

il vaut mieux pour toi se taire,
que porter des précautions.
Quand le mal est arrivé
ne parlons plus du passé;
la plus grande clairvoyance
ne fait plus que l'imprudence
quand le sort nous fait pigeons.

Oder man könnte auch hersetzen:

Quel crime pigeon
de fuir le faucon?
Demande les prêtres
qui te le diront!
aux grifes du Maitre
il faut se soumettre
dans tout ce qu'ils font.
nous sommes pigeons,
c'est Dieux qui fait naitre
les droits des faucons.
leurs grace et colère
nous doit toujours plaire
Voila la leçon.

Inwendig im Deckel ist folgendes annogramma Lateinisch zu finden *).

TrenCkIVs hIC pICtor fIgVrIs LoqVItVr CaVtIs
ponDera nVnC VIDens! faVtor tVnC erIs LVgentIs

Weil ich auf dem Becher nichts mehr anbringen kann, so will ich wenigstens hier noch ein paar kleine Bilder Inscriptions anmerken, nehmlich.

1.

Ein Schiff im Wasser ohne Wind
ist das, was wir auf Erden sind
wenn uns die Klugheit nicht beseelet:
Ein Schiff, dem aber Wasser fehlet,
Das auf dem Lande unnütz ist,
zeigt was du Trenck im Kerker bist.
Was hilft mir Kraft und Willen hier?
Wer wird mich in das Weltmeer reißen,
wo ich nie brauchbar Schiff kann heißen?
Ach großer Friedrich, Held der Preußen,
wenn Du verdammest, was sind wir?

*) N. P. P. B. a. a. O. S. 97. — Beide Becher stammen also aus dem Jahre 1758.

2.

Wie selten belohnet das Glück unsern Fleiß,
Der rühmlichste Kämpfer verliert oft den Preis.
und manche die seufzend im Kettenjoch schwitzen
verdienten vor Friedrich Blut zu verspritzen.
Wie oft hat die Mißgunst Verdienst besiegt
warum? Weil Verläumdung die Fürsten betrügt.
Geh Plato und wirff dich der Gottheit zu Füßen!
Wird Petrus dir Ketzer den Himmel aufschließen?
sapienti sat.

Ich schließe mit der Inscription auf eines meiner hier *) verfertigten Sinnbilder, wo ein Wolf das Schaf erwürgt, der Schäfer aber mit einer Schäferin indessen scherzt und die Rettungsstunde versäumt oder gleichgültig zusieht.

Schäfer auf! das Schaf schreit ach.
willst du deine Pflicht erfüllen.
laß den Wölfen nicht den Willen
rette jetzt und scherz hernach!
Menschen, die ihr glücklich lebet
steht doch den Bedrängten bei!
Denkt wie dem zu Muthe sei,
Der im Unglücksnetze lebet
Seufzt ein wehrlos schwacher Mann,
reicht ihm Wasser helft ihm siegen,
hat es nicht auch ein Vergnügen
wenn man Brüder retten kann?
brecht was ab von euren Freuden
und schützt Schaafe, wenn sie leiden.
Heut ist's noch Zeit zu sorgen
Mensch! verschiebe nichts auf Morgen
und erfülle Menschen Pflicht!

M.

[Die auf der frischen Nehrung gelegene Ruine Vogelsang.] Auf der Nehrung eine Ruine? Auf wandernde Sandkörner sollten unsre Vorfahren einen soliden Bau gegründet haben? Und zwar in der Nähe der für ein solches Bauwerk geeignetern Elbinger Höhe? Dies waren meine Bedenken, als ich im Kruge des an der Haffseite gelegenen Fischerdorfs V o g e l s a n g Kunde von Bauresten erhielt, die jenseits am Strande liegen sollten. Freilich hatten mir die Leute, da ich Theilnahme für ihre eigenen Verhält-

*) D. h. in seinem Gefängnisse.

nisse gezeigt, da ich nach den vorrückenden Bergen, nach verschütteten Dörfern und nach der Fischerei gefragt, Mittheilungen gemacht, die den Stempel der Wahrheit an sich trugen. Sie hatten mir das Erscheinen der Delphine geschildert, die sich dann und wann am Strande sehen lassen, ihr Auftauchen und Verschwinden, ihre kurzwellige Bewegung, die fast so aussehe, „als ob sich die Thiere überwerfen.“ Auch wurde mir gesagt, daß sie den Theer lieben, so daß sie sich mit einem frisch getheerten Netze leicht fangen lassen. „Darum“, fuhr ein langgestreckter Alter fort, „mögen sie auch gerne den Schiffen folgen, namentlich wenn sie neu gestrichen sind.“ Also darum? dachte ich, nicht der melodischen Menschenrede und des Gesanges wegen? Und die Geschichten, die uns Plinius mittheilt? Und Arion? Doch ich ließ sie weiter erzählen von einem Schwertfisch, der vor zehn Jahren ins Netz gegangen sei, und überzeugte mich, daß das genau beschriebene Thier ein leibhaftiger Xiphias gladius gewesen. Da rückte des Schulzen Sohn, zwar jünger aber eben so lang als der andere, an mich heran und fragte mich, ob ich schon von der Ruine gehört habe, die halb schon von der See verschlungen sei. Wenigstens läge der Begräbnißplatz schon in der See. Bei heftigen Stürmen werden aus ihm Leichname aufgewühlt und an den Strand geworfen. An ihrer Tonsur erkenne man, daß es Mönche gewesen. Da ich diese letztere Aussage bezweifelte, so trat der Wirth bestätigend hinzu und bemerkte dabei, daß er es freilich nicht begreife, wie Leichen in diesem fast unveränderten Zustande so lange sich erhalten können. Man habe mancherlei Dinge gefunden, namentlich Geräthe von Messingblech, auch seien die großen Stecknadeln, die daselbst zerstreut angetroffen werden, von demselben Metalle. Vor nicht langer Zeit seien noch tüchtige Mauern zu sehen gewesen, die jetzt der Dünensand begraben habe.

Es war nicht Interesse für todte Mönche, sondern ein rein geologisches, das mich antrieb diese Ruine genauer kennen zu lernen. Da der Abend bereits vorgerückt war, so forderte ich den Sohn des Schulzen auf, mich am folgenden Morgen dahin zu begleiten. Wenn ich frühe aufstehe, werde er mitkommen, war seine Antwort. Später habe er der Erndte wegen nicht Zeit. Es sollten nemlich am nächsten Tage die im Haff wachsenden Binsen geschnitten werden, das einzige Winterfutter für das

Rindvieh der Nehrungen. Bei Sonnenaufgang wanderten wir hinüber nach dem Strande. Hier fand ich auf einer Strecke von etwa 300 Schritten Mauerreste von einem oder mehreren Gebäuden. Sie stehen mindestens 40 Fuß über dem Spiegel der See und sind 80 bis 100 Schritte vom Strande entfernt. Starkgekrümmte Dachpfannenstücke von $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke weisen darauf hin, daß die Gebäude mit sogenannten Mönchen und Nonnen gedeckt gewesen. Dabei faustgroße eckige Stücke Granit und grober Mörtel. Umherliegende Knochen konnte ich nicht deuten, wohl aber erkannte ich in den Zähnen die des Edelhirsches und fand eine Schuppe, die einem mächtigen Stör angehört hat. Hellgelbe und dunkle Thonscherben mahnten an die grobe Töpferarbeit der alten Preußen, doch fehlte ihnen der beigemengte Grand. Ein großes Stück mit einem Henkel mag einem Kohlentopfe angehört haben. Eine aufgefundene Thonkoralle konnte und kann ich von einer altpreußischen nicht unterscheiden Auch fand ich mehrere scharfkantige Feuersteine, die ebensowenig als die Granitstücke dem Strande entnommen sein konnten, da hier der Strand steinlos ist. Ein Stück Glas, wohl der Boden einer Flasche, und ein Paar stark verrostete eiserne Nägel erinnerten wieder sehr an die Neuzeit. Mein Begleiter sagte mir, daß er vor einigen Jahren mit seinem Bruder hier gegraben und Mauern von 3 Fuß Dicke gefunden habe, auch ein leeres Gewölbe von etwa 8 Fuß Länge, 4 Fuß Breite, 9 Fuß Höhe. Vom Begräbnißplatze könne er mir nichts zeigen, da er 25 bis 30 Schritte in See liege.

Ich habe mich weitläuftiger über diese Baureste ausgelassen, um Einen oder den Andern der geehrten Leser anzuregen, mit Hülfe alter Quellen über die Genesis dieser Bauten Genaueres festzustellen. Wäre die Zeit bekannt, in der diese Gebäude aufgeführt worden, so gäbe dies ein sicheres Datum über das Fortschreiten der Nehrung. Daß die Nehrung wie heute so auch in früheren Zeiten nur auf der Haffseite bewohnt gewesen, kann kaum bezweifelt werden. Der Mensch braucht trinkbares Wasser und das findet er nur auf dieser Seite. Nehmen wir an, daß zur Zeit des Aufbaues die dem Haff zugekehrte Seite 200 Schritte vom Haffrande entfernt gewesen, so würde, da hier (nach der revidirten Coppieschen Karte) die Nehrung 4800 Schritte breit ist,

daraus folgen, daß seit der Gründung jener Bauten die Nehrung um 4500 Schritte nach der Landseite vorgerückt sei.

J. Schumann.

[**Anfrage.**] Auf einer silbernen der hiesigen Kirche *) gehörigen Weinkanne stehen folgende Worte geschrieben:

1. **Peter v. Schnurlein. anno 1634.**

2. **Den Kirchen zum seligen Feldt.**

In der Urkunde Ludwigs von Erlichshausen, Hochmeisters des Ordens der Brüder und des Spitals Sanctae Mariae des deutschen Hauses von Jerusalem, Königsberg 1465, heißt es wörtlich: „Wir thun kund und bekennen öffentlich mit diesem unserm offenen Briefe vor Allen, die ihn sehen, hören oder lesen, daß wir mit Wissen, Rathe, Willen und Vollwort unserer edelsten Gebietiger um der fleißigen und innigen Gebete Willen, die die würdigen und geistlichen Jungfrauen Gertrudis, die Aebtissen und die andern des ganzen Convents des Klosters in unserer Stadt Löbenicht, Königsberg, Sanct-Benedicten-Ordens, Gotte dem Allmächtigen ...... in diesen langen schweren Kriegen getreulich gethan haben ...... geben und verleihen den oben gedachten, der Aebtissen und dem ganzen Convent des benannten Klosters und allen ihren nachkommenden Aebtissinnen und Jungfrauen, das Dorf zum seligen Felde, das da inne hält mit des Pfarrers und des Schulzen Huben 60 Huben ... das unser Orden allewegen von Alters her inne gehabt, besessen und gebraucht hat ....“

Woher der Name zum seligen Felde? Was ist mit diesem Namen bezeichnet worden? Welche Kirchen haben 1634 zum seligen Felde gehört? — Auf diese für viele Verhältnisse nicht unwichtige Fragen hat bis jetzt eine genügende Antwort nicht gefunden werden können. Um eine solche in diesen Blättern bittet ehrerbietigst

Dr. A. Zimmermann

*) Zu Seligenfeld bei Königsberg.

Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke

Abhandlungen:

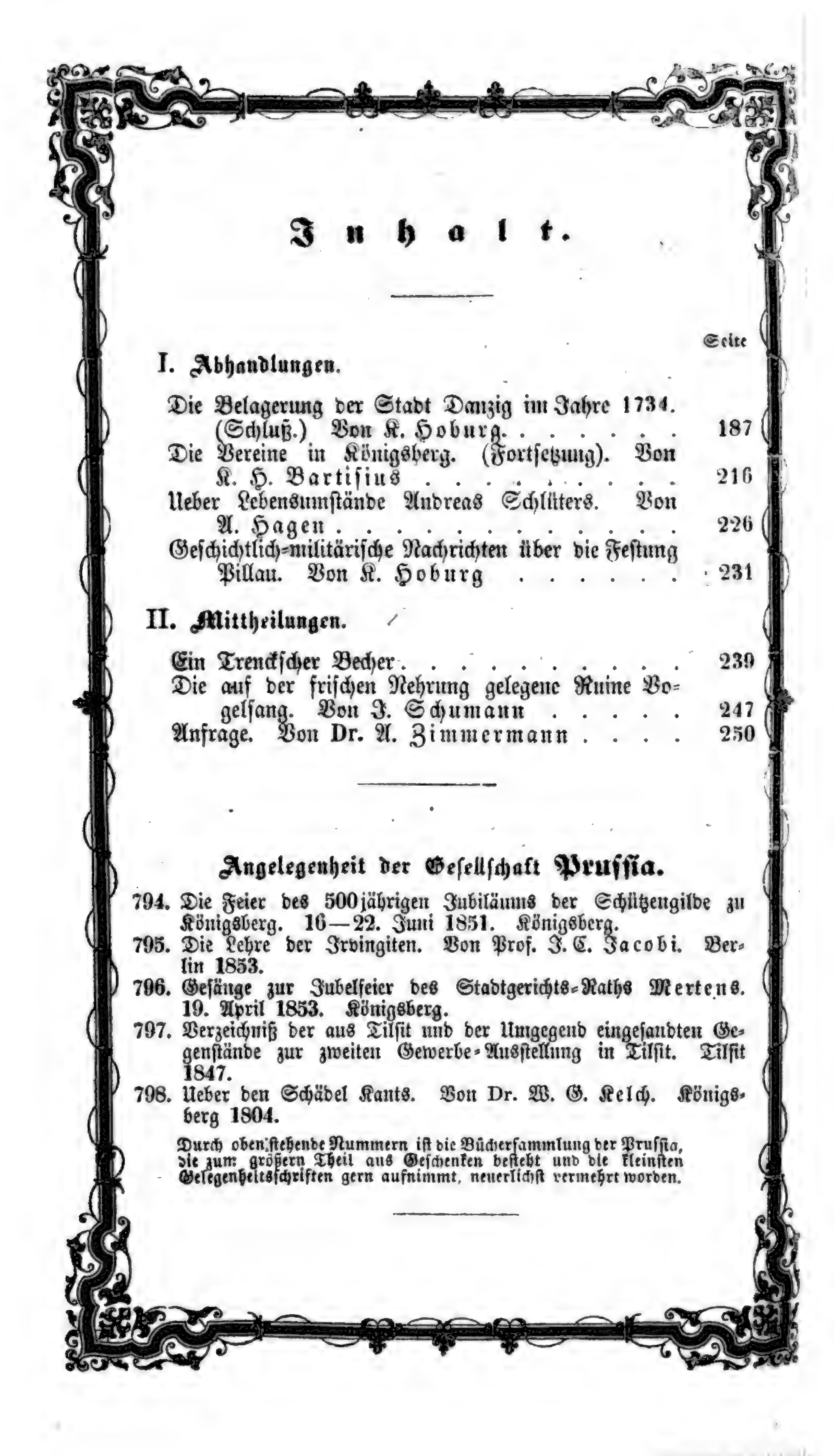
1) Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau. Von K. Hoburg. (Schluß).
2) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal.
3) Die Vereine in Königsberg. Von K. H. Bartisius (Fortsetzung).
4) Die Cholera in Preußen vom Jahre 1831 bis 1855, auf Grund der in den Mittheilungen des statistischen Bureaus gegebenen Zahlen. Von Dr. Schiefferdecker.

Mittheilungen:

1) Sprachprobe in der Mundart der Elbinger Höhe.
2) Etwas über den Streusand.
3) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (Fortsetzung).
4) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete, gesammelt von E. Gisevius.
5) Archäologische Miscellen. Von Dr. E. Strehlke.

Herrn Rektor B—ck in S—g. Besten Dank für die Uebersendung der Antiquität; wir werden nächstens darüber berichten. — Herrn Dr. H. J. Soll unmittelbar nach Ihrer Rückkehr Ihnen eingesandt werden. — Herrn Oberl. A. M. in K. Hoffentlich sind Sie damit zufrieden? — H. L. B. Einverstanden. L. S. in F. Lieb wäre es uns, wenn Ihr Beitrag schon früher zum Druck befördert werden könnte. — R. R. Nichts erhalten. — Herrn E. v. K. Wir können leider Ihrem Wunsche nicht genügen; die Gründe nächstens brieflich. — Herrn Dr. M. in S. Kaum denkbar! —

Den übrigen geehrten Mitarbeitern, welche sich mit Anfragen oder Einsendungen während der letzten Wochen an uns gewandt haben, werden wir in nächster Zukunft die gewünschte Auskunft ertheilen.



Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. (Schluß.) Von K. Hoburg 187
Die Vereine in Königsberg. (Fortsetzung). Von K. H. Bartisius 216
Ueber Lebensumstände Andreas Schlüters. Von A. Hagen 226
Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau. Von K. Hoburg 231

II. Mittheilungen.

Ein Trenckscher Becher 239
Die auf der frischen Nehrung gelegene Ruine Vogelsang. Von J. Schumann 247
Anfrage. Von Dr. A. Zimmermann 250

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

794. Die Feier des 500jährigen Jubiläums der Schützengilde zu Königsberg. 16—22. Juni 1851. Königsberg.
795. Die Lehre der Irvingiten. Von Prof. J. C. Jacobi. Berlin 1853.
796. Gesänge zur Jubelfeier des Stadtgerichts-Raths Mertens. 19. April 1853. Königsberg.
797. Verzeichniß der aus Tilsit und der Umgegend eingesandten Gegenstände zur zweiten Gewerbe-Ausstellung in Tilsit. Tilsit 1847.
798. Ueber den Schädel Kants. Von Dr. W. G. Kelch. Königsberg 1804.

Durch obenstehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 1. November.)

Band II. (LX.) Heft 5.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner**, wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße № 12, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet.

Vorwort.

Hälte wirklich Horst's Ausspruch auch für die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch, daß die Stimmung der Zeitgenossen für das Wunderbare, für das außerhalb der Sphäre der realen Welt Gelegene immer reger und allgemeiner zu werden scheine *), so müßte ich gegen eine solche Motivirung dieser Abhandlung mich doch verwahren und auf die ganz einfache Absicht hinweisen, dasjenige nach und nach zu veröffentlichen, was ich aus den ungedruckten Archivsquellen meiner Vaterstadt zusammengetragen habe, insoweit es mir entweder von allgemeinem oder doch von genügendem localem Interesse zu sein scheint. Im vorliegenden Falle glaubte ich beide Rücksichten nehmen zu dürfen. Denn daß man statt der ziemlich reichhaltigen, autentischen Belege für die Hexenprocesse durchweg entweder Lücken in den Acten fände oder höchstens eine Bemerkung ähnlich der jenes nicht übel kritisirenden Chronisten, welcher an Stelle jeder weiteren Mittheilung nur vermerkt: „In den Jahren 16** ist der Verstand der ****er spaziren gegangen," — das dürfte, selbst wenn aller Orten die traditionelle Kenntniß jener Facta verwischt werden könnte, schon der vielseitigen Folgen wegen nicht wünschenswerth sein. In

*) G. C. Horst, Dämonomagie. Frankfurt a. M., 1818. I, XI.

ihnen bleibt, was einmal geschehen, unvertilgbar. Um diese also zu enträthseln, können wir die schriftliche Niederlegung jener Greuel nicht nur nicht tadeln, sondern müssen vielmehr die vollständige Aufdeckung derselben wünschen. Die richtige Würdigung des Culturzustandes jener Zeiten, wozu diese Thatsachen sehr wichtige Belege bieten, ist ein weiterer Grund für ihre Veröffentlichung. Vor allem aber muß die Belehrung, welche wir (ein Recht der Geschichte) auch aus den Verirrungen der Vorfahren entnehmen sollen, in Anschlag gebracht werden. Darum bleibe die Ansicht derer außer Acht, welche aus falsch verstandener Pietät gegen die Vorzeit dergleichen Jammerscenen nie ans Licht gebracht wissen wollen; denn die Befürchtung geht viel zu weit, wenn sie durch solche Ereignisse die Schale der Vergangenheit so sehr gehoben wähnen, daß wir den vielfältigen von den Vorfahren überkommenen Segen nicht würden absehen können. Ist dieses aber nicht der Fall, dann kann es wohl nur der thörichten, gerade aus Unkenntniß der Vergangenheit und Gegenwart hervorgegangenen Anmaßung beikommen, sich stolz überheben und jene schelten zu wollen. Die Wahrheit in der Geschichte ist nirgends zu fürchten! Allerdings wird jeder mit Dank zu Gott sich wenden für die endliche Errettung aus solch unsäglicher Verstandesverwirrung; auch wüßte ich kein Analogon zu jener fast allgemein gewordenen Manie aus der heutigen Zeit nachzuweisen, weil einzelne Schattenbilder, die aus jenen dunkeln Regionen stammen, den Vergleich nicht geben können. Allein weil wir von der Einen Thorheit geheilt sind, darum sind wir es noch lange nicht von allen. Leider sind nämlich die meisten specifisch so sehr verschieden, daß die Entfernung der einen die der übrigen nicht bedingt. Ja, hätten alle dieselbe Basis, die Welt wäre längst allerseits vernünftig! Jene sich so streng ausschließenden Ansichten in mehreren theoretischen und praktischen Disciplinen, wie etwa in der Medicin, sind sie nicht thatsächliche Beweise für Einen, wenn nicht gar für zwei Irrthümer? Und kann man geradezu behaupten, daß der Schaden, den wenigstens einer von beiden herbeiführt, geistig und leiblich geringer sei? Freilich glaubt jeder in seiner Art wunderlich viel Gutes zu stiften; das glaubten die Hexenrichter auch! — Was haben wir überdies in ganz zweifelsfreien Dingen hie und da noch wegzuräumen, um festeren Fußes nach dem entfernten, bessern Ziele ausschreiten zu können. Ich will nur an jene Entwürdigung der Menschheit erinnern, deren sich, trotz

der vielseitigen Bemühungen der englischen Regierung, America gegen die Africaner noch immer zu Schulden kommen läßt. Seit 1807 sollen vom brittischen Reiche über zwanzig Millionen Pfund Sterling für Loskaufung von Sclaven und über sechszehn Millionen außerdem verwandt sein. Dessen ungeachtet, meint man, habe sich der Sclavenhandel sogar verdoppelt und an Grausamkeit zugenommen. Früher rechnete man auf hundert Sclaven einen Verlust von siebzehn bei der Ueberfahrt, jetzt kommen auf den kleinen Schnellseglern fünf und zwanzig, nach andern sogar fünfzig Procent um, die todt über Bord geworfen werden, so daß Africa jährlich eine halbe Million seiner Bewohner auf diese Weise einbüßt. Sind das nicht wahre Menschenopfer? *). Freilich der Gewinn von diesen hinübergeschleppten Schwarzen läßt sich mit mehr als einem Thaler auf den Kopf berechnen; und solchen Rücksichten weicht auch die

*) Wenn die englische Regierung mit ihrem 1833 gefaßten Beschluß, alle Sclaven in ihren westlichen Colonien freizugeben, nur durch große Geldverluste und den ihren Pflanzern zugefügten Schaden gebüßt hat, während die Africaner in Trägheit fortleben, so wird doch daraus hoffentlich keiner schließen wollen, es sei unmöglich, die dort geforderte Menschenwürde zu beachten, da es ja auf der Hand liegt, daß eine allmähliche Civilisation jene Nachtheile vermindern wird. Schlimm wäre es aber, wenn die Engländer bei ihrem scheinbaren Einschreiten für die unbestreitbaren Rechte der Mitmenschen nur durch Eigennutz geleitet würden, indem sie durch den Durchsuchungstractat zum Monopol des Sclavenhandels gelangen und die nur durch Sclaven producirten Colonialwaaren in den vereinigten Staaten vernichten wollten. Verdächtig ist es allerdings, daß England dem Sclavenhandel auf der Ostküste Africas nicht entgegen wirkt; etwa weil von dort die Unglücklichen nur in die asiatischen Hareme geführt werden und seinem Handel nicht schaden? Wahre Menschenliebe beweist die englische Regierung wenigstens gegen Irland und in ihren Zugeständnissen bei der Hudsonsbai-Kompagnie nicht, welche letztere ein unbeschränktes Recht über Freiheit und Leben aller, die in ihrem Dienste sind, ausübt und das System der Sclaverei, wie es unter den indianischen Stämmen besteht, angenommen hat. — Wenn, wie berichtet wird, die englischen Kreuzer seit einem Jahre 22 Sclavenschiffe genommen haben, von welchen 21 amerikanischen Rhedern angehören, dann ist die Bemerkung in Bezug auf diese Nation allerdings richtig: „Die Theorie thut es freilich nicht!" — Erfreulich ist es, daß seitdem auch andere Regierungen sich anzuschließen anfangen, und die Franzosen namentlich, welche trotz ihres Liberalismus lange geschwankt, und unter denen in einer Zeit, die über die Frage des Negerhandels in der Theorie wenigstens fest entschieden hat, sich noch laute Vertheidiger jener Sclaverei finden (Garnier de Cassagnac), beschlossen haben, daß dieser Menschenhandel ein Ende nehmen soll.

heutige Zeit! Welche Behandlung erleiden übrigens die Unglücklichen oft noch von ihren Herren! Es findet sich z. B. größere Nachfrage nach einem Produkte. Die Vermehrung des Vorrathes ließe sich durch angestrengtere Arbeit erzwingen; allein dadurch dürften eine Anzahl Arbeiter umkommen. Der Besitzer berechnet nun den Gewinn aus der größern Waarenmenge und den Verlust aus den gefallenen Menschenopfern. Ist jener überwiegend, so befiehlt er kalt, die Sclaven zu forciren. — Der Makel des Sclaventhums ruhte auch auf den Griechen und Römern; allein vergessen wir nicht, daß die Alten das Gebot der unbedingten Gleichheit in der Liebe nicht kannten. Sie hielten sich für vollkommen berechtigt zu der Niederdrückung der Menschenwürde in einem Theile ihrer Erdenbrüder. Und wie denn jede Usurpation um so milder ausgeübt wird, in je größerm Rechte der Usurpator zu sein vermeint, so finden wir dort eine großmüthigere Behandlung als bei den Christen, die sehr wohl wußten und wissen, daß sie den Geboten der Sittlichkeit entgegen handeln. Dazu kommt noch, daß die Mehrzahl der americanischen Sclavenbesitzer aus Leuten bestand und theilweise noch besteht, die, wegen ihrer Laster in Europa gebrandmarkt und ausgestoßen, als verzweifelte oder speculirende Abenteurer über das Meer gingen. Der Sclavenhandel galt daher im Alterthume für entehrend; im freien America, mindestens noch in den Sclavenstaaten, wird er für nichts weniger als entwürdigend gehalten. In Griechenland und Rom waren auch Söhne und Töchter der Sclavenhändler infam; in America können sie Präsidenten werden oder sich mit ihnen vermälen. Die Fälle abgerechnet, wo Feigheit oder verwirkte Todesstrafe den Sclavenstand zur Folge hatte, traf bei den Alten die Sclaverei gewöhnlich den Kriegsgefangenen, den Reichen also wie den Armen, den Vornehmen wie den Geringen. Sittlichkeit also und hoher persönlicher Muth schützen vor Sclaverei; und war der letztere nicht allgemein, so war es ein Unglück, keine Schande. In America aber? Da wird der Menschenwerth nach Farben classificirt, und eine ganze Menschenrace sieht als solche sich verurtheilt zur Entwürdigung. — Der freigelassene griechische Sclave konnte Schutzbürger, Beisasse werden, denn mit dem Bürgerthum, welches nicht für Geld, sondern nur um Verdienst verliehen wurde, geizten sie; und als solcher sah er begüterte, angesehene Fremde, die ebenfalls nicht Bürger werden konnten, neben sich, stand also immer noch ehrenwerth da. In Rom, welches Jahrhun-

derte lang den italienischen Bundesgenossen das Bürgerrecht verweigerte und erst im siebenten Jahrhundert seiner Existenz durch einen blutigen Krieg es sich abzwingen ließ, alle Italiener als Bürger anzuerkennen, gestattete man jedem griechischen, orientalischen oder celtischen Knechte, sobald ihn sein Herr frei ließ und sein persönlicher Ruf gut war, sich in die Bürgerliste eintragen zu lassen, wenn auch im Munde des Volkes ein Makel auf ihm blieb und er zu höhern Stellen nicht gelangte. Aber was man heut zu Tage oft nur hoher Geburt zutheilt, die Oberhofmeister-, Hofmarschall-, Kammerherren- und ähnliche Stellen, das war im kaiserlichen Rom sammt und sonders ein Amt der Freigelassenen. Die Leibeigenschaft, welcher die früher unterworfnen Länder anheim fielen, in ihren mannigfaltigen Abstufungen, macht das ähnliche Loos der Sclaverei erträglicher *). Was werden unsere Nachkommen, was werden namentlich die künftigen Geschlechter in Africa, wenn auch dort die Cultur Wurzel geschlagen und Ausbreitung gewonnen haben und — geschähe es auch durch eine Appellation an die ganze Menschheit — jene Ruchlosigkeit von Gottes freier Erde verschwunden sein wird, — was werden sie alle, die nach uns kommen, von diesen Jahrhunderten sagen?! Sie werden unser Angstgeschrei über die Grauen erregenden Hexenprocesse des Vergleiches kaum für werth halten; denn abgesehen von der mehrfach größeren Zahl der Opfer jetzt als damals, dort lag es, Ausnahmen nicht gerechnet, an der Einsicht, hier am Willen; jene Verirrung kann man, wenn auch mit Bedauern erklären, diesen Frevel ohne Erröthen nicht einmal nennen. — Ganz getrost darf demnach die Vorzeit diesen Theil ihrer Criminalacten der Gegenwart zur Revision vorlegen; sie kann von Menschen mit Recht ein menschliches Urtheil erwarten. — Uebrigens sollte man meinen, daß die geschichtliche Auffassung dieser Processe, weil sie schon über ein Jahrhundert als abgeschlossen hinter uns liegen, leicht wäre, und daß die schon längst allgemein gewordene Uebereinstimmung des über sie gefällten Tadels ein sicheres Urtheil auch im Einzelnen geben müßte; allein ob's daran liegt, daß ihr gänzliches Ablösen aus dem heutigen Ideenkreise die richtige Stellung erschwert, oder, was wenigstens hin und wieder sich gar nicht verkennen läßt, religiöse Ueberzeugung das Urtheil abändert, und, was nie entschuldigt werden kann, sogar

*) Morgbltt. 1844, 79. —

confessionelle Abneigung den Blick trübt; genug die Meinungen über Ursprung, Fortbildung und Beendigung dieser Processe sind sehr verschieden. Darum habe ich die Hauptzüge aus der Geschichte des Aberglaubens, wie sie mir selbst bei den vorbereitenden Studien durch die Feder gingen, vorausgeschickt, damit jeder Leser, dem die größern Werke über diesen Gegenstand fremd sind, eine selbständige Ueberzeugung gewinnen könne, ohne an die Resultate sich binden zu dürfen, welche ich selbst gewonnen habe. Lilienthal.

I. Einige Hauptpunkte aus der Geschichte des Aberglaubens.

Vergleicht man den Aberglauben alter und neuer Zeit mit dem jedesmaligen Stande der Wissenschaften, namentlich der Theologie, Philosophie und Naturkunde, so sieht man sich zu der Annahme gedrungen, daß diese Verirrung zwar nicht in alleiniger Abhängigkeit von jenen steht, daß sie aber durch die klar erfaßten Probleme derselben überall scharf begrenzt wird. Da jedoch Natur und Geist in ihren Grundgesetzen vollkommen zu durchschauen, dem Menschen für diese Erde ohne Zweifel versagt bleibt, so wird auch stets ein gewisses Feld für die Erzeugnisse seines Wahnes offen stehen. Dieses ist der Tummelplatz für die rein subjectiven Gebilde einer übernatürlichen Weltansicht, welche in der Regel durch übereiltes Hervordrängen in die Räthsel der Körper- und Geisterwelt und ihre Wechselwirkung erzeugt werden. Daß das Menschengeschlecht auf jenes Gebiet je freiwillig verzichten sollte, ist bei einzelnen denkbar, bei dem Ganzen nicht wahrscheinlich — Findet dort der Aberglaube seinen Ankergrund, so sind seine Lebenselemente Irreligiosität und Sittenlosigkeit; ja er macht sich vorzugsweise dann erst geltend, wenn er in der Masse des Volkes jene tragenden und nährenden Auswüchse, also auch Mangel an festem Vertrauen auf die Vorsehung und Furcht vor dem Uebersinnlichen antrifft. — Für diese Ansicht finden wir die Belege in der Geschichte aller Zeiten und aller Völker. —

Eine der ältesten Arten von Aberglauben ist die Astrologie, der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf den Charakter und die Schicksale des Menschen. Ob darin der Anfang einer wissenschaftlichen Astronomie oder die Entartung früherer, reinerer Kenntnisse zu suchen sei, läßt sich so leicht nicht entscheiden; jedenfalls fällt die

Astrologie als ausgebildetes System, wie wir sie in den ältesten Zeiten über den ganzen Orient verbreitet finden, mit einer richtigen Ansicht des Weltengebäudes nicht zusammen. Eben so wenig kann damals von klarer Auffassung der übrigen Erscheinungen in der Natur die Rede sein. Der Priesterstand des babylonisch-chaldäischen Reiches, Chaldäer und Magier genannt, war keineswegs wissenschaftlich gebildet. Handel und Luxus hatten diesen Asiaten nur eine gewisse oberflächliche Cultur gegeben. Auch die genaue Kenntniß der Thiere, welche Moses besaß, und die Bekanntschaft mit allen Thieren und Pflanzen, welche dem Salamo nachgerühmt wird *), beweisen nichts für die richtige Auffassung der hier zu beachtenden Naturerscheinungen in jener Zeit. Von dorther war deßhalb auch keine Abhilfe gegen die andern magischen Künste, welche den Orientalen nichts weniger als fremd sind, zu erwarten. Dem Heidenthum jener Gegend lag außerdem, durch Zoroaster nur in ein geordnetes Religionssystem gebracht, die Annahme eines bösen Principes mit unabhängiger Macht zum Grunde, so daß kein Mittel als widersinnig erscheinen konnte, welches, um die physischen Uebel abzuwenden, die Mitwirkung dieses Wesens bezweckte. — Die Juden waren freilich im Besitze des geoffenbarten Glaubens an den einzigen, allmächtigen Gott; allein wie häufig dieses Volk seinen Gott verließ und dem Heidenthume anhing, ist bekannt **). So konnte denn auch der Glaube an Beschwörung der Schlangen, an Traum- und Zeichendeuterei, willkürliche Verfinsterung der Sonne und des Mondes, Todtenbeschwörung (zum großen Theile Betrug der Bauchredner) Nativitätsstellung und andere Zauberei jene Ausbreitung und Gestalt gewinnen, wie wir sie aus mehreren Stellen des alten Testamentes erkennen ***). Daher ward die Zauberei bei den Juden nicht allein verboten, sondern sogar der Tod durch Steinigung als Strafe bestimmt †). — Wie alle diese wüsten Phantasiegebilde entstanden, das nachzuweisen dürfte eben so wenig angänglich sein, als es möglich ist, für jede

*) 2. Mos. 32. — 3. Mos. 11. — 1. Königs. 4, 33.

**) Richter 17, 3—5.

***) 2. Mos. 7, 11. — Jes. 8, 19; 29, 4; 44, 25; 47, 9. — Jer. 8, 17; 14, 14; 23, 16; 27, 9; 29, 8. — Ezech. 12, 24. — 1. Sam. 6, 2; 15, 23. — Dan. 1, 20; 2, 2. — 1. Königs. 22, 7 flgd. — Job. 3, 8. —

†) 2. Mos. 22, 18. — 3. Mos. 19, 31; 20, 27. — 5. Mos. 18, 10—12.

Erfindung im physischen und geistigen Leben das Woher und Wie zu ermitteln. Jenes wie dieses entsteht und entwickelt sich aus und mit den physischen und geistigen Bedürfnissen überall, wo Menschen leben, übereinstimmend in der Hauptrichtung, abgeändert nur durch Nebenbedingungen. Daher die auffallende Aehnlichkeit bei vielen dieser Erscheinungen an den entferntesten Punkten der Erde, deren historischen Zusammenhang zu erforschen, eitle Mühe wäre; womit aber das Uebergehen einzelner so wenig geläugnet sein soll, daß gerade nur dadurch sich manches auf diesem dunkeln Gebiete erklären läßt.

Die Religion der Griechen und Römer war grobsinnlicher Pantheismus. Ihre Dichter entlehnten die Götterlehre vom Volke und gaben ihm dieselbe ergänzt und erweitert zurück. Homer war das Hauptglaubensbuch der Griechen, Virgil das der Römer. Die Unterrichtetern, welchen diese rohe Ansicht nicht zusagte, verfielen auf physische, astronomische, historische, ethische und andere Erklärungsarten; allein dem Volke blieb die pragmatische sowohl, als auch die philosophische Auffassung fremd; und Plato, der selbst geläutertere Begriffe von dem höchsten Wesen hatte, spottet über den schlechten Nothbehelf solcher Deuteleien. Die lebhafte Phantasie der Griechen hatte das Götterreich sattsam bevölkert; aber ihre Götter, mit dem Charakter desjenigen Stammes begabt, der sie vorzugsweise verehrte, waren nicht allein in Rücksicht auf moralische Kraft nichts weiter als der schwache Mensch sondern sogar menschlichen Leiden unterworfen. Mächtiger als die Menschen griffen sie zwar, je nach Zuneigung oder Abneigung, bald fördernd bald hindernd in das Leben derselben ein; allein nothwendig mußte sich neben diesen allerlei Gebrechen unterworfenen Wesen die Annahme einer höhern Macht ausbilden. Auf diese Art kamen sie zu dem Begriffe eines nicht den freien Willen, wohl aber die äußere That bestimmenden Schicksals Doch bildete sich derselbe neben der den Göttern zugeschriebenen Macht nie vollkommen zu dem Glauben an unbedingte Vorherbestimmung aus; weßhalb schon bei Homer die Götter bald über, bald unter dem Schicksale stehen. Die Idee eines absolut guten Wesens, das entweder allmächtig ist, wie im Christenthume, oder beschränkt, wie im orientalischen Heidenthume, kannte das Volk nicht. Ihm war deßhalb auch das absolut böse, mit Zulassung oder für sich wirkende Princip fremd. Und doch waren weder Griechen noch

Römer frei vom Aberglauben. Der Grund hiervon lag theils in dem Streben, das die äußeren Begegnisse schaffende, unabwendbare Schicksal vorher kennen zu lernen, theils in der Furcht vor dem moralisch-schwachen Charakter der Götter, wann und in soweit dieselben dem Verhängnisse gebietend gedacht wurden, und in dem daraus entspringenden Bestreben, dieselben durch irgend welche Mittel zu vermögen, sich den menschlichen Wünschen zu fügen; welches Letztere die Basis all ihrer Magie ist *). Ein Theil des Aberglaubens, wie Voraussicht durch den Gesang oder Flug der Vögel und durch die Eingeweide der Thiere, war deßhalb auch officiell, anderes zwar verpönt, aber mehr, wie es in der Natur der Sache lag, wegen des Schadens, den man für andere daraus befürchtete, als aus Rücksicht auf die dadurch zu beleidigenden Götter.

Die Formen des Aberglaubens sind in Griechenland und Rom keine andern, als bei den übrigen Völkern. Die Griechen, in Plastik und Poesie unsre Meister, sind nicht überall die ewig heitern Jünglinge, so wenig in der Kunst, wie im Leben. Auch jene düstere Seite fehlt ihrer Mythologie keineswegs. Der Traum, das Niesen, Herzklopfen und Ohrensausen galt für bedeutungsvoll; man glaubte an gute und böse Tage, fürchtete sich vor dem Verfluchen, dem bösen Blicke, Cicero namentlich vor dem der Weiber, deren Augen eine doppelte Pupille hätten, bediente sich der Zauberworte und Amulete **), bereitete Zaubertränke und schrieb den Hexen, namentlich in Thessalien, dem eigentlichen Zauberlande, die Kunst zu, den Mond vom Himmel ziehen, durch die Luft fliegen oder auf Besen und Gabeln reiten und Regen, Hagel und Donnerwetter machen zu können. In den zwölf Tafeln schon ist eine Verordnung wegen des Wettermachens, auch wird in ihnen das Beschwören der Feldfrüchte, das zauberische

*) Unrichtig, glaube ich, faßt Horst (a. a. O. 350 flgd. und seine Zauberbibliothek, II. 1. und 2. Abschnitt) die Sache auf. Wie konnte man sich (was Horst annimmt) durch Unterwerfung der Götter zum Herrn des Schicksals machen, wenn die Götter wie der Mensch dem Schicksale als unbedingt unterworfen gedacht wurden! —

**) M. Cato (de re rustica, 160) giebt unter andern folgende Formel gegen Hüftweh: „haut haut haut ista pista sista domiabo damnaustra." — Das an die Thüre geschriebene Arse verse schützte gegen Feuersgefahr. (Festus, 16.) — Häufig trug man die 'Εφέσια γράμματα gegen allerlei Uebel in ledernen Gürteln auf dem Leibe. —

Weglocken des fremden Getreides verboten. Merkwürdig ist, was Cicero*) vom Redner Curio, einem Manne von sehr schwachem Gedächtnisse, erzählt, daß dieser, als ihn in der Rede gegen die Titinia das Gedächtniß verlassen, mit der Erklärung abgetreten sei, Titinia habe ihm dieses durch Zauberei angethan. Der Glaube an Werwölfe**), welcher zuerst in der Verwandlung des Lykaon erscheint, war besonders in Arkadien einheimisch. Die Nymphen, Gottheiten niedern Ranges, sind wenigstens in der spätern Zeit, ganz ähnlich den Elfen. Ihre Liebschaften mit den Hirten sind großentheils der Stoff zu den alten Hirtenliedern, wie bei Theokrit. In Italien sah man die Waldgötter als Veranlasser des Wahnsinns an und fürchtete deßhalb ihre Begegnung. Wahnsinn oder Tod befürchtete man auch von dem den Tanz sonst liebenden, auch gegen Menschen oft gütigen Pan, welchem die gewöhnliche Vorstellung in Griechenland eine schreckhafte Gestalt gab. Das Alpdrücken nennt Plinius Faunorum ludibria. Im Horaz, Ovid und Tacitus findet sich der Volksglaube berührt, daß man mit Hilfe gewisser Bilder, welche Menschen vorstellten, diese dadurch verletzen oder tödten könne, wenn man jene Bilder durchsteche oder verbrenne. Selbst das Tödten der Kinder zu zauberischen Zwecken wird erwähnt. Gegen die die Kinder säugenden oder auch den Menschen Blut und Eingeweide aussaugenden Strigen genoß man Speck und Bohnenbrei an den Calenden des Junius. Wer kennt endlich nicht die griechische Zaubergöttin, die dreiköpfige Hekate, die Mutter der berüchteten alten Zauberinnen Circe und Medea, welche bei Geisterbeschwörungen angerufen wurde, deren Bilder vor den Thoren, auf Landstraßen und Scheidewegen, überhaupt an den Begräbnißstätten aufgestellt waren, wo man ihr an dem Abende des Neumondes Fische, Bohnen, Eier und dergleichen geringe Speise hinsetzte! Merkwürdigerweise findet man in Aegypten und Griechenland sogar Spuren von unserm Somnambulismus. Die Hände wurden aufgelegt und andere Berührungen und Bewegungen, mit mystischen Worten begleitet, vorgenommen, um einen traumartigen Zustand hervorzubringen und durch diesen Ahnungen und Voraussagungen zu erlangen. Später wurde dieses Ver-

*) Brut. 60.

**) Vielleicht „Menschwölfe", von Wer = Ger = Spieß, meton. = Mann; griech. λυκάνθρωπος, nur umgekehrt zusammengesetzt. —

fahren auch eine Heilmethode in der Medicin bei Blindheit und Blutspeien. — Die Astrologie, deren erste Spuren schon in der Entschuldigung der Spartaner vor der Schlacht bei Marathon zu erkennen sind, fand erst später in Griechenland Eingang, wo dann mit Nativitätstellung nicht nur einzelne, sondern ganze astrologische Gesellschaften sich beschäftigten. In Italien nahm dieser Aberglaube so sehr überhand, daß zu Zeiten der Republik und unter den Kaisern die Chaldäer (das sind die Mathematiker oder Astrologen) wegen des vermeinten Schadens wiederholt aus dem Reiche verwiesen wurden; wogegen sie an einigen Kaisern Anhänger und dann auch Vertheidiger fanden. Im Jahre 16 vor Chr. wurde ein gewisser L. Petuanius deßhalb vom tarpejischen Felsen gestürzt. Zu Tiberius Zeiten war Wahrsagerei überhaupt bei Todesstrafe verboten *). Selbst die bessern Köpfe konnten sich von dem astrologischen Wahne nicht immer losmachen. Cicero und Plinius erklären sich zwar auf verständige Art gegen die Astrologie, sehen aber doch die Kometen für vorbedeutungsvoll an; Seneca spottet über das Wettermachen, glaubt aber fest an den Einfluß der Gestirne, und Tacitus wagte wenigstens nicht recht, daran zu zweifeln. Die Alchemie, welche bei den Griechen wenig oder keine Zuneigung fand, scheinen die Römer bei der Eroberung Aegyptens näher kennen gelernt zu haben. Verschwendung und Habsucht verschafften ihr hier günstigere Aufnahme. Diocletian befahl, all dergleichen Bücher zu verbrennen, weil die dadurch vermehrten Reichthümer den Geist der Empörung erwecken könnten.

Die Kenntnisse in der Naturkunde aber waren nicht bei den Griechen und noch weniger bei den Römern so weit vorgeschritten, daß von dieser Seite dem Unwesen gesteuert werden konnte. Es fehlte den Griechen nicht gerade an der Neigung zum Beobachten, noch minder an dem für das Erörtern nothwendigen Scharfsinn, wohl aber an der Genauigkeit und Umsicht bei Auffassung des Einzelnen, welche dort, und an der Ruhe und Vorsicht beim Ordnen des Ganzen, welche hier als unerläßliche Bedingungen eines zwar langsamen,

*) Tacitus, Annal. II, 32, 69; VI, 22, 29, 30; XII, 52. — Hist. I, 22; II. 62. — Annal. Eccles. auctore Caesare Baronio. 1624. I, 85, 97. — Die übrigen Belege für den Aberglauben der Griechen und Römer finden sich allenthalben bei ihren Schriftstellern. —

aber sichern Vorschreitens in der Naturwissenschaft erforderlich sind. Von dem Grundsatze des Franz Baco von Verulam († 1626), dessen Verdienst hauptsächlich darin bestand, daß er die leere Speculation aus der Philosophie verbannte, wiewohl er dadurch zugleich dem Materialismus Thür und Thor öffnete und im schlimmen wie im guten Sinne die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabzog, von seinem die Naturwissenschaften auf den richtigen Weg führenden Fingerzeige, daß der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, nur soviel wisse und vermöge, als er von der Ordnung derselben entweder durch Beobachtung oder durch angestellte Versuche bemerkt habe, hatten sie keine Ahnung. Jede sogenannte philosophische Ansicht, von einem namhaften Manne gegeben, galt als Dogma, woraus man alles übrige ableitete, wohin man alles bezog. Je nachdem einer den Ursprung des Universums mit Thales im Wasser, oder mit Anaximenes in der Luft, oder mit Heraklit im Feuer fand, construirte er mit Hast und Eile weiter, ohne zu untersuchen, ob jene Hypothesen mit den Erscheinungen in nothwendigem Zusammenhange ständen. Was Wunder also, wenn das Volk im Echo z. B. nur die Stimme von Nymphen, Satyren und Faunen fand! Daher die Abneigung, welche ausgezeichnete Geister gegen diese Wissenschaft hegten. Der weise Sokrates befiehlt, die Astronomie nicht weiter zu betreiben, als es zur Kenntniß der bürgerlichen Zeitabschnitte erforderlich sei, wiewohl man, setzt er hinzu, das auch von Jägern und Schiffern erfahren könne. Sich um die Bewegung, Entfernung und Entstehung der Himmelskörper zu kümmern, widerräth er, weil dieses ohne Nutzen sei, und nützlicheres unternommen werden könne. Wenn demnach Plato, der wie Xenophon dieselbe Ansicht theilte, in seiner tiefen poetischen Anschauungsweise die Meinungen über das Weltgebäude ergänzte, so war dieses, ob Ernst oder Scherz, nur müßiges Spiel. Selbst die Ansicht von der Kugelgestalt der Erde ist bei ihm noch sehr trübe; wie denn diese der Pythagoreischen Schule entsprossene Idee erst durch Aristoteles († 322 vor Chr.) zur Gewißheit erhoben wurde. Dieser fand den Beweis in dem abwärts gerichteten Streben aller Dinge auf der ganzen Oberfläche, in der Gestalt der Mondfinsternisse und in der Aenderung des Horizonts an verschiedenen Puncten der Erde. — Aristoteles gab durch Anregung zur Naturforschung der sophistischen Verstandesverrückung den Todesstoß; und was wir von ihm

übrig haben, ist das Vollständigste in dieser Wissenschaft; allein viel mehr als leere Speculation ist, einzelne bewiesene Wahrheiten abgerechnet, sein Werk doch nicht. Er kam zur Aufstellung seiner physischen Principien mehr aus Sprachbegriffen, als aus Beobachtung der Objecte. Die speculative Richtung, welche er eigentlich bekämpfen wollte, klebt auch ihm bedeutend an. Betrachten wir beispielshalber seine Deduction für die vier Elemente. Von den entgegengesetzten Eigenschaften der Körper schließt er zunächst diejenigen aus, welche sich auf die Farbe beziehen, weil diese als nicht tastbar zum Wesen der Dinge nicht gehören könnten; ferner glaubt er Schwere und Leichtigkeit darum nicht berücksichtigen zu müssen, weil beide nicht zugleich activ und passiv wären; und so bleiben ihm nur heiß und kalt, trocken und feucht übrig, weil andere wie hart und weich, fett und mager aus jenen vier entständen. Auf diese Weise gelangt er zu den vier Elementen: Feuer (heiß und trocken), Luft (heiß und feucht), Wasser (kalt und feucht), Erde (kalt und trocken). — In der Astronomie ist des wirklich Brauchbaren seit Thales († um 548 vor Chr.) so wenig, daß erst Hipparch (140 vor Chr.), welcher für seine Zeit Ausgezeichnetes leistete, genannt zu werden verdient. Nach ihm geschah in der alexandrinischen Schule bis auf Ptolemäus (130 nach Chr.) nichts Beachtungswerthes. Der Letzte faßte Hipparch's Ideen mit Geist auf und entwarf für die Bewegung der Planeten ein System, welches bei allem in den Doppelbewegungen liegenden Mangel die sichtbaren Erscheinungen im Weltgebäude wenigstens in so genaue Uebereinstimmung brachte, daß die Astronomen bei ihren Beobachtungen damit ausreichten. Wäre nur auf ähnliche Art benutzt und erweitert worden, was Archimedes (250 vor Chr.) in der Mechanik und Hydraulik, und was einige andere in der Optik und Harmonik leisteten, dann hätte es von hier aus allmählich lichter werden müssen; allein es blieb bei jenen Anfängen.

Von den Römern, welche als Nachbeter der Griechen in den Naturwissenschaften überhaupt zu keinem Selbstbewußtsein gelangten und eines der abergläubigsten Völker der Erde waren, kann keine Rede sein, da ja niemand die Compilatoren, wie Plinius u. a., wird genannt wissen wollen. Besonders verlor sich mit dem Verfalle des römischen Reiches alle wissenschaftliche Naturforschung. Plinius z. B. erzählt mit allem Ernst die Fabel von dem Echineis

einem kleinen Fische, der das größte Schiff zum Stehen bringe, bloß dadurch, daß er sich ansauge, und führt als Beleg an, daß das Schiff des Antonius in der Schlacht bei Actium durch ihn festgehalten und jener deßhalb genöthigt worden sei, auf ein anderes Schiff zu gehen und daß auch in seiner Zeit das Schiff des Kaisers Cajus auf diese Art zum Stehen gebracht worden *). Es fiel ihm also gar nicht ein, daß dabei der zum Widerstand nothwendig erforderliche Anhaltspunkt fehlt. — Wesentlich trug zu diesem Verfalle der Naturkunde die kabbalistische, gnostische und neuplatonische Philosophie bei. Nur Eins sei erwähnt! Die Pythagoreer waren, vielleicht verleitet durch den überraschenden Zusammenhang der musikalischen Intervalle mit den entsprechenden Schwingungszahlen, zu dem Gedanken geführt, in der geistigen und körperlichen Natur ähnliche Zahlenverhältnisse aufzusuchen; und da in Dingen ohne logischen Zusammenhang jede Täuschung möglich ist, so fanden sie bald auch Charakter, Zukunft und Verhängniß in und durch ganz zufällig gegebene Zahlen ausgedrückt. Daß Patroklos durch Hektor, und dieser durch Achilleus habe fallen müssen, bewiesen sie aus den Zahlen 871, 1225 und 1276, welche durch die als Zahlzeichen angesehenen Buchstaben ihrer Namen ausgedrückt werden. Ueber die von den Pythagoreern als sehr bedeutungsvoll angesehene Zahl Vier schrieb Telauge, die Tochter des Pythagoras, eine eigne Abhandlung. Selbst das astronomische System der Pythagoreer, welches sich dem Copernicanischen so sehr nähert, beruht zumeist auf unerwiesenen Sätzen ihrer Zahlentheorie. Den Hauptsatz dieses Systems, daß die Sonne unbeweglich im Mittelpuncte stehe, folgern sie daraus, daß der Sonne, als dem Feuer, welches sie für das vollkommenste Naturwesen hielten, eine ehrenvollere Stelle als der Erde gebühre, und daß die Mitte diese ausgezeichnete Stelle sei. — Auch bei dem phantasiereichen Plato findet sich jene Spielerei. Die Neuplatoniker aber schufen sich daraus ein vollständiges System; und Spuren von dieser sinnlosen Thorheit sind bis in die neue Zeit nachweislich. Kircher († 1680), zu seiner Zeit einer der größten und thätigsten Gelehrten im Fache der Naturkunde, Philosophie und Alterthumswissenschaft, hat über die Mysterien der Zahlen ein großes Werk geschrieben. Es ist bekannt, daß die Verse des Homer und

*) Hist. natur. 32, 7.

Euripides, besonders aber die des Virgil benutzt wurden, um die Zukunft daraus zu erfahren. Man schlug jene Werke aufs Gerathewohl auf und nahm die zuerst in die Augen fallende Stelle als eine Schicksalsantwort. Noch in neuerer Zeit wurden die „sortes Virgilianae“ befragt, z. B. bei dem unglücklichen König Carl I. († 1649) von England Virg. Aen. IV. 615—621 und II. 45—48. Und wenn man in den Worten: „Quidquid delirant reges, plectuntur Archivi“ die Jahreszahl der Julirevolution von 1830 gefunden hat, so mag dieses und ähnliches als müßiger Scherz hingehen; doch ganz unempfänglich ist auch für dergleichen Geheimnisse die heutige Zeit nicht. Hierher gehört in Wahrheit der Ausspruch des Descartes, es könne nichts so Ungereimtes gesagt werden, was nicht einer der Philosophen sage.

Befremden kann es daher nicht, wenn auch die ersten christlichen Schriftsteller das Studium der Natur mit Geringschätzung betrachteten und dasselbe in Vergleich mit den großen Wahrheiten ihrer Religion, welche mit unzweifelhafter Gewißheit auf das werkthätige Leben und das Jenseits hinwies, für tadelnswerthe Neugierde und schädlichen Mißbrauch der geistigen Kraft ansahen. Der h. Epiphanios († 403) behandelt die Physiologie der Thiere, aber nur, um die Eigenschaften derselben zu moralischen Allegorien zu benutzen. Der h. Eusebius († 371) gesteht, daß er nicht aus Unkenntniß jener Dinge, sondern aus Verachtung so klein davon denke und seinen Geist zu bessern Gegenständen wende *). — Vielen wollte damals der vor Augen liegende Beweis für die Kugelgestalt der Erde nicht einleuchten. Der h. Augustinus († 430) will Gegenfüßler nur deßhalb nicht annehmen, weil sonst noch ein zweiter Stammvater für das menschliche Geschlecht gesucht werden müsse **). Und so wurde von den Meisten, welche die Kugelgestalt läugneten, nur diejenige Irrlehre bestritten, welche aus der Annahme von Gegenfüßlern weiter schloß, daß, weil eine Verbindung zwischen uns und jenen nicht möglich wäre, jenes Geschlecht weder von Adam abstammen noch durch Jesus Christus erlöst sein könnte. Auch versuchte man wohl, dieses durch physische Gründe zu unterstützen. Lactantius (um 300) z. B. spricht von Menschen, welche mit dem

*) Praec. Ev. XV, 61.
**) De Civ. D. XVI, 9.

Kopfe nach unten hängen müßten, und fühlt sich in Verlegenheit, solche Absurditäten zu benennen *). — Einzelne gab es freilich auch vor Copernicus († 1543), welche die richtige Ansicht festhielten, z. B. der h. Virgilius, Bischof von Salzburg **), der Pabst Sylvester II. († 1003). Der h. Basilius († 349), der h. Gregor von Nyssa († 394), der h. Gregor von Nazianz († 390), der h. Athanasius († 373) und der größte Theil der Kirchenväter glaubten, die Erde sei eine Kugel; allein allgemeine Ueberzeugung des Volkes war es nicht. — In der Astronomie geschah von Ptolomäus bis Copernicus, also in einem Zeitraume von vierzehnhundert Jahren nichts, was man einen Fortschritt nennen könnte. Bei den alten Griechen war von einzelnen wenigstens die Möglichkeit des Copernicanischen Systems; daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunct der Bewegung sei, ausgesprochen worden; aber auch jene Idee ging verloren. — Nicht besser war es im Mittelalter mit den übrigen Zweigen der Naturkunde beschaffen. Nur bei den Arabern findet man, besonders vom achten bis zum elften Jahrhunderte mathematische, astronomische und chemische Kenntnisse. Allein sie gerade brachten den Aberglauben vom Einfluß der Gestirne, die ganze Alchemie und manches andere nach dem Occidente. — Die Vorliebe für Aristoteles, welche im zehnten Jahrhunderte erwachte, war darum von geringerem Nutzen, weil man seine unklaren physischen Ideen als Grundsätze ansah. Sein Ansehen nahm trotz manchen Gegners und päpstlicher Verbote so sehr zu, daß die Professoren bei Antritt ihres Amtes zuletzt den Eid ablegen mußten, in ihren Vorträgen sich von seinen Schriften so wenig wie vom Evangelium entfernen zu wollen. Er blieb Auctorität, wenn auch nicht allgemein, noch lange nach der Begründung des richtigen Naturstudiums bis in das siebzehnte Jahrhundert — Als der Jesuit Scheiner, Professor der Mathematik zu Ingolstadt, mit Hilfe des kürzlich erfundenen Galileischen oder holländischen Fernrohres 1611 die dunkeln Flecken auf der Sonne bemerkte, wurde die Bekanntmachung dieser wichtigen Entdeckung durch das Vorurtheil seines

*) De fals. sap. III. 24.

**) Virgilius wurde der Ketzerei beschuldigt und nach Rom citirt. Seine Vertheidigung muß dem h. Pabste Zacharias († 752) genügt haben, weil er bald darauf Bischof von Salzburg wurde.

nes Ordensprovincials Busäus für die Aristotelische Philosophie, nach welcher die Sonne der reinste, fleckenloseste der feurigen Körper war, vorläufig verhindert, bis Scheiner nach Rom berufen und dort, an der Bekanntmachung nicht weiter behindert, sein sehr beachtenswerthes Werk hierüber: **Rosa Ursina** 1630 herausgab *). Boyle († 1691) noch nannte seine auf Versuchen beruhenden Entdeckungen in der Hydraulik hydrostatische Paradoxen; denn unbedingte Ueberzeugung für seine einfachen Beweise, z. B. daß die oberen Theile einer Flüßigkeit gegen die unteren gravitiren, konnte er von den Zeitgenossen nicht erwarten.

Ein großer Uebelstand lag übrigens darin, daß sich einzelne mystische Elemente des Neuplatonismus zum Theil durch die Kirchenväter selbst auf die christliche Philosophie fortgepflanzt hatten. Dadurch, daß man das sinnlich Wahrnehmbare nicht auf Raum und Zeit, sondern auf überirdische Kräfte bezog, mußte alles vernünftige Forschen untergraben werden. Die äußere Form dieser Philosophie aber war die Dialektik, welche ihre Aufgabe in die logische Auflösung und Zusammensetzung der Worte setzte. Diese Naturphilosophie blieb Geißel für mehrere Jahrhunderte und wurde erst allmählich verdrängt, als hie und da ein auf unzweifelhafter Erfahrung beruhendes Studium erwachte. Nehmen wir dazu die Völkerzüge seit dem Ende des vierten Jahrhunderts, welche ganze Länder dermaßen verwüsteten, daß sie, wie es Africa noch jetzt zeigt, nicht einmal die Spur früherer Bildung zurückließen, beachten wir die sechs Kreuzzüge von Ende des elften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, welche von einer Zeit, die andere Interessen neben den religiösen oft vergaß, unternommen und darum von der heutigen allerdings häufig genug mißverstanden sind, aber auch wirklich neben vielem Guten **) durch

*) Scheiner verdanken wir auch die Beobachtung, daß auf der Netzhaut des Auges das Bild der vor demselben liegenden Gegenstände sich zeige.

**) „Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hilfe eilten; es war zweifelsohne ihre Verpflichtung, wenn anders jeder Unrecht und Tyrannei abwehren soll, dem dazu die Kraft und das Geschick gegeben ist" (Raumer, Geschichte der Hohenstaufen I, 46.). Dieses zur Rechtfertigung des Unternehmens. Zu den wohlthätigen Folgen gehört unter andern die Hebung des Handels, und daß durch sie die Europa drohenden Horden des Halbmondes, in ihrer Heimath angegriffen, für längere Zeit vom Eindringen in die christlichen Staaten abgehalten wurden.

manche von dort entlehnte magische Ideen nicht zu übersehenden Nachtheil brachten, ziehen wir außerdem die schrecklichen Seuchen vom elften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Erwägung, endlich die Unwissenheit und das beispiellose Sittenverderbniß seit dem zehnten Jahrhunderte, so daß Verachtung aller Gesetze durch Betrug, Raub und Meineid sich offen aussprach: dann finden wir Beweise mehr als hinlänglich, um uns die Fesseln zu erklären, in welchen damals die Wissenschaften überhaupt, also auch die Naturwissenschaft, schmachten mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

Die Cholera in Preußen vom Jahre 1831 bis 1855, auf Grund der in den Mittheilungen des statistischen Bureaus gegebenen Zahlen.

Unter den genannten 25 Jahren sind es 11 Jahre, in denen die Cholera im preußischen Staate vorgekommen ist, nämlich die Jahre 1831, 1832, 1837, 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855. Betrachten wir den Einfluß, welchen die Cholera auf die Sterblichkeit im Ganzen gehabt hat, so ergiebt sich Folgendes. —

In den gesammten 25 Jahren sind im Staate gestorben 11,345,879 Menschen, davon an der Cholera 223,707, es kam also ein Choleratodter auf 50,7 Gestorbene überhaupt, oder die Todesfälle an Cholera betragen 1,97 Prc. der Todesfälle überhaupt. Ueberblickt man die Sterblichkeit jedes der 25 Jahre für sich, so findet man, daß die Cholerajahre diejenigen waren, in denen am meisten Menschen gestorben sind. Das schlimmste ist das Jahr 1831, in dem 1 Todesfall auf 28,18 Einwohner kam, dann folgt das Jahr 1848 mit einem Todesfall auf 29,94. Das Jahr, in dem die Sterblichkeit überhaupt am geringsten war, ist das Jahr 1844, in dem 1 Todesfall auf 38,84 Einwohner kam; nächst diesem zeigt die geringste Sterblichkeit ein Cholerajahr, nämlich

1851 mit 1 Todesfall auf 37,81 Einwohner, indeß war in diesem Jahre die Cholera außerordentlich gering, so daß im ganzen Staate nur 133 Todesfälle an der Cholera vorkamen.

In den 14 Jahren ohne Cholera starben durchschnittlich 2,86 Prc. der Einwohner, in den 11 Cholerajahren 3,12 Prc., also 0,26 Prc. mehr. Das Jahr, welches die größte Sterblichkeit zeigte (1831), hatte 3,54 Prc. Todte. Dasjenige, welches die geringste Sterblichkeit aufweist (1844), 2,86 Prc. Ordnen wir die Cholerajahre nach der absoluten Sterblichkeit, so erhalten wir folgendes Resultat. Das schlimmste Jahr war 1849 mit 45,315 Choleratodten und 1 solchen auf 360 Einwohner, dann folgt der absoluten Zahl nach das Jahr 1852 mit 41,238 Choleratodten und einem solchen auf 411 Einwohner, 1831 mit 32,647 Choleratodten und 1 solchen auf 399 Einwohner, dann 1855, 1848, 1850, 1837, 1832, 1853, 1854 und 1851.

Wenden wir uns nun zu der räumlichen Ausbreitung der Cholera, so ergiebt sich zuvörderst, daß die Hohenzollernschen Lande, so lange sie zum Preußischen Staate gehören, noch niemals von Cholera heimgesucht sind. Das Jahr 1849 ist dasjenige, das absolut die größte Sterblichkeit an der Cholera aufzuweisen hat und zugleich das einzige, in welchem die Cholera in sämmtlichen Regierungsbezirken des Staats gehaust hat; dann folgt in Bezug auf die Verbreitung das Jahr 1855, in welchem zwar alle Provinzen aber nicht alle Regierungsbezirke befallen waren; es blieben frei die Regierungsbezirke Münster, Arnsberg, Koblenz und Trier. In allen übrigen Jahren waren immer einige Provinzen ganz oder fast ganz verschont, namentlich in den Jahren 1851 und 1854, in denen die Cholera überhaupt höchst unbedeutend war.

Was die Betheiligung der einzelnen Provinzen anbetrifft, so kommt auf die Provinz Preußen die absolut größte Todtenzahl, nämlich 73,309, also etwa $\frac{1}{3}$ der Gesammtsumme, dann folgt Posen mit 45,089, also nicht voll $\frac{1}{5}$, dann Schlesien mit 32,417, etwas über $\frac{1}{7}$, dann Brandenburg mit 27,496 oder $\frac{1}{8}$, dann Sachsen mit 22,705 oder etwas über $\frac{1}{10}$, dann Pommern mit 16,803 oder $\frac{1}{13}$ der Gesammtsumme und endlich die Rheinprovinz und Westphalen, welche unverhältnißmäßig weniger als die übrigen Provinzen gelitten haben. Die Rheinprovinz hat im Ganzen 5,056 Westphalen nur 832 Cholerafälle gehabt. — Wir sehen daraus,

daß die östlichen Provinzen sehr viel mehr gelitten haben als die westlichen.

Betrachten wir statt der absoluten Zahlen das Verhältniß, in welchem die Choleratodesfälle zu der Gesammtsumme der Gestorbenen in den einzelnen Provinzen stehen, so erhalten wir folgendes Resultat. Oben an steht dann die Provinz Posen, in der 1 Cholerafall auf 12,83 Todesfälle überhaupt kommt, dann folgt Preußen mit 1 auf 14,06, dann Pommern mit 1 auf 20,22, dann Brandenburg mit 1 auf 22,52, dann Sachsen mit 1 auf 23,83, dann Schlesien mit 1 auf 33,68 und schließlich die Rheinprovinz und Westphalen. — Die richtigste Einsicht in die Verbreitung der Cholera würde eine Vergleichung der Choleratodten mit der Einwohnerzahl der einzelnen Provinzen geben, doch läßt sich ein solches Verhältniß für 25 Jahre nicht gut feststellen, weil die Bevölkerung sich in dieser langen Zeit sehr verändert hat; doch wollen wir die einzelnen Epidemien in dieser Beziehung vergleichen. Die heftigste Epidemie der absoluten Todtenzahl nach ist die der Provinz Posen im Jahre 1852 mit 18,456 Todten, dann folgt gleich Preußen, das in demselben Jahre 18,317 und im Jahre 1831 17,995 Todte hatte; die vierte Stelle nimmt wiederum Preußen mit der Epidemie von 1855 ein, und dann erst folgen Schlesien, Sachsen u. s. w. — Nehmen wir nun aber das Verhältniß der Choleratodten zur Einwohnerzahl als maßgebend an, so steht wieder Posen mit der Epidemie von 1852 oben an, in der 1 Todesfall auf 75 Einwohner kam, dann folgt Preußen mit der Epidemie von 1831, wo 1 Todesfall auf 113 Einwohner kam, dann wieder Posen im Jahre 1831 mit 1 Todten auf 137 Einwohner, dann Preußen im Jahre 1852 mit 1 Todten auf 142 E., dann wieder Posen 1849 mit 1 Todten auf 147 E., Sachsen 1850 mit 1 Todten auf 161 E. u. s. w. — Wir sehen also auch in dieser Vergleichung, daß Preußen und Posen überwiegend die schwersten Epidemien gehabt haben. —

Eine noch genauere Einsicht in die Vertheilung der einzelnen Epidemien und ihre Heftigkeit erhalten wir, wenn wir statt der Provinzen die einzelnen Regierungsbezirke des Staats in Betracht ziehen. Die absolut größeste Zahl von Choleratodten in den genannten 11 Jahren hat der R.-B. Posen, nämlich 27,336, dann folgt Königsberg mit 23,796, Marienwerder mit 22,819,

dann Breslau, Danzig, Bromberg, Magdeburg, Berlin, Stettin rc. Die geringste Zahl finden wir im R.-B. Münster, nämlich nur 18 Todte in der ganzen Zeit. Was die Vergleichung der Choleratodten in den einzelnen Regierungsbezirken mit der Einwohnerzahl betrifft, so ist diese natürlich eben so unmöglich als bei den Provinzen, doch werden wir später bei der Betrachtung der einzelnen Provinzen auf diesen Gegenstand noch zurückkommen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der einzelnen Epidemien in den einzelnen Regierungsbezirken, so stellt sich heraus, daß der R.-B. Posen im Jahr 1852 die absolut größte Todtenzahl aufzuweisen hat, nämlich 16,250, dann folgt Breslau 1849 mit 7739, Magdeburg 1850 mit 7024, Marienwerder 1852 mit 6834, Bromberg 1849 mit 6140, Königsberg 1831 mit 6129, Marienwerder 1831 mit 5860, Danzig 1852 mit 5499, Königsberg in demselben Jahr mit 5106 u. s. w. — Die Epidemie von 1852 im R.-B. Posen hat also mehr als doppelt so viel Menschen hingerafft als die heftigste Epidemie in irgend einem anderen Regierungsbezirk.

Noch deutlicher treten diese Verhältnisse hervor, wenn wir die Zahl der Todten in den einzelnen Epidemien mit der der Einwohner vergleichen. Es ergiebt sich dann, daß der R.-B. Posen im Jahre 1852 1 Todten auf 56 Einwohner hatte, Bromberg 1831 1 Todten auf 71 E., 1849 1 Todten auf 74 E., Danzig 1852 1 Todten auf 77 E., Marienwerder 1831 1 Todten auf 78 E., Danzig 1831 1 Todten auf 90 E., Marienwerder 1852 1 Todten auf 95 E., Magdeburg 1850 1 Todten auf 98 E., Königsberg 1831 1 Todten auf 117 E., Berlin 1837 1 Todten auf 117 E. und 1849 1 Todten auf 119 Einw. rc. Diese Resultate sind abweichend von den früheren und wir ersehen daraus, daß die Regierungsbezirke der Provinz Posen und von Westpreußen unverhältnißmäßig mehr gelitten haben als die anderen. Berlin darf hier eigentlich gar nicht in Vergleich gezogen werden, denn es bildet zwar für sich einen Regierungsbezirk, bietet aber als große Stadt ganz andere Verhältnisse dar als andere Regierungsbezirke, in denen der größte Theil der Bevölkerung auf kleine Städte und das flache Land kommt. Es hat also nur der Regierungsbezirk Magdeburg eine Epidemie gehabt, die in ihrer Bösartigkeit sich denen von Posen und Westpreußen nähert. —

Wenden wir uns nun zu der speciellen Beleuchtung der einzelnen Provinzen des Staats, so ergiebt sich noch manches Interessante, das in den allgemeinen Betrachtungen weniger deutlich hervortritt.

I. Die Provinz Preußen.

Preußen hat, wie wir bereits oben sahen, in den 11 Cholerajahren des preußischen Staates 73,309 Einwohner an dieser Krankheit verloren; diese vertheilen sich auf 9 Jahre, denn in den Jahren 1850—51 blieb die Provinz von der Krankheit verschont. Was die einzelnen Epidemien anbetrifft, so verhielten sie sich folgendermaßen. Es starben *)

1831	1832	1837	1848	1849	1852	1853	1854	1855
17,995	141	3989	10,148	6880	18,317	2573	476	12,790
II	IX	VI	IV	V	I.	VII	VIII	III

Aus dieser Vergleichung der absoluten Todtenzahlen in den einzelnen Epidemien der Provinz ergiebt sich, daß die Cholera im Jahr 1852 die größte Zahl der Einwohner hingerafft hat, dann folgt das Jahr 1831, 1855, 1848, 1849, 1837, 1853, 1854 und 1832.

Wenn wir die Sterblichkeit in den einzelnen Epidemien mit der correspondirenden Einwohnerzahl der Provinz vergleichen, so ändert sich das Verhältniß dahin ab, daß das Jahr 1831 als das bei weitem schlimmste erscheint und das Jahr 1852 erst die zweite Stelle einnimmt, während die Reihenfolge der übrigen Jahre nicht geändert wird. Es kam 1 Todter

	1831	1832	1837	1848	1849	1852	1853	1854	1855	
auf	113	14,426	540	244	362	142	1016	5528	206	E.
	I	IX	VI	IV	V	II	VII	VIII	III	

Was die Verbreitung der Cholera über die Provinz anbetrifft, so sind in 7 Jahren alle 4 Regierungsbezirke ergriffen gewesen, im Jahr 1832 blieb Marienwerder verschont, 1854 Danzig und Marienwerder. Im Ganzen hat in den genannten 9 Jahren verloren

*) Die römischen Ziffern bezeichnen hier und im Folgenden die Reihenfolge der Intensität der Epidemie. D. R.

der R.B. Königsberg Gumbinnen Danzig Marienwerder
23,796 7911 18,785 22,819.

Was die Bevölkerung der einzelnen Regierungsbezirke anbetrifft, so läßt sich natürlich für die 9 Jahre nicht gut ein Durchschnitt machen, bedienen wir uns aber der Bevölkerungszahlen des letzten Jahrs 1855 zur Vergleichung, was bei der nicht ganz gleichmäßigen Zunahme der Bevölkerung der verschiedenen Regierungsbezirke allerdings nicht ganz richtig ist, so ergiebt sich, wenn die Bevölkerung des R.-B. Danzig als die geringste = 1 gesetzt wird, für Königsberg 2, für Gumbinnen und Marienwerder je 1½. Demnach haben die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder verhältnißmäßig um die Hälfte mehr Todte gehabt als Königsberg und mehr als dreimal so viel als Gumbinnen. —

Was die Vertheilung der Cholera in den einzelnen Epidemien anbetrifft, so ist bald der eine Regierungsbezirk, bald der andere der mehr ergriffene. Die heftigste Epidemie im R.-B. Königsberg war die von 1831, in der 1 Todter auf 117 Einwohner kam, im R. B. Gumbinnen ebenfalls die von 1831 mit 1 Todten auf 221 E., im R.-B. Danzig die von 1852 mit 1 Todten auf 77 E., im R.-B. Marienwerder die von 1831 mit 1 Todten auf 78 E.

2. Die Provinz Posen.

Posen hat in den 11 Cholerajahren 45,089 Einwohner an dieser Krankheit verloren und vertheilen sich diese Todesfälle auf 9 Jahre, denn in den Jahren 1852 und 1854 herrschte die Cholera nicht in der genannten Provinz. Nach den einzelnen Epidemien starben:

1831	1837	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1855	
7690	1334	4979	9183	84	111	18,456	103	3149	E.
III	VI	IV	II	IX	VII	I	VIII	V.	

Wir ersehen daraus, daß die Epidemie von 1852 überwiegend die größte Zahl von Opfern gefordert habe, nämlich ⅖ der gesammten Todtenzahl, dann folgt das Jahr 1849, 1831, 1848, 1855, 1837, 1851, 1853 und 1850.

Betrachten wir die Sterbefälle im Verhältniß zur Einwohnerzahl in den einzelnen Epidemien, so ändert sich obige Reihenfolge

der Jahre dahin ab, daß das Jahr 1831 das zweite und 1849 das dritte wird; es kam nämlich 1 Todter

	1831	1837	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1855
auf	137	877	273	147	16,348	12,553	75	13,519	442 E.
	II	VI	IV	III	IX	VII	I	VIII	V.

Was die Vertheilung der Cholera über die verschiedenen Theile der Provinz anbetrifft, so hat der R.-B. Posen in allen 9 Jahren von der Cholera zu leiden gehabt, Bromberg dagegen nur in 7 Jahren, da die Jahre 1850 und 1851 frei waren. — Im Ganzen hat in den genannten 9 Jahren verloren

der R.-B. Posen	Bromberg
27,336	17,753.

Es verhält sich darnach die Sterblichkeit in den beiden Regierungsbezirken wie 3 : 2, und da sich im Jahr 1855 die Bevölkerung der beiden Bezirke verhält wie 15 : 8, so hat Bromberg etwa um ¼ mehr gelitten als Posen.

Wenden wir uns nun zur Vertheilung der Cholera in den einzelnen Epidemien, so war die heftigste Epidemie im R.-B. Posen die vom Jahr 1852 mit 16,250 Todten, beinahe ⅔ der Gesammtzahl von 9 Jahren, die heftigsten in Bromberg die von 1831 und 1849 mit respective 4592 und 6140 Todten. In Posen kam in den genannten Jahren 1 Todter auf 56 E., in Bromberg 1831 1 Todter auf 71, 1849 1 Todter auf 74 E.

3. Die Provinz Brandenburg.

Brandenburg hat in den 11 Jahren an Cholera verloren 27,496 E. und ist nur 1 Jahr von der Krankheit verschont geblieben, nämlich 1851. Nach den einzelnen Epidemien starben:

1831	1832	1837	1848	1849	1850	1852	1853	1854	1855
3366	706	2888	4403	6463	1370	1664	2083	86	4467 E.
IV	IX	V	III	I	VIII	VII	VI	X	II

Wir ersehen daraus, daß die Provinz Brandenburg keine besondere hervorstechende Epidemie gehabt hat, aber mehre von mittlerer Intensität. Die meisten Sterbefälle lieferte die Epidemie von 1849, dann die von 1855, 1848, 1831, 1837, 1853, 1852, 1850, 1832 und 1854.

Wenn wir die Sterblichkeit in den einzelnen Epidemien mit der entsprechenden Einwohnerzahl der Provinz vergleichen, so ändert sich die so eben gegebene Reihenfolge derselben in der Art, daß die Jahre 1831 und 1855 ihre Stelle tauschen, die übrigen Jahre aber in derselben Folge bleiben. Es kam nämlich 1 Todter

	1831	1832	1837	1848	1849	1850	1852	1853	1854	1855	
auf	469	2248	603	478	329	1575	1325	1068	26,130	505	E.
	II	IX	V	III	I	VIII	VII	VI	X	III.	

Was die Vertheilung der Cholera nach den verschiedenen Regierungsbezirken anbetrifft, so haben in 8 Jahren alle 3 Regierungsbezirke Cholera gehabt, in 2 Jahren, 1837 und 1854, ist der R.-B. Frankfurt verschont geblieben, die andern beiden Regierungsbezirke haben in 10 Jahren von der Seuche zu leiden gehabt. — In der ganzen Zeit hat verloren:

Berlin	Potsdam ohne Berlin	Frankfurt
12,631	7980	6875.

Da nun die Stadt Berlin in Bezug auf die Einwohnerzahl sich zur übrigen Bevölkerung der Provinz verhält wie 1 : 5, in Betreff der Verluste an der Cholera aber beinahe wie 1 : 1, so hat Berlin ungefähr fünfmal so viel durch die Seuche gelitten als die übrige Provinz, was nicht auffallend ist, da hier eine große Stadt einer ganzen Provinz gegenübersteht und es sich überall gezeigt hat, daß große Städte mehr durch die Cholera leiden als das flache Land.

4. Die Provinz Pommern.

Pommern hat in den 11 Cholerajahren 16,803 E. durch die Krankheit verloren, die sich auf 9 Jahre vertheilen, da die Provinz in den Jahren 1851 und 1854 verschont blieb. Nach den einzelnen Epidemien vertheilen sich die Todesfälle in folgender Weise; es starben

1831	1832	1837	1848	1849	1850	1852	1853	1855	
1098	266	534	3578	3345	849	500	4203	2430	E.
V	IX	VII	II	III	VI	VIII	I	IV.	

Wir finden, daß auch in dieser Provinz keine Epidemie eine hervorstechende Heftigkeit gehabt hat, die schlimmste war die von 1853, dann folgt die von 1848, 1849, 1855, 1831, 1850, 1837,

1852 und 1832. Der milde Charakter sämmtlicher Epidemien tritt noch deutlicher hervor, wenn wir die Sterblichkeit in denselben mit der entsprechenden Einwohnerzahl der Provinz vergleichen; dann kommt 1 Todter

	1831	1832	1837	1848	1849	1850	1852	1853	1855	
auf	831	3457	1854	331	358	1438	2578	301	530	E.
	V	IX	VII	II	III	VI	VIII	I	IV	

und die Reihenfolge der Intensität wird nicht geändert.

Was die Verbreitung der Seuche über die verschiedenen Theile der Provinz betrifft, so hat der R.=B. Stettin in allen 9 Jahren davon zu leiden gehabt, Köslin in 8 Jahren (1850 nicht), Stralsund in 6 Jahren (1831, 1832 und 1852 nicht). Im Ganzen hat verloren

Der R.=B. Stettin	Köslin	Stralsund
10,958	2630	2215;

es hat also der R.=B. Stettin $\frac{4}{5}$ der gesammten Choleratodten der Provinz geliefert, und da sich im Jahr 1855 die Einwohnerzahl der 3 Regierungsbezirke verhält wie ungefähr 6 : 5 : 2, so hat verhältnißmäßig der R.=B. Stettin 3mal mehr gelitten als Köslin und Köslin halb so viel als Stralsund. —

5. Die Provinz Schlesien.

Schlesien hat in dem öfter genannten Zeitraum 32,417 E. an der Cholera verloren und ist in 10 Jahren heimgesucht worden, von denen in dem einen (1851) nur 3 Todesfälle vorkamen, während das Jahr 1854 ganz frei war. Nach den einzelnen Epidemien vertheilen sich die Todesfälle in folgender Weise; es starben

1831	1832	1837	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1855
1955	5929	4423	1512	11,298	727	3	2293	418	3859 E.
VI	II	III	VII	I	VIII	X	V	IX	IV

Die hervorstechendste Epidemie mit $\frac{1}{3}$ der Gesammtsterblichkeit herrschte also im Jahre 1849, dann folgt das Jahr 1832, 1837, 1855, 1852, 1831, 1848, 1850, 1853 und 1851. Auch die heftigste Epidemie war im Vergleich mit den andern östlichen Provinzen geringe und die anderen meist sehr geringe, wie aus dem

Vergleich der Todtenzahl mit der Bevölkerung in den einzelnen Jahren noch deutlicher hervorgeht. Es kam 1 Todter:

	1831	1832	1837	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1855	
auf	1261	418	606	2023	271	4267	1,047,770	1384	7641	825	E.
	VI	II	III	VII	I	VIII	X	V	IX	IV	

Was die Vertheilung der Krankheit in den verschiedenen Regierungsbezirken anbetrifft, so hat der R. B. Breslau in 8 Jahren von der Cholera zu leiden gehabt (1850, 1851 nicht), Oppeln in 7 Jahren (1850, 1851, 1853 nicht), und Liegnitz in 9 Jahren (1853 nicht) und im Jahr 1851 kamen nur 3, 1848 und 1852 kam nur je 1 Todesfall vor. Im Ganzen haben verloren:

der R. B. Breslau	Oppeln	Liegnitz
18,899	9741	3682.

Demnach hat Breslau noch einmal so viel Todte gehabt als Oppeln und 5mal so viel als Liegnitz; da nun nach der Volkszählung von 1855 sich die Bevölkerungszahlen verhalten wie 6 : 4½ : 5, so hat Breslau um die Hälfte mehr gelitten als Oppeln und 4mal so viel als Liegnitz. —

6. Die Provinz Sachsen.

Sachsen hat in den 11 Cholerajahren im Ganzen 22,705 Einwohner verloren, die sich auf 9 Jahre vertheilen, da die Jahre 1851 und 1853 von der Krankheit frei blieben. Nach den einzelnen Epidemien sind gestorben:

1831	1832	1837	1848	1849	1850	1852	1854	1855	
543	1733	157	1513	3876	11,134	8	63	3678	E.
VI	IV	VII	V	II	I	IX	VIII	III	

Die hervorstechendste Epidemie mit der Hälfte der Gesammtsterblichkeit war die von 1850, dann folgt das Jahr 1849, dann 1855, 1832, 1848, 1831, 1837, 1854 und 1852, von denen die letzteren nur eine äußerst unbedeutende Sterblichkeit zeigen. Diese Reihenfolge der Epidemien nach ihrer Ausbreitung bleibt unverändert, wenn wir das Verhältniß der Sterblichkeit zur Einwohnerzahl als maßgebend annehmen. Es kam nämlich 1 Todter

1831	1832	1837	1848	1849	1850	1852	1854	1855
auf 2670	840	9963	1171	460	161	228,591	29,666	506 E.
VI	IV	VII	V	II	I	IX	VIII	III.

Betrachten wir die Ausbreitung der Cholera über die verschiedenen Theile der Provinz, so haben die einzelnen Regierungsbezirke in sehr verschiedener Weise davon zu leiden gehabt; der R.-B. Magdeburg ist in allen 9 Jahren heimgesucht worden, Merseburg in 4 Jahren (1832, 1837, 1852 und 1854) nicht, Erfurt nur in 4 Jahren (1832, 1849, 1850 und 1855). Im Ganzen hat verloren:

der R. B. Magdeburg	Merseburg	Erfurt
12,868	6960	2877,

also Magdeburg beinahe doppelt so viel als Merseburg und über 4mal so viel als Erfurt. Da sich die Einwohnerzahlen der Regierungsbezirke 1855 verhielten wie 10 : 11 : 5, so erhalten wir das Resultat, daß der R.B. Magdeburg doppelt so viel gelitten hat als die andern Regierungsbezirke.

7. Die Provinz Westphalen.

Westphalen hat im Ganzen nur 832 E. an der Cholera verloren und zwar in 7 Epidemien. Es ist die Gesammtzahl zu gering, als daß es ein Interesse haben könnte, hier wie bei den andern Provinzen ins Specielle einzugehen; wir wollen daher nur erwähnen, daß der R.-B. Münster in 3 Jahren (1849, 1850, 1851) von der Seuche befallen worden ist und in dieser Zeit 18 Einw. daran verloren hat, Minden in 7 Jahren (1848, 1849, 1850, 1851, 1853, 1854, 1855) 505 und Arnsberg in 4 Jahren (1849, 1850, 1851 und 1853) 309.

8. Die Rheinprovinz.

Diese westlichste Provinz des Staats hat in den 11 Cholerajahren im Ganzen 5056 Einwohner an dieser Krankheit verloren, und zwar in 6 Epidemien, von denen die des Jahres 1849 mit 4119 Todten, also mehr als $\frac{4}{5}$ der Gesammtzahl bei weitem die schlimmste war. In diesem Jahre herrschte die Krankheit in allen 5 Regierungsbezirken, sonst immer nur in einzelnen und höchst unbedeutend.

Dr. Schiefferdecker.

Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau.

Zum Theil nach handschriftlichen Nachrichten.

(Schluß.)

Von den Kommandanten der Festung Pillau bis zum Jahre 1770 ist der Oberst Martin v. Ditmarsdorf besonders zu erwähnen. Er war der Sohn eines Musketiers aus Pillau, ging als Tambour zu Felde und versprach nur als Kommandant wiederzukommen. Im Kriege mit den Schweden zeichnete er sich durch Tapferkeit aus, avancirte schnell und wurde geadelt. Im Jahre 1690 erhielt er, nach dem Abgange des Obersten v. Eberschwein, als Oberst die gewünschte Kommandantenstelle in Pillau, die er bis zum Jahre 1697 bekleidete. Auf ihn folgte als Kommandant der Generallieutenant Georg Boguslav v. Wobeser bis 1722, auf diesen der Oberst Caspar Detlof v. Winterfeld bis 1725, darauf kam der Generalmajor Peter de Sers bis 1728 (er starb 1731), nächstdem der Oberst Constantin v. Billerbeck bis zu seinem Tode 1744, dann der Oberst Konrad v. Brandis bis 1756, in welchem Jahre er starb, und endlich der Oberst Hünert v. Wuthenow. Der letztere verließ auf Befehl des Königes den 15. Januar 1758 bei Annäherung der russischen Armee unter Fermor mit der Garnison die Festung, nachdem die vorräthigen Kriegsbedürfnisse theils vernichtet, theils unbrauchbar gemacht waren. Die Festung blieb von 1758 bis 1763 in den Händen der Russen, welche den Hafen zur Verproviantirung ihrer Armee in Preußen benutzten.

Der König Friedrich II. beschloß die Festung Pillau eingehen zu lassen, weil er, im Falle eines Krieges in dieser Gegend, die Festung Graudenz mit einem hier zu errichtenden verschanzten Lager als Stützpunkt ausersehen hatte, das kleine vereinzelt liegende Pillau ihm also keinen militärischen Vortheil bot. Als demnach der damalige Kommandant, Oberst v. Sydow, im Jahre 1770 starb, wurde kein anderer ernannt. Die Besatzung von Pillau bestand seit dieser Zeit nur aus einem Kommando von 1 Hauptmann und 100 Mann.

Zur Unterhaltung der Festung geschah nun in 19 Jahren nichts, und in kurzer Zeit versandete sie dergestalt, daß man von dem Hauptwalle an der Seite der Kirche, über das Faulwinkelthor weg auf lauter Sand bis an den Seestrand gehen konnte, ohne daß weder von den Außenwerken, noch von dem Hauptwalle das Mindeste zu sehen war. Die innere Dossirung des Sandberges, der auf den Werken von der Kapitale des Ravelins Faulwinkel bis zur Kapitale des Ravelins Schinkenschanz lag, lehnte sich an die im Innern der Festung befindlichen Gebäude und verschloß die Fenster der untern Etagen nach der Wallseite.

Der König Friedrich Wilhelm II. befahl unterm 30. Mai 1789, nachdem im Jahre 1787 ein Bataillon in Pillau eingerückt und der Major v. Klingsporn zum Kommandanten ernannt worden war, auf die Wiederinstandsetzung und Unterhaltung der Festung Pillau wenigstens einigermaßen Bedacht zu nehmen und in dieser Hinsicht Vorschläge zu thun und Kostenanschläge anzufertigen.

Bei dem verwüsteten Zustande der Festung kam deren Wiederherstellung einem Neubau gleich, welcher im Jahre 1790 unter der Leitung des Oberstlieutenants v. Gonzenbach angefangen und später durch den Oberst und Brigadier v. Laurens bis zum Jahre 1805 vollendet wurde.

Mit bedeutenden Kosten und unsäglicher Arbeit mußten zunächst die Werke aus der Versandung herausgegraben und die Wassergräben ausgebaggert werden. Sollte aber diese Arbeit nicht vergeblich sein und die Festung nicht bald wieder einem gleichen Schicksal unterliegen, so war durchaus nothwendig, den Sandflug zu hemmen und dadurch der abermaligen Versandung der Festung vorzubeugen.

Der Sand, welcher vorzugsweise bei Stürmen die Versandung der Festung Pillau bewirkte, kam zum Theil von dem Strande zwischen der Festung und der Pfundbude her, woselbst der ausgehende Strom aus dem Haff in das Tief den Sand seitwärts ansetzt und die tägliche Anspülung der Wellen einen natürlichen Damm aufwirft. Größtentheils aber kam der Sand bei Nord- und Nordostwinden stark angetrieben von den Sandbergen, die von der Pfundbude längs dem Meere bis zum Lochstädter Walde sich hinziehen.

Zur Verhinderung dieses Sandfluges zu der Zeit, als die Festung noch im Stande gehalten wurde, verband man die längs dem Strande befindlichen Sandhügel durch Zäune, kultivirte hier das Gras möglichst und ließ im Bezirk der Festungswerke den Sand nicht überhand nehmen, sondern durch Gefangene an unschädliche Oerter karren. Diese Maßregeln waren indessen unzulänglich, und als die Festung 1758 in russische Hände kam, war der Graben der Contregarde König und der des Revelins Kronwerk bereits verschüttet. Die Russen ließen diese Gräben räumen und die in der Nähe der Festung gelegenen, der Vertheidigung nachtheiligen Hügel abtragen. Die Zäune wurden jedoch ferner nicht unterhalten, so daß der Wind selbst die Hügel ebnete und den Sand in die Festungswerke und in den Kolk, der zwischen der Stadt und dem Dorfe Alt-Pillau früher sehr tief war, führte.

Um die Wiederkehr der Versandung durch Verstopfen der Quelle zu hindern, wurde eine 220 Ruthen lange Steinwand längs der See erbaut, auf deren Krone erfahrungsmäßig kein Anhäufen des Sandes zu erwarten stand, so lange der Fuß derselben vom Wasser bespült wurde. Zur Befestigung des Terrains machte man zugleich Anpflanzungen von Weiden längs der See, und um dieselben, wie auch vor den Pulvermagazinen und auf dem Glacis vor den Werken selbst, errichtete man zum Abhalten des Sandfluges 7 Fuß hohe Bretterzäune, an welche sich der Sand anlegte. Diese Maßregeln waren aber nicht genügend und es mußte der Sand von Zeit zu Zeit fortgeschafft werden.

Obgleich die frühere Schutzwehr gegen den Sandflug, die Höhen längs dem Strande, Nachtheile für die Vertheidigung der Festung gehabt haben mochte, so war ihre Wiederherstellung für die Erhaltung der Festung doch dringend nothwendig, weil kein anderes Mittel ausreichend erschien, den Sand abzuhalten. Man ließ demnach denselben an die Bretterzäune am Strande sich anhäufen und durch Bepflanzung mit Weiden und Strandhafer befestigen, während man die Pflanzung selbst der See so nahe zu bringen suchte, als es der Wellenschlag nur irgend erlaubte, um das Vorland vor der Düne, als Quelle des Sandfluges, möglichst zu beschränken.

Außer der Herstellung der Düne wurde im Herbst 1793 die große Weidenplantage durch den Oberstlieutenant v. Gonzenbach

angelegt und darnach von dem Glacis bis an die Sandhügel der Pfundbude, 400 Ruthen lang und 200 Ruthen breit, ausgedehnt, und diese ganze Fläche mit Lehm bedeckt, den man von den Lehmhügeln bei dem Dorfe Alt-Pillau ¼ Meile weit, anfahren mußte.

Diese Vorkehrungen hatten die beabsichtigte Wirkung, und es ist, bei fortgesetzter Unterhaltung derselben, die Wiederkehr der Sandverheerungen nicht zu besorgen.

Ohne die Einzelnheiten in Bezug auf die Retablirung der Festungswerke selbst und der Militärgebäude anzuführen, wird im Allgemeinen bemerkt, daß von 1789 bis 1806 die versandeten Werke ausgegraben, die meisten alten Baracken in Kasematten umgewandelt, zwei bombensichere Pulvermagazine erbaut, drei Luftpulvermagazine eingerichtet, die Revetementsmauern hergestellt, die Thöre verstärkt und die Brücken neu gefertigt wurden. Zu dem ganzen Renovationsbau waren gegen 645,000 Thlr. veranschlagt und bewilligt.

Die Pfundbude, in welcher die Seeleuchte enthalten war, wurde im Jahr 1804 abgebrochen und der Berg, auf welchem sie stand, sollte abgetragen werden, weil er die Festungswerke einsah und überhöhte.

Bald nach Vollendung des Renovationsbaues brach der Krieg zwischen Preußen und Frankreich aus, und am 21. November 1806 wurde der Anfang gemacht, die Festung in Vertheidigungsstand zu setzen. Außer den für solche Fälle gewöhnlichen Arbeiten richtete man in und zunächst der Festung einige der Lokalität angemessene Geschützstände ein, welche zum Theil den Zweck hatten, den Feind nicht gleich bis dicht an die Festung herankommen zu lassen Hierher gehörte z. B. die Umschaffung des Epaulements, das bisher zum Schutze eines jetzt geräumten Luftpulvermagazins diente, in eine gut befestigte, von der Festung flankirte Flesche, die etwa 500 Schritt vor dem Glacis lag, mit einer 3pfündigen und zwei 12pfündigen Kanonen armirt und in welcher das stehengebliebene Pulvermagazin zu einem Wachthause eingerichtet wurde. Ferner warf man zur Behauptung der Nehrungsspitze gegen die die Nehrung herauf rückenden französischen Truppen ein zusammenhängendes Retranchement vom Seestrande bis an das Haff auf. Die 125 Schritt davorliegende Schanze, die man einige Zeit vorher gegen die die preußische Küste blokirenden schwedischen Schiffe

erbaut hatte, wurde erweitert und durch eine doppelte Pallisadenreihe mit dem Retranchement verbunden. Die Weidenplantage wurde gekappt und das daraus gewonnene Holz zum Theil zu einem Verhau benutzt, in dem man Jägerposten einrichtete.

Für sämmtliche Geschütze und für die Infanterie war eine hinlängliche Anzahl Munition aller Art vorhanden. An Mundvorräthen war die Festung auf drei Monate versehen.

Die ganze Besatzung der Festung Pillau, mit Einschluß der auf den Schiffen im Haff und der auf der Nehrung detaschirten Kommandos, bestand aus:

4 Bataillonen Infanterie,
10 Kompagnien Invaliden, zusammen 300 Mann,
40 Jägern,
340 Artilleristen,
100 Husaren.

Die Bataillone waren nicht allein sehr schwach, sondern der größte Theil der Leute waren kürzlich erst eingezogene Rekruten, als Ersatz der zur Armee abgeschickten exerzirten Mannschaft. Ueberdies rafften epidemische Krankheiten täglich viele Menschen fort, welches die Garnison sehr schwächte, so daß ungefähr 1600 Mann dienstfähig blieben.

Außer den auf den Festungswerken aufgestellten Geschützen befanden sich in der Strandbatterie ein 12-Pfünder und drei 6-Pfünder, in der Batterie am Steindamm unweit der Windmühle drei 12-Pfünder und eine 10pfündige Haubitze, beim Lootsenhafen zwei 6-Pfünder, am Bollwerk gegen den Eingang des Hafens drei 12-Pfünder, im Einschnitt außerhalb des Glacis links der Hauptstraße zwei 6-Pfünder, und auf dem rechten Flügel vor der Pallisadirung am Holzhafen 1 6-Pfünder und 1 10pfündige Haubitze.

Im Ganzen waren:

15 24pfündige Kanonen
55 12pfündige "
25 6pfündige "
8 3pfündige "

103 Kanonen.
8 10pfündige Haubitzen
9 Mörser (sechs 50-pfündige und drei 10pfündige)

120 Geschütze vorhanden.

Der Oberst v. Herrmann war erster und der Major v. Stärk zweiter Kommandant. Der erstere wurde schon 1792 Kommandant von Pillau und trat 1796 bei Ernennung des Obersten v. Lenz zum Kommandanten in das Verhältniß eines Kommandeurs der Garnison zurück, wurde aber 1806 wieder zum Kommandanten ernannt.

Wenngleich sich erst am 17. Juni 1807 französische Truppen vor Pillau zeigten, so blieb die Festung bis dahin doch nicht ganz ohne Einfluß auf die kriegerischen Ereignisse in der ersten Hälfte des genannten Jahres.

Schon Ende Februar 1807 wurden einige Bataillone Russen nach der Nehrung übergesetzt, welche Danzig noch zu Lande erreichten. Als aber in der Nacht vom 19. zum 20. März die frische Nehrung in die Hände der Franzosen fiel *), wurde die Landverbindung zwischen Pillau und Danzig unterbrochen, weshalb drei Bataillone Russen, welche nach dem letztern Orte befehligt waren, in Pillau eingeschifft werden mußten, um über See ihren Bestimmungsort zu erreichen.

Das bereits erwähnte Retranchement auf der Nehrung verhinderte den Feind, dort Batterieen gegen die Festung zu erbauen und erhielt die freie Verbindung zur See, welches um so wichtiger war, als Danzig mit Munition, Geschützen und Lebensmitteln über See unterstützt werden konnte. Dies veranlaßte die Franzosen in Elbing, Frauenburg, Braunsberg u. a. O. eine Anzahl Kanonenböte zu armiren, um nach Abgang des Eises eine Landung an der samländischen Küste zu bewerkstelligen. Auf die hiervon erhaltene Nachricht beschloß das Gouvernement zu Königsberg das Auslaufen jener Fahrzeuge zu verhindern und die Schifffahrt auf dem frischen Haff frei zu erhalten. Zu diesem Behuf wurden mehrere Schiffe mit 6 bis 10 Geschützen, sowie einige Kanonenböte ausgerüstet, welche die am Haff gelegenen Städte blokirten und von denen eins, die „Ceres" von 8 Kanonen, unter dem Feuer der Franzosen ein altes Fahrzeug im Fahrwasser von Elbing versenkte, so daß ein Auslaufen der drei zur Abfahrt fertigen Schiffe unmöglich gemacht wurde. Der Feind versuchte

*) Militär-Wochenbl. 1842. Nro. 29. Ueber den Krieg in Preußen i. J. 1807.

zwar nochmals, bei Elbing eine neue Ausfahrt zu bewerkstelligen, doch wurde dies durch das Versenken eines von Pillau angekommenen Bordings vereitelt. Ebenso mißglückte den Franzosen jeder Versuch, ihren Posten bei Kahlberg von verschiedenen Punkten am Strande mit Lebensmitteln zu versehen *).

Einen weniger günstigen Erfolg hatte das von Pillau ausgehende Unternehmen zum Entsatze von Danzig, indem das hierzu bestimmte 6000 Mann starke russisch-preußische Korps unter dem General Grafen Kamenskoi am 10. Mai nach Weichselmünde schiffte, doch unverrichteter Sache wieder nach Pillau zurückkehrte. Hiermit stand das Vordringen des Obersten v. Bülow auf der frischen Nehrung im Zusammenhange. Derselbe rückte mit etwa 2000 Mann bis gegen Kahlberg vor, nöthigte die Franzosen, die von den auf dem Haff befindlichen Kanonenböten flankirt wurden, zum Rückzuge, mußte aber, als der Feind Verstärkung erhielt, seine Verfolgung aufgeben **).

Nach der bald darauf erfolgten Uebergabe Danzigs erwartete man einen ernsten Angriff auf die Verschanzung der Nehrung. Es wurde daher, besonders zur Sicherung der im frischen Haf stationirten Kriegsfahrzeuge, eine zweite, weiter vorwärts liegende Verschanzung, in der Gegend des Balga'schen Tiefes, dem schmalsten Punkte der frischen Nehrung, am 18. Mai angefangen und von der am 27. Mai in Pillau eingetroffenen Garnison von Neufahrwasser bei Danzig besetzt ***).

Auf den beiden höchsten Punkten an der See und am Haff wurden zwei Reduten angelegt, durch einen Wall mit einander verbunden und mit einem bedeckten Wege umgeben. Vorwärts wurden noch ein verschobenes in Front und Kehle verpallisadirtes Werk in Form eines Ravelins, und 400 Schritt vor der Front des Retranchements auf dem hohen Bergrücken zwei Blockhäuser errichtet. Die auf dem Haff postirten Kanonenböte sollten diese Verschanzung flankiren. Da indessen die zur Besetzung derselben bestimmte in Pillau angekommene frühere Garnison von Neufahrwasser in Folge der Schlachten bei Heilsberg und Friedland nach

*) Milit. Wochenblatt 1842. Nro. 30.
**) Beitr. zur Kunde Pr. VI. 62.
***) Ebd.

der kurischen Nehrung abgerufen wurde, so gab man die erwähnte Verschanzung auf (15. Juni). Ebenso verließ man die mit 400 Mann und 3 Kanonen von der Pillauer Garnison besetzte Nehrungsspitze, um, durch etwaige Aufopferung derselben, die nur 1600 Mann starke Garnison nicht zu schwächen.

Am 17. Juni zeigten sich feindliche Truppen auf der Nehrungsspitze und errichteten am folgenden Tage eine Batterie von zwei Kanonen auf der Düne, eine von drei Kanonen am Steindamm und ein Emplacement von einer Kanone am Bollwerke.

Am 16. Juni hatte sich auch die Division St. Hilaire von Königsberg gegen Pillau in Bewegung gesetzt. Bei Annäherung derselben zog sich das in Fischhausen befindliche Kommando von 100 Husaren nach der Festung zurück. Den 18ten um 2 Uhr Nachmittag zeigte sich ein Detaschement Infanterie und leichter Kavallerie auf den Höhen von Alt-Pillau; dasselbe wurde mit Geschützfeuer aus der Hafenschanze, dem Croissant und den Außenwerken empfangen. Die Franzosen erwiederten das Feuer aus 6- und 12pfündigen Kanonen auf dem Pfundbudenberge, aus 2 Geschützen auf den Höhen zwischen diesem und der alten Seeleuchte, und aus zwei beim Kirchhofe postirten Haubitzen. Die französischen Batterieen auf der Nehrung unterstützten das Feuer, wurden aber durch das Festungsgeschütz bald zum Schweigen gebracht. Die Besatzung hatte einige Todte und Verwundete; der Verlust des Feindes wird auf 122 Todte und Verwundete und 2 demontirte Geschütze angegeben.

An demselben Tage (18. Juni) wurden die vortheilhaftesten Bedingungen zur Uebergabe angeboten, von dem Kommandanten jedoch abgelehnt. Dasselbe geschah am folgenden Tage auf eine Aufforderung von Seiten des feindlichen Korps auf der Nehrung: dagegen wurde ein für die Festung nicht unvortheilhafter Waffenstillstand abgeschlossen.

Den 28. Juni erfolgte eine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt, die im Weigerungsfalle in Brand gesteckt werden sollte. Diese Drohung schien der Feind, nach erhaltener abschlägiger Antwort, durch Heranschaffen von Kanonenböten und andern Fahrzeugen ausführen zu wollen. Zu seinem Empfange wurde noch ein Bataillon in die Stadt gelegt, mehrere Geschütze am Wasser aufgestellt, und Sensen und Piken unter die Bürgerschaft vertheilt.

Am 29. Juni erfolgte die Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstande; doch dauerte die Blokade noch fort, und erst am 24. Juli marschirten die letzten französischen Truppen auf der Landseite ab. Das französische Korps auf der Nehrung blieb bis zum 11. September stehen.

Nach der im Mai 1812 zu Dresden abgeschlossenen Uebereinkunft mußte die Festung Pillau während des Krieges mit Rußland, neben den preußischen, französische Truppen aufnehmen. Seitens der letztern wurde die Nehrungsspitze besetzt und von Neuem verschanzt. Man benutzte theilweise die vorgefundenen Werke, die zwar mittelst Pallisaden, doch nicht mittelst einer Brustwehr zusammenhingen. Das Ganze erhielt die Gestalt eines Hornwerkes. Die Verschanzungen bei Lochstädt und die Flesche um das Luftpulvermagazin wurden eingeebnet.

In Stelle des bisherigen preußischen Kommandanten Oberstlieutenant v. Treskow, der auf Königlichen Befehl seines Postens entbunden und in das Verhältniß eines Befehlshabers der in dem Platze gebliebenen 300 preußischen Veteranen getreten war, wurde der französische General Castella zum Gouverneur und der Oberstlieutenant Spiekert zum Kommandanten ernannt. 1800 Mann französische Truppen vermehrten die Besatzung.

In Folge des Rückzuges der Franzosen aus Rußland erklärte der General Castella am 1. Januar 1813 die Festung in den Belagerungszustand. Um dieselbe Zeit ordnete der General v. Bülow, damals Generalgouverneur von Preußen, im Einverständnisse mit dem Oberstlieutenant v. Treskow eine Verstärkung der preußischen Besatzung in Pillau an. Die hierzu bestimmten Truppen erschienen den Franzosen unerwartet vor den Thoren der Festung. Der Gouverneur verweigerte ihren Einlaß in dieselbe und verlangte ihre Unterbringung in der Stadt. Der Oberstlieutenant v. Treskow drang indessen mit Entschlossenheit auf die Aufnahme der Truppen in die Festung, und erst nach einem französischer Seits gehaltenen Kriegsrathe wurde sie bewilligt.

Die Garnison bestand nun aus:

573	Mann	preußischer	Infanterie
155	=	=	Artillerie
23	=	=	Pioniere
751	Mann	Preußen.	

780	Mann	polnischer Infanterie
7	"	" Ulanen
680	"	französischer Marinesoldaten
160	"	" Artillerie
1627	Mann	Franzosen.

Im Ganzen also 2378 Mann.

Die Festung war armirt mit:

5	24pfündigen	Kanonen
73	12pfündigen	"
19	6pfündigen	"
9	3pfündigen	"
11	Haubitzen	
18	Mörsern	
135	in Summa.	

Hiervon waren 58 Geschütze auf dem Hauptwalle und 77 auf den Außenwerken. Außerdem befanden sich 4 eiserne 12pfündige und 4 bronzene 6pfündige Kanonen auf der Nehrung.

Es wurden nun sogleich die zur Vertheidigung nöthigen Vorkehrungen getroffen, und namentlich auch in der Mitte des Hauptgrabens eine Lünette aufgeeiset. Da dies aber bei dem starken Froste nicht mehr durchgängig ausführbar war, so wurde der Hauptgraben nach der Breite nur da durchgeeiset, wo die pallisadirten trockenen Gräben der Lünetten an denselben anstießen.

Inzwischen waren auf die Nachricht, daß die russischen Truppen Königsberg (am 5. Januar) besetzt hätten, 50 Mann Franzosen in Fischhausen aufgestellt, die bald darauf von den Russen aufgehoben wurden. Wenige Tage später (7. Januar) erschienen 300 Kosaken auf den Höhen von Alt-Pillau, und nicht lange darnach wurde auch die Verbindung zu Lande mit Danzig durch Besetzung der Nehrung von den Kosaken, die über das zugefrorne Haff gegangen waren, unterbrochen. Außer einigen Neckereien zwischen den Vorposten fielen keine Feindseligkeiten vor, weil man preußischer und russischer Seits hoffte, die französische Garnison zu einer gütlichen Räumung der Festung zu vermögen. Der Oberstlieutenant v. Treskow trat dieserhalb, wozu er noch einen höhern Befehl erhielt, mit dem französischen Gouverneur in Unter-

handlung, um ihn zu bewegen, die Festung mit den französischen Truppen zu verlassen. Der General Castella wollte indessen ohne Genehmigung seiner Behörde hierauf nicht eingehen. Mittlerweile aber hatte die Spannung zwischen der preußischen und französischen Besatzung sehr zugenommen und der Oberstlieutenant v. Treskow sah sich daher genöthigt, für den Fall eines Ausbruches von Feindseligkeiten zwischen seinen und den überlegenen französischen Truppen, sein Augenmerk auf die bedeutende Anzahl der in Pillau befindlichen Matrosen zu richten. In Kurzem waren 500 derselben bereit, auf den ersten Wink loszuschlagen, und es kostete sogar die größte Mühe, sie von augenblicklichen und voreiligen Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten *).

Den mit dem General Castella wieder angeknüpften Unterhandlungen gab ein am 7. Februar vor Pillau eingetroffenes russisches Korps von 6000 Mann unter dem General Sievers den nöthigen Nachdruck. Der Oberstlieutenant v. Treskow erklärte nunmehr dem Gouverneur, daß, wenn er die angebotenen vortheilhaften Bedingungen nicht annehme und auf hartnäckige Vertheidigung bestehe, hierzu die preußischen Truppen nicht nur nicht mitwirken, sondern auch der erste Kanonenschuß gegen die Russen das Zeichen sein würde, im Verein mit der Bürgerschaft die französische Besatzung im Innern des Platzes feindlich zu behandeln.

Nach nochmaliger Aufforderung zur Uebergabe der Festung durch einen, in Begleitung des preußischen Majors v. Seidlitz angekommenen russischen Parlamentär, wurde am 7. Februar Abends die Kapitulation abgeschlossen. Hiernach verließ die französische Besatzung den 8. Februar um 8 Uhr Morgens mit Gewehr und einer scharfen Ladung die Festung und überließ sie den preußischen Truppen allein. Der Abmarsch erfolgte sehr ruhig und mit allen militärischen Ehren unter preußischer Eskorte über das Haff und weiter nach dem Rhein.

Berlin.

K. Hoburg,
Major a. D.

*) Beitr. z. Kunde Preußens VI. 66.

II. Mittheilungen.

[**Etwas über den Streusand.**] Es ist nicht schwer zu beweisen, daß das wichtigste Mineral für den preußischen Staat der Streusand ist. Daß Preußen sich eines wohlgeordneten Gerichtswesens erfreue, ist über jeden Zweifel erhaben. Daß dieser Rechtsstaat als solcher Acten braucht, beweisen die zugleich mit der Einführung des mündlichen Verfahrens eingeführten Actenwagen. Daß zur Entwickelung der Acten-Cultur der Streusand eines der bildendsten Elemente sei, sieht Jeder, der nur einmal auf einem Gerichte gewesen. Also — ruht das mündliche Verfahren, die Entwickelung der Rechtsverhältnisse, von denen wieder das Gedeihen der Administration abhängt, mithin der ganze preußische Staat auf — Streusand. **Quod erat demonstrandum.**

Hienach kann der, ohne Frage patriotische Leser kaum nein sagen, wenn ich ihm zumuthe, daß ihm einige Bemerkungen über den Streusand interessant sein müßten. Zunächst erinnere ich ihn an den Ostseestrand bei Cranz und an seine eigenen Wanderungen, die er mit seinen Badegenossen in sinnigem Gespräche über Wellenschlag, Temperatur des Wassers und Seewind nicht selten ausgeführt haben wird. Da ist es ihm wohl selber passirt, daß er in der Spülung der See schönen Streusand gefunden und sich vorgenommen, am nächsten Morgen ihn zu sammeln, um die Kosten der Badereise wieder einzubringen. Am nächsten Morgen aber — als hätte ein Kobold den Strand verzaubert — vom Streusande ist jede Spur verloren, und erst nach Wochen zeigt er sich wieder, aber auch da zu ungelegener Zeit. Endlich ist die im Genusse der Kunst und der Natur angenehm verlebte Badezeit vorüber, es muß gepackt werden. Noch einen Gang an den Strand, aber ohne Erfolg. Unwillig steigt der scheidende Badegast in den Postwagen, fährt nach Königsberg und kauft von Michelly für

zwei Silbergroschen Streusand, um ein werthes Andenken an das interessante, nur etwas theuere Cranz zu haben.

Leider irrt er sich. Der Sand stammt zwar von einem Badeorte, aber nicht von Cranz. Er ist nach günstigem Wellenschlage bei Kahlberg gesammelt worden und zwar nicht am Gestade der See, sondern am Ufer des Haffs, von wo ihn Kahnschiffer nach Königsberg gebracht, um ihn an der grünen Brücke in hohen aber inhaltarmen Eimern zum Kauf auszustellen. Wer ihn noch billiger und zugleich das Vergnügen lohnender Spaziergänge haben will, darf nur das diesseitige schroff abfallende Haffufer (ehemalige Seeufer) zwischen Brandenburg und Patersort fleißig besuchen, wo sich bisweilen, aber auch nur bisweilen, derselbe Sand auf dieselbe Weise in der Spülung der Wellen zeigt. Selbst im Binnenlande ist er nicht selten. Das Kreisgericht von Sensburg erhält dies Lebenselement durch die theilnehmende Fürsorge eines Beamteten, der es jährlich von dem zwei Meilen südlich von Sensburg gelegenen Muckersee in großer und doch kaum ausreichender Quantität bezieht. Auch hat Herr Kreyher, Inspector der bei Johannisburg gelegenen Eisenhütte Wondolleck, sowohl an den Ufern des Spirding-Sees als auch an denen des Rosche-Sees einen eisenschüßigen Sand gefunden, der ebenfalls zur Gruppe der Titan- und Magneteisensande gehört. Die dem Magneten folgenden, also leicht von dem übrigen Sande zu trennenden, Körner sind — in den uns vorliegenden Proben vom Muckersee bei Aweiden, vom frischen Haff bei Kahlberg, Polski und Alttief, vom curischen Haff bei Alt-Pillkoppen, bei dem versandeten Lattenwalde und bei Sarkau — kugelig oder eiförmig oder unregelmäßig abgerundet, wenigstens nie scharfkantig, der Farbe nach tief dunkelbraun und haben einen Glanz wie gehämmertes Eisen. Der Rückstand besteht zum größten Theile aus glasig durchsichtigem Quarz; außerdem finden sich darin wenige mattweiße und blaß rosenrothe Körner (beide wohl ebenfalls Quarz), röthlichgelbe Feldspathkörner, ferner Körner von hellkirschrother und von grüner Farbe (die letztern wahrscheinlich Olivin), endlich noch dunkelgrüne unmagnetische Knollen und Trauben von Eisensilicat. Die von der Ostsee ausgeworfenen dunkelkörnigen Sande, die ich am Strande der curischen Nehrung, des Samlandes und der frischen Nehrung gesammelt, enthalten kaum Spuren von magnetischem

Titaneisen. Die dunklen Körner erweisen sich bei genauerer Beobachtung als jene traubigen Körner von Eisensilicat. Nur eine Probe von Rosehnen, einem eine halbe Meile westlich von Cranz gelegenen Dorfe, zeigte eine merkliche Masse von wirklichem Titaneisen. Derselbe Sand kommt noch an vielen andern Punkten der norddeutschen Ebene vor, z. B. am Müggesee, an den Rändern der großen Meklenburgschen Seen, an der Peene bei Wolgast und in großer Masse am Strande der Insel Wollin bei Misdroy. Ferner in der Iserwiese am Riesengebirge, auch im Flußgebiete des Don. In Schottland hat man ihn in der Gegend von Aberdeen und an den Ufern des Loch beobachtet. Durch diese weite Verbreitung des Streusandes ist seine welthistorische Bedeutung documentirt. Ein guter Philosoph hätte freilich schon a priori schließen können, daß die gütige Natur, wie sie dem Menschen Verstand gegeben, um Tinte zu machen, auch dafür gesorgt haben müsse, daß er genügenden Streusand habe. Und da gerade Deutschland am reichlichsten mit diesem edlen Stoffe versehen ist, so ist dies wohl ein Fingerzeig, daß eben der Deutsche berufen sei, in der Tint- und Feder-Cultur den übrigen Völkern der Erde als leuchtendes Beispiel voranzugehen.

In unsern tertiären Lagern kommen zwar schwarze Sande vor, aber keine magnetischen. Die schwarze Farbe ist in ihnen stets durch beigemengte Brocken sehr dunkler Braunkohle bedingt. Die dunkelgrünen Sande verdanken ihre Färbung jenen Körnern von Eisensilicat. Der wirkliche Streusand fehlt in den ruhig abgesetzten Tertiärschichten, er findet sich nur in dem durch große Katastrophen über dieselben gelagerten Diluvium. Woher indeß ursprünglich diese schwarzen magnetischen Körner stammen, die den Streusand characterisiren, diese Frage blieb unbeantwortet, bis die Geologen dasselbe Mineral in größeren Stücken in vulkanischen Gesteinen eingeschlossen fanden. Aus ihnen haben vor langer Zeit bei der Verwitterung der Felsen strömende Wasser Brocken ausgewaschen und in die Rinnsale der Bäche und Flüße und durch diese bis an's Meeresufer geführt. Aber man hätte auch schon a priori auf diesen vulkanischen Ursprung schließen können. Denn es läßt sich wohl nicht leugnen, daß sämmtliche Literaten und Schriftgelehrte mehr oder weniger destructiv und revolutionär, also, geologisch gesprochen, Gebilde des Vulkanismus sind, woher auch

der Streusand denselben Ursprung haben mußte. Ob indeß der Name Titaneisen richtig gewählt sei, der an die uralten himmelstürmenden Riesen erinnert, scheint mir zweifelhaft, da unsere Scribenten wenig nach Titanen und Riesen aussehen. Natürlich nehme ich die Naturforscher aus, die in ihrer Wissenschaft bekanntlich mit Riesenschritten fortschreiten, also wenigstens — lange Beine haben müssen.

Nach den obigen Angaben scheint der Streusand nur an den Ufern der Flüsse und Seen und am Gestade der Meere vorzukommen. Doch ist diese Ansicht irrthümlich. Wir müssen uns vielmehr die Lager unabhängig von der heutigen Verzweigung der Wasserrinnen verbreitet denken. Nur wo die Schichten von den Wellen angegriffen und aufgewühlt werden, geschieht in Folge der Verschiedenheit des specifischen Gewichtes (der Quarzsand ist $2\frac{1}{2}$, das Titaneisen fast 5 mal so schwer als Wasser) bei günstiger Strömung eine Trennung beider Sandarten. Tritt man ans Ufer, so kann man leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß man ein großes mächtiges Lager von Titaneisen vor sich habe, während es in Wirklichkeit nur eine dünne Schicht bildet. Auch hierüber ließen sich manche philosophische Reflexionen anstellen.

Fassen wir Alles zusammen, so werden wir zu dem Resultate geführt, daß im Streusande — diesem merkwürdigen Durcheinander des krystallisirten und unkrystallisirten Quarzes, des Eisenoxyds und Manganoxyduls, endlich der Titansäure, die als solche der Kieselsäure gegenübertritt, um sich mit ihr in höherer Einheit zu identificiren — daß in dem Streusande der Menschheit, den Deutschen, insbesondere aber uns Preußen eine feste Basis gegeben ist für die lebendig bewegte, rastlos fortschreitende, culturhistorische Entwickelung, die einem unendlich fernen unerreichbaren idealen Ziele nachstrebt, das gleichwohl bei den „Riesenfortschritten der heutigen Zeit“ fast schon erreicht ist und sicher in einigen Tagen erreicht werden wird. Auch ist gezeigt worden, daß die wahre Philosophie schon Alles a priori weiß und hat, was die Naturhistoriker auf dem umständlichen Wege der sorgsamen Beobachtung langsam zusammentragen. Und wenn den geneigten Leser, dem jetzt hoffentlich die Bedeutung des Streusandes klar geworden sein wird, das Schicksal wieder nach Cranz führen sollte, so möge er sich mit den nöthigen Apparaten, einer Blechschaufel und einigen

Flaschen, versehen, um am Gestade des „weithin hochaufschäumenden Weltmeeres“ zu günstiger Stunde Streusand einzusammeln, und dann möge er in seinen geistreichen Gesprächen bisweilen auch den Streusand als Object wählen neben andern würdigen Gegenständen seiner diätetischen Denkthätigkeit. Von mir aber mag er die Versicherung hinnehmen, daß ich ihm durch die obigen Bemerkungen über den Streusand keinen Sand in die Augen gestreut.

⊙

[**Zur Geschichte des Postwesens in der Provinz Preußen.**] Die Ausbreitung und Vervollkommnung der Postanlagen in den einzelnen Provinzen der Preußischen Monarchie hatte ..... namentlich unter der kraftvollen Leitung und weisen Fürsorge König Friedrich Wilhelm's I., bedeutende Fortschritte gemacht. Wenn unter König Friedrich I. die Chefs der Postverwaltung mitunter fiscalische Tendenzen hegten, so ließ König Friedrich Wilhelm I., im Geiste des großen Kurfürsten, das Finanzprincip bei der Postverwaltung nicht vorherrschen. Es verdient dies um so mehr hervorgehoben zu werden, als gerade dieser Herrscher, der gewöhnlichen Meinung nach, das fiscalische Interesse rücksichtslos verfolgen ließ. Und doch flößt sein großes Verwaltungstalent, wenn man in die innere Entwickelung der Preußischen Staats- und Verwaltungszustände unter seiner Regierung tiefer eindringt und dem lebenbergenden Kern mancher unscheinbaren Maßregel aufmerksamer nachforscht, die aufrichtigste Bewunderung ein! Die Postanstalt betrachtete er als ein Cultur-Element, und befahl dem General-Finanz-Directorium, als dasselbe Bedenken trug, die Geldmittel zur Anlegung neuer Posten zu bewilligen: „sollen die Posten anlegen in Preußen von Ort zu Ort, ich will haben ein landt, das kultivirt ist, höret Post dazu. F. W.“ Er sagte von den Posten, daß sie „vor den florissanten Zustand der Commercien hochnothwendig und gleichsam das Oel vor die ganze Staatsmaschine wären.“ Er zog das General-Post-Amt zur Verantwortung, als er einst auf einer Reise im Cleve'schen über financielle Bedrückungen der Postverwaltung hatte klagen hören. Denselben Geist athmen die Bestimmungen, welche in der, von dem Könige meist selbst dictirten und zum Theil von ihm selbst niedergeschriebenen Instruction für das General-Ober-Finanz-, Kriegs-

und Domänen-Directorium vom 20. December 1722 im 22. Artikel über die Verwaltung des Postwesens enthalten sind.

In allen Landestheilen wurden die Postanlagen vermehrt, insbesondere aber in der Provinz Preußen, welche allerdings der Fürsorge des Staates noch um so mehr bedurfte, als die große Pest von 1709—1710 dort so schreckliche Verheerungen angerichtet hatte. Es hatten in Preußen bisher nur auf einigen Hauptrouten geordnete Reit- und Fahrposten bestanden. Auf den Seitenrouten waren die sogenannten Aemter- oder Schulzenposten in Thätigkeit, zu deren Entstehung die Gänge der Amts-, Gerichts- und Gemeindeboten Veranlassung gegeben hatten. Bei Revision des Etats im Jahre 1720 strich der König die diese Boten betreffende Position aus und schrieb daneben: „ordentliche Posten anlegen wie in der Churmark. F. W." Als das General-Finanz-Directorium nachwieß, daß hierzu Zuschuß aus Staatsmitteln gewährt werden müsse, indem bei dem geringen Verkehr in Preußen auf eine Deckung der Post-Ausgaben durch die Einnahmen nicht zu rechnen sei, decretirte der König ad marg.: „sollen jetzt anfangen ohne Resoniren Posten wie in der Churmark anlegen."

Es zeigte sich, daß die nunmehr angelegten Posten einen Ueberschuß abwarfen.

Im Jahre 1723 befahl der König, die Posten in Ostpreußen noch weiter auszudehnen, ein Postnetz über die ganze Provinz zu legen, von Memel bis Soldau. Das General-Finanz-Directorium stellte vor, daß die Einrichtung der Posten in Ostpreußen mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden sei: in den öden, von Raubthieren durchstreiften Haiden *) sei oft auf 10 bis 12 Meilen Weges kein Haus anzutreffen, an ordentlichen Straßen, Brücken und Dämmen gebräche es fast gänzlich, Raubgesindel mache namentlich in der Nähe der polnischen Grenze die Gegenden unsicher, und die Posten in den pfadlosen Dickichten und Sümpfen bei Nacht gehen zu lassen, daran sei gar nicht zu denken, vollends, da es in Lithauen fast neun Monate lang Winter sei;

*) In den 34 Artikel der Instruction für das General-Directorium hatte der König eigenhändig die Worte gesetzt: „In Preußen absonderlich seyn fast mehr Wölfe, als Schafe."

geeignete cautionsfähige Postbeamten und Posthalter wären in jenen armseligen Gegenden kaum aufzutreiben, und die Ausdehnung der Posten in dem großen Umfange, wie Sr. Majestät beabsichtigten, würde daher einen sehr bedeutenden Zuschuß erfordern. Der König setzte höchsteigenhändig folgenden Befehl unter den Bericht: „sollen die Posten anlegen von einer Statt zur andern wie hier zu Lande ein Postknecht soll tractament haben wenn er das Pferd hält jährlich 48 Thlr., vor Futter vorm Pferd 2 rthlr. jedes Monath, ration ist sehr viell wollfeiler als hier ergo die Postcasse nits zuschießen dörffte. F. W."

Die Mittel wurden bewilligt. Das General-Post-Amt ging rüstig ans Werk und schon nach zwei Jahren durchschnitten Postcourse die Provinz in allen Richtungen. Wo kein Ort war, baute man, um nicht Stationen von 10—12 Meilen zu haben, mitten in Feld und Wald ein Posthaus. Zu dem Posthause gesellte sich bald ein Krug, zu dem Kruge eine Schmiede; Postwärter und Postillons legten Ackerwirthschaften daneben an; ein vorüberreisender Capitalist oder Regierungsbeamter aus Königsberg, der ohne die Post nie hierher gekommen wäre, fand den Platz zur Anlegung eines Mahlwerks oder einer Ziegelhütte geeignet; und so entstanden, geweckt durch den Ruf des Posthorns, die ersten Ansiedelungen in diesen masurischen Einöden. Dann kamen die fleißigen Einwanderer aus Holland und Salzburg, und aus den Ansiedelungen wurden Dörfer und Städte, so daß nachmals Friedrich der Große in den Briefen an Voltaire sein Erstaunen darüber nicht genug bezeigen konnte, was Anbau und Verkehr unter seines Vaters Regierung aus jenen waldigen moorigen Ebenen gemacht hatten.

Mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre, d. d. Potsdam, 29. April 1732 befahl der König „die Posten in Preußen noch vielfältiger und geschwinder einzurichten, wenn solches auch gleich etwas mehr kosten sollte", und der Art. 22. §. 6. der Instruction für das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directorium bestimmte: „Und weil in Preußen die Fourage und alles Uebrige wohlfeiler zu haben, derowegen muß dort auch die Taxe der mit den ordinären Postwagen oder mit Extraposten gehenden Passagiere nicht so hoch sein, als hier zu Lande."

Von Wichtigkeit für den Verkehr Ostpreußens war die Herstellung vermehrter und geregelter Postverbindungen in und mit Rußland, namentlich mit den russischen Ostsee-Provinzen und dem neugegründeten Petersburg. Peter der Große hatte bei seinen wiederholten Reisen durch die Preußischen Staaten mit Freuden den regelmäßigen Lauf und den großen Nutzen der Posten bemerkt. Er ersuchte den König, ihm eine Sammlung der Preußischen Postverordnungen nach Petersburg zu senden und ihm auf einige Zeit einen des Postwesens kundigen Beamten zu überlassen, der in Rußland die Posten auf Preußischem Fuß einrichten sollte (1722).

Außer der Landpost-Verbindung beabsichtigte König Friedrich Wilhelm I. schon damals eiue Seepost-Verbindung zwischen Preußen und Rußland herzustellen und namentlich die zwischen Petersburg und Danzig und Petersburg und Lübeck coursirenden Packetboote auf einen Preußischen Hafen (Königsberg oder Stettin) zu leiten. Er beauftragte seinen Gesandten in Petersburg, Freiherrn von Mardefeldt, im Jahre 1727 mit der Einleitung desfalsiger Verhandlungen. Der Gesandte stieß hierbei jedoch auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Er berichtete, daß seit dem Tode des Czaaren Peter zu dem Gelingen dieses Planes „ganz und gar keine Hoffnung sei." Das Project mußte beruhen bleiben, und erst die neuere Zeit brachte es zur Ausführung *).

(Archiv für Landeskunde der Preußischen Monarchie. 1858. B. V. S. 119—22.)

*) Vorstehende interessante Darstellung ist das Bruchstück einer größeren in obiger Zeitschrift gelieferten Abhandlung: „Die Preußische Post in ihrer geschichtlichen Entwickelung", welche den geh. exped. Secretair im General-Post-Amt, Hrn. H. Stephan zum Verfasser hat. Vorläufig ist nur der I. Abschnitt erschienen: „Von der Gründung der Kurbrandenburg-Preußischen Staatspost durch Kurfürst Friedrich Wilhelm den Großen bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen." Von besonderem Interesse für die Geschichte unserer Provinz sind darin auch die S. 97 ff. dargestellten Bestrebungen des großen Kurfürsten zur Errichtung eines brandenburgischen Postamts in Danzig. — Wir verabsäumen nicht diese Gelegenheit, unsere Leser, wie schon früher (N. P. P. B a. F. XII, 367), wiederum auf die Reichhaltigkeit und Gediegenheit genannter Zeitschrift aufmerksam zu machen, deren regelmäßiges Erscheinen nach längerer Pause wieder begonnen hat und deren Fortdauer nunmehr für die Zukunft gesichert scheint. Der vorliegende Band (zu welchem aus unserer Provinz keine Beiträge geliefert sind) bringt Abhandlungen wie: „Ueber die Beziehungen der Strahlenbrechung in der Athmosphäre zu der Witterung und über den Zusammenhang einer Landesvermessung mit der Meteorologie" vom Generalmajor Baeyer; „Das neutrale Gebiet von Moresnet" (an der preußisch-belgischen Grenze) vom Gerichtsassessor Dr. Müller in Aachen; „Die Brandenburgisch-Preußische Militär-Verwaltung" vom Hauptmann de l'Homme de Courbiere, u. s. w. D. R.

[Nekrolog Dr. J. Jacobson's.] **Jacob Jacobson** war geboren zu Königsberg am 20. Juli 1807. Schon in früher Jugend verlor er seinen Vater, einen dort ansäßigen Kaufmann, und die Sorge für seine Subsistenz und Erziehung fiel nun seinem 11 Jahre ältern Bruder Dr. Ludwig Jacobson *), einem jungen in Königsberg practisirenden Arzte, anheim, welcher den Knaben in den ersten Elementen des Wissens selbst unterrichtete und auch seine spätere geistige und sittliche Entwicklung überwachte. Das sich früh entfaltende Talent des strebsamen Knaben, der vom achten Lebensjahre das unter Leitung des geistvollen Struve stehende Altstädtische Gymnasium besuchte, bewog die Angehörigen, ihn dem Studium zu widmen. In dem Alter von 18 Jahren bezog er 1825 die Königsberger Hochschule und wählte, gleich seinem ältern Bruder, das Studium der Heilkunde. Er vollendete sein Quadriennium in den Hörsälen seiner Vaterstadt. Diese galten mit Recht als eine treffliche Vorschule theoretischer und practischer Bildung. Die Albertina erfreute sich damals unter ihren Lehrkräften eines glänzenden Vereins wissenschaftlicher Celebritäten fast in allen Disciplinen; auch der medicinischen Facultät fehlte es nicht an klangreichen Namen. Burdach, Sachs, Unger, Elsner, Richter, Henne wurden J.'s Lehrer in der Heilkunde, K. G. Hagen, E. Meyer, Dulk in den Naturwissenschaften; auch Herbart's philosophischen Vorlesungen blieb er nicht fern. Vor Allem aber knüpfte den jungen Studenten ein Band wissenschaftlichen und persönlichen Interesses an den berühmten Zoologen Prof. C. v. Bär, dessen Gunst und Fürsprache er in hohem Grade gewann. Nach Vollendung der academischen Lehrzeit (1829) promovirte die Facultät J. zum Doctor der Medicin und Chirur-

*) Ein seiner Zeit mit Recht gefeierter Name, dessen Andenken in seinen heimischen Kreisen auch heute nicht erloschen ist. Die ältere Generation Königsbergs, welche den Lebenden kannte, wird mit Hochachtung des Todten gedenken, der gleich ausgezeichnet als Arzt und Mensch, ein Helfer der Armuth und bei aller Anspruchslosigkeit einer unserer verdienstvollsten Mitbürger war. Dem Sarge des Frühverblichenen folgten Tausende aller Stände und Confessionen. Wir haben ein Recht zu bedauern, daß diese Blätter (welche ihn zu ihren Mitarbeitern zählten) es verabsäumt, bei seinem plötzlichen Hingange seiner in gebührender Weise zu gedenken. Möge es uns also verstattet sein, diese wenigen Worte der Anerkennung als verspätete Erinnerungskränze auf sein frühes Grab zu streuen!

gie. Seine v. Bär gewidmete, von Sachkennern gerühmte Dissertation behandelt einen naturwissenschaftlichen Gegenstand von localem und zeitgemäßem Interesse. Es war im Sommer 1828, daß die Raupe der Gamma-Eule (Phalaena Noctua Gamma) und die Grasraupe (Phalaena graminis) in gemeinsamer Wanderung durch die Felder Ostpreußens Verheerungen vorzugsweise unter den Leinfrüchten anrichteten, welche an Furchtbarkeit kaum von denen der Nonnenraupe in unseren heutigen Wäldern übertroffen werden. Die rathlosen Landwirthe wandten sich mit Anfragen an die Königsberger Regierung, welche den Prof. v. Bär über die Mittel zur Abhilfe dieser Landplage consultirte. Dieser beauftragte zwei seiner Zuhörer, Jacobson und Kleeberg (gegenwärtig practischer Arzt in Königsberg), die Stätten der Verheerung, ins Besondere das arg verwüstete Ermland, zu bereisen und die durch Autopsie gewonnenen Resultate mitzutheilen *). So entstand J.'s Schriftchen: De Phalaena Noctua Gamma (Plusia gamma Ochsenh.) et de vastationibus, quae per ejus erucam in Prussia orientali apud Varmios praecipue lino usitatissimo illatae sunt", worin er die naturhistorische und nationalöconomische Lösung dieses Problems versuchte und zur Vertilgung des verheerenden Insects ein allgemeines Aufgebot der Landjugend in Vorschlag brachte **). — Bald darauf wandte sich J. nach Berlin, wo er im April 1830 die Staatsprüfung als practischer Arzt und Operateur rühmlich bestand. Der — wenn auch nur vorübergehende — Aufenthalt in einer europäischen Hauptstadt wirkte vortheilhaft ein auf den Bildungsgang des jungen Mannes, dessen Anschauungen bisher in den engen und isolirten Kreis seiner ostpreußischen Heimath gebannt waren. Neue Anregung schöpfte er aus einer kurz nachher unternommenen — damals nicht unerheblichen — Reise durch einen Theil Deutschlands und Frankreichs, deren Ziel Paris, die hohe Schule der Chirurgie,

*) Vrgl. hiemit die Relation v. Bär's in den Preuß. Prov.-Bl. II, 574 ff., welcher die von Jacobson entworfene Zeichnung beigefügt ist, und den Bericht von Dr. Hausbrand ebend. I, 269 ff. D. R.

**) Die Wirksamkeit dieses Mittels wird allerdings durch v. Bär in Frage gestellt (l. c. S. 597), der andere Sicherheitsmaßregeln (u. A. das Ziehen von Gräben) vorschlägt. D. R.

war. Die Kunstschätze Dresdens, die Naturschönheiten der sächsischen Schweiz, die Heilquellen Böhmens, das Panorama einer Rheinfahrt von Bonn bis Heidelberg gingen an ihm vorüber, der überall mit offenem Sinne und lebendigem Interesse eindringend und das Gesehene, Erlebte als neuen Bildungsstoff in sich aufnehmend und verarbeitend, sich ebenso empfänglich zeigte für den Zauber landschaftlicher Reize wie für die Eindrücke des socialen und Culturlebens der fremden Umgebung und darüber keine Gelegenheit zur Bereicherung seiner medicinischen Kenntnisse versäumte. Zeuge deß ist ein interessanter handschriftlicher Reisebericht, eine Art Tagebuch aus dieser Periode, illustrirt mit skizzenhaften Zeichnungen von Landschaften, Bauwerken, Maschinen, medicinischen Instrumenten, physicalischen Apparaten u. s. f., theilweise höchst sauber und geschmackvoll ausgeführt und einen ziemlichen Grad technischer Fertigkeit verrathend. Paris mit seinen großartigen Hospitälern, die er zum Theil unter Anleitung des berühmten Dupuytren frequentirte, bot natürlich dem jungen Arzte, ins Besondere dem angehe den Chirurgen ein unermeßliches Feld theoretischer Belehrung und practischer Erfahrung. Sein Aufenthalt in der Weltstadt fiel überdies in eine weltbistorische Epoche: J. ward Augenzeuge der Julirevolution. Das großartige und aufregende Drama der drei unvergeßlichen Tage spiegelt sich mit manchen nicht uninteressanten Details in der frischen, lebendigen Darstellung seines Tagebuchs ab. Die Schwingungen dieser erschütternden Katastrophe währten noch fort, als er nach zehnwöchentlichem Aufenthalte die Hauptstadt verließ und im Spätsommer 1830 in Wirzburg eintreffend, hier ein paar Monate seine geburtshilflichen Studien an der Hand eines Führers wie der gefeierte D'Outrepont fortsetzte. Den Rest des Jahres verbrachte er in Leipzig, ebenfalls unter emsigen Studien. Von da kehrte er im Anfange des nächsten Jahres nach Berlin zurück, das er nach abgelegtem Accoucheur-Examen verließ, um ein Domicil in seinem Vaterlande Ostpreußen zu suchen. Hier bedrohte ihn, den von Paris und Berlin Heimgekehrten, das gewöhnliche Schicksal eines jungen mittellosen Arztes: der dauernde Aufenthalt in der beschränkten Sphäre einer ostpreußischen Kleinstadt. Er wählte eine der besseren: Braunsberg, wo er im Frühjahr 1831 sich niederließ, damals wohl ohne zu ahnen, daß er an diesem Orte bald

eine Stellung erringen würde, die er ein Decennium später nicht mit den großstädtischeren Verhältnissen in der Metropole Ostpreußens vertauschen mochte. —

Die Auspicien seiner neuen Lage schienen anfangs wenig günstig. Ein Arzt in dem jugendlichen Alter von kaum 24 Jahren, Neuling in seiner Kunst, Fremdling an der Stätte seines Wirkens, ohne persönliche Verbindungen, ohne die Protection eines ältern Collegen, ohne die Gunst einer Coterie, geschworner Feind alles Charlatanismus, dabei von wenig biegsamem und, wo es die Wahrung eines männlichen Selbstgefühles galt, nicht selten schroffem Wesen, war seine Erscheinung weniger geeignet, das Vertrauen der Menge schnell zu gewinnen als das einmal gewonnene dauernd zu erhalten. Der Dahingeschiedene hat in einer seiner Festreden, worin er Braunsberg „die Stadt der Besonnenheit" nennt, von dieser gerühmt: „Das Vertrauen wird hier nicht geschenkt, es muß erworben, mühsam erworben werden." Daß es ihm selber als Arzt in ungewöhnlichem Grade gelungen ist, das Vertrauen dieser Bevölkerung schnell zu erwerben und dauernd an sich zu fesseln, verdankte er neben seiner eminenten Berufstüchtigkeit (namentlich als Chirurg) und seinem unermüdlichen Berufseifer, verbunden mit der Offenheit und Ehrenhaftigkeit seines lautern Characters, vor Allem dem glänzenden Erfolge seiner ersten Kuren. Die bald nach seiner Uebersiedelung in der Stadt ausbrechende Cholera-Epidemie von 1831 war eine Feuerprobe, die er mit aufopfernder Hingebung bestand *). Gleiches Verdienst erwarb er sich in den Cholerajahren 1837, 1848 und 1852, wo die Epidemie mit furchtbarer Heftigkeit auftrat. Als er 1837 die Folgen seiner menschenfreundlichen Anstrengungen mit einem gefährlichen Fieber büßte, votirte nach seiner Genesung die städtische Behörde dem zu seiner Behandlung von Königsberg herübergekommenen Dr. L. Jacobson eine Dankadresse.

Ein weites Feld segensvoller Wirksamkeit eröffnete sich für J. in der Braunsberger Armenpraxis, der gewohnten Domäne

*) Die Resultate seiner Beobachtung über den Verlauf der Seuche sind niedergelegt in einem — wir wissen nicht ob jemals gedruckten — Manuscripte: „Geschichte der Cholera-Epidemie in Braunsberg in den Monaten September, October und November 1831."

junger Aerzte. Er sah aber in dieser kein bloßes Uebergangsstadium, keinen bloßen Hebel des ärztlichen Rufes, sondern blieb dieser Thätigkeit mit Liebe und Hingebung bis zum letzten Athemzuge treu. Mit seltener Uneigennützigkeit waltete er dieses mühevollen Amtes lange Jahre ohne jede Entschädigung; erst in der letzten Zeit bezog er als Armenarzt aus Communalfonds eine Lieferung von Brennmaterial. Und es ist bekannt, wie er den Kranken der ärmern Volksklasse nicht nur Anstrengung und Zeit, Nachtruhe und Gesundheit geopfert sondern zahlreiche auch mit Heilmitteln und Geld freigebig unterstützt hat. Als er 1837 die Aufsicht über das städtische Krankenhaus übernahm, fand er es in verkommenem Zustande mit engen, unsaubern Räumen, ohne geregelte Verwaltung. Er nahm die Reform der Anstalt auf seine Schultern mit der Bedingung, daß die ihm angetragene Besoldung auf Verbesserung des Krankenhauses verwandt werde. Unter seiner ordnenden Hand wurden die Räumlichkeiten erweitert, die Krankenzimmer wohnlich, die Zahl der Betten vermehrt, die Pflege vortrefflich, die Administration geregelt, und der von den städtischen Behörden kräftig unterstützte Reformator feierte den Triumph, daß die von den Braunsberger Kranken ehedem gemiedene Anstalt jetzt ein gesuchtes Asyl ward, selbst für Leidende aus der Provinz, auch für wohlhabendere, die eine Pension zahlten und die Revenuen des Hauses vermehrten. Noch auf dem Sterbebette erfreute ihn hoch die Nachricht von dem projectirten Bau eines neuen Krankenhauses, den die Kreisstände auf sein jahrelanges, unabläßiges Ansuchen genehmigt. Auch die 1846 zum Wohl der ärmern Klasse gestiftete Kranken- und Sterbecasse zählte ihn zu ihren Gründern; die Kranken dieser Association behandelte er unentgeltlich, bis in den letzten Jahren der vermögend gewordene Verein ihm eine geringe jährliche Remuneration aufdrängte. Auch die Zöglinge der Seeliger'schen Erziehungs-Anstalt behandelte er 12 Jahre hindurch (1837—49) ohne Besoldung.

Angesichts dieser Thatsachen wird die Popularität, deren der Verewigte in B. sich erfreute, nicht befremden. Als im Frühjahr 1842 nach dem Tode seines Bruders Ludwig von dessen zahlreichen Verehrern ein Ruf nach Königsberg an ihn erging, erließ eine nicht unbeträchtliche Zahl der Honoratioren Braunsbergs eine dringende Gegenpetition, die in rührender Weise um sein Bleiben

hat. Und es war nur der Ausdruck der öffentlichen Stimme, als 11 Jahre später die Communalbehörde dem verdienten Manne das Ehrenbürgerrecht ertheilte, dessen Diplom der Bürgermeister Püschel am 8. März (dem Jahrestage von J.'s Ankunft in B.) ihm übergab, worauf ein von der Stadt veranstaltetes Festmahl folgte. —

Daß J. neben einer ausgedehnten, anstrengenden, zeitraubenden Praxis noch Neigung und Muße zu anderer Beschäftigung hatte, zeigt ebenso von dem Umfange seiner Arbeitskraft wie von der Vielseitigkeit seiner Interessen. Unablässig an der eigenen Fortbildung schaffend, lockten ihn zunächst wissenschaftliche Studien, die von der Medicin und Physik auch auf andere Gebiete hinüberschweiften. Die Ergebnisse seiner Arbeit können aus einer Reihe handschriftlicher Collectaneen und Abhandlungen in seinem Nachlasse beurtheilt werden. Ein ebenso lebhaftes Interesse wandte er ferner den städtischen Localverhältnissen B.'s zu. Die Leser des „Braunsberger Kreisblatts" werden sich seiner geistreichen und piquanten Leitartikel erinnern, die sein überaus practisches Talent bekundend, zum Theil eine humoristische, nicht selten polemische Färbung trugen, voll kritischer Schärfe aber frei von Persönlichkeit und beseelt von einem humanen Eifer, der selbst den Gegner nicht verletzte sondern versöhnte, weil er allein der Sache galt. Und wie er in sich den geistigen Funken nie erlöschen ließ, so wirkte er anregend auch auf das geistige Leben seiner Umgebung ein. Die zahlreichen an öffentlicher Stätte gehaltenen Vorträge des hochgebildeten Mannes versammelten und fesselten die intelligenteren Elemente der Bevölkerung *). Sein feiner gesellschaftlicher Tact machte sein Haus zum Mittelpunkte eines geselligen Verkehrs der gebildeten Stände aller Confessionen, wie er selbst in der That die Seele der Braunsberger Bürgerschaft und in gewissem Sinne ein öffentlicher Character war. Wenn endlich der vielbeschäftigte Arzt von den Anstrengungen seines Berufs-

*) Diese Vorträge wurden meist in der Bürgerversammlung (einer Art städtischer Ressource, der J. während ihres zweijährigen Bestehens mit Eifer angehörte, obschon er selbst ihre Auflösung anbahnte, als sie nach seiner Ueberzeugung die erstrebten Zwecke nicht mehr erfüllte) und in dem polytechnischen Vereine gehalten, den er 1833 mit begründen half.

lebens Erholung suchte in dem heitern Reiche der Kunst, so beanspruchte er nicht den Namen und Ruhm eines Dichters, so oft seine bald heiteren bald elegischen Gelegenheitsgedichte, seine fröhlichen Trinklieder, seine launigen Trinksprüche den Beifall der Hörer fanden. Der Musik hatte er in der Jugend mit Leidenschaft und nicht ohne künstlerische Anlage sich hingegeben. Er leitete in B. treffliche Aufführungen klassischer Compositionen, sein Pianofortespiel ging über die Leistungen des gewöhnlichen Dilettantismus hinaus, und oft ertönten in einsamen Kirchenhallen von seiner kunstgeübten Hand melodisch-ergreifende Klänge der Orgel. Daß er in jüngeren Jahren auch der theoretischen Schule der Tonkunst nicht fern geblieben, beweist eine ungedruckte Abhandlung.

Gleiche Achtung wie als Arzt und Bürger genoß J. als Mensch. Hohe Ehrenhaftigkeit, Verachtung alles Scheines, Eifer wider alles Hohle, Unwahre und Schlechte, aufopfernder Gemeinsinn, ächte Humanität waren die Grundzüge seines markigen und gediegenen Characters. Er war eine thatkräftige, willensstarke, selbstbewußte Verstandesnatur, kein weichlicher Gefühlsmensch. Selbst rastlos schaffend, forderte er Thätigkeit auch von Denen, die seine Wohlthaten beanspruchten. Ein Helfer unverschuldeter Armuth, war er mitleidslos gegen Bettler und Müßiggänger. Er konnte herbe und bitter werden, wenn seine Uneigennützigkeit die Beute gemeiner Speculation wurde. Mit Ernst und Strenge wachte er über der Würde seines Berufs; mit dem vollen Aufflammen eines stolzen Selbstgefühls trat er jedem Versuche, seine Stellung als Arzt zu der eines Industriellen, seine Kunst zum Handwerke herabzuwürdigen, entgegen *). Wenn es einer so scharf

*) Zur Characteristik J.'s möge hier nachstehender an einen seiner Patienten gerichteter Brief eine Stelle finden:

„Ew. ꝛc. sende ich das mir offerirte Honorar mit der ergebenen Bitte zurück, hinter meinen ganz unverholen ausgesprochenen Beweggründen dazu keinen Ausdruck irgend welcher subjektiven oder objektiven Beleidigung zu suchen, sondern lediglich eine Ansicht, wie sie mir die Achtung vor meinem Stande, vor mir selbst gebietet.

Wenn auch Amtspflicht, Menschenliebe, Mitleid mit der Dummheit es den Aerzten auferlegen, jedem und namentlich dem armen, dem uncultivirten Patienten, kurz dem Patienten niedern Standes beizustehn — selbst in dem Falle, daß dieser Patient Mißbrauch mit seinen Helfern triebe und z. B. von Tage zu Tage oder von Woche zu Woche von einem Arzt zum andern liefe, es sich also in seiner beschränkten Ansicht von der Heilkunde herausnähme, den besten herausprobiren zu wollen: so verträgt es sich nicht mit der Würde der Berufs-Wissenschaft noch mit der vielbeanspruchten Zeit, daß der Arzt

ausgeprägten, nicht selten schroff hervortretenden Individualität einerseits nicht an Gegnern fehlen konnte, so besaß J. hinwider eine nicht geringe Zahl aufrichtiger, ihm enthusiastisch hingegebener Freunde, deren Verehrung ihm in das Grab folgt. Unter denen, die ihm im Leben nahe standen, war der ihm im Tode vorangegangene verdienstvolle Generallandschafts-Director v. **Brandt** auf Rossen, dessen Biographie der überlebende Freund in diesen Blättern geliefert hat **).

Leider hatte das Schicksal dem segensreichen Wirken J. **Jacobson's** wie dem seines Bruders ein frühes Ziel gesteckt. Ein

von sogenannten gebildeten, wohlhabenden, sogar studirten Männern sich etwa zum Spielball hypochondrischer Laune machen lasse; es ziemt sich nicht für ihn, daß er seine Kunst, werde sie noch so reich honorirt, von ihnen zum Gewerbe herabziehen lasse; er darf es nicht ohne entschiedene Mißbilligung dulden, daß z. B. solche Patienten von einem zum andern nach Recepten u. dgl schicken, wie man etwa von einem Bäcker zum andern nach Semmeln schickt. Denn die Semmeln kann der Laie wohl beurtheilen, den Verlauf einer Krankheit, das Wirken des Arztes nicht. Dem Bäcker ist der Käufer keine Erklärung schuldig, wie so er von ihm nicht mehr die Semmeln nimmt, dem Arzt, von dem man scheidet, um sich einem andern zuzuwenden, ist man einen Abschied und Dank schuldig, ehe man sich an einen andern wendet. Denn er hatte die **Absicht**, seinem Kranken körperliche Leiden abzunehmen, und auch schon diese Absicht verdient mindestens ein Wort des Dankes. Es wäre alberner Dünkel, wollte der Arzt, der **einmal** einen Kranken behandelte, auch darauf Anspruch machen, stets bei Vorkommenheiten wieder gewählt zu werden; aber zwischen einer Trennung in anständiger, geziemender Haltung, und zwischen einem formlosen Laufen von Arzt zu Arzt, ohne daß dieser anders als durch Zufall erfährt, was aus seinem Patienten geworden, ist **der** Unterschied, der zwischen Anständigkeit, Lebensart und dem Mangel daran überhaupt liegt. — Sie, Herr **, haben nun bei Ihrem Hämorrhoidalleiden in 4 Wochen drei Aerzte „durchprobirt", und werden sich nun hoffentlich mit dem bewährtesten und erfahrensten versehen haben. Daß er Ihnen und Ihren Umgebungen fernerhin stets genügend und nützlich seyn möge, wünsche ich von ganzem Herzen. Nachdem jedoch unser Verhältniß als das zwischen Patienten und Arzt für **immer** als aufgelöst von mir betrachtet wird, scheide ich von Ihnen ohne allen Groll. Meine scheinbar hochfahrende Ansicht, die sonst wahrlich nicht in meinem Wesen liegt, gilt nur der Sache, der ich diene, nicht der Person. Die Rücksendung des Honorars werden Sie begreiflich finden, weil die Annahme desselben mich im vorliegenden Falle zum Gewerbe treibenden Arzt degradiren würde, der ich weder aus Neigung, noch — Gott sei Dank dafür — aus Noth zu sein oder zu werden hoffe.

Die hier im Briefe ausgesprochene Ansicht halte ich nicht für ein Geheimniß, und überlasse es Ihnen einen beliebigen privaten oder öffentlichen Gebrauch davon zu machen."

*) N. P. P. B. XII, 437. Außerdem hat J. in dieser Zeitschrift noch „**Andeutungen über das Verhältniß des Arztes zu dem ungebildeten Publikum in der Land- und Stadtarmenpraxis**" (P. P. B. XVII, 445.), einen Nekrolog des Prof. C. **Biester** in Braunsberg (N. P. P. B. a. F. III, 453.) und eine Recension von Carvachl's: „**Erinnerungen an J. G. Hamann**" (ebend VIII, 146.) geschrieben. D. R.

langjähriges, qualvolles Leiden in Folge eines organischen Herzübels, ausgebildet unter den körperlichen und geistigen Anstrengungen seines Berufs und seiner ganzen vielumfassenden Thätigkeit, endete seine Laufbahn am 6. August 1858. Diesem Berufe selbst unter den schwersten physischen Leiden treu, hatte er noch vom Siechbette aus bis wenige Tage vor seinem Ende Denen, die seiner Hilfe bedurften, Rath und Trost gespendet. Mit dem innigen Schmerze der leidtragenden Familie einte sich die aufrichtige Trauer in den weitesten Kreisen seiner Heimath. Um den Grabeshügel, welcher am 9. August sich über seiner sterblichen Hülle schloß, reihte sich die klagende Bevölkerung Braunsbergs, die sich bewußt war, wieviel sie an diesem Todten verloren, und die eine schwer zu ersetzende Lücke in ihrer Mitte empfand. —

Dem Vernehmen nach hat die städtische Vertretung von B. den Beschluß gefaßt, dem Bilde des verdienten Mannes eine Stelle in dem Sitzungslocale der Stadtverordneten zu weihen. Dieser Beschluß ehrt in gleicher Weise die Versammlung, die ihn faßte, und die Manen des Verblichenen. Letzterer bedarf vielleicht kaum eines äußern Erinnerungszeichens; ein bleibendes Denkmal hat er sich selbst errichtet: das von ihm neu gegründete Krankenhaus. Sein Name wird lange fortleben in den Annalen der Stadt, mit deren innerer Geschichte er seit beinahe drei Decennien auf das Innigste verknüpft ist.

ð

[Dem Andenken J. Th. Mosewius'.] Am 15. Septbr. starb zu Schaffhausen in der Schweiz Musikdirector Dr. **J. Th. Mosewius**, auf der Rückkehr von einer Erholungsreise begriffen. Diese Botschaft rief in Breslau, das seine zweite Heimath geworden war, ein allgemeines und schmerzliches Bedauern hervor, und auch in Königsberg, seiner Geburtsstadt, ist unter Allen, die den Verblichenen nach seinen Leistungen als Sänger und Gesanglehrer oder doch seinem trefflichen Rufe nach kannten, eine gleiche Theilnahme angeregt worden.

Joh. Theodor Mosewius war hieselbst am 25. Septbr. 1788 geboren. Frühzeitig offenbarte er gute Anlagen und diese fanden in seinem Vater, der das Grundstück Steindamm r. Str. Nro. 129. besaß und das Nadlerhandwerk betrieb, einen wohl-

wollenden und auch bemittelten Pfleger. Den einzigen Sohn ließ er das (Altstädtische) Gymnasium besuchen, und dieser erhielt bald Auszeichnung. Eine Befähigung von seltener Gleichmäßigkeit bewirkte, daß des Sohnes Neigung für Poesie und Musik den strengen Studien keinen Abbruch that. Die trefflichen Vorstellungen der (damals Steinbergschen) Bühne interessirten den vierzehnjährigen Knaben schon auf das Höchste, ohne daß er darum verabsäumt hätte, die Klassiker zu studiren und seinen Styl auszubilden, außerdem fand sich noch Zeit, das Violinspiel zu pflegen. Zur Erholung wurden im elterlichen Hause treffliche Opern im Quartettsatz durchgespielt, wozu M. stets Partner zu finden wußte, bald Kameraden, bald angehende Musiker. Seine frühesten Musikgenossen waren unter den nachmaligen Orchestermitgliedern August und Carl Witt und Carl Philippi. Später lernte er auch das Klavierspiel und erweiterte Kenntnisse und Fähigkeiten in dem Grade, als seine Bemühungen um die Musik ihn mit Musikern und Musikfreunden in weitere Berührung brachten. Doch nun gewann sein Geschmack für die Bühne über andere Bestrebungen die Oberhand und deutlich glaubte er in der Bühnenkunst seinen Beruf zu erkennen. Der Vater erlaubte ihm dieser Neigung zu folgen, als die Gymnasialstudien beendigt waren, und 17 Jahre alt, trat er als Chorist bei der hiesigen Bühne ein. Schritt um Schritt erwarb er sich auf dieser Laufbahn Erfolg und Namen, aber nicht schnell noch mühelos. Seinem unablässig strebsamen Fleiße gelang in den Jahren der Meisterschaft das Verschiedenste, und wenn ihrer nur noch Wenige sind, welche seine Kunst einst entzückte, so muß doch die Kunstgeschichte seiner in hohen Ehren gedenken. Hier und in Breslau feierte M. Triumphe wahren Künstlerthums. Hier hat er als dramatischer Sänger begonnen und beschlossen. Wir dürfen wie öfter, wenn es galt, Kunde von unseren trefflichsten Mitbürgern zu geben, auf diese Blätter (N. P. B. a. F. Bd. IV. S. 251 ff.) verweisen, um M.'s Verdienste und Antheil an der Entwickelung unserer Schaubühne in das Gedächtniß zu rufen. A. Hagen hat dort ihm und seiner als Sängerin gleich ihm ausgezeichneten Gattin Wilhelmine geb. Müller († 1825) ein bleibendes Andenken gesichert.

Mit 37 Jahren entsagte M. der Bühne, nicht aber der Kunst. Von nun an widmete er sich ganz dem Studium und der Pflege

der Kirchenmusik, für die er bis ans Ende voll Liebe und Eifer wirkte. 1825 gründete er in Breslau die Singakademie, er wurde auch Director des königl. akadem. Instituts für Kirchenmusik und 1829 Musikdirector daselbst. Auch die Liedertafel und die musikalische Section in der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur" hat er begründet. Die Akademie der Künste zu Berlin ernannte ihn 1844 zu ihrem außerordentlichen Mitgliede. Bei Gelegenheit des 25jährigen Jubiläums der Singakademie creirte ihn die philosophische Facultät in Breslau zum Ehrendoctor. 1852 machte er seine langjährigen Forschungen über die Matthäuspassion von J. S. Bach bekannt und bewies durch die Tiefe und den ästhetischen Werth seiner Wahrnehmungen, welche Liebe er zu dem unerschöpflichen Werke hegte. Er soll auch früher schon Beiträge musikalischen Inhalts für Zeitschriften gegeben haben.

Was er in dem zweiten Abschnitt seines reichen Lebens Bedeutendes geleistet, muß denen zu schildern überlassen bleiben, die sein Wirken in Breslau miterlebten. „Die Kunst verlor in ihm eine bedeutende Capacität, die musikalischen Institute der Stadt einen, was Bildung, Kunstsinn und technisches Talent betrifft, selten begabten Lenker. Als die Akademie am 22. Septbr. zum erstenmal nach seinem Tode wieder zusammenkam, beherrschten (so schreibt man von dort) Ernst und Trauer die zahlreiche Versammlung. Fast kein Auge blieb trocken beim Vortrage des Bachschen Chorals: „Wenn ich einmal soll scheiden" und der Bachschen Motette: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit", Tonschöpfungen, an denen sich der Verstorbene in seinem Lieblingskreise so oft erbaut und die er sich zu seiner einstigen Gedächtnißfeier gewünscht hatte."

R. Philippi.

[**Archäologische Miscellen.**] Glockeninschriften. 1) Nach einer gefälligen Mittheilung des bekannten Archäologen, Herrn Pastor Otte, des Verfassers der Glockenkunde, dürfte in den von mir N. P. P. B. 1858. I. 65 ff. mitgetheilten Glockeninschriften folgender Inhalt beabsichtigt sein (wenn auch die vorhandenen Buchstaben sich zum Theile davon entfernen), in Chmielno: **help S. Barbera help Snte Katerina help Magdalena help Sunt Anna selbdritt;**

in Lalkau: hilf got Maria herot Sancta Anna selb drit a dni. m...? (Jahreszahl). Der Spruch „Hilf Anna selbdritt", d. h. mit Christus und Maria, komme im XV. Jhdte. sehr oft vor, „mit Rücksicht auf die Darstellung dieser Heiligen mit den Figürlein Mariä und Jesu auf ihren Armen." —

2) Zum Danziger Jüngsten Gerichte. In Bezug auf die noch der Erklärung bedürftigen Wappen des Donatorenpaars auf dem Danziger Jüngsten Gerichte (in der Ausgabe von Caspar Weinreich's Danziger Chronik von Hirsch und Voßberg. Berlin 1855. S. 92. ist das der Frau abgebildet) mache ich auf die von Pompeo Litta, Famiglie celebri Italiane. Milano 1819 ff. folio. zum Stammbaume der Castiglioni von Mailand gegebene Darstellung des Wappens von Bischof Branda Castiglione († 1486), wie es an seinem Pallaste zu Como angebracht ist, aufmerksam. Dasselbe zeigt im rothen Schilde einen rechtsschreitenden goldenen Löwen, der, ein redendes Wappen, ein Castell in der rechten Pranke hält. Nach Litta nicht der Familie zugehörig, sondern etwas dem Bischofe vielleicht Eigenthümliches wäre die Helmzier: ein in braunen Pelz gehüllter Mann, die Schenkel eines ausgespannten Zirkels haltend, um welchen letztern ein Schriftband mit den Worten POUR NON FAILLIR weht. In dem sonst ganz verschiedenen Wappen jener Donatrix schwebt in der oberen rechten Schildecke ein offner Zirkel, von einem Schriftbande umschlungen, das die Worte zeigt: POUR NON FALIR. — Branda Castiglione, Sohn Giacomo's († 1462) und der Orsina di Christoforo Castigliano († 1453), wurde als Knabe nach Frankreich zu seinem Oheim Zenone, Bischof von Lisieux und Bayeux u. s. w., Rath des Königs von England, († 1459.) gerufen, der ihn erzog. Er wurde u. a. Canonicus von Lüttich, 1466 Bischof von Como, war mailändischer Gesandter in Frankreich nach Carls des Kühnen Katastrophe und starb 1486. —

Berlin. **Dr. Ernst Strehlke.**

III. Bücherschau.

C. Th. Reinhard's vierstimmiges Choralbuch für die evangelischen Kreise der Provinz Preußen herausgegeben von W. G. Jensen. Zweite verbesserte und mit einem Anhange versehene Auflage, bearbeitet von H. Pätzold, Königl. Musikdirector. Königsberg 1858. Verlag von W. Koch.

Den Männern, die sich bei uns um den evangelischen Gemeindegesang Verdienste erworben haben, reiht sich mit dieser Arbeit H. Pätzold an, ein Schlesier, seit mehreren Jahren Organist der Schloßkirche. Da die erste Ausgabe vollständig vergriffen ist, so wurde eine neue nöthig, mit der Herr W. Koch, der von der Wittwe Jensen*) das Verlagsrecht erwarb, den vorgenannten Musiker beauftragte. In welcher Weise er sich dieser Aufgabe entledigte, giebt er in dem kurzen Vorwort an: „daß die erste Ausgabe des Vortrefflichen viel enthält, dafür bürgt die Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit des Herausgebers, sowie das Urtheil fachkundiger Männer, z. B. des Prof. Zelter († 1832) in Berlin. Der Unterzeichnete hat sich daher wohl gehütet, an wahrhaft schönen Bearbeitungen auch nur das Mindeste zu ändern und hat zunächst nur offenbare Schwächen und Fehler hinweggeschafft. Der Hauptvorwurf, der dem ganzen Werke von wirklich Urtheilsfähigen gemacht wurde, ist die vorherrschende Sentimentalität. Diesem Uebelstande hat d. U. abzuhelfen gesucht durch kräftigere Baßführungen, dem entsprechende Harmonisation und Weglassung der gar so oft durchgehenden Septimen. Desgleichen sind auch die Vortragsbezeichnungen, wie „zärtlich" „heiter" „gerührt" u. s. w. fortgeblieben, weil sie Veranlassung zu unwürdigen Spielereien geben, auch nicht passen, wenn ein anderer Text untergelegt wird. In dem Anhange, der die gebräuchlichsten liturgischen Chöre 1) in vierstimmiger, 2) in 2stimmiger Bearbeitung enthält, sollte den Organisten und Cantoren auf dem Lande eine willkommene Zugabe geliefert werden."

Das Consistorium von Ostpreußen und Litauen, auf dessen Anordnung einst die erste Ausgabe erfolgte, hat vor Kurzem auch diese zweite gut geheißen und zur Anschaffung in den Kirchen empfohlen.

*) Susanna, geb. Goburek († 1. Jan. 1854.)

Es gingen ihr durchweg lobende Begutachtungen von trefflichen Kennern zur Seite, so von Moritz Hauptmann, von Hesse, von G. Döring in Elbing. Wie einst Zelter das Buch in erster Gestalt empfahl, so jetzt in zweiter sein Schüler G. Döring, und wie dieser tiefvertraute Kenner des Kirchengesanges die erste Ausgabe früher ausführlich beurtheilte *), so hat sein Urtheil auch der vorliegenden nicht fehlen wollen. Da G. Döring selbst Herausgeber eines vielgebrauchten Choralbuches und als Hymnolog unseres Wissens jetzt die erste Autorität im engern Vaterlande ist, so theilen wir mit Genehmhaltung des Hrn. Verfassers, eines vieljährigen Mitarbeiters d. B., gern seine Beurtheilung des vorliegenden Buches mit, wie folgt:

„Mit vielem Interesse habe ich die Arbeit meines geehrten Collegen durchgesehen und sorgfältig mit der Original-Ausgabe verglichen. Zu einer Umarbeitung lag keine Veranlassung vor, die Verbesserung durfte größtentheils nur in kleinen Aenderungen bestehen. 29 Choralsätze der 1. Ausgabe sind unverändert geblieben, bei anderen 29 hat sich die Veränderung auf je einen Accord beschränkt und wo sie bei den übrigen Chorälen sich weiter ausdehnte, ist sie mit leiser und kundiger Hand bewirkt worden. Diese Pietät gegen den alten Reinhard-Jensenschen Satz kommt den Gemeinden zu Gute, sofern sie gewohnt waren, zu diesem als ihrem Orgelbuche zu singen. Wer bisher bei dem Kirchengesange secundirte, wird auch bei der Orgelbegleitung aus dem neuen Buche in den meisten Fällen die früheren Secundir-Töne beibehalten können; denn auch da, wo der Satz abgeändert erscheint, ist die Harmonie meist durch Versetzung der Accordtöne aus der alten herausgebildet. In Fällen aber, in denen Hr. P. eine neue Harmonie zu setzen, sich veranlaßt fand, fließt diese so natürlich aus der Melodieführung hervor, daß der mit Gehör begabte Sänger sich sofort in ihr wird zurechtfinden können, um so mehr als er diese schon instinctiv erwartet hat.

Diese Naturgemäßheit und Einfachheit wird immer als die Haupteigenschaft eines zur Begleitung des Gemeindegesanges bestimmten Choralsatzes betrachtet werden müssen. Sie fehlt nicht selten in dem alten Buche, und wenn Hr. P. in seinem Vorworte das Abirren von dem Natürlichen, das Streben nach Effect, als „vorherrschende Sentimentalität" bezeichnet, so ist dieser Ausdruck der alten Ausgabe gegenüber allerdings etwas hoch gegriffen, jedoch bei einer Anzahl von Chorälen wohl zu acceptiren. Er hat jene Sentimentalität in seinem Satze zu beseitigen gesucht, ist auch, wie er ausdrücklich bemerkt, um kräftigere Baßführung bemüht gewesen, in Folge dessen denn auch, wie wir hinzufügen, der un-

*) Volksschulfreund, N. F. VI. Jahrg. S. 259–267.

kräftige und zu oft verwendete Quart-Sext-Accord seltener auftritt. Man vergl. No. 3. 44. 69. 79. 92 u. a.

Hiernach mögen noch einige kurze Bemerkungen über minder wesentliche Befundnisse in dieser Ausgabe erlaubt sein.

Hr. P. hat die Choräle „Wachet auf ꝛc.", und „Befiehl Du ꝛc." um eine Sekunde tiefer transponirt, was als zweckmäßig um so mehr anzuerkennen ist, als sonst die Herren Organisten nur zu sehr geneigt sind, dem höheren und helleren Orgelklange die Bequemlichkeit des Gemeindegesanges zum Opfer zu bringen. Eine ähnliche Transposition hätte sich auch noch bei No. 65., deren Melodie für ein Passionslied zu hoch liegt, und auch bei einzelnen anderen als Verbesserung erwiesen.

In dem Liede „Eins ist Noth ꝛc." (Nro. 121.) hat Hr. P. die die beiden letzten Accorde in Dur genommen und damit nach meinem Gefühle den rechten, der Stimmung des Liedes eigenthümlichen Ton getroffen. Zu einer ähnlichen Umwandlung des Moll in Dur halte ich außer anderen auch noch die je vorletzte Zeile der Melodieen „Wir Christenleut ꝛc." (Nro. 14.) und „Kommt her zu mir ꝛc." (Nro. 131.) durch den Inhalt ihrer Texte empfohlen.

Mit Recht sind die geschmacklosen, spielenden Wiederholungen von Textsylben in der zweiten und der letzten Zeile der Melodie „Wenn meine Sünd' mich kränken ꝛc." (Nro. 31.) weggelassen; einen Gesang, wie „Daß du gestorben — — storben bist," „Auf dich genommen .. nommen hast" muß man aus der Kirche zu entfernen suchen. Aehnliche Weglassungen, durch die fast eben so grobe Geschmacklosigkeiten getroffen worden wären, hätten noch in den Melodieen „der Herr ist mein getreuer ꝛc" (Nro. 55.) und „Lasset uns den Herren preisen und vermehren" (Nro. 64.) stattfinden können. Unter den „Anmerkungen und Winken für den Gebrauch der vorstehenden Melodien" S. 163. findet sich eine Warnung vor der Melodie Nro. 55. wegen der Echozeilen; Hr. P. schlägt vor, das Lied lieber nach Nro. 108. zu singen. Lutze hat jene ganz weggelassen.

Wie sehr ich nun der Entfernung des Geschmacklosen und Unkirchlichen beipflichte, so vermag ich doch nicht zu erkennen, daß es angemessen, ja kaum daß es zuläßig sei, eine ganze Choralzeile fortzuschneiden, wie in einem Falle geschehen, den ich besonders erwähnen muß. Allerdings ist dadurch zugleich ein unbequemes Melisma weggeschafft worden, aber auf Kosten des musikalischen Organismus: aus einer wohlgegliederten 5zeiligen Melodie ist eine 4zeilige geworden, das Lied dabei um seinen Refrain gekommen. Und doch wird in keinem anderen Kirchengesange die Wirkung durch den Refrain in dem Maaße verstärkt, als eben in des alten Niklas Hermann köstlichem Weihnachtsliede „Lobt Gott,

ihr Christen allzugleich." Jenem Verfahren analog hätte auch die vorletzte Zeile der folgenden Nummer „Uns ist geborn ein Kindelein" fallen müssen, da die betreffende Zeile genau dasselbe Melisma enthält. — Welchem Vorgänger Hr. P. also auch gefolgt sein mag, so ist doch aus den angeführten Gründen zu wünschen, daß er diese kleine Ausstellung an seiner sonst so umsichtigen Arbeit berücksichtigen und in später etwa erforderlichen Auflagen des Choralbuchs die beregte Zeile wieder einreihen möge, sei es auch nur mit kleineren Noten für diejenigen, die sich von der alten, ureigenthümlichen Lesart der Melodie nicht trennen wollen.

In der Angabe der Componisten und der Entstehungszeit der Melodien hat Hr. P. die in der 1. Ausgabe befindlichen Nachrichten beibehalten. Auch hierin sind für spätere Auflagen Aenderungen zu empfehlen, da die Hymnologie manche jener nur traditionellen Daten theils schon berichtigt hat, theils bis dahin berichtigt haben wird *).

Recht dankenswerth erscheint noch der dem Werke beigefügte Anhang liturgischer Chöre in zwiefacher Bearbeitung.

Vielleicht entschließt sich Hr. P. später auch noch diejenigen Melodieen aufzunehmen, welche das an vielen Orten der Provinz eingeführte Neue evangelische Kirchengesangbuch noch außerdem fordert. Da ihrer nur wenige sind, so dürfte der Preis des Werkes dadurch nicht eben vertheuert werden.

Daß die hier wiederholt in Aussicht genommenen folgenden Auflagen durch den Gebrauch und Verbrauch der vorliegenden bald herbeigeführt werden möge, ist der Wunsch, den ich am Schlusse des von mir versuchten Gutachtens eben so aufrichtig ausspreche, als ich hoffe, daß Kritik und Publikum den musikalischen und praktischen Werth des schon in seiner ersten Erscheinung trefflich genannten Werkes auch noch ferner gebührend anerkennen und nach der neuen, von Hrn. M.-D. P. mit eben so viel Geschicklichkeit ausgeführten, als mit Befähigung unternommenen Bearbeitung in vermehrtem Maße schätzen werden."

Elbing, den 2. October 1858.

G. Döring,
Königl Musikdirektor und Cantor zu St. Marien.

Die vorstehende, wegen Unwohlseins des Verfassers etwas kürzer gehaltene Charakteristik ist gleichwohl so treffend, daß wir wenig mehr hinzuzufügen finden. Wir möchten nur weniger leicht verzeihen, daß Hr. P. die hymnologischen Angaben nicht dem gegenwärtigen Standpunkte der Forschung angepaßt hat. Am meisten Unsicherheit herrschte

*) Des Verfassers „Choralkunde", ein zum Theil auf neuen Forschungen beruhendes Werk, (vergl. N. P. P. B. a. F. Bd. V. S. 381.) ist nunmehr abgeschlossen und dem Drucke nah. N. Ph.

immer in der Geschichte des preußischen Kirchengesanges. Das Nothwendigste gab Döring in einer nach den Dichtern geordneten Zusammenstellung der geistlichen Lieder preußischen Ursprungs, welche unter dem Titel „Hymnologische Studien" im Volksschulfreund N. F. Bd. IX. S. 161—176. (Königsberg, J. H. Bon. 1855) abgedruckt ist. Er hat die Lieder chronologisch nach den Jahrhunderten geordnet und überall die Setzer, die untergelegten Melodien und die Druckquellen in Gesangbüchern von 1642—1837 angegeben mit besonderen Hinweisen auf die von Quandt und Rogall, sowie das Neue evangelische Kirchengesangbuch für Pr. Im Uebrigen enthält Dörings Geschichte der Musik in Pr., die leider noch immer unvollendet ist, viele höchst schätzbare Bemerkungen, und wenn Hr. P. z. B. zu Nro. 108. bemerkt: „Diese Melodie ist dem Auslande ganz fremd, wahrscheinlich also preußischen Ursprungs", so hätte er die Gewißheit auf S. 122. des genannten Werkes finden können, wo J. Sebastiani als der Setzer derselben nachgewiesen wird.

Während neuere Choralbücher in früherer Zeit nur durch Handschrift Verbreitung erhielten, wie das von Kirchhoff, das von du Grain und eine Zeit lang auch das von E. Th. Reinhard, so sind speciell für den Bedarf der Provinz neuerdings nicht weniger denn drei zum Druck gelangt. Eins von M.-D. Sämann steht noch in Aussicht. Ein anderes von A. G. Ritter, im Verlage von Körner in Erfurt 1857 erschienen, konnte schon deshalb die Approbation nicht erhalten, weil es mit Zwischenspielen versehen ist. Unter der Hand des Meisters thun allerdings Zwischenspiele das Ihre, die dura dulcedo des evangelischen Gesanges zu schmeidigen, wenn der Handwerker damit nur Anstoß erregt. So werden sie im Orgelbuche besser fehlen. Dazu kommt, daß ein Fremder, der auf Bestellung arbeitet (Ritter gab 1856 schon ein Choralbuch für die Provinz Sachsen heraus, wozu eben ein Nachtrag erschien), sich schwerlich des erforderlichen Anschlusses an unsere Kirchengemeinden gewiß halten darf, und daß der Preis nicht unerheblich ist. Ritters Buch kommt fast um die Hälfte theurer zu stehen, als das Reinhard-Jensensche ($2^1/_3$: $1^5/_6$ Thlr.). Trotz seiner Billigkeit ist das letztere nicht weniger ansprechend und bequem ausgestattet, wofür schon die Namen des Verlegers und der Druckofficin (Breitkopf und Härtel in Leipzig) hinlängliche Gewähr leisten.

Rud. Philippi.

Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke

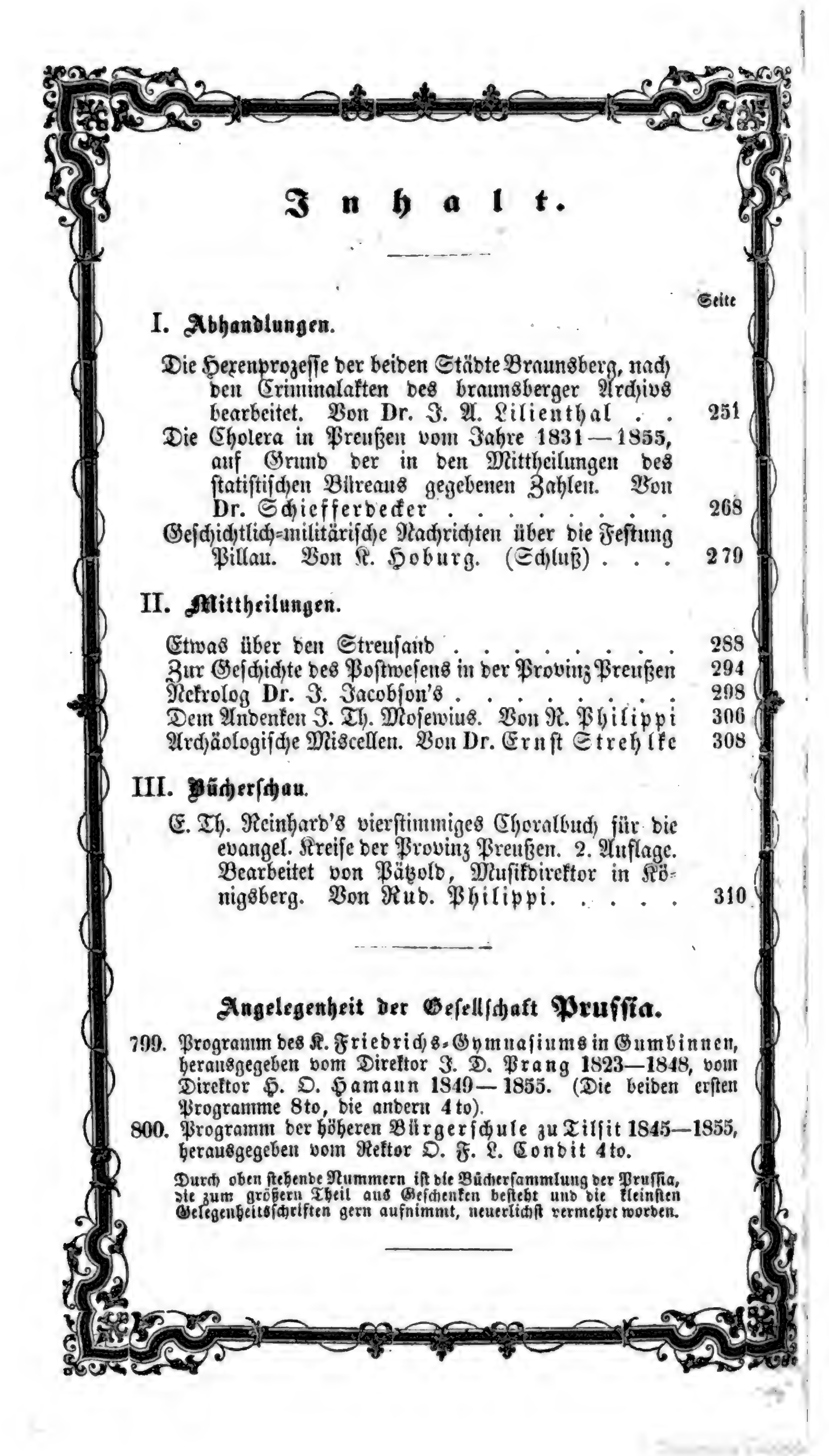
Abhandlungen:

1) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal. (Fortsetzung).
2) Die Vereine in Königsberg. Von K. H. Bartisius (Fortsetzung).

Mittheilungen:

1) Sprachprobe in der Mundart der Elbinger Höhe.
2) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen (Fortsetzung).
3) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete, gesammelt von E. Gisevius.
4) Handveste von Freistadt. Von Dr. M. Töppen.
5) Kleiner Beitrag zu Hagens Geschichte des Theaters.

Herrn Oberl. G. in T. Zusendung erhalten; der Abdruck soll baldigst beginnen. — Herrn A. W—n in F. Das Manuscript erfolgt in den nächsten Wochen zurück. — Herrn Dr. B. in B. Ist uns genehm. — Herrn Dr. E. St. in Berlin. Zusendung des Manuscripts erhalten, der Abdruck erfolgt bald. Ihr Auftrag soll ausgerichtet werden; mit dem Abdrucke der Chronica Livoniae in den M. a. d. G. d. G. L. E. u. K. sind wir einverstanden.



Inhalt.

Seite

I. Abhandlungen.

Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalakten des braunsberger Archivs bearbeitet. Von Dr. J. A. Lilienthal . . 251

Die Cholera in Preußen vom Jahre 1831—1855, auf Grund der in den Mittheilungen des statistischen Büreaus gegebenen Zahlen. Von Dr. Schiefferdecker 268

Geschichtlich-militärische Nachrichten über die Festung Pillau. Von K. Hoburg. (Schluß) . . . 279

II. Mittheilungen.

Etwas über den Streusand 288

Zur Geschichte des Postwesens in der Provinz Preußen 294

Nekrolog Dr. J. Jacobson's 298

Dem Andenken J. Th. Mosewius. Von R. Philippi 306

Archäologische Miscellen. Von Dr. Ernst Strehlke 308

III. Bücherschau.

E. Th. Reinhard's vierstimmiges Choralbuch für die evangel. Kreise der Provinz Preußen. 2. Auflage. Bearbeitet von Pätzold, Musikdirektor in Königsberg. Von Rud. Philippi. 310

Angelegenheit der Gesellschaft Prussia.

799. Programm des K. Friedrichs-Gymnasiums in Gumbinnen, herausgegeben vom Direktor J. D. Prang 1823—1848, vom Direktor H. O. Hamann 1849—1855. (Die beiden ersten Programme 8to, die andern 4to).

800. Programm der höheren Bürgerschule zu Tilsit 1845—1855, herausgegeben vom Rektor O. F. L. Condit 4to.

Durch oben stehende Nummern ist die Büchersammlung der Prussia, die zum größern Theil aus Geschenken besteht und die kleinsten Gelegenheitsschriften gern aufnimmt, neuerlichst vermehrt worden.

Der neuen Preußischen Provinzial-Blätter

dritte Folge.

Zum Besten

der Anstalt zur Rettung verwahrloseter Kinder

herausgegeben

von

A. v. Hasenkamp.

(Ausgegeben am 8. December.)

Band II. (LX.) Heft 6.

Königsberg, 1858.

In Commission bei Wilhelm Koch.

Druck der Universitäts-Buch- und Steindruckerei von E. J. Dalkowski.

Die Neuen Preußischen Provinzial-Blätter, deren Jahrgang aus zwei Bänden oder zwölf Heften besteht, werden von der Redaction für den Pränumerations-Preis von **zwei Thalern** jährlich geliefert und im Preußischen Staat postfrei versendet. Durch den Buchhandel bezogen, kostet der Jahrgang drei Thaler.

Herr **H. Büttner,** wohnhaft Altroßgärtner Kirchenstraße **№ 12**, nimmt im Namen der Redaction Bestellungen an und versieht alle Geldgeschäfte.

In Beziehung auf die Anschaffung der Blätter durch die Kirchen wird bemerkt, daß diejenigen Kirchen-Aerarien, deren Extraordinarium eine solche Ausgabe gestattet, dazu keiner Genehmigung bedürfen. (A. L. R. Theil 2. Titel 2. §. 686 und 687 und Rescript der Königl. Regierung zu Königsberg vom 3. März 1835.)

Briefe, Manuscripte, Einsendungen des Pränumerationspreises werden erbeten unter der Adresse:

An den Verein zur Rettung verwahrloseter Kinder,
zu Händen des Herrn H. Büttner
zu
Königsberg.

Erziehungsverein zu Königsberg in Pr.
Gemäß Ordre vom 15. April 1827.

Um hiebei manchen irrigen Annahmen zu begegnen, wird bemerkt, daß der auf dem Titel genannte Herausgeber an dem Geschäftlichen, wenn es sich auf die Verbreitung der Hefte, auf die Gewinnung neuer Abonnenten u. s. w. bezieht, durchaus keinen Theil nimmt.

Die Redactions-Commission.

I. Abhandlungen.

Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg,

nach den Criminalacten des braunsberger Archivs bearbeitet.

(Fortsetzung.)

In dieser Wüste wucherten daher Astrologie, Alchemie, welche auf Universitäten ihre Lehrstühle fanden, und andere Arten des Aberglaubens in voller Kraft. Wie tief der astrologische und dämonische Wahn sich eingenistet hatte, erkennt man am Besten aus dem Hineinragen einzelner Bruchstücke desselben bis in die neueste Zeit, ferner daraus, daß unter allen genialen Männern der frühern Zeit kaum Einer namhaft gemacht werden kann, der von solchen Irrthümern gänzlich freizusprechen ist. Dahin gehören z. B. Albertus Magnus († 1280), der zwar von den Ansichten der Araber abwich, aber Astrologie und Alchemie in ihren Principien gerade fest zu begründen suchte; Roger Baco († 1293), welcher nur die Freiheit des Willens neben dem Einfluße der Gestirne zu retten suchte und deßhalb, weil die Sarazenen und Tartaren sich zur Enthüllung der Zukunft dieser Kunst bedienten, wünschte, daß die Christen mit päpstlicher Bewilligung es gleichfalls thäten, um sich vor Schaden zu bewahren; Reuchlin († 1522); Ficinus († 1499); Cardan († 1578), der sogar dem Heilande die Nativität stellte; Tycho Brahe*) († 1601); vielleicht auch Copernicus. Wenn man den Letzten als Gründer der neuen Astronomie bis zu den Sternen erhebt, so erweiset man seinem kühnen Geiste nichts weiter, als eine wohlverdiente Ehre. Nur muß man daraus nicht schließen wollen, wie es oft geschehen ist, daß er in jeder Hinsicht über seiner Zeit

*) Vom Könige Friedrich II. von Dänemark wurde er sehr geachtet; von Christian aber, für dessen Zukunft er kein günstiges Zeichen in den Sternen finden konnte, wurde er vernachläßigt und mußte Dänemark fast wie ein Verwiesener verlassen.

gestanden haben müsse. Das hieße in der That mehr verlangen, als den größten Männern aller Jahrhunderte verliehen worden ist, ohne daß darum ihr Ruhm im Geringsten geschmälert wäre. Copernicus war bekanntlich auch Arzt von nicht unbedeutendem Rufe, scheint aber doch vom Euemerismus seiner Zeit befangen gewesen zu sein. Im braunsberger Archiv *) befindet sich ein ihm zugeschriebenes **Regimen Sanitatis**, in welchem er für jeden Monat die guten und bösen Tage bezeichnet. Es werden nicht allein diejenigen Tage angegeben, an welchen das Aderlassen den Tod nach wenigen Tagen oder in demselben Jahre, bei andern den Verlust der Augen zur Folge habe, sondern es wird auch behauptet, daß Kinder, welche an gewissen Tagen geboren wären, nicht gedeihen, sondern eines grausen Todes sterben würden. — Zwar nicht all diese Männer waren Anhänger der gemeinen astrologischen Thorheit, oder glaubten sogar wie Reuchlin und der Freidenker Ficinus an Geistererscheinungen gewöhnlicher Art, oder wie Cardan und Paracelsus an unzüchtigen Umgang der Hexen mit dem Teufel; allein sie hegten wenigstens die Meinung, daß jenen Träumereien eine reelle Basis zum Grunde liege. Selbst der aller Speculation abholde Baco von Verulam sagt: „Die Sterne haben noch ganz andere Kräfte als Licht und Wärme." Er will einer gesunden Astrologie, die er freilich auf physische, aus dem Zusammenwirken der Strahlen von Planeten und Fixsternen in ihren verschiedenen Stellungen zu ermittelnde Gesetze zurückgeführt wünscht, die Möglichkeit einräumen, nicht bloß Witterung und andere Naturerscheinungen, sondern sogar politische Ereignisse vorherzubestimmen. Freier scheint in dieser Beziehung Kepler († 1630) gesehen zu haben. „Einen solchen Ausbruch nimmt es", sagt er, „wenn man den Wasserstrom mit Gewalt dämmen oder den Ochsen beim Schwanze und nicht bei den Hörnern hinter sich weisen will; darum wäre mein Wunsch, daß zur Verhütung größern

*) Braunsberger Archiv, **Mandata, Privilegia etc.** Bd. 53, 881—883. Der Beweis, daß dieses **Regimen** von ihm entworfen oder wenigstens von ihm empfohlen sei, läßt sich streng nicht führen, weil das Manuscript nicht von seiner Hand ist; darum sagte ich: vielleicht. Daß aber aus schuldlosem Irrthum oder aus Absicht, um nämlich jenem Machwerke größere Auctorität zu verschaffen, sein Name vorgesetzt worden, ist ebenso wenig zu erhärten. Mit seinem scharfen Blicke in das Weltall aber würde sich solch eine Kurzsichtigkeit sehr gut vertragen, weil die Aerzte jener Jahrhunderte ihre Verordnungen nicht leicht ohne Rücksicht auf die Stellung der Gestirne machten. —

Unrathes den „vatibus publicis“ Luft gegeben und sie vernünftig geleitet würden.“ Die Astrologie, erklärte er, sei nicht werth, daß man Zeit auf sie verwende, aber die Leute ständen in dem Wahne, sie gehöre für einen Mathematiker. „Was ist zu thun?“ schreibt er an Mästlin, als er bei seinen Erklärungen für das Copernicanische System mit den Theologen in Widerspruch gerieth, „ich denke, wir ahmen den Pythagoreern nach, theilen uns das, was wir entdecken, privatim mit und schweigen öffentlich, damit wir nicht Hungers sterben.“ Und doch überschleichen auch ihn zuweilen düstere Augenblicke, in denen sein sonst so heller Blick die zeitigen Vorurtheile nicht zu durchdringen vermochte. Die Kometen z. B. sah er für Ungeheuer an, die von bösen Dünsten lebten, die Sonne zuweilen verfinsterten und die Atmosphäre vergifteten. Von Kepler selbst also erfahren wir, daß zu seiner Zeit der Glaube an Astrologie noch Volksglaube war. Hohe und Niedere ließen sich die Nativität stellen. Bekannt ist z. B., daß der Kaiser Friedrich II. deßhalb, als ihm vorhergesagt war, er würde unter Blumen sterben, nie wieder nach Florenz gekommen sein soll. 1227 soll ihm sein Sterndeuter Scotus einen versiegelten Zettel in Vicenza gegeben haben, in welchem das Thor genannt wäre, durch welches er aus der Stadt gehen würde. Um die Vorhersagung zu Schanden zu machen, habe er die Mauer durchbrechen lassen. Als er dann den Zettel geöffnet, habe darin gestanden, er würde durch ein neues Thor gehen. Der Papst Sixtus V. († 1590) verbot durch eine Bulle die Sterndeuterei, die damals in Rom sehr im Schwange war, und schickte einige Personen aus den ersten Familien, welche sich dennoch damit abgaben, auf die Galeeren. Wir wissen ferner, daß Herzog Albrecht von Preußen († 1568) und Melanchthon von Carion auf nicht uneigennützige Weise im Glauben an Astrologie und Nativitätsstellung bestärkt wurden; daß die Königinn Christine von Schweden und Friedrich III. von Dänemark († 1670) von dem Mailänder Borri, nachdem derselbe in Straßburg und Amsterdam das Volk mit seinen Wundern in Erstaunen gesetzt und betrogen hatte, auf diese Art hintergangen wurden. Der berühmte Astrolog Nostradamus sagte dem Könige Carl IX. von Frankreich († 1574) voraus, er würde so viele Jahre leben, als er sich auf der Ferse in einer Stunde umdrehen könnte. Der König übte sich deshalb jeden Morgen, und bald wurde diese Bewegung allge-

mein am ganzen Hofe. Derselbe Prophet deutete dem neugebornen Könige Heinrich IV. († 1610) das Schicksal aus den Sternen. Einer von den Söhnen des Nostradamus trat in die Fußstapfen seines Vaters. Allein der Zufall war ihm nicht so günstig, oder man verlangte von ihm mehr, als bei Prophezeiungen, Traumdeutereien und Ahnungen sonst erwartet wird; denn bekanntlich werden, wenn unter zehn Vorhersagungen der Zufall Eine eintreffen läßt, die übrigen neun gar nicht oder nur als Ausnahme beachtet *). Der junge Nostradamus versuchte, da das Glück nicht wollte, selbst seinen Prophezeiungen nachzuhelfen. Als er einmal einer Stadt vorhersagt hatte, daß sie von feindlichen Truppen würde eingeäschert werden, und dieses nach der Einnahme nicht geschah, legte er selbst Feuer an. Mehr Glück hatte Morin bei Richelieu, der ihn oft befragte; auch fand Länsberg, wiewohl er zwanzigmal das Ende der Welt prophezeite, immer wieder Glauben. — In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hat der Notarius der Altstadt Braunsberg die angeblich von einem Erzbischof Irlands Malachias aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Prophezeiungen eingetragen, welche sich auf die künftigen Päpste beziehen. Zur Würdigung dieser Vorhersagungen mögen hier die Charakteristiken der letztern Päbste dienen. Von Pius VI. heißt es: „**Peregrinus Apostolicus**", von Pius VII. „**Aquila rapax**", von Leo XII. „**Canis et coluber**", von Pius VIII. „**Vir religiosus**", und von Gregor XVI. „**De Balneis Ethruriae.**" Diesem Propheten zufolge würden noch zwölf auf dem Stuhle des h. Petrus sitzen. Vom letzten heißt es: „**Petrus Romanus ultimus Pastor, qui pascet Christi oves in tribulationibus, postea et Urbs Romana diruetur, Orbe jam ad ruinam inclinato**" **). — Wie es

*) Drei Dinge sind, wie Baco sagt, den Prophezeiungen günstig: Man beachtet es zwar, wenn sie eintreffen, aber nie, wenn sie fehlschlagen. Wahrscheinliche Vermuthungen und dunkle Sagen verwandeln sich oft in Prophezeiungen; denn der Mensch, von Natur lüstern nach Erspähung der Zukunft, scheut sich keineswegs, das als Vorhersehung zu geben, was bloße Combination ist. Endlich, und das ist namentlich zu bemerken, fast alle die unzähligen Prophezeiungen waren Betrug, von Schlauköpfen ersonnen, nachdem die Begebenheiten schon vorbei waren — „Der Prophet" sagt Lichtenberg mit Recht, „braucht weniger Witz, als der Ausleger." —

**) Der Abdruck in der chronologischen Reihenfolge der römischen Päpste. Würzburg 1831, 4te Aufl. 729 flgd stimmt mit jenem Manuscript den Worten

in der neuern Zeit mit diesem Aberglauben beschaffen sei, sieht man theils aus den vielen Besuchen und dem dadurch erworbenen Vermögen des Sammetwebers Paul, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Berlinern die Nativität stellte, theils aus einigen Schriften, wie Pfaff's „Astrologie. Bamberg, 1816", und „Ueber Planeten-Conjunctionen. 1821." — Hierhin gehört natürlich das ganze Unwesen der Kalender-Prophezeiungen. Die auf Sterndeuterei beruhenden Wahrsagungen lagen, wie oben erwähnt, im Geschäfte der Astronomen. Sie gaben dieselben anfangs unter dem Namen **Practica** heraus. Diese wurden später (wann zuerst, dürfte wohl schwerlich mehr zu ermitteln sein) mit den Kalendern verbunden, die aber anfangs für mehrere Jahre eingerichtet waren, bis die größere Verbreitung der Buchdruckerkunst jährliche Anfertigungen möglich machte. Bei dem allgemein verbreiteten Glauben an Astrologie hielt man diese Zugaben für den unentbehrlichsten Theil der Kalender. Der älteste dieser Art, welchen wir angeführt finden, ist von 1491, in Augsburg gedruckt, mit dem Titel: Dis Büchlein ist also gemacht, Wie das Jahr nach dem Monat wirt geacht. Nach Natur und Influs der Stern, Auch thut es weiter lern Von Speis, trank und purgieren Baden lassen und regieren Schwanger Frawen die Fruchbar sind Wie man ziehen soll die Kind. Vor der Pestilenz sich machen fry Darumb ist es ein Buch der Arzeney. — Im Jahre 1499 gab der als Mathematiker bekannte Astrolog Joh. Stöffler († 1531) in Ulm „**Almanach nova**" mit „astrologischen Grillen" heraus. Er wird gewöhnlich für den Urheber der Wetterprophezeiungen, der medicinischen Astrologie und ähnlicher Dinge in den Kalendern angesehen. Er prophezeihte unter andern 1518 eine Sündfluth für den Februar 1524, „weil dann drei Planeten in das Zeichen der Fische träten." Ganz Europa gerieth in Schrecken; viele zogen auf Anhöhen und Berge; der Präsident Aurial in Toulouse ließ sich eine große Arche bauen. Als die Fluth ausblieb, sollte sie nach der Meinung Einiger deßhalb nicht eingetreten sein, weil nach der Versicherung der Bibel die Erde nie mehr

nach nicht ganz überein. — Man glaubt, sie seien 1590 zur Zeit der Papstwahl von den Gönnern des Cardinals Simoncelli erdichtet worden. Auf die vorhergegangenen Päpste war es leicht, passende Sinnbilder zu machen; auf die nachfolgenden passen sie weniger und nur mit Zwang. — Binterim (Denkwürdigkeiten III, 1.) wagt es nicht, ihnen allen Werth abzusprechen. —

durch Wasser überschwemmt werden würde; sonst hätte sie vermöge der Stellung der Himmelszeichen kommen müssen. Nach anderer Ansicht war sie nur durch die Reue der Gläubigen abgewendet worden; kurz — das Vertrauen zu solchen Prophezeiungeu war gerettet! — Die brandenburgischen Geschichtschreiber behaupteten, es sei der große Bauernkrieg dadurch angedeutet gewesen. — Nach Stöffler's Beispiel gab der brandenburgische Astrolog Carion ähnliche Kalender heraus. Der Kurfürst glaubte trotz des Nichteintreffens an seine Vorhersagungen. Carl IX. und Heinrich III. von Frankreich verboten 1560 und 1579 den Kalendermachern, politische Wahrsagungen einzurücken. — Auf Friedrich's des Großen Veranlassung setzte die Akademie der Wissenschaften in Berlin 1779 keine Wetterprophezeiungen und astrologische Vorhersagungen in ihre Kalender. Da aber diese Kalender keinen Absatz fanden, und die Akademie die Hälfte ihrer Einnahme verlor, nahm sie 1780 das alte Zeug, wenigstens die günstigen Tage für Haarabschneiden, Kinderentwöhnen, Purgiren und dgl. wieder auf. Später blieb eines nach dem andern weg. Vor nicht vielen Jahren waren diese Notizen in einem gewissen Volkskalender nur auf der ersten Seite stehen geblieben, so daß man beinahe auf die Vermuthung einer in die Augen fallenden Absichtlichkeit gerathen mußte. Jetzt findet man die Angaben zuweilen nach dem hundertjährigen Kalender mit dem Zusatze: „Wenn es nehmlich Gottes Wille ist." — Statt eines solchen Scherzes, der übrigens im Grunde doch Ernst und zwar industrieller zu sein scheint, ließe sich der Raum, wenn es nun einmal ein Quodlibet sein soll, zweckmäßiger füllen. — Ob Seidemann's Wetterprophezeiungen Absatz gefunden, wäre interessant zu erfahren; doch das Erscheinen solcher Dinge ist schon eine bedauernswerthe Thatsache. Da er von „gewisser mathematischer Rechtfertigung" bei der Anpreisung spricht und auf große Hauswäsche und ähnliches hinweis't, so wäre es wünschenswerth zu wissen, ob unter den vielen am 9. August 1841 durch den Hagel zerschlagenen Fensterscheiben in Leipzig die des Propheten sich ebenfalls befunden haben; in dem Witterungstaschenbuche auf jenes Jahr hat er wenigstens vor jenem Unwetter nicht gewarnt. — Da alle meteorologischen Beobachtungen und Berechnungen bis jetzt keine zuverläßige Regeln, mindestens nicht auf etwas längere Zeit, gewähren, der Landmann überdies weder zur Anschaffung der nöthigen Geräthschaften noch zu den erforderlichen Beobach-

tungen sich verstehen dürfte, so wird wohl jeder gut unterrichtete Elementarlehrer die Kinder zunächst auf die für jede Gegend gemachten Erfahrungen ihrer Väter verweisen und sie über das Thörichte jener Vorhersagungen, welche übrigens nicht einmal die aus der Wissenschaft entnommene schwache Basis haben, aufmerksam machen, so daß wir hoffen können, der Bauer werde solchen gelehrt scheinenden Kram endlich selbst belächeln *). Und wohin gehört die mitunter ins Lächerliche gehende Furcht vor Kometen in der heutigen Zeit? Ich meine nicht die Besorgniß vor dem allerdings möglichen Zusammenstoßen der Erde mit einem derselben, wiewohl auch diese bei den Gebildeten schwinden müßte, wenn sie weniger durch eine gewisse innere Angst, die mir eine Art Gespensterfurcht zu sein dünkt, als durch die bewährten astronomischen Berechnungen und Beobachtungen sich bestimmen ließen, nach welchen die Unwahrscheinlichkeit eines baldigen und die Wahrscheinlichkeit eines wegen der dunstigen Beschaffenheit gefahrlosen Zusammentreffens erwiesen ist — nein, es sitzt noch in vielen Köpfen der alte Wahn von Vorbedeutung. Das Morgenblatt vom 10. October 1811 aus Berlin erzählt: „Der Komet, welcher mit seiner Schönheit die ganze Nacht hindurch am nördlichen Himmel über dem Horizonte schwebt, ist jetzt Gespräch des Tages, und — so unwahr es auch scheint, selbst (sich so nennende) gebildete Leute faßt noch der Glaube einer üblen Bedeutung, und man kann es ihnen mit aller Mühe kaum beibringen, daß der Komet sich ihretwegen nicht im geringsten incommodirt." — Und gehört nicht die Furcht, daß sie Pest, Mißwachs, Krieg und dgl. bringen, gewissermaaßen auch hierher, da ja jeder sich belehren lassen kann, daß beinahe jedes Jahr zwei Kometen gezählt sind? Doch aber hat einen Zusammenhang zwischen den Kometen und jenen Erscheinungen ein englischer Arzt 1829 wieder nachweisen wollen. „Wohl wäre es zu wünschen", sagt Littrow, „diesen Gegenstand mit dem Ernste behandeln zu können, den die Wichtigkeit der Sache, den die Befreiung von jedem Vorurtheile überhaupt verdient, — wenn

*) „Die echte Grundlage der Aufklärung", sagt Horst (Dämonomagie, I. 351.) „ist immer größere Verbreitung richtiger Naturkenntnisse. Das wirkt mehr als unsere Declamationen gegen den Aberglauben, die gemeiniglich in leerer Luft verhallen, selbst wenn wir sie von der Kanzel herab debütiren." — Nur ist es nicht die einzige und zwar deshalb, weil nicht alles in ihr Gebiet fällt, und weil sie zweitens nicht alles, was ihr zugehört, beantworten kann.

es nicht, selbst unter den gebildeten Ständen, noch gar zu viele gäbe, die keinen Anstand nehmen, sich diesen Thorheiten hinzugeben, während sie auf viel geringere und verzeihlichere mit einer Art von Selbstgefühl herabzusehen pflegen, das oft nur zu wohl verräth, daß auch hier ihre scheinbar bessere Kenntniß nicht sowohl auf Gründen und auf Ueberzeugung, als vielmehr nur auf Gewohnheit und auf einer Art von Mode beruht, für welche sie selbst nichts weiter anzuführen haben. Ueberhaupt möchte es wohl mit dem, was man Bildung und Aufklärung zu nennen beliebt, wenn man es etwas näher besieht, eine ganz andere Bewandniß haben, als die Leute gewöhnlich, und die am meisten glauben, welche diese Worte immerdar im Munde zu führen pflegen." (Vergl. „Der Komet des Jahres 1834. Hanau, 1835. Dritte Auflage").

Wie die Astrologie, so hatten die Araber auch die Alchemie aus Aegypten nach Spanien gebracht, von wo aus sie sich später, namentlich durch die Juden, welche nach der Eroberung der Araber zu Reichthum und Macht gebracht waren und blühende Schulen und Akademieen (Cordova, Toledo, Barcelona) gegründet hatten, in kabbalistischem Gewande über ganz Europa ausbreitete. Gold aus unedlen Metallen zu erzeugen und dem menschlichen Körper größere Dauer, Schönheit und Jugend zu erhalten, war zu anlockend für den sinnlichen Menschen, dem höhere dauernde Güter fremd blieben, als daß die Versuchung, ein Mittel (den Stein der Weisen) dazu aufzufinden, nicht Hunderte hätte verlocken sollen, zumal da bei Mangel an wahrer Wissenschaftlichkeit die Vorliebe für das Unbegreifliche vorherrschend war. Im Mittelalter hatte diese Vermögen, Zeit, und man möchte sagen, auch Verstand raubende Beschäftigung sich hie und da sogar in die Klöster eingeschlichen und mußte von mehreren Päpsten verboten werden. Ob dem Papste Johann XXII. das alchemistische Werk: **De arte transmutatoria metallorum** angehört, bleibt zweifelhaft; aber genannt zu werden verdient der Schwärmer Raymund Lullus († 1314) und der als Arzt nicht namenlose Paracelsus († 1541), welcher noch im Grabe durch seine astrologischen und alchemistischen Lehren schädlichen Einfluß ausübte. Viele Fürsten und reiche Leute wurden namentlich im sechszehnten Jahrhundert, dem Höhenpuncte dieses Wahnes, durch diese Thorheit um ihr Geld betrogen; und wiewohl die neuere

Chemie sie verdrängt hat, so ist es doch so lange nicht her, daß einer und der andere sich im Geheimen damit beschäftigte *).

Die schrecklichste von allen Ausgeburten dieser Art war aber der Hexenglaube. Material dazu lag zwar, wie wir oben gesehen, überall im heidnischen Alterthume vor; wenn man aber häufig annimmt, daß Aegypten das Vaterland der jenem Wahnglauben zum Grunde liegenden Magie sei, so übersieht man, daß auch bei den heidnischen Deutschen und Nordländern, ja selbst bei außereuropäischen Völkern sehr deutliche Spuren dieser Verirrung vorgefunden sind. Eine systematische Ausbildung erreichte der Hexenglaube aber erst unter den Christen, als man, hauptsächlich verleitet durch die falschen Ansichten der mystischen Philosophie, in das Christenthum hinein und aus demselben herausdeutete, was gar nicht darin lag. Es gilt auch in dieser Beziehung, was Ulrich, Bischof von Augsburg sagt: „Wenn man die h. Schrift zu sehr drückt, so drückt man statt Milch Blut heraus." Es hatte sich nämlich bei den Neuplatonikern aus den mißverstandenen Ideen des Plato die Lehre von den Dämonen entwickelt, wovon die ersten Spuren sich bei Empedokles finden, der wegen seiner Kenntnisse in der Naturkunde und Medicin schon als Zauberer angesehen war. Anfangs nur als Erreger der Leidenschaften den Menschen beigegeben, erhielten diese Phantasiegebilde später eine eigene der menschlichen ähnliche Gestalt und wurden getrennt vom Menschen gedacht. Weiterhin gab man ihnen allerlei Attribute und Macht; und indem man sich dieselben dienstbar zu machen strebte, ward allmählich, namentlich durch Jamblich, ein vollständiges theurgisches System geschaffen. Und gerade in der Zeit, als Verachtung des überlieferten Götterdienstes und beispielloses Sittenverderbniß die höchste Stufe erreicht hatten, beugten vor dem Dämonenglauben sich Hohe und Niedere. — Der Neuplatonismus

*) Der Kurfürst von Brandenburg Johann Georg († 1598) ließ sich durch die alchemistischen Versuche des sonst geistvollen Thurneiser täuschen; 1659 war Herzog Franz Carl von Lauenburg ihnen eifrig ergeben; und der talentvolle Gustav III., König von Schweden († 1792), dem es oft an Geld fehlte, beschäftigte sich mit Goldmachen und Auspunctiren von Lotterienummern. — Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hofften einige dem zerrütteten Finanzwesen Preußens durch Hilfe eines Goldmachers und durch das Monopol des Borstenhandels aufzuhelfen (v. Baczko, Handbuch der Geschichte u. s. w. Preußens II, 125.) —

aber war der ärgste Feind des jungen Christenthums und wurde deshalb auch von den christlichen Lehrern ernstlich angefochten. Allein während dieses Kampfes ging, wie es bei leiblichem und geistigem Widerstreite häufig der Fall ist, einzelnes, hier das Formelle, zum Theil auf die christlichen Apologeten über. Sie suchten die Lehren des Christenthums durch neuplatonische Philosopheme zu erläutern. Daher die Fragen über Natur und Beschaffenheit der Engel und Teufel. Während Einige, wie Tatianus, Theodotus, Tertullianus, Origines, Alexander von Lycopolis, Lactantius, Macarius, Augustinus ihre Körperlichkeit behaupteten, vertheidigten andere, wie Ignatius, Justinus, Eusebius, Athanasius, Basilius, Chrysostomus, Theodoretus, Cyrillus ihre vollkommene Geistigkeit. Offenbarung und Kirche lehren darüber nichts ausdrücklich *).

Allgemein konnte sich die erste Meinung also nicht geltend machen; und dennoch wurde eine andere in dasselbe Gebiet gehörende Ansicht fast Weltglaube. Man meinte nämlich Gründe für das Vorkommen von Teufelsbündnissen gefunden zu haben. Abgesehen von einzelnen unwesentlichen Modificationen, bestand die Grundidee dieses Wahnglaubens darin, daß lasterhafte Menschen mit einem der bösen Geister einen Bund schlössen, vermöge dessen sie von Gott abfielen und sich dem Teufel zur Befriedigung seiner Wollust für diese Welt und ihre Seele für die künftige übergäben, er dagegen ihnen zeitliche Güter gewährte und nach ihrem Gefallen andern Menschen entweder selbst Schaden zufügte oder ihnen geheime Mittel gäbe, dieses auszuführen. Man glaubte also an die Existenz der übernatürlichen, diabolischen oder schwarzen Magie.

Die Lehre der Kirche in Betreff des Teufels bezog und bezieht sich einerseits auf das Verführungsvermögen zur Sünde; und da in

*) Klüpfel, Institutiones Theologiae dogmaticae. Viennae, 1807. I, 397. 398. 399; Dobmayer, Systema Theologiae catholicae etc. cura et studio Senestréy. Solisbaci, 1818. V, 362; Brenner, Katholische Dogmatik. Frankfurt a. M., 1828. I, 238; Klee, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Mainz, 1837. I, 247. 248. 260. — In einigem Irthum darüber befindet sich Horst (Zauberbibliothek II, 4, 1; VI, 1.) — Origines (or. 31.) bestimmte den Leib der Himmlischen als kugelförmig. —

der h. Schrift Beispiele von seiner schädlichen Einwirkung auf die Körperwelt vorliegen, so gehört ferner auch die Möglichkeit dieses Einflusses zum Dogma. Weiter aber nichts!

Allein man fand anderweitige Belege für jene irrige Ansicht. Es wurden nämlich einige Bibelstellen zu Gunsten dieser Meinung gedeutet und zur Bewahrheitung des fortwährenden Vorkommens angebliche Thatsachen angeführt. — Was zunächst die hier angezogenen Schriftstellen betrifft, so sollte die fleischliche Vermischung der bösen Geister mit Menschen aus den Erzählungen von den Kindern Gottes und den Töchtern der Menschen bewiesen werden. Das weitere Bündniß aber fand man namentlich begründet durch die Magier des Pharao, die Hexe von Endor, die Magier Simon und Elymas und die Prophezeihung vom Antichrist *). — Für das spätere Vorkommen wurden die unter dem Volke im Umlauf sich befindenden Erzählungen und einige sehr oft gerichtlich bewahrheitete Selbstgeständnisse solcher Menschen benutzt.

Prüfen wir diese Belege! Jene Stelle von der Vermischung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen bezieht sich ausgemachtermaßen auf die Sethiten im Gegensatz zu den Kainiten. An den übrigen Stellen aber ist von übernatürlicher Magie geradezu nicht die Rede. Alle lassen vielmehr, wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, eine andere Erklärung zu, so daß eine Deutung zu Gunsten jener Ansicht nicht gestattet werden darf. — Was endlich die aus späterer Zeit angeführten Fälle anlangt, so beruht alles auf Leichtgläubigkeit und Täuschung. Man nehme aus der großen Zahl von gerichtlichen Actenstücken jedes beliebige zur Hand, und man wird nicht nur keine Ueberzeugung für die Wirklichkeit jenes Bündnisses finden, sondern vielmehr durch jede Zeile zur Gewißheit gelangen, daß mit Ausnahme einzelner, sehr weniger Fälle, in welchen vielleicht geistige Krankheit oder Selbsttäuschung zum Grunde lag, nur die Folter die Geständnisse veranlaßt habe, und daß an der ganzen Sache nicht ein einziges wahres Wort ist. Einer der sorgfältigsten Zeugen bleibt der später zu bezeichnende Jesuit Spee. Der aber gesteht, daß er unter den vielen von ihm geprüften Angeklagten nur über zwei zweifelhaft geblieben sei.

*) 1. Mos. 6, 1—6; 2. Mos. 7—8; 1. Sam. 28; Apostelgesch. 8, 13; 2. Thessal. 2. —

Ist es also nicht vernunftwidrig, Thatsachen anzunehmen, für die auch nicht der geringste Beleg sich aufweisen läßt? *).

*) Schön ist, was Klüpfel (l. c. 417.) darüber sagt: „Magiam demum quod attinet, sive artem perficiendi mira, ope daemonis, nocendique hominibus, modis variis, quo revocantur, praestigiae, incantationes, fascinationes, pacta et commercium cum daemone, arbitramur, quaecunque de eo rerum genere venditantur, esse commentitia, aut somnia delirantis phantasiae. Dolendum sane est, sinistras id genus de magia opinationes, quae omnium fere animos penetraverant, actis retro saeculis, immo nostra adhuc, patrumque nostrorum aetate, judiciis temere conceptis, accusationibus teterrimis, atque multis innocuorum caedibus occasionem praebuisse. Sed nolumus vulnera illa refricare. Utinam, qui populi christiani institioni praesunt, modis omnibus allaborarent, eam, quae multorum animos adhuc occupat, evellere perniciosissimam persuasionem, tractam, ut videtur, ex superstitione Gentilium, certe christiano homine penitus indignam.“ Frint (Handbuch der Religions-Wissenschaft. 4. Ausgabe. Wien, Baden, Triest, 1828. III. 163 flgd.) findet in der Möglichkeit solcher Bündnisse den bösen Geistern eine willkührliche, unbeschränkte Herrschaft über die Sinnenwelt, also die Kraft, Wunder zu wirken, zugestanden, wodurch einerseits unser Erkenntnißvermögen einer unausweichlichen Aeffung ausgesetzt wäre, da wir nicht wüßten, was von der Natur und von solchen Geistern herkäme, anderseits aber sogar die Begründung der göttlichen Offenbarung gefährdet würde, weil wir göttliche von teuflischen Wundern nicht unterscheiden könnten. Dergleichen Bündnisse könne Gott also nicht zugeben. — Dobmayer (l. c. 417 sq.) behauptet die Unmöglichkeit eigentlicher Bündnisse mit dem Teufel (hominis, qui proprium quidem cum diabolo pactum inire nequit), bestreitet das Vorkommen der schwarzen Magie bei den Christen, läugnet aber die Möglichkeit bei den Heiden nicht ab, wiewohl Belege für die Wirklichkeit auch nicht da wären; doch ist er in der Auseinandersetzung dieses Punctes etwas unklar. — Bestimmter spricht sich nach dieser Richtung Wiest (Demonstratio dogmatum catholicorum. Ingolstadii, 1797, IV, 660.) aus: „Quod est ad adparitiones Daemonum et modum, quo fiant, quaestio est magnis subjecta difficultatibus. Videtur in hac re laudatus saepius jam cl. Antonius Genuensis recte sentire, dum ait: ego intelligo ea facta possibilia esse; utrum vero facta sint, tunc credam, cum aut ab auctoritate infallibili mihi credenda traduntur, aut ipse experiar; populo enim non tam facile credo — Quod spectat ad Magiam nigram, eam quidem non pertinere ad fidem, recte pronunciavit cl. Jordan Simon, dum vero etiam possibilitatem negavit, justo longius progressus esse videtur, atque si vel unica historia ex tot millenis et millenis vera sit, jam verum est dicere: dare Magiam. Porro sobria hac de re sequens est Antonii Genuensis crisis loco citato dicentis: narrantur ab historicis ecclesiasticis hujusmodi plura, quae omnia aut ridere, aut in dubium vocare, desipere est.“ —

Jene Annahme aber, daß es Menschen gäbe, die mit bösen Geistern sich leiblich vermischten und ein Bündniß mit ihnen schlössen, bildete den Haltpunkt für den Hexenglauben. Das ist der blutige Faden, der sich aller Orten durch die Grauen erregenden Hexenprocesse zieht *). Bei den Christen nämlich mußte dieser Glaube gefährlicher werden als irgendwo. Wenn wir in der heidnischen Zeit Zauberer, und was dahin gehört, blutig verfolgt sehen, was übrigens allgemein keineswegs der Fall war, so liegt der Grund dazu doch immer nur in dem vermeinten Schaden, welcher dadurch angerichtet wurde. Nach den Gesetzen der geoffenbarten Religion aber wurde außerdem Gemeinschaft und Bündniß mit dem Teufel als Beleidigung der Majestät Gottes angesehen, darum auch, wo andere Umstände, wie Zerrüttung der äußern Verhältnisse, Unwissenheit, Sittenlosigkeit und Irreligiosität mitwirkten, noch rücksichtsloser bestraft. Darin lag es aber auch, daß dieser Aberglaube dort nie aufhören konnte, hier aber bei geläuterten Ansichten ein Ende nehmen mußte.

Es ist also dieser Irrwahn durch die eigenthümliche Auslegung jener Schriftstellen nicht hervorgerufen, sondern die christlichen Lehrer

Aehnlich sagt Perrone (Praelectiones Theologicae. Lovani, 1839. III,36.): „Libenter et nos fatemur non omnia, quae de energumenis pythronibus, sagis, lamiis ac arte magica passim traduntur, indiscriminatim admittenda esse; ast nec omnia, quae daemoniacos spectant vel superstitiones daemoniacas, in sola vulgi opinione ponendas esse contendimus. Talis enim opinio secundum S. Thomam procedit ex radice infidelitatis sive incredulitatis, quia non credunt esse daemones nisi in aestimatione vulgi tantum"; und in der Anmerkung 1.): Ipsemet Cudworth minime dubitat, eos, qui illa, quae vel de divinationibus, de magis, a fortiori vero, quae de obsessionibus dicuntur, inficiantur, impietatis in Deum arguere ac traducere velut de atheismo suspectos. —

*) Das Bündniß mit dem Teufel sieht auch Horst als die Hauptangel an, um welche sich in der christlichen Zauberei alles drehe (Dämonomagie II, 168; Zauberbibliothek V, 1); wiewohl er an andern Stellen (z. B. Zauberbibliothek IV, 5.) die Sache etwas anders aufzufassen scheint, falls ich ihn recht verstanden habe; denn Mangel an Klarheit und unerhörte Weitschweifigkeit sind große Fehler dieses Gelehrten. Auch in den historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland (XII, 45.) heißt es: „die furchtbare Vorstellung der Möglichkeit eines Verbündnisses mit dem Bösen führte jene beklagenswerthen Untersuchungen herbei, welche dieses todeswürdige Verbrechen auf die bekannte, nicht selten empörende Weise verfolgten, von welcher die berüchtigten Hexenprocesse ein genügendes Bild geben." —

fanden die Meinungen, welche aus dem Heidenthume herübergenommen und dann auf den durch die Bibel gegebenen Begriff vom Teufel übertragen waren, im Volke vor, theilten selbst diese Ansichten und suchten dieselben durch jene falsch verstandenen Schriftstellen zu rechtfertigen. Das Concilium zu Braga verdammt zwar den Glauben, daß der Teufel Donner und dgl. hervorbringen könne; aber, ohne ihre Meinung als Lehre aufzustellen, nehmen auch die Väter übereinstimmend die Wirklichkeit der schwarzen Magie an. Daraus kann man wohl schließen, wie allgemein verbreitet solcher Glaube in jenen Zeiten gewesen sein muß *). Zwar spühlten die kräftigen Nordländer, als sie die südwestlichen Staaten überschwemmten, nebst vielem Guten auch manchen abergläubischen Unrath weg; allein vieles behielten sie bei, anderes Neue brachten sie in reichlichem Maaße mit, weßhalb es mitunter kaum möglich sein dürfte, für jedes den ursprünglichen Boden nachzuweisen. Die Lehrer des jungen Christenthums, die bei allem heidnischen Aberglauben die unmittelbare Wirkung des Teufels annahmen, schafften einzelnes bald ab, verboten es wenigstens, wenn auch die Wirkung nicht auf dem Fuße folgte; in anderem aber, namentlich in demjenigen, was sich auf christliche Begriffe übertragen ließ, glaubten sie, um die daran gewöhnten Menschen milder Weise auf den bessern Weg zu führen, anfangs mindestens, insoweit nachsehen zu müssen, daß sie den heidnischen Formen christliche Deutung unterlegten. — Das aus dem Heidenthume überkommene Tragen von Amuleten wurde von den Vätern verboten,

*) Dobmayer l. c. 418. — Der h. Augustinus (De Civ. Dei. XV, 22 flgd.) will zwar nicht entscheiden, ob Geister mit luftigen Körpern sich mit Weibern vermischen könnten; allein es sei, sagt er, allgemeine Ansicht, und wegen der Glaubwürdigkeit der Zeugen daran nicht zu zweifeln, daß Silvane und Faune, vom Volke Incubi genannt, sich mit lasterhaften Weibern leiblich vermischt hätten, und daß ein Gleiches einige Dämonen, welche die Gallier Duslen nennen, treiben. — In der Annahme von der Leiblichkeit der bösen Geister scheint zugleich die Vorstellung von dem männlichen Geschlechte derselben verflochten gewesen zu sein, wie sie aus der falschen Auslegung jener Bibelstelle von den Kindern Gottes ebenfalls sich ergiebt; weßhalb in Verbindung mit einem andern später zu erwähnenden Grunde vorzugsweise die Weiber, namentlich seit dem fünfzehnten Jahrhundert, wo die nächtlichen Wollustgelage fast nie fehlen, als Hexen erscheinen. Männer kommen seitdem viel seltener vor, in welchen Fällen der Teufel einen weiblichen Körper annimmt; noch seltner ist von wirklich weiblichen Teufeln die Rede. —

weil sie an die Kraft solcher Mineralien zwar glaubten, sie aber dem directen Einfluß des Teufels zuschrieben. Constantin untersagte 321 durch ein Gesetz nur dann den Gebrauch solcher Mittel, wenn sie zum Schaden von Menschen und Thieren angewandt würden. Aehnliche Verordnungen sind von Constantius 336 und 358. Der König Theodorich befahl 504, die Vornehmen, welche sich damit abgäben, zu verbannen, die Niedern mit dem Tode zu bestrafen. Im Jahre 593 wurde eine große Menge vor Gericht gestellt und bestraft*). Auch der h. Gregor I., der Große, ließ 604 solche Leute in Sicilien strenge bestrafen. Als der h. Bonifacius († 754), zu dessen Zeiten es in Deutschland so übel stand, daß man die Christen von den Heiden nicht unterscheiden konnte, den Gebrauch von Amuleten den Christen daselbst untersagte, berief man sich auf Rom, wo es, wie ihnen bekannt wäre, ebenfalls geschehe. Bonifacius fragte deßhalb beim h. Papst Zacharias an und erhielt die Antwort, es sei allerdings der Fall, wiewohl er stets dagegen geeifert habe. Erst der Kaiser Leo hob jene alte Verordnung, zufolge welcher je nach dem Zwecke bei Anwendung solcher Zaubermittel ein Unterschied zu machen war, um 890 deßhalb, weil bei allen die Seele Schaden leide, gesetzlich auf und gebot den Uebertreter als Apostat mit dem Tode zu bestrafen. — Nicht minder lange dauerte die Anwendung abergläubischer Mittel zur Erforschung der Zukunft. Die alten Deutschen bedienten sich zu diesem Zwecke kleiner mit Merkmalen bezeichneter Stücke von Ruthen, die, in einem Gefäße durch einander gerüttelt, auf ein weißes Kleid geschüttet und dann gedeutet wurden. Auch hatten sie eine Art von Karten zum Wahrsagen. Bis zum Ende des vierten Jahrhunderts wurden in Rom die sibyllinischen Bücher öffentlich von den Christen zu Rathe gezogen, bis der Kaiser Honorius sie verbrennen ließ. Man gestattete ihnen aber das alte und neue Testament zu solchen Zwecken zu benutzen (**Sortes Sanctorum**, auch **Apostolorum** oder **Prophetarum** genannt). Nach Beendigung des h. Meßopfers z. B. schlug man die Bibel, Evangelien- oder Meßbücher auf und nahm die erste auf eine streitige Sache sich beziehende Stelle als göttliche Entscheidung. Die Concilien des sechsten Jahrhunderts verboten all diesen Aberglauben; allein es half sogleich nicht. Der h. Gre-

*) Von einem heißt es: „**in palum summa parte hiantem est actus.**“

gor, Bischof von Tours († 595), der selbst dergleichen nicht verschmähte, erlaubte die Anwendung auch in seinem Sprengel. Im achten Jahrhundert wurde in den Capitularien Carl's des Großen ein neues Gesetz dagegen erlassen*). — Beachtungswerth ist in Bezug auf die spätern grausamen Herenverfolgungen ein Proceß, welcher schon unter dem Kaiser Valens († 378) in Antiochia gegen mehrere Männer wegen zauberischer Erforschung der Zukunft geführt wurde. Sie gestanden, durch einen Zauberring, den sie über einem mit dem Alphabete beschriebenen Becken hätten schweben lassen, erforscht und gefunden zu haben, daß ein gewisser Theodorus des Kaisers Nachfolger sein würde. Man vermuthete, freilich aus nicht ganz unsichern Gründen, eine Verschwörung gegen den Kaiser, und nun wurden oft auf die nichtigsten Angaben hin Tausende von Menschen, Vornehme und Geringe, gefoltert, enthauptet, erwürgt oder verbrannt. — In jener Zeit (385) wurde auch der in den Wissenschaften wohl bewanderte Priscillian, Bischof von Avila, durch ein Gericht zu Trier, der Lehre unsittlicher Grundsätze und der Zauberei geständig, mit mehreren seiner Anhänger enthauptet. — Bekannt ist ferner das Vertrauen der Deutschen zu ihren Wahrsagerinnen, weisen Frauen, Alraunen, welches allmählich in den Glauben an Heren überging. Schon im sechsten Jahrhundert unter den fränkischen Königen finden wir die Meinung von Versammlungen der Heren. An gewissen Tagen, besonders an den Festen Johannis und Martini wurden überall Feuer im Freien angemacht, denen man die Wirkung zuschrieb, Zauberinnen, die in der Nähe ihren Wohnsitz hätten, anzuziehen, so daß sie durch ihr Erscheinen sich verrathen müßten. Trotz des Verbotes, welches das Concilium in Trullo zu Constantinopel (692) gegen diese Sitte erließ, kommen Johannisfeuer noch sehr spät vor**). Ferner zog man Furchen um Häuser und Ställe und streute den Saamen eines gewissen Krautes hinein, um die Wirkung von Zaubersprüchen***) und dgl. abzuhalten. Als nach dem Tode des ersten Sohnes dem Könige der

*) Daß bei den Alten die Dichter zu Schicksalsentscheidungen benutzt wurden, und daß dieser Aberglaube bis in die neue Zeit reicht, ist oben erwähnt. (S. 264, 265.). —

**) Auch in den braunsberger Acten ist es noch erwähnt.

***) Incantationes, im nördlichen Deutschland Galdr genannt, so in der Frithjofs-Sage. —

Franken Chilperich 579 die beiden übrigen, wahrscheinlich an einer Seuche starben, beschuldigte seine Gemalin Fredegundis ihren Stiefsohn Chlodwig, den Tod derselben durch die Künste einer Zauberin bewirkt zu haben. Gemartert legte das beschuldigte Weib das verlangte Geständniß ab und wurde verbrannt. Wegen des Todes eines später gebornen vierten Sohnes wurden mehrere Frauen zu Paris der schwarzen Kunst angeklagt, und nachdem sie unter Qualen gestanden hatten, getödtet. Fredegundis selbst wurde später beschuldigt, Zaubertränke gegen die Feinde angewandt zu haben *). — Ueberall verbreitet war auch der Glaube, daß Menschen mit Hilfe der bösen Geister, denen sie Nachts Opfer brächten, Hagel und Gewitter hervorbringen könnten. Aus den Gesetzen der Westgothen und Franken ergiebt sich, daß das Volk an solche Wettermacher glaubte. Die Kaiser Constantius und Julian erließen Gesetze gegen das Wettermachen; und diese Verordnung wurde in die Gesetzsammlung Justinian's aufgenommen. Nach dem **codex Theodosianus** sollen Zauberer, Beschwörer, Wettermacher oder diejenigen, welche durch Anrufung der bösen Geister den Sinn der Menschen verwirren, auf jede Art bestraft werden. Ein vernünftiger Mann, wie es einzelne gewiß immer gegeben hat, der Bischof Agobard von Lyon († 841), schrieb eine Abhandlung gegen diese Volksmeinung. „Wir sehen und hören", sagt er, „wie die meisten Menschen so albern und unsinnig sind, daß sie glauben und behaupten, es gebe ein Land Magonia, aus welchem Schiffe in den Wolken ankommen, welche die Früchte, die durch Gewitter und Hagel zu Grunde gegangen, aufladen und in dieses Land führen, indem diese Luftschiffer mit den Wettermachern in Verbindung ständen und durch gewisse Geschenke das Getreide an sich brächten." Er habe gesehen, erzählt er weiter, daß das Volk vier Menschen, drei Männer und ein Weib, als seien sie von diesen Luftschiffern herabgefallen, ergriffen und in Fesseln gelegt hätten, um sie nachher bei einer größern Versammlung öffentlich zu steinigen, die aber glücklich gerettet worden, weil er das Volk eines Bessern belehrt habe. Zwar hätten mehrere diesem Wahne entsagt, glaubten aber doch, daß es Menschen gäbe, die Gewitter abhalten könnten. Solche Leute erhielten vom Volke eine Gabe (**canonicum**), um ihre Felder zu

*) Luden, Geschichte des teutschen Volkes III, 483 flgd. 488. 515. —

schützen. Viele entrichteten den Priestern niemals freiwillig den Zehnten, reichten Wittwen, Waisen und andern Armen kein Almosen, wenn man sie auch noch so oft dazu mahnte, jenen Beschützern aber brächten sie das canonicum pünctlich. Norwegen war noch zur Zeit des h. Olav (um 1028) voll solcher Beschwörer, gegen die derselbe kräftig einschreiten mußte. — Den Hexen schrieb man, ganz wie im römisch-griechischen Heidenthume den Strigen, auch die Macht zu, Menschen von Innen aus abzuzehren, ihnen das Herz zu stehlen, um es zu verspeisen. Nach dem salischen Gesetze, welches wie das der Ripuarier, der Burgundier u. a. seinem Geiste nach uralt ist, wenn wir auch von keinem derselben die Zeit der Zusammenstellung angeben können, sollte jede Hexe, welche überwiesen wäre, daß sie Menschen gefressen hätte, zweihundert Schillinge Wehrgeld zahlen. Auch ist daselbst der Gebrauch eines Kessels erwähnt, wahrscheinlich zur Bereitung zauberischer Mittel. Unter den Verordnungen, welche Carl der Große den Sachsen gab, heißt es: „Wer, vom Teufel verleitet, nach der Heiden Weise glaubt, daß ein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und Menschen verzehre, und wer deßwegen solche Hexen verbrennt oder ihr Fleisch andern zu essen giebt, der soll mit dem Tode bestraft werden." — Der Wahnglaube an zauberische Luftfahrten, dessen Ursprung gewöhnlich im Römerthume gesucht wird, findet sich auch in der isländischen Edda ziemlich klar ausgesprochen. Im vierten Jahrhundert ist unläugbar von Weibern die Rede, welche mit dem Teufel Bündnisse schlössen und Nachts in der Luft umherzutreiben wähnten. Unter dem h. Papst Damasus I. († 384) wurde auf einer Synode zu Rom die Excommunication *) gegen diejenigen ausgesprochen, welche sich mit Zauberei und Wahrsagerei abgaben, und besonders gegen diejenigen, welche, getäuscht vom Dämon, glaubten, in der Nacht auf Thieren oder mit der Herodias umherzuschweifen. Der Canon Episcopi im Decrete Gratian's (geschrieben um 1140) welcher nach der Ueberschrift auf der Synode von Ancyra (314) beruht, erwähnt, daß lasterhafte Weiber, durch dämonische Einwirkung verführt, glaubten, in mitternächtlichen Stun-

*) Die von den geistlichen Behörden in jener Zeit verhängten Strafen waren durchweg milder, als die von weltlichen angeordneten. Außer der Belehrung wurden von Jenen kleinere Kirchenstrafen und als Höchstes fast nur die Excommunication angewandt. Gegen die Geistlichen war man, wie billig, strenger: Suspension, Absetzung, lebenslange Buße waren die Strafen. —

den mit der Heidengöttin Diana oder der Herodias zu ihrem Dienste auf Thieren durch weite Räume zu reiten. Die Priester sollten das Volk belehren, daß der böse Geist die Gestalt verschiedener Personen annehme und so die im Unglauben befangenen Weiber im Schlafe täusche, so daß sie dasjenige, was nur im Geiste vorgehe, für körperlich hielten. Wer glaube, daß ein Geschöpf in ein anderes verwandelt werden könne, es sei denn durch den Schöpfer selbst, der sei ein Ungläubiger und schlechter als ein Heide. Es wird also hier die Realität der Hexenfahrten geleugnet und der Glaube daran für heidnisch erklärt. — Was man über die Unächtheit dieses Canons auch beibringen mag, so viel steht doch fest, daß Gratian hier aufgenommen, was damals und ein paar Jahrhunderte früher Volksmeinung war *).

Durch frühere Concilien, wie erwähnet, und durch spätere, namentlich im achten und neunten Jahrhundert, wurde dem Aberglauben vielseitig entgegen gewirkt. Weiber, welche sagten, daß sie mit den Dämonen auf Thieren ritten, wurden mit dem Banne belegt; der Glaube an Wettermacher, Wahrsagerei und Amulete war verboten worden. Im nächsten Jahrhundert aber überkam Europa, wo unter der eisernen Hand des Faustrechtes Unwissenheit zur Mode erhoben und das Sittenverderbniß in Palästen und Hütten, bei Geistlichen und Laien im zehnten **), elften und zwölften Jahrhundert bis zu einer unglaublichen Höhe gestiegen war ***), theils von

*) Vrgl. Binterim, die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche. Mainz, 1826. II, 2. 521, flgd. — Annales Ecclesiastici auctore Caesare Baronio. 1624, III, 756. 818, u. a. a. St.; IV, 495; VI 627. 628; VIII, 76. 195. —

**) Das zehnte Jahrhundert wird wegen seiner Barbarei und Unwissenheit gewöhnlich saeculum plumbeum, obscurum, infelix, sterile et scriptoribus insignibus destitutum genannt.

***) Wie sehr Nepotismus, Simonie und Uebertretung der Cölibatgesetze damals um sich gegriffen hatten, ist bekannt (Historisch-polit. Blätter VIII, 665.) Daher die Concilien in Italien, Frankreich und Deutschland unter dem h. Leo IX. († 1055), unter Stephan IX. (X.) († 1058) und Gregor VII († 1085). Smets, Kurze Geschichte der Päpste. 3. Aufl. Cöln, 1835, 100. — Die Laster, welche am Hofe Heinrichs IV. († 1106) und an dem des Erzbischofs Adalbert von Bremen herrschten, finden ihr Gegenstück nur in dem sittlich verderbten Leben des uns näher stehenden, darum auch bekanntern achtzehnten Jahrhunderts. Das 1139 von Innocenz II, zu Rom im Lateran gehaltene Concilium (Lateranense

den Arabern aus Spanien, theils während der Kreuzzüge aus dem Orient von neuem allerhand magische Ideen. Die ritterliche Begeisterung gewährte dieser Richtung mehr Schutz als Abwehr; und selbst der später erwachende Kunstsinn im Minnegesange und gothischen Baustil, wodurch die Religion vorzüglich von der Seite des Gemüthes gefeiert wurde, nährte und verkörperte theilweise sogar die phantastischen Gebilde. — Mit aller Anstrengung hatten der h. Bonifacius und Carl der Große gegen die unter Chlodwig's unwürdigen Thronfolgern eingeschlichene, alles zerrüttende Rohheit, wie auch gegen die Ausbreitung des Aberglaubens, geeifert; allein, was diese gebaut, war unter Carl's Nachfolgern zum Theil wieder zerfallen. Daher nahm der Glaube an Traumdeuterei, Todtenbeschwörung, Werwölfe, Gewittermacher und Hexerei überhaupt immer allgemeiner Platz und wurde immer grausamer verfolgt, zunächst im südlichen Frankreich, dann auch in Italien und Deutschland. Im Beichtspiegel des Bischofs Burchard (im zehnten Jahrhundert) heißt es: „Hast du geglaubt oder hast du Theil an jenem Unglauben gehabt, wenn Leute vorgeben, sie könnten Ungewitter erregen oder die Gemüther der Menschen verändern? Wenn du es geglaubt oder Theil daran gehabt hast, sollst du ein Jahr Buße thun.“ — Früher schon fanden wir im Volke wie in mehreren dagegen gerichteten Verordnungen den Glauben an solche Dinge als begründet vor. Hier, wie auch schon in einzelnen ältern Gesetzen, ist der Glaube selbst verpönt. Nun aber bildete sich der Irrwahn immer mehr aus und wurde nach und nach so fest und allgemein, daß selbst der Zweifel daran als höchst strafbar galt. — Was Wunder also, daß man bei so gänzlicher Verachtung der Wissenschaft und bei so tiefer Erniedrigung der Sittlichkeit zu natürlichen Erklärungen unfähig zugleich und unlustig, Männer, welche dem Studium der Natur mit Eifer und Erfolg oblagen, in den Verdacht dämonischer Künste brachte! Vom Papst Sylvester II. († 1003) behauptete der Bischof Otto, daß er seine Stelle nur dem Bunde mit dem Teufel verdanke *). Der Papst Gregor VII. wurde auf der Synode

II, oecumenicum X.) suchte die verwahrloste Kirchenzucht, die Hauptursache der damaligen Unruhen, durch dreißig Satzungen, besonders gegen die Wollust, Simonie und den Wucher der Geistlichen zu verbessern. —

*) Tritemius sagt (Chron. Hirsaug. ed. Basil. 1559, 53.): „Hic est Papa Sylvester, qui a plerisque facti foederis cum daemonibus argui-

von Worms 1076 und auf dem Concil zu Mainz 1080 von der Mehrzahl der versammelten Bischöfe des persönlichen Umganges mit dem Teufel, der Wahrsagerei, Traumdeuterei und dgl. beschuldigt; und dieses ward mit als Grund zu seiner Absetzung angeführt. Arnold von Brescia wurde seiner Irrthümer und vermeinten Zauberei halber 1155 verbrannt. Unter Heinrich III. wurde Grosted, Bischof von Lincoln, für seine Zeit hochgelehrt, als Zauberer verschrieen und nach Rom citirt. — Das Zeitalter der beiden Friedrich (1152—1250), welches Leibnitz in wissenschaftlicher Hinsicht das dümmste *) nennt, steht in sittlicher wenigstens nicht höher.

Man muß es anerkennen, was Kaiser Friedrich's II. Sohn, der deutsche König Heinrich, durch das berühmte Statut von 1231 zur Gründung der gegenseitigen Rechte und zur Hebung der deutschen Freiheit, durch den allgemeinen Landfrieden und die Zerstörung vieler Raubburgen bezweckte; wie einflußreich ferner in dem damaligen Wendepuncte deutschen Lebens der Bund der geistlichen und weltlichen Fürsten, der Freiherren und Städte zur Aufrechthaltung eines bewaffneten Friedens, an dessen Spitze König Wilhelm trat, und der für die Entwickelung des deutschen Handels so folgenreiche rheinische Bund wurde; es kann und darf endlich dem Kaiser Geist und Kraft nicht abgeleugnet, sein Sinn für Kunst und Wissenschaft nicht als unfruchtbar angesehen werden: allein selbstsüchtig, wie er war, nur auf die Vermehrung der kaiserlichen Macht hinsehend, trat er jener segensreichen Entwicklung vielfach, namentlich durch das Edict von 1232, welches die Rechte der corporativen städtischen Verfassungen vernichten sollte, entgegen. Wenn er überdies den Todtenschädel der h. Elisabeth krönte und die Ketzer mit Feuer zu stra-

tur; cujus rei nos ferre sententiam nec volumus nec debemus." — Guilielmus Malmesburiensis (De Reg. Angl. II, 10.): „Urgebat ipse fortunas suas fautare Diabolo, ut nihil, quod semel excogitasset, imperfectum relinqueret."— Abbildungen von seinem Tode stellten ihn als Zauberer dar, wie er vom Teufel geholt und in Stücke zerrissen wird. —

*) Man bedenke, wie die Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts alberne Schaudergeschichten erzählen, die sie selbst erlebt haben wollen. Gervasius versetzt in seinen Otia Imperialia aus den Alten Entnommenes in seine Zeit. Er erzählt, daß die Störche in den von ihnen im Winter gesuchten Ländern Menschen sind; er kennt Männer ohne Kopf und Weiber mit Ochsenschwänzen, will Sirenen und Feen und eine Frau durch die Luft fliegen, als sie aber den Namen Christus ausgesprochen, herunter fallen gesehen haben. —

fen befahl *), andererseits wollüstig, der Sterndeuterei unter dem Magier Michael Scotus ergeben und mit orientalischem Gepränge,

*) Die grausame Verfolgung und Hinrichtung seiner Feinde, die gegen Innocenz IV. gedungenen Mörder, seine eigenen Worte: „reum laesae majestatis nostrae crimine deprehensum post multa variaque tormenta — poenam subire decrevimus capitalem, — instar enim pietatis est, in hujusmodi sceleris correctione fuisse crudelem" sprechen hinlänglich für seinen harten Sinn. — Die Ketzer hatte zuerst Leopold in Oestreich sieden lassen, weßhalb der Volkswitz ihm die Absicht beilegte, der Teufel solle sich, wenn er sie fressen müsse, nicht die Zähne ausbrechen. Heinrich VI. war sehr strenge mit ihnen verfahren, nicht minder Otto IV. und Friedrich II. durch die Constitution von 1224, da er sie in bleiernen Gewänden, welche zum Schmelzen gebracht wurden, tödten ließ. — Es sei dieses nur bemerkt wegen des oft gerühmten milden, seine Zeit überragenden Sinnes dieses Kaisers. Allerdings war die große Zahl der der Kirche untreu gewordenen Secten und ihr rücksichtsloses, zuweilen grausames Treiben gegen die Rechtgläubigen in der That so beschaffen, daß die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft dabei nicht bestehen konnte. Bei den ersten Christen fanden gegen Irrgläubige nur kirchliche, nicht bürgerliche Strafen Statt. Seitdem aber Kaiser Constantin der Große Kirche und Staat in Verbindung brachte, wurden diese Vergehungen aus einem andern Gesichtspunkte aufgefaßt. Den Anfang mit härtern Strafen machten die Arianer, indem Constantin II. die Katholiken einkerkern, Valens sie ersäufen ließ. Am Ende des vierten Jahrhunderts verfuhren die Katholiken in gleicher Weise gegen die Pucillianisten, und so blieb es in der Folge, wiewohl Männer wie Martin von Tours, der h. Ambrosius, die h. Päpste Siricius († 398) und Leo der Große († 461) und der h. Bernhard († 1153) blutige Strafen tadelten. Man sah diese Vergehungen jetzt als Majestätsverbrechen an. Harte, oft grausame Strafen gegen Andersgläubige dauerten bis in die neue Zeit und wurden von den Reformatoren bekanntlich mit derselben Strenge angewandt. Von den schrecklichen Hinrichtungen in England zu schweigen, sei hier nur Calvin erwähnt, der 1553 den rationalistischen spanischen Arzt Michael Servet qualvoll verbrennen ließ, wofür ihn der „sanfte" Melanchthon außerordentlich belobte. Sehr allgemein war damals und später bei Katholiken und Protestanten nach dem Grundsatze: cujus est regio, ejus et religio die Landesverweisung. Als Friedrich III., Churfürst von der Pfalz, 1563 Calvinist wurde, vertrieb er alle, die den heidelberger Katechismus nicht annehmen wollten. Sein Sohn, der 1576 das orthodoxe Lutherthum wieder einführte, zwang die Unterthanen, wieder lutherisch zu werden, und 1583 restituirte der Pfalzgraf Johann Casimir als Vormund Friedrich's IV. wieder den Calvinismus. — Selbst die neueste Zeit, welche jene Praxis nicht allein mit Abscheu zu betrachten pflegt, sondern Irr- und Ungläubige häufig für die gebildetsten und besten Staatsbürger hält, ist, wie die Landesverweisung des Malers Nilson aus Schweden (den 3. April 1844) beweist, doch so ganz und gar von jener Ansicht noch nicht zurückgekommen. —

von Sarazenen umgeben, lebte, so zeigte er hierin nur die schlechte Richtung seiner Zeit, über die er in dieser Hinsicht durchaus nicht stand. Sein unseliger Kampf mit der Kirche stürzte Italien und Deutschland in das größte Elend. Dieser Zwiespalt zwischen der Geistlichkeit und den Laien erstreckt sich Verderben bringend bis in die untersten Sphären. So wurden ganze Gebiete Italiens durch die Bürgerkriege der Art verwüstet, daß Schaaren wilder Thiere die Oberhand gewannen; in Deutschland aber nahmen die Gräuel des Faustrechtes noch immer kein Ende. Der Muhamedanismus, den viele Christen im Herzen mit aus dem Orient gebracht hatten, galt als die Religion der aufgeklärten Vernunft im Gegensatze zum Christenthum; rationalistische und pantheistische Ideen waren allgemein verbreitet. Wie jammervoll es damals um die Sittlichkeit stand, das dürfte aus dem Angeführten wohl zu errathen sein. Während Märkte und Schenken stets angefüllt waren, standen die Kirchen leer. Das unanständige und sittenlose Leben vieler Geistlichen, die Wucher und Handel trieben, um ihren natürlichen Kindern Vermögen zu erwerben, und Wirthshäuser, mit geistlichen Abzeichen versehen, hielten, gab sie dem Gelächter und der Verachtung Preis *). — Sehr leicht begreiflich ist und daraus vielleicht nicht minder als durch die vielen Irrlehren zu erklären das Auftreten der Minoriten und der Predigermönche, welche sich das zur Aufgabe des Lebens stellten, was die übrige Welt verschmähte. Daher strömten Viele, denen ein besserer Sinn aufging, ihnen hunderte von Meilen zu; und wenn auch manche Uebertreibung und Carricatur auf dieser

*) Die Beweise hiefür sind in der Synode von Montpellier (1195), Canterbury (1236), Trier (1238), von Vienne (1311 und 1312), u. a. — Bekannt ist wohl das unsittliche empörende Begehen eines Geistlichen, welches Alexander IV. selbst erzählt, welcher Art es mehrere und ärgere Beispiele gab. Das Leben eines Grafen Heinrich von Geldern, Bischofs von Lüttich, und anderer Bischöfe war nicht besser; und fällt auch auf Innocenz selbst kein Verdacht, seine Umgebung wird nicht bloß von Feinden, sondern auch von Freunden dieserhalb verhöhnt und gescholten. Als Eberhard von Lachenstorf, Canonicus zu Passau, selbst unbescholten, das uncanonische Leben seines Bischofs rücksichtslos tadelte, wurde er von dessen Getreuen überfallen und gliedweise verstümmelt. — Die so nothwendige Reform des Clerus und der Laien in kirchlicher und religiöser Hinsicht gelang bei allem guten Willen dem Papste Innocenz nicht, weil die Bürgerkriege und Kämpfe mit der weltlichen Macht alle Mittel und Kraft in Anspruch nahmen.

Seite sich zeigte, so waren es doch gerade diese beiden Orden, welche damals vermittelnd zwischen die aufs bitterste entzweiten Weltgeistlichen und Laien traten und auch für Kunst und Wissenschaft die Wege anbahnten *).

(Fortsetzung folgt.)

Dr. J. A. Lilienthal,
Director des Progymnasiums zu Rössel.

Ein Schatz und zwei Souveraine.

In Böhmen hauste der wilde Schwedengeneral Baner, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Hoffkirchen mit zehn Regimentern und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze Königreich. Als er sich nach Schlesien wandte, um sich zu noch empfindlicheren Einfällen in Mähren und das Erzherzogthum vorzubereiten, kam der Kaiser Ferdinand III. nach Prag, um mit Johann Georg von Sachsen, seinem neuen Alliirten vom Prager Frieden her, zu berathen **). In diese seine Hauptstadt aber, in dem lieblichen Baden, dessen Ueppigkeit uns ein berühmter Brief von Aeneas Sylvius mit so anziehenden und lebenswahren Farben schildert, verweilte des Kaisers Vetter und Schwager, der König Wladislaus III. von Polen, mäßiger lebend und mit besserer Diät, als er es gewohnt war, aber allen geselligen Annehmlichkeiten des dortigen Badelebens hingegeben und von den zahlreichen Uebeln weniger geplagt, um derentwillen die Aerzte ihn gleich nach dem Schlusse des Reichstages von 1638 ins Bad geschickt hatten ***). Daheim waltete für den König sein treuer Jugendgenosse Graf Gerhard von Dönhoff, einst

*) „Universus autem populus", sagt Bernardus Guidonis (vita Innocent. IV. ad 1251) eis (der Verfolgung des Clerus) favebat. Aliqui quia haec fieri ad bonum finem perventura spectabant, plurimi autem et paene universi quia de persecutione clericorum gaudebant." S. über diese Zeit besonders Häfler, Kaiser Friedrich II. München. 1844. —

**) Piasecki p. 600.

***) Derselbe p. 599.

sein Begleiter auf der Lustreise durch Europa, dann sein Mitkämpfer in den Türkenschlachten von Czeczora und Choczim*), damals und so bis ans Ende ein treuer Helfer, so geschickt in schwierigen Unterhandlungen, als ausdauernd, wenn es galt ihm die Last der Krone zu erleichtern. Władisław trug von den Kronen seines Vaters nur eine, ohne darum auf die andere zu verzichten, die damals auf dem Haupte Christinens prangte. Der Besitz Westpreußens war für ihn von um so größerem Werthe, als Polen mit diesem Länderantheil eine wichtige Küstenstrecke, mit Danzig zugleich den Handel auf der Ostsee beherrschte. Mußte er unter solchen Aussichten, die oft einen kühnen Flug gegen die Küsten Schwedens nahmen, auf eine Flotte bedacht sein, so war es kein anderer als Dönhoff, den er mit Beschaffung derselben betraute**), und gehörten dazu bedeutende Mittel, so war Niemand eifriger, sie beschaffen zu helfen, als Dönhoff und Fürst Georg Ossolinski.

An dem Hofe war die gewöhnliche und lauteste aller Klagen die über Geldmangel. Die Einkünfte der Krone wurden übel verwaltet und übel verwendet. Die königlichen Tafelgüter in Polen und Preußen wurden an die Starosten verpachtet „verarrendirt", wie man sagte, aber von diesen Herren „Oekonomen" mehr zu ihrem als zu der Krone Vortheil ausgebeutet, wenn auch die preußischen Oekonomien, besonders die Marienburger, welche Graf Dönhoff bekommen hatte, meist rühmliche Ausnahmen machten. Der König kannte keine Sparsamkeit, hatte sie schon als Prinz nicht gekannt. Während seine Einkünfte von den ihm geschenkten Starosteien 100,000 Dukaten betragen konnten, wenn sie redlich verwaltet wurden, und bei einer Apanage von 40,000 Gulden, hatte er schon als Prinz stets leere Taschen, seine Verwalter aber rafften Schätze zusammen. Seine Sorglosigkeit, seine Schwäche gegenüber denen, welche dieselbe aufs Aergste mißbrauchten, änderten sich auch später nicht; dazu besaß er, wie selbst sein Lobredner Kobierzycki sagt***), eine unübertreffliche Neigung, Geld mit vollen Händen auszuwerfen, ohne Rücksicht darauf, ob er

*) Kobierzycki. Sobieski.
**) Hirtemberg Fl. P. ed. 1679. p. 430.
***) p. 913.

welches hatte, und wie es angewandt war. So kam es, daß auf dem Reichstage von 1642 die Stände sich gegen die überschwängliche Liberalität ihres Königs verwahren mußten, indem sie die Verpflichtung ablehnten, seine Schulden zu bezahlen*), und daß man andererseits oft nicht die Kosten der Hofhaltung aufbringen konnte**), geschweige denn die Gelder zu einem Flottenbau.

An einem solchen Hofe sind Leute jederzeit angenehm, die von Millionen reden. Die Brüder Arend und Isaak Spiering waren nur dadurch in Ansehn gekommen, daß sie täglich von der Seeherrschaft sprachen, die Polen gebühre, daraus dann für die Krone ein Recht folgerten, Seezölle zu erheben, während doch in den bestehenden Verträgen sich die Krone gerade dieses Rechts begeben hatte, und schlaue Mittel an die Hand gaben, sich auch in Person gebrauchen ließen, diese Zölle in Gang zu bringen. Es war besonders auf die Danziger abgesehen und ihre sogenannten „Zulagen", ein Eingangszoll, den die Stadt ihren eigenen Kaufleuten auferlegte, gemäß dem Privilegium, das König Kasimir gegeben. Den Kurfürsten von Brandenburg suchte man zu gewinnen, indem man ihm einen ähnlichen Zoll in Pillau mit Hilfe Arend Spiering's verschaffen wollte. Andere betheiligte Staaten hoffte man anders zu entschädigen: den Schweden wollte man einen vortheilhaften Frieden mit dem Kaiser versprechen, dem Könige von Dänemark, der auf die Spieringe wie auf gemeine Flibustier fahnden ließ, bei dem Reich die Verlängerung des Elbzolls auswirken, den er gegen das kaiserliche Privilegium der Stadt Hamburg seit 4 Jahren in Glückstadt mit Bewilligung des Kaisers erheben durfte***). Diese Angelegenheiten betrieben der Kronkämmerer Adam Kasanowski, des Königs Günstling, und Fürst Ossolinski bei den Ständen, die Unterhandlungen mit den Danzigern Graf Dönhoff. Letztere vertheidigten ihre Privilegien mit der gewohnten Ruhe und Umsicht, namentlich hofften sie Anwendung von Gewaltmitteln durch pecuniäre Opfer abzukaufen. In einer auf den 15. October 1638 zu Dirschau beraumten Zusammenkunft sollten beiderseits abgeordnete Zollkommissarien,

*) Kobierzycki p. 449.

**) Lengnich VI. p. 119.

***) Lengnich Bd. VI. S. 120. Khevenhiller Bd. XII. p. 2173.

unter denen auch der Oekonomus von Marienburg war, die Sache definitiv ordnen. Ihre Rechte aber gedachten die Danziger mit Hilfe der Seemächte gegen weitere Anfechtungen zu behaupten.

Und darin sahen sie durchaus richtig. Niemand gönnte der Krone Polen den wichtigen Danziger Zoll, der ausreichende Mittel abwerfen konnte, eine Flotte zu unterhalten. Dänemark und Schweden mußten Alles thun, um diese Sache zu hintertreiben, um so mehr, da man die Intention des Kaisers kannte, an der Ostsee festen Fuß zu fassen, und da die Verschwägerung Wladislaws mit diesem seinem leiblichen Vetter als ein geeigneter Hebel dazu erscheinen konnte. Die häufigen geheimen Audienzen des Capuziners Magni, der um die verborgenen Absichten des kaiserlichen und des spanischen Hofes wußte, mißfielen in Stockholm, aber auch in Warschau selbst *). Mit noch mehr Mißtrauen wurden die Zusammenkünfte der regierenden Häupter aufgenommen.

So konnte es auch nicht an Verdächtigern der Zusammenkunft fehlen, welche im October 1638 zwischen Ferdinand und Wladislaw in Warschau stattfand **). Als jener von Prag kam und dieser sich zur Rückkehr aus dem Bade anschickte, gaben sich nämlich die Vettern ein Rendezvous in Nikolsburg. Die Königin von Polen, Cäcilia Renata und die Prinzessin Anna von Wasa, Wladislaws junge Schwester, zusammt ihrem Hofstaat, imgleichen viele Würdenträger des Reichs mit ihren Familien hatten den König auf seiner Badereise begleitet. Das Wiedersehen zwischen so nahen Verwandten mußte einen heiteren Charakter annehmen, und der Kaiser that den Tag, den es dauerte, das Seine, solche Gäste auf das Angenehmste und Prächtigste zu bewirthen. Der Bischof Piasecki, der uns dies erzählt ***), übergeht eine Beschreibung der Festlichkeiten und hebt nur hervor, daß Wladislaws Munificenz gegen die Diener des Kaisers groß genug war, um die vom Kaiser aufgewendeten Kosten um das Dreifache zu übertreffen. Solcher Aufwand schien den Mitteln schlecht zu entsprechen, über welche beide Potentaten geboten. Denn auch der Kaiser, seinem Schwager nicht unbedeutend verschuldet, mußte

*) Lengnich S. 121.

**) Hirtemberg p. 410.

***) Piasecki l. c.

Kleinodien über Kleinodien versetzen und Herrschaften über Herrschaften an seinen Adel verpfänden oder verkaufen, um den Krieg führen zu können, der Unsummen verschlang, der schon ins zwanzigste Jahr dauerte und nicht enden wollte. Es war, als hätten sie einen Schatz gehoben und alle Sorgen einmal gründlich vergessen.

Allein eine geheime Unterredung fand doch statt, Grund genug für den polnischen Hof zu den übelsten Nachrichten in die Fremde, diesen Hof, der wie Graf Dönhoff einmal *) an den König schreibt, „mehr zu fürchten ist, als die Stadt Danzig mit ihrer zähen und klugen Politik. Wenn Ew. Maj. wüßten, was ich weiß, so würden sie sich über diese Furcht und diesen Argwohn nicht wundern. Ich sage es aber mit einem Worte, wenn der Hof von Etwas zu wissen bekommt, so ist die Suppe allemal versalzen.“ Die Nikolsburger Unterredung wurde nun freilich geheim genug gehalten, und wir wären außer Stande zu berichten, was dort verhandelt wurde, ohne ein Handbillet das der König von Ollmütz aus an seinen Oekonomus nach Marienburg voraussandte.

Wir theilen es mit **).

An den Herrn Oekonomus von Marienburg.
Gott erhalte ihn.

Herr Oekonomus! Ich besprach mich mit dem Kaiser in Nikolsburg. Doch mein Unstern wollte, daß unser Besuch sich so verspätete, daß ich mit S. Maj. nicht länger zusammen sein konnte als einen Tag und den selbst nicht ganz, da mein Steinleiden mich am Ruhetage überfiel. So mußte man am nächsten Tage vor der Abreise in Eile alle Angelegenheiten erörtern, nicht erschöpfend, da es wichtige Dinge waren, sondern nur obenhin berührend. Unter andern kam auch die

*) In einer noch nicht veröffentlichten Relation.

**) Der Brief wie alle übrigen hier zum erstenmal benutzten Dokumente und Nachrichten verdanke ich geneigten Mittheilungen aus den Familienarchiven der Grafen von Dönhoff. Das Original, das wir diplomatisch getreu im Anhange unter Nr. I. geben, ist italienisch geschrieben und kann zugleich als Sprachprobe dienen. Der König und Dönhoff bedienten sich in ihrer geheimen Correspondenz öfter dieser Sprache, die ihnen während ihres italienischen Aufenthalts geläufig geworden war.

mit unserem Alten vor, so vorsichtig, wie Ew. Herrlichkeit weiß und sich denken kann. Ueberhaupt gab er mir als Kaiser die Hand darauf, erstens Niemandem etwas zu entdecken, zweitens daß es Hälfte um Hälfte gehen muß, drittens die Einzelnheiten, viertens die Sicherheit der Person. Fehlt also jetzt Nichts, als daß Ew. H. gefalle, sogleich nach Schluß der Commission zu mir zu kommen, der ich zu der Reise nach Wien mit dem Alten bereit bin, weil ich dem Kaiser gesagt habe, daß Ew. H. in Person kommen werden, um das zu heben. Dies wird Ew. H. für jetzt zur Erinnerung dienen, deutlicher wird man mündlich sprechen. Ich erwarte Seiten Ew. H. Neues von der Commission, in größtem Zweifel über das Gelingen. Den König von Dänemark betreffend, so will der Kaiser Mittler zwischen uns sein; ich sehe, daß er nicht gesonnen ist, am wenigsten jetzt, den Elbzoll ihm weiter zuzugestehen. Damit schenke Gott Euch die Gesundheit.

Ollmütz am 28. Oktober 1638.

Vladislaus Rex.

Die Marienburger Infanterie anlangend, so hat Major Ośnik Ordre, Ew. H. Befehl nachzukommen.

Man ersieht, daß die Unterredung allerdings Dinge betraf, die in der damaligen Situation wichtig waren, auch daß die Reise wie die Zusammenkunft in mehr als einer Beziehung ihren Zweck verfehlten. Wie oft schon, hatte Wladislaw vergebens Hilfe in Bädern gesucht *), und über den Hauptpunkt hatten sich die beiden podagrischen Majestäten (Ferdinand litt an der Fußgicht eben so sehr als sein Schwager) nicht einigen können. Zwar wollte der Kaiser Mittler zwischen Polen und Dänemark sein (die Streitigkeiten bezogen sich auf die Blokade von Weichselmünde, auf die Herausgabe einiger den Spieringen genommenen Schiffe und andere Plackereien im Handel), aber den widerrechtlichen Elbzoll über den abgelaufenen Termin, (23. Juli 1637) zu verlängern, verstand sich der Kaiser so wenig, als zuvor der Regensburger Convent, den Christian IV. deshalb beschickt hatte, um inzwischen wenigstens den Zoll weiter erheben zu dürfen. Später sandte er eine Flotille unter Holsteinischer Flagge, die sein Recht auf einen deutschen Fluß beweisen helfen sollte, bekanntlich ohne Erfolg **).

*) Kobierz. p. 917. 933.

**) Khevenhiller Bd. XII. S. 2171 ff. S. 2360.

Auch die Zweifel, die der König in das Gelingen der Dirschauer Tractaten setzte, waren, wie sich später zeigte, gerechtfertigt. Seine Bevollmächtigten sollten die Danziger „Zulagen" ganz und für immer fordern, allenfalls sich mit einer Abtretung auf zehn Jahre begnügen. Die Danziger erboten sich aber nur zu einer Abfindungssumme von 300,000 Gulden für alle Ansprüche der Krone. Damit wurden die Verhandlungen abgebrochen. Als nach des Königs Heimkehr im November dasselbe Anerbieten wiederholt wurde, antwortete für ihn Ossolinski, daß er sich nicht abfinden lassen wolle und wenn man ihm so viel Geld geben könnte, als die ganze Ostsee in sich faßte *). Trotz aller Mühe, die sich Dönhoff, Ossolinski und Guldenstern damit in der Folge noch gaben, wurde diese Angelegenheit weder jetzt noch jemals durchgesetzt.

Die „Angelegenheit mit unserm Alten", in deren Betreff die Monarchen mit einander stipulirten und die Dönhoffs persönliche Anwesenheit erforderte, würde uns räthselhaft bleiben, bewahrte das gräfliche Archiv nicht noch zwei Verschreibungen aus derselben Zeit, die wir hieher beziehen dürfen. Den Wortlaut derselben theilen wir unter Beilage II. und III. mit. Die eine ist vom König eigenhändig unterschrieben und besiegelt, gegeben zu Radom am 17. November, also bald nach seiner Rückkunft, woraus sich ergiebt, daß Wladislaw nicht „mit dem Alten nach Wien" ging; die andere, vom 14. December datirt, liegt uns nur in Abschrift vor und ist wohl das Resultat einer Verhandlung, die Dönhoff mit dem Kaiser zu Wien pflog. Wenigstens ist der passe-port dat. Wien 11. December 1638 noch vorhanden, der dem Grafen „nach verrichter seiner Legation" ausgestellt wurde, um „von hinnen auf Prag und folgends nachcher Polen verreisen" zu können, und worin befohlen wird, ihn sammt seinem Comitat ungehindert „passiren und repassiren" zu lassen und ihm jede „Assistenz und Vorschub" zu leisten. Dönhoff hatte also diese ganze Sache allein in seinen Händen, ging statt des Königs „mit dem Alten nach Wien" und von da nach Prag, um „das zu heben".

Was aber ist der Gegenstand, um deswillen zwei mächtige Potentaten zusammen kommen, die Prämilinarien machen, eine eigene Legation beordern, und bündigen Vertrag und Verschrei-

*) Lengnich Bd. VI. S. 149.

bung aufnehmen lassen? Ein Schatz, wie der Leser aus den Pieçen im Anhang ersehen hat; nicht einer jener zählbaren, klingenden Schätze, mit denen es seine natürliche Bewandniß hat, sondern die sagenhafte Arbeit eines Adepten: vierhundert Ziegel (Barren) Goldes oder mehr und dazu noch etwas Goldtinctur. Um den Ort, wo er vergraben, weiß nur „unser Alter", der wohledle Thomas von Rappolt, aus dem Augsburger Patricierhause dieses Namens vermuthlich, das auch in Böhmen ansäßig gewesen sein soll. Wie aber fand sich dieser Alte zu dem Oekonomus von Marienburg und was bewog ihn, den Schatz zu „denunciren", statt ihn allein zu heben, in welchem Falle er ihn auch allein haben konnte? Denn den Löwenantheil abgerechnet, den Dönhoff's „Gutwilligkeit" zwei geldbedürftigen Majestäten zuwenden wollte, von denen die eine Schätze fortzuwerfen gewohnt war, blieb dem Entdecker immer nur, was abermals des Grafen Gutwilligkeit ihm von dem letzten Drittel zukommen lassen wollte. Woher diese seltene Uneigennützigkeit zum Vortheil hoher Herren?

Diese und alle weitere Fragen zu beantworten, reicht unsere Kunde nicht hin, ja unbeantwortet muß selbst die Hauptfrage bleiben: fand man den Schatz? Bei dem tiefen Stillschweigen, das unsere Quellen ihr entgegensetzen, dürften wir gut thun, uns zu erinnern, daß in der Zeit des dreißigjährigen Krieges die ganze romantische Zauberwelt rege wurde, welche den Aberglauben ins Leben ruft. Aus der Allgemeinheit desselben, aus der übergroßen Glaubwilligkeit, die in dem Zeitalter der großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen herrschte, können wir entschuldigen, daß ein ernsthafter und erleuchteter Mann auf die Worte eines alten Thoren baute, in dessen Kopfe es vielleicht nicht richtiger ausgesehen hat, als ein Jahrhundert später bei Wassil Raitz, dem Geisterseher und Schatzgräber von Marienburg, dessen Geschichte *) vor Kurzem bekannt geworden ist. Es ist wohl kaum ein Zweifel übrig, daß der Graf und mit ihm zwei gekrönte Häupter stark düpirt wurden, ob aus Eitelkeit und Sucht des Denuncianten von sich reden zu machen und mit hohen Potentaten zu verkehren, oder einer anderen Ursache, läßt sich nicht sagen. Wir dürfen aber

*) Wir geben sie als Beilage Nr. IV., da sie für uns nicht ohne Interesse ist.

wenigstens annehmen, daß den Schatzgräbern nichts Schlimmeres passirt ist. Im folgenden Jahrhundert hatte die Schatzgräberei ihre Gefahren; denn bald ermordeten die Theilhaber den Denuncianten, sobald sie sich düpirt sahen, bald wurden sie von unsichtbarer Hand auf eine Weise zerbläut, daß die sichtbarsten Spuren zurückblieben *).

F. A. Meckelburg.

Anhang.

I. Al Signore Economo di Marieburgo che i dio lo guardij.

Signor Economo. Jo mi abbocaij con il Imperatore in Nikelsspurg ma mia disgratia fu, che tanto tardi fu la nostra uisita, che non poteuo star piu con S. M. se non vno giorno et questo non intiero: perche la pietra mi assali il giorno di riposo, cusi bisonio in fretta il giorno seguente auanti la partencza, spiegar tutti li discorsi, non con suffitientia, essendo materie grandi, ma solamente tocate. Fra le altre fu del nostro uechio con quele cautele che V. S. sa et se po immaginare. insoma da imperatore mi tocco la mano prima di non reuelar a nisiuno, l'altra che mita per mita deue andare, la tercza li particulari, la quarta la securta della persona; non manca altro addesso senon che V. S. uollia subito doppo la commissione uenir a me gia, parato per il viagio di uienna con il ueghio, perche dissi al imperatore che V. S. uenira in persona di leuar queste chose. Questo per adesso seruira a V. S. per ricordo, piu distatamente [distintamente] a boca si dira. Aspetto di V. S. noue della commissione, dubiosissimo dalla riuscita. Del Re di Denemarca, il imperatore uol esser medzano fra di noij, ueddo che quel dacio sopra la Elbe, non e iuditiato il Imperatore. tanto piu addesso, di concedergeli piu auanti. Et con questo i Dio ui dia la sanita. Di Olmucz 28. Octo. A. D. 1638.

Vladislaus Rex.

per conto della infanteria per Margiburgo, il Osnighi Maior ha comandament, di seguir il comando di V. S.

*) Zwei interessante Fälle s. in Duclos Mem. II. p. 378—380 vom Jahr 1727, in Wien vorgegangen, und in den Souvenirs der Crequy IV. p. 75 ff.

II. Sr. Königl. Maj. Verschreibung.

Vladislaus IV. v. G. Gn. König in Pohlen, Großfürst in Litawen, Reußen, Preußen, Masawen, Samayten, Liefland, Smolensk und Czernichow. Dann auch der Schweden, Gothen und Wenden Erbkönig ꝛc.

Nachdem der Hoch und Wollgebohrne Graff Gerhardt Dönhoff, Marienbergischer Economus, Starost auf Bernten, Felin, Unser l. u. besonderer, auß zu Uns tragender trewer Unterthäniger Affection, gutwilligen Hertzen und freyem Gemüthe, den WollEdlen Thomaß von Rappolt dahin bewogen und beredet, daß er Uns einen großen reichen Schatz zu offenbaren versprochen, wofür Wir ihm denn sowoll wegen seiner vorigen Vielfältigen trewen geleisteten ansehnliche gutte Dienste alle Königliche Gnade, Recompens und beforderung nicht allein bey Unsern Königl. Wortten geloben und zusagen, sondern ihm solches wirklich und in der that wollen, bey denen ersten Vacantien ohne fernere jemandts erinnerung, genießen lassen, auch soll er alßbald von oben gedachtem Schatz, wenn der wirdt erhoben und Uns eingelieffert worden sein, daß dritte theill zu sich nehmen, und denen Interessenten ihren theill davon geben, wie sie sich dieses falls mit ihme werden verglichen haben, auch so lang wir und ehr lebet niemandts anders alß ihm Unsere Economie Marienburgk für allen andern zu arrendiren versprechen. Sollte er auch mit Tode ehe der Schatz erhoben würde abgehen, so soll das dritte theill seinen Kindern und Erben, wahrhaftigk und aufrichtigk zugestellet werden. Solches nun zue mehrer bekrefftigung Unseres wahren Königlichenworttes, haben Wir diese Schrift mit eigener handt unterschrieben und Unser Königliches Siegel daran drucken lassen. Gegeben zu Radom am 17 Monatstage Novemb. Ao. 1638. Unser Reiche des Polnischen im 6. und des Schwedischen im 7 Jahre.

Vladislaus Rex. (Das kleine Siegel.)

III. Copia Sr. Königlichen Majestät Versicherung der Kaiserlichen Majestät.

Demnach wir durch Thomasen von Rappoldt in glaubwirdige erfahrung khomen daß in Ihr Maj. des allerdurchlauchtigsten fürsten und Herrn, Herrn Ferdinandi dises Nahmens des dritten, Erwählten Kaisers Königs, Unseres geliebten Herrn Vettern Schwagernn und Bruders Erbkönigreich und landen ein nahmhafter Schatz vermauert

sein solle, Als haben Ihrer Kaiserlichen Maj. und L. wir solchs in der jungstlich zu Nikhelspurg gepflogenen Conferenz auß verthreulicher affection und wolmainung eroffnet und mit derselben Uns hierauf wissendtlich und dergestalt beredet und verglichen, daß mit Ihrer Maj. und L. gueten Vorwissen und Willen berirter Schatz durch Unseren Gesandten, den hoch und wolgebohrnen Grafen Gerhardten von Dhönhoff, Starosten zu Bern und Fehlin, Marienburgischen Oeconomum, auß dem Ohrt so der Denunciant anzeigen und weisen wirdt, wirklich Erhebet, Ihme hierzue Vollemacht, hilf und assistens gegeben, sobaldt auch selbiger erhoben, Und sich wie man vermuetet, vierhundert und mehr Ziegel Goldt finden würden, daß in Solchen Fall J. K. Maj. und L. einhundert und funfzig, oder do mehr stuck Ziegel verhanden, der halbe theil nach proportion, ingleichen Uns einhundert und funfzig, oder do mehr stuck Ziegel verhanden ebenmessig der halbe theil nach proportion, dem Gesandten und andern Interessenten aber, einhundert, ohne schaden, gfer, onffrieden Und außflicht wie solchs immer Namen haben khann oder mag, sicher und Unaufgehaltener zugestellet werden, Uns zwar und denen Interessenten unsern theil in Polen zuverfiehren, freystehen und Erlaubet sein, J K. Maj. und L. aber, ader denn sie tarzue Verordnen werden Ihr thail zu Prag (Ungeacht dieselbe Uns zu des Denunzianten Versicherung den Völligen Schatz in besagtes Unser Königreich Polen zu fiehren versprochen und erlaubet) gelassen, und wirklich angehendigt werden solte, Imfall sich aber nicht, wie angedeitet, vierhundert Ziegel finden würden, so solte der ganze Schatz, soviel sich an Goldt befinden wirdet, in drey theil abgethailet, und der eine J. K. Maj. und L., der ander Uns und der dritte dem gesandten und Interessenten zugestellet werden und Eigenthumblich verbleiben. Geloben also versprechen und zusagen hiemit bei unsern Königlichen theuern und wahren Wortten, daß wir J. K. Maj. und L. ihr portion von oftgedachten Schatz, ohne allen Schaden gfar und außrede sicher und ungeweigert zu Prag lieferen, und anhendigen lassen, Ihr auch solchen unter khein praetext und vorwandt, wie es immer sein und geschehen khunnte, wir haben gleich alt oder neue schulden an Sie zu fordern, kheineswegs auf: und vorenthaldten wollen. Und dieweilen auch verlautet, daß bey obangedeitten Schatz ein goldttinctur vergraben liegen solle also wirdet und solle dieselbe, soviel sich finden wirdet, in zwey thail gethailt, Ihrer K. Maj. und L. der eine halbe theil, und Uns der ander halbe thail wie oben vermeldet ohne gfar

und schaden zugestellet werden und eigenthumblich zu verbleiben haben. Alles threulich und ohngeferde. Zu dessen Urkundt und Mehrerer Verbindung wir gegenwärtiges Versicherungs Instrumentum mit eigen handen unterschrieben, und mit unserm Königlichen kleinen pettschaft bekreftiget.

Actum den 14. Decembris 1638. Jahrs.

Vladislaus Rex. **L. S.**

IV. Der Geisterseher von Marienburg.

Ueber den Vorgang mit dem Geisterseher Wassil Raitz gibt uns ein Aktenstück der ehemaligen geh. Kriegskanzelei in Dresden Aufschluß. Bei seiner Vernehmung im Jahre 1714 gab er an, sein Vater sei ein ungarischer Edelmann, im Dorfe Bern bei Carol wohnhaft: seine Eltern habe er vor 5½ Jahren einst um Mitternacht verlassen, indem ihm beim Beten die Mutter Gottes, heller wie die Sonne, erschienen und ihm geheißen fortzuwandern. Ohne festes Ziel herumschweifend, von Mitteln entblößt, fiel er in Polen sächsischen Dragonern in die Hände, die ihn als brauchbaren Rekruten ohne ihn viel zu fragen gewaltsam anwarben. Er kam nach Elbing in Garnison und hörte hier, es sei in der alten deutschen Ritterburg zu Marienburg ein Schatz vergraben, den eine Jungfrau bewahre, welche erlöset werden müsse: das Wie? aber konnte Raitz nicht in bestimmte Erfahrung bringen. Es zu ergründen, ließ er sich heimlich in der katholischen Kirche einschließen und brachte hier 5 Tage und 6 Nächte unter dem Dache betend zu. Am fünften Tage Mittags 12 Uhr erschien ihm eine Jungfrau, welche ihm eröffnete, er solle graben lassen dicht bei dem Marienbilde im Thurme zu Marienburg, da werde eine Thür gefunden werden mit dem Schlüssel zu dem Gewölbe eine Meile Wegs lang bis Leske, darauf er selbige Jungfrau erlösen und den Schatz finden werde. Er bedankte sich bei der Erscheinung, sie wendete sich nach der Thüre und verschwand. Nach der Zeit hat Raitz, wie er erzählt, „ungefähr ein halbes Jahr lang keine Ruhe bei Tag und Nacht haben können, ist bei Händen und Füßen gezogen, ja mehrmals aus dem Bette geworfen; er hat zwar nichts Eigentliches sehen können, doch ist es ihm vorgekommen, als wäre es die gedachte Jungfer. Er hat sich dann in einen Keller 14 Tage und Nächte einschließen lassen mit seinen Gebeten, hat während dem nur zweimal etwas gegessen. Zweimal ist ihm in der Nacht das brennende Licht von der Jungfer

ausgelöscht worden, einmal erschien ihm ein deutscher Reiter auf einem weißen Pferde, schwarzbraun gekleidet, als er sich aber mit einem Kreutze gesegnet, ist er verschwunden."

Raitz machte aus seinen Visionen kein Geheimniß, das Gerücht von dem Schatze in Marienburg drang bis zu den Behörden, und da man der Schätze damals mehr als je bedurft hätte, ward Raitz nach Marienburg gesendet und bedeutet, den Schatz nur getrost zu heben. Der Thurm stand da, das Marienbild war vorhanden, man grub nach, man schlug in die Mauern ein, es fand sich aber nichts. Raitz ließ sich nun wieder in ein Gewölbe einschließen, um zu beten und zu fasten. Sieben Tage und sieben Nächte blieb er darin, ohne zu essen oder zu trinken: in den letzten vier Nächten erschien „ihm die Jungfrau und wies ihn an, er solle im Thurm zur Seiten des Marienbildes graben lassen, wo er den Eingang zum Schatz finden werde: das Gewölbe, worin er liege, sei vor 5000 Jahren schon erbaut gewesen, ein heidnischer König, der 700 Jahre gelebt, habe ihn vergraben, die Jungfrau sei des Königs Tochter gewesen." Obwohl die Erfolglosigkeit des ersten Versuchs und der ganze Inhalt der Vision Raitzens wohl von weiteren Unternehmungen hätte abhalten können, ordnete doch ein Spezialrescript vom 24. Januar 1714 an den Oberkriegskommissar Blivernitz an, man solle nach den Angaben Raitzens weiter nachgraben. Immittelst mußte die Ausführung dieses Befehls ausgesetzt bleiben, weil Raitz, die Hauptperson dabei, gefährlich erkrankte. Der Chirurg Witthold, der ihn zu behandeln hatte, schreibt deshalb „es sei eine kostbare Kur, zu welcher viel theure Medikamente, als Herzstärkungen und Decocte nöthig seien," er verlangte deshalb 30 Thaler. Die Herzstärkungen und Decocte stellten den wahrscheinlich durch sein Fasten ganz entkräfteten Raitz auch einigermaßen wieder her, und man begann nun in dem von ihm bezeichneten Thurme nachzuforschen. Man grub 14 Ellen tief bis unter das Fundament des Thurms, wo man aus Besorgniß, derselbe möchte einstürzen, aufhören mußte. Raitz ging nun am Gründonnerstag 1714 freiwillig wieder in ein einsames Gemach und fastete darin zehn Tage: in der siebenten Nacht früh 4 Uhr erschien „ihm eine Frau in blauem Habit und sagte, er solle im Gewölbe neben dem Münzgewölbe graben, da liege der Schatz." Raitz, als er ganz erschöpft aus seiner freiwilligen Haft heraus kam, erklärte, wenn auch da nichts gefunden werde, so wolle er nicht mehr graben lassen. Er sollte dazu auch keine Zeit

mehr haben, er fiel in Raserei und starb am 28. April zu Marienburg, nachdem er in lichten Augenblicken noch seine Sünden bereut und geäußert hatte, „die Jungfrau, welche ihm die Zeit hero erschienen, habe ihn betrogen.“ Das hatte Bliverniß ohne dies gewußt!

Aus „Vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden von Dr. Karl von Weber.“ Leipzig 1857. (B. I. S. 404—7.)

Die Vereine in Königsberg.

(Fortsetzung.)

---

20. Der Central-Verein für die Klein-Kinder-Schulen in Königsberg.

Der bei der Universität zu Königsberg angestellte Professor, Geheime Medicinal-Rath Dr. K. F. Burdach, ein Mann, welcher Alles zu fördern trachtete, was Menschenwohl und Menschenbildung bezweckte, hatte auch den mit dem Jahre 1836 in Königsberg begründeten Klein-Kinder-Schulen seine volle Aufmerksamkeit geschenkt und sie in ihren Bestrebungen und in ihren Wirkungen sorgsam beobachtet. Das Ergebniß seiner Untersuchungen, das er auch in einer besondern Schrift („Ueber Klein-Kinder-Schulen überhaupt und die in Königsberg insbesondre.“ Königsberg. Gebr. Bornträger. 1841. 8.) bekannt machte, war ein zufriedenstellendes, und er hielt derartige Warte Schulen für ein so vortheilhaftes Erziehungsmittel, daß er den Fortbestand derselben in Königsberg nach allen Kräften zu sichern suchte. Zu diesem Behufe erließ er unterm 9. Januar 1842 ein Umlaufsschreiben an sämmtliche Vorsteher der in Königsberg bestehenden Klein-Kinder-Schulen mit der Anfrage, ob sie seiner Ansicht beiträten, und stellte eine allgemeine Berathung in Aussicht. Die Erklärungen gingen sämmtlich beistimmend ein, und am 13. Januar 1842 wurde einstimmig beschlossen, daß nicht allein die Vorsteher der Klein-Kinder-Schulen, wenn sie auch bei ihren einzelnen Schulen selbstständig zu verfügen hätten, dennoch im Zusammenhange bleiben sollten, sondern auch, daß ein Central-Verein zu bilden sei, welcher nach dem Muster des bereits in Berlin bestehenden, für die Errichtung und Erwerbung von Bewahr-Anstalten

zu sorgen habe. Nach mehrfachen Verhandlungen wurden die entworfenen Statuten vom 14. September 1843 von dem Königl. Ober-Präsidio unterm 3. März 1844 bestätigt und dem Verein durch Kabinets-Ordre vom 22. Januar Corporations-Rechte, so weit sie zur Erwerbung von Grundstücken und Kapitalien erforderlich sind, bewilligt. Nach diesem Statut hat der Verein (§. 1.) den Zweck, die Erhaltung der in Königsberg bestehenden Klein-Kinder-Schulen zu sichern und für die Beschaffung neuer nach dem Bedürfnisse zu sorgen. Er überläßt (§. 2.) die Sorge für die Erhaltung der bereits bestehenden Warteschulen diesen selbst, tritt ihnen daher durch Sammlung von Beiträgen auch nicht hindernd in den Weg, sondern beschränkt sich darauf, Geschenke und andere Zuwendungen für seinen Zweck anzunehmen. Was ihm in dieser Weise zufließt, wird zinsbar belegt und so lange angesammelt, bis die Zinsen des vorhandenen Capitals hinreichend sind, die Kosten für die vorhandenen Klein-Kinder-Schulen ohne die sonstigen Beiträge auf 2 Jahre zu decken. Vorzugsweise ist der Erwerb von Grundstücken zur Aufnahme der Klein-Kinder-Schulen ins Auge zu fassen, doch können auch Zuschüsse zur Miethe, zur Feuerung und zur Dotation der Lehrerinnen gewährt werden. Ueber die hier vorkommenden Fragen entscheidet ein Verwaltungsrath, welcher zusammengesetzt ist 1) aus einem Abgeordneten des Magistrats, der den Vorsitz führt, 2) einem Abgeordneten der Stadtverordneten-Versammlung, 3) den ersten oder alleinigen Vorstehern sämmtlicher vorhandenen Klein-Kinder-Schulen, 4) aus 2 bis 3 von dem Verwaltungsrathe gewählten Bewohnern Königsbergs. Der Verwaltungsrath legt dem Magistrate jährlich seine Rechnung zur Einsicht vor und stattet ebenso jährlich öffentlich Bericht ab über den Zustand des Vereins. Die geldwerthen Papiere desselben werden in dem Depositorio des Magistrats aufbewahrt.

In der Versammlung vom 27. März 1844 wurde die höhere Bestätigung des Statuts zur Kenntniß gebracht und der Verein constituirte sich. Es wurden demgemäß nur die bereits verheißenen Schenkungen erbeten, und sie gingen so reichlich ein, daß der Verein ein fröhliches Gedeihen verhoffen durfte. Den Anfang machte auch hier der Geh.-Rath Burdach. Er überließ nicht allein den bisher eingegangenen Erlös aus seiner oben erwähnten

Schrift über Klein-Kinder-Schulen im Betrage von 48 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf., sondern auch alle noch übrigen Exemplare des Werks, damit sie zum Besten des Vereins verkauft werden möchten. Von anderen Wohlthätern gingen ein resp. 50 Thlr., 100 Thlr. und 18 Thlr. Außerdem waren von Herrn Burdach und dreien seiner akademischen Freunde im Winter 1843 vier Vorlesungen gehalten worden, welche 421 Thlr. eingetragen hatten. Ein Orgel-Concert, das Herr Musik-Direktor Kloß im Jahre 1844 zum Besten des Vereins gab, brachte auch einen Ueberschuß. So konnte denn der Verein, als er unterm 23. März 1845 seinen ersten Bericht öffentlich abstattete, seine Einnahme auf 664 Thlr. 17 Sgr. 3 Pf., die Ausgabe auf 654 Thlr. 20 Sgr. 3 Pf. und den Bestand auf 9 Thlr. 27 Sgr., das deponirte Kapital aber auf 550 Thlr. Staatsschuldscheine angeben. Die folgenden Jahre brachten indeß keine besonders nennenswerthen Schenkungen mehr, und das Kapital-Vermögen vergrößerte sich eigentlich nur durch die zugeschlagenen Zinsen, so daß es jetzt (1857) 900 Thlr. in Staats-Schuldscheinen beträgt. Der Grund dieser geringen Erfolge ist in den ungünstigen Zeitverhältnissen zu suchen. Der Central-Verein sah die Vorlesungen immer als das wirksamste Mittel an, seinen Fonds zu vergrößern und wünschte sie daher auch wieder zu Wege zu bringen. Die ministerielle Bestimmung des Jahres 1844 aber, nach welcher die öffentlich zu haltenden Vorlesungen erst der polizeilichen Censur unterliegen sollten, hatte in Königsberg einen so unangenehmen Eindruck gemacht, daß man nicht gut von Jemandem, der zum Besten eines Vereins eine Vorlesung halten sollte, verlangen konnte, er möge sich einer so drückenden Beschränkung fügen. Die Schritte, welche der Central-Verein zur Erlangung einer Ausnahme-Bestimmung bei dem Ministerium that, blieben ohne Erfolg. So wurden denn auch die Vorlesungen zum Besten des Central-Vereins gar nicht weiter versucht, und wenn auch die erwähnte Beschränkung im Jahre 1848 fiel, so waren die Zeitströmungen, die nun folgten, überhaupt keinesweges günstig; zu dem erkrankte der eifrigste Beförderer des Vereins, der Geh.-Rath Burdach, und erlag auch seiner Krankheit. Wenn sonach bisher auch geringe Aussichten vorhanden waren, daß der wohlgemeinte Wille des Stifters durch

den von ihm begründeten Verein in Erfüllung gehe, so ist ihm doch, wenn auch von einer andern Seite her, ein Genüge geschehen. Es ist dies erfolgt durch die im Jahre 1850 ins Leben gerufene Tamnau'sche Stiftung, welche eben die Erhaltung der Königsbergschen Klein-Kinder-Schulen sich zur Aufgabe gestellt hat. Ihrer ist bei der Schilderung des Dinter-Vereins (s. diesen Nr. 15. gegen den Schluß) ausführlicher erwähnt, und es wird daher hier auf die frühere Mittheilung Bezug genommen.

21. Der Unterstützungs-Verein.

Am 25. December 1842 traten mehrere jüdische Bewohner Königsbergs zu einem Vereine zusammen, dessen Zweck es sein sollte, Glaubensgenossen, welche dem Vereine als Mitglieder sich angeschlossen, in Fällen der Noth mit Darlehnen, gegen Unterpfand und auch ohne dasselbe zinsfrei zu unterstützen. Das Unternehmen der Verbindung, welche sich den Namen des israelitischen Unterstützungs-Vereins beilegte, hatte Fortgang, und so wurde der Wunsch rege, dem Vereine größere Ausdehnung zu geben und auch Christen in denselben aufzunehmen. Nach 15jährigem Bestehen veränderte und erweiterte man daher die vorhandenen Satzungen des Vereins und legte das nun entworfene Statut, behufs Erlangung von Corporations-Rechten zur höhern Bestätigung vor. Diese erfolgte durch die Kabinets-Ordre vom 20. Mai 1857, und die erbetenen Corporations-Rechte wurden, soweit sie zur Erwerbung von Grundstücken und Kapitalien nothwendig, dem Vereine bewilligt. Im §. 1. des Statuts wird der Zweck des Vereins dahin angegeben, unbescholtenen, thätigen aber unbemittelten Mitgliedern eine Hilfe theils gegen das Versprechen der Rückzahlung, theils ohne die momentane Verpflichtung der Erstattung zu gewähren. Der Verein bestimmt seine Dauer auf vorläufig 25 Jahre und nimmt Alle zu Mitgliedern auf, die unbescholten und über das 24ste Lebensjahr hinaus sind, unbekümmert darum, welchen Geschlechtes und welchen Glaubens sie sind. Obwohl der Verein zunächst nur für Königsberg gilt, so können doch auch Auswärtige in ihn aufgenommen werden. Die Mitglieder theilen sich in ordentliche, welche den vollen Beitrag, außerordentliche, welche nur die Hälfte zahlen, und in Ehren-Mitglieder, die der Vorstand er-

nennt. Jedes ordentliche Mitglied zahlt bei seiner Aufnahme 100 Thlr., das außerordentliche 50 Thlr. Außerdem zahlt jedes ordentliche Mitglied ein Eintrittsgeld von 1 Thlr. 5 Sgr. und dann wöchentlich an Beiträgen 2 Sgr., jedes außerordentliche Mitglied ein Eintrittsgeld von 1 Thlr. 5 Sgr. und dann einen jährlichen Beitrag von 2 Thlr., der in halb= oder vierteljährlichen Raten erhoben wird. Ausgeschlossen von dem Vereine können die Mitglieder werden, wenn sie betteln, einen unmoralischen Lebenswandel führen oder ihre Beiträge nicht bezahlen. Die Angelegenheiten des Vereins werden geleitet: A) durch den Vorstand, B) durch den Ausschuß. Der Vorstand besteht aus: a) dem Vorsteher, b) dem Haupt=Rendanten, c) dem Kassirer, d) dem Leih=Rendanten, e) dem Secretair, f) dem Kontrolleur, g) drei Beisitzern, welche alle nun auch ihre Stellvertreter haben müssen. Der Ausschuß, in den 6 Mitglieder gewählt werden, hält seine Berathungen in Gemeinschaft mit dem Vorstande. Die Seitens des Vereins zu gewährende Hilfe besteht 1) in Darlehnen, die entweder gegen Pfand oder ohne Pfand oder gegen Bürgschaft, immer aber zinsenfrei, 2) in Unterstützungen, welche ohne einstweilige Rückzahlung bei Unglücksfällen, Krankheiten, Altersschwäche rc. gegeben werden. Darlehne werden zu 10, 20 und höchstens 55 Thlr. gegeben.

Die ordentliche General=Versammlung des Vereins findet jährlich im Dezember statt, eine außerordentliche kann vom Vorstande berufen werden. Im 24. Jahre nach der Constituirung des Vereins soll eine Generalversammlung zusammenberufen werden, welche über das weitere Fortbestehn des Vereins und auch darüber bestimmt, wie es mit dem alsdann vorhandenen Vermögen gehalten werden soll.

Nach dem veröffentlichten Berichte über das Kassenwesen des Vereins in dem Jahre 1856 betrug die Gesammt=Einnahme 6194 Thlr. 18 Sgr. 6 Pf., die Ausgabe 5271 Thlr. 29 Sgr. 8 Pf. Das Vermögen hatte die Summe von 5614 Thlr. 2 Sgr. 5 Pf. erreicht. Das vorerwähnte Vermögen hat in der neuesten Zeit einen Zuwachs dadurch erhalten, daß nach der Bekanntmachung des Vereins=Vorstandes vom 3. Juli 1857 (Hartung'sche Zeitung vom 10. Juli 1857. Nro. 158.) das demselben in Folge

der erlangten Corporations-Rechte von den Mitgliedern des früheren Vorstandes der aufgelösten städtischen Ressource gemäß deren Beschluße die vorhandenen Mittel überwiesen wurden. Demgemäß hat der Unterstützungs-Verein 1000 Thlr. in Pfandbriefen und 49 Thlr. 5 Sgr. baar zur statutarischen Verwendung in Empfang genommen.

(Fortsetzung folgt.)

K. H. Bartisius.

II. Mittheilungen.

[Ein Bruchstück eines mittelhochdeutschen Gedichtes.] In dem Organ des germanischen Museums, dem „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (1858. Nro. 10. S. 335—36) veröffentlicht Dr. Ed. Krömecke in Warburg ein neu aufgefundenes handschriftliches Fragment eines mittelhochdeutschen Gedichtes, welches die Redaction des genannten Blattes für eine Fortsetzung der (von Franz Pfeifer edirten) „Deutschordenschronik" von Nicolaus v. Jeroschin erklärt *). „Das Fragment — heißt es in der Mittheilung des Dr. Krömecke — befindet sich auf einem 4 Zoll hohen und 6½ Zoll breiten Pergamentstücke, welches ich von einem werthlosen Buche ablösete; von dem zweiten Blatte, auf welchem das Gedicht sich fortsetzt, ist nur ein schmaler Streifen von 1½ Zoll Breite erhalten. Der untere Theil

*) Wir können trotzdem nicht umhin, die Vermuthung auszusprechen, daß hier vielleicht ein Fragment aus dem verloren gegangenen Originaltexte der Reimchronik Wigands v. Marburg vorliegt, und setzen zur Vergleichung die betreffende Stelle aus dem von J. Voigt und Raczynski edirten lateinischen Auszuge hieher, welche fast wie eine prosaische Paraphrase der mitzutheilenden Verse aussieht. Der Bericht über die Schlacht an der Strebe lautet nämlich bei Wigand (c. VIII, p. 84—85.) also: „Pagani subsidium fuge quaerebant, pulsi a christianis ubi in dicto flumine multi visi sunt mortui Rutenorum et aliorum in numero 18000, quum domino placuit, ut christiani triumpharent, specialiter virgini Mariae, cujus ymago in vexillo hospitum eleganter depicta erat, de cujus intervencione venit victoria ista. Notanter accidit, quod christiani illesi pertransierunt glaciem fragilem et sicco pede super occisis et submersis, et ita terminatum est hoc bellum in Lithwania juxta flumen Streben. Dicta victoria ex speciali gratia indulta est christianis. Quum magister Dusemer cum praeceptoribus voverat reddere Deo laudes et claustrum edificare, ut factum in Koningsberg, ubi construxerunt claustrum virginum, redditibus ditantes juxta prestiutem, in quo virgines Deo famulantur die et nocte secundum regulam sancti Benedicti."

des Blattes ist abgeschnitten, so daß auf jeder Seite etwa 8—10 Zeilen fehlen." Die vorhandenen 34 Verse handeln von der Schlacht an der Strebe (einem Nebenflusse des Niemen, heute Strawa), wo der Hochmeister Heinrich Dusmer v. Arffberg die Macht der Lithauer unter Olgjerd schlug — nach Voigt's Zeitbestimmung am 2. Februar (dem Tage von Mariä Reinigung) 1348*). Dem völlig zersprengten Lithauerheere erging es wie den geschlagenen Russen bei Austerlitz; es suchte einen Rückzug über den Fluß, dessen schwache Eisdecke unter der Masse der Fliehenden zusammenbrach und Tausende in den Fluthen begrub. Der Sieg war gleichsam unter den Auspicien der heiligen Jungfrau, der Patronin des Ordens, erfochten, deren glänzendes Banner dem Ordensheere voranwehte. In Königsberg errichtete der rückkehrende Hochmeister, um sein Gelübde zu lösen, aus der enormen Kriegsbeute ein Denkmal dieses Tages: das Marienkloster im Löbenicht, das heutige Löbenichtsche Hospital. Der Inhalt des hier abgedruckten Fragments der Reimchronik ist somit nicht nur für die Ordensgeschichte sondern speciell auch für die Localgeschichte unserer Hauptstadt von Interesse.

* * *

Erste Seite:

Vnser vrauwen bilde
Dy in der zeit gar milde
Vor den augen hyn und her
Was den cristen eyn gut wer
Dar zcu ir gnade mit volleist
Vnde ir hulfe allir meist
Ist von marien komen
Den cristen do zcu vromen
Merclichen das yes zcu brach
Vf dem vlise gefroren swach
Do ynne dy heiden irtruncken
Von wasser do vorsuncken
De cristen dar obir al
Gingen ane musal
Vnde abir dy toden
De se irslagen hoden
. . . . . vnsen obirmut
. . . .

Zweite Seite:

Hat von gnaden gegeben
In den strit vf der streben
Vmme das der meister dusemer**)
Vnde dat zeit alle gebitiger
Warden mit rade yn eyn
Wy se marien der reyn
Zcu lobe vnde zcu eren ton
Eyn loblich dinst machten schon
Ouch meister dusemer in der zeit
Von tanfelt bruder syfrit***)
Mit aller gebitiger vulbort
Eyn iuncfrouwen closter so vort
Machten zcu Konnigisberge in d' stad
Vnde haben das alsampt besat
Ouch dem closter rente
Zcu einem wissen presente
Gemacht vnde gegeben
. . . . &

*) Vrgl. hierüber Voigt: Gesch. Preuß. V, S. 83 und Beilage II. S. 692.
**) Heinr. Dusmer v. Arffberg Hochmeister 1345—51.
***) Siegfried v. Dahenfeld, Ordensmarschall 1347—59.

[Zur Literatur des Aberglaubens: zwei alte Prophezeihungen.] Die aus dem Geh. Archiv zu Königsberg (Schbl. $\frac{\text{LXXXI}}{\text{a}}$ Nr. 46.) nachstehend veröffentlichten literärischen Curiosa dürften vielleicht ein momentanes Interesse gewinnen durch die imposante Erscheinung des Donatischen Kometen, der vor 2 Monaten in leuchtender Glorie über unserm Horizonte stand. Beide Prophezeihungen, aus dem XV. Jahrhundert stammend, knüpfen sich an die Erscheinung eines Kometen, der in jenem Zeitalter bekanntlich für einen minder harmlosen Gast als in unseren „aufgeklärten" Tagen galt, vielmehr als Sendbote des himmlischen Zornes, als Verkünder einer nahenden Weltkrisis eher ein Gegenstand des Schreckens als der Bewunderung war*). Die handschriftlichen Originale dieser Weissagungen scheinen eine mangelhafte, oft sinnentstellende Uebersetzung eines lateinischen Urtextes zu sein, der ohne Zweifel in Deutschland fabrizirt ist. Die erste (von 1457) gewährt noch ein historisches Interesse durch ihren Verfasser, den berüchtigten Hans David, dessen Proceß wider den Orden, eine cause célèbre jener Tage, den ersten Anlaß zur Einmischung der Vehme in die preußischen Angelegenheiten gab**). Wir theilen beide Scripturen ihrem Wortlaute nach mit, ohne jedoch die Orthographie

*) Unser „erleuchtetes" Jahrhundert hat allerdings kaum ein Recht, die astrologischen Wahngebilde jener Tage als einen „überwundenen Standpunkt" mit Verachtung zu belächeln, wenn der Komet von 1811 in manchen Kreisen noch ernste Besorgnisse erwecken und noch vor 1½ Jahren die Prophezeihung des Weltunterganges durch einen Kometen unter uns ihre Gläubigen finden konnte.

**) Hans David war der Sohn eines Krämers aus Liebstadt. Nach dem Tode des Letztern trat er mit einer enormen Schuldforderung desselben an den Orden hervor, gestützt auf ein notorisch gefälschtes Document, das Machwerk eines Schülers aus Elbing mit Namen Rothhose. Von dem Orden zurückgewiesen, verfolgte der Betrüger mit unerhörter Frechheit sein vorgebliches Recht beim Vehmgerichte, Kaiser und Pabste länger als zwei Jahrzehende gegen drei auf einanderfolgende Hochmeister (Paul von Rußdorf und beide Erlichshausen), bis er endlich zur Ruhe verwiesen, sich in Cöln, Wien und andern Städten Deutschlands umhertreibend, zeitweise im Kerker und Banne, als Landstreicher und Wahrsager in Armuth verstarb. Den Orden kostete der Proceß außer maaßlosen Chikanen nicht weniger als 1580 Dukaten und 7000 Gulden! Das Geh. Archiv besitzt eine große Anzahl diesen Rechtshandel betreffender Documente. Vergl. v. Kotzebue: Preußens ältere Geschichte, B. IV. Kap. 15. S. 89 ff. 277 ff. —

des Originals beizubehalten, und mit geringen Modificationen des Satzbaues und der Wortbildung, welche das bessere Verständniß nothwendig macht.

I. *)

Wir meister Hans David von Dolete **) und alle andere meister, die daselbst sind, gruß und gnade des heiligen geistes sei in euch! Wollet wissen, ein jeglicher und alle personen, der sieht oder höret diesen gegenwärtigen brief, daß in dem jahre, so man zählt, in dem [MCCCC] LVII jahre in dem monden Septembri nächstkünftigen die sonne ist in libra, das ist das zeichen eines planeten, der zusammenbringet alle anderen planeten, und die sonne wird gleich einem schwarzen drachen, und werden [geschehen] zeichen der dinge, die da wunderlich sind und grausamlich, und werden wehen große grausame winde und werden kommen durch Saturnum und Mars, die beiden planeten, und das meer wird wachsen unzählig hoch, und werden viel winde blasen. Die werden alle wehen miteinander. Die werden die luft also dunkel machen, daß die luft schwarz wird eines theils. Davon wird kommen ein groß erschrecklich getöne. Der wind wird also stark, daß er die leute zusammenstößt, daß sie zerbrechen, und [er] wird umkehren und zerbrechen die Gebäude der Häuser, und zum ersten wird er anheben zu Babilonien und Waldock, Sirting, Dyppolium und auch wo gries und sand ist, und vor allen dingen wird die sonne eclipsis [haben] in mancherlei farbe, von der tertienzeit bis auf nonenzeit in farbe des feuers, und [das] bedeutet gar groß blutvergießen, und darnach geschieht eine eclipsis und verwandlung in dem monden, von farbe gemischet; das bedeutet große verderbung der leute, und [es] werden große unmäßige Kriege im orient und occident [ausbrechen], und das erdreich wird zittern gemeiniglich ***) in aller welt, und [es] werden viel königreiche wider einander sein, und [es] wird sterben ein kaiser, der ist gar mächtig, und [es wird] noch [mehr] wind wehen und zittern des erdreichs [sein]. Es werden wenig menschen lebend bleiben. Auch wer da lebend bleibt, der wird reich, und [es] wird große theuerung und

*) v. Kotzebue l. c. S. 285. giebt den Wortlaut dieser Weissagung, aber sehr ungenau und unvollständig; Voigt: Gesch. Pr. VIII, S. 534. hat nur den ungefähren Inhalt.

**) Vielleicht Toledo?

***) Ueberall.

hunger und tod von mancherhand *) gebrechen [kommen]. Denn zu der zeit findet man wenig speise auf dem erdreich. Darum schicket euch also, [daß] ihr zu hause sein wollet, wenn die winde blasen werden — sie werden blasen in dem monden Septembri — und versichert eure kammern, daß sie seien an ebenen stätten, da nicht gries noch sand ist, und macht eure höler **), also die offnen thore und festen ***) beladen mit erdreich, daß kein ander ding sei, das das aufgewinnen †) möchte, und thut in eure höler speise auf dreißig tage. Darum wir und unsere gesellen von Dolete euch das wissen lassen wegen des ablasses und der erlösung eurer seelen, daß ihr offenbart einem jeglichen menschen diese dinge, die hier geschrieben sind. Auch wird auferstehen eine große Furcht unter den heiden, und [sie] werden verläugnen ihre abgötter und werden eins werden mit den christen. Auch lassen wir euch wissen, daß alles volk mit uns eins worden ist, von Hyspanien, Krichen ††), Ermania †††), Arabia, also daß Modimus, der König von Tartaria, und die [Könige] von Persia und von India *†) machen lassen gar ein ausbündig werk von bau und feste in das erdreich und meinen sich darin zu enthalten *††), wenn das zittern des erdreichs kommet. Geschrieben und gegeben zu Dolete anno LVII. jahr in dem monat Junio, da uns der planete cometha erschien in unserm reich.

II.

Item der stern mit dem schwanze, der da genannt ist via aurea oder Cometa, der hat [so] in seiner macht gewonnen, daß er herrschen und währen soll wohl $2\frac{1}{2}$ jahr, und er bedeutet theuerung — dies jahr am kleinsten, das ander jahr größer und im dritten jahr am allergrößten — auch bewegung des wassers und des meeres, und er bedeutet auch großer leute streit, krieg, unwillen, falschheit und verräthe-

*) Mancherlei.

**) Vielleicht = Hüller (Hilgen, Hylen) = Dachböden?

***) Unverständliche Stelle: also die ofen thorn vnd feste.

†) Aufreißen.

††) Griechen.

†††) Armenien.

*†) Im Original steht: und die Persiam von India das reich, die machen lassen ꝛc.

*††) Behaupten.

rei, und dadurch wird viel blut vergossen allhie in diesem lande *) und auch in andern landen ringsumher. Denn der stern reichet mit dem schwanze wohl auf 400 Meilen. Die Böhmen werden sich [ent]zweien, und der gubernator wird gemindert in seiner regierung. Und er bedeutet, daß das land zu Ungarn, zu Walen **), Francia, Engeland unterthänig werden denselben manchen sachen, die der stern bedeutet. Denn die Walen werden großes gedränge von den heiden ***) haben, und [es] wird ihnen übel von diesen [er]gehen. Item ein merklicher christlicher könig wird sterben, entweder der papst oder der könig aus Francien oder von Arragon oder von Hispanien oder von England, oder unser König Ladislaw wird von geschwulst oder schlier †) in eine große krankheit fallen, daselbst er bei dem leben bleibet aber mit großer krankheit. Item der heidnische Kaiser ††) soll sterben, und viel leute werden aufbrechen an dem leibe und werden krätzig am leibe von blattern; auch werden die leute dumpfig †††) vom wetter, und viele werden davon sterben. Item es wird wenig obst und wein [geben], und was da wird werden, das wird wurmsüchtig und ungesund. Item die weiber werden mißlungene kinder gebären an etlichen stätten und sonderlich die feuchter natur sind. Item in etlichen landen wird großes erdbeben und blutiger regen um der leute bosheit willen [verspürt werden], und viel leute werden auf dem meere vergehen von winden und von streiten, und auch große unsicherheit wird [herrschen] von loteren *†) auf dem lande.

practicatum Pragae per solempnos
astronomos a. d. 1476.

ð

[**Begräbniß des Generals Peter de Sers in Alt-Pillau.** Im **VI.** Bande der **Beiträge zur Kunde Preußens** S. 137. gibt **Faber** (**Das Merkwürdigste aus der Chronik der Stadt und Festung Pillau**) bei Aufzählung der Pillauer Com-

*) Böhmen.
**) Walachei.
***) Hierunter sind die Türken verstanden.
†) Schlier = bubo.
††) Sultan Mahmud II († 1481).
†††) Engbrüstig, asthmatisch.
*†) Räubern.

mandanten nachstehende Notiz: „1725. Peter de Sers, General-Major. 1728 entlassen, starb 1731 und wurde seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, nach eingeholter Königl. Bewilligung, in einem Keller des Schlosses Lochstädt beigesetzt, wo der zur natürlichen Mumie ausgedörrte Leichnam noch gezeigt wird." Diese aus dem Jahre 1824 stammende Mittheilung ist heute nunmehr dahin zu ergänzen, daß im Juli d. J. die erwähnte Mumie von ihrer bisherigen Ruhestätte in dem verfallenden Schlosse Lochstädt, wo sie kaum mehr vor Profanation geschützt blieb, nach Alt-Pillau hinübergebracht und dort mit allen militärischen Ehren auf dem Friedhofe bestattet worden ist. ð

[Kleiner Beitrag zu Hagen's Geschichte des Theaters in Preußen].

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und HErr!

Ich als eine getreue Unterthanin, arme Witwe dreyer noch unerzogener Kinder wage es zu meinem großen König meine Zuflucht zu nehmen. Das Comoedienhaus ist jetz in die Hände des Kaufmannn Bruinvisch gefallen, ein Mann, der sich nicht scheut eine monathliche Miethe von 120 Thlr. von mir armen Frau zu nehmen. Bey dieser Härte muß ich bald in einem Lande betteln gehen, das von dem wohlwollendsten Monarchen beherscht wird. Die Gnade meines Königs zeigt mir einen Ausweg. Die alte verfallene unausgebaute Guarnison Kirche hinter Königs-Garten, die Thalia nicht entweihen kann, weil nie Gottesdienst darin gehalten worden, wäre zur Aufbauung eines neuen Komoedienhauses sehr bequem. Ich bin kühn genug, Ew. Königl. Majestät in aller Unterthänigkeit um eine gnädige Schenkung der alten Steine und Mauern anzuflehn: mir daraus ein Komoedienhaus zu erbauen. Ich werde diese allerhöchste Gnade nicht nur mit dem tiefsten Dank lebenslang anerkennen, sondern bin auch erböthig einen jährlichen Grundzins von 20 Thlr. zu entrichten.

Dieser Allerhöchsten Huld und Gnade gewärtig, ersterbe ich in tiefster Unterthänigkeit

Ew. Königl. Majestät

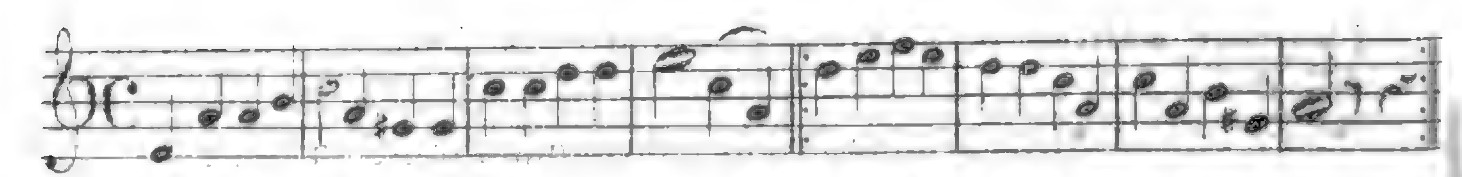
Königsberg in Preußen
den 25. May 1785.

Allerunterthänigste Magd
Carolina Schuch.

Auf obige Eingabe der Schuch ist, wie es scheint, ein Bescheid von Seiten Friedrichs d. Gr. nicht erfolgt. G. F.

[Sammlung litthanischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen.]
(Fortsetzung.)

22.



Per Kalneli, per auksztaji
Sauluże tekejo,
O pro Stiklą Languzeli
Sessyte żurejo.

Asz mylejau Saulę tekant,
Saulużę uztekant,
O sztai buwo Brolytelis
Balnuzi úzdejes.

Jey Brolyti, Raitelyti,
O kurgi redaisi?
Jey Sessyte, Negelkyte,
Josu pas Mergytę.

Jey Brolyti, Bijonyti,
Ar toli Mergyte?
Jey Sessyte, Negelkyte,
Jey toli Mergyte!

O kur Auksas bei Sidabras
Czon mano Ůszwelei;
O kur Perlai bei Dimantei,
Czon mano Mergyte.

Uebern hohen Hügel gossen
Sich der Sonne Strahlen aus,
Und durch blanke Fensterscheiben
Schaut die Schwester schon heraus.

Und ich freute mich der Strahlen;
Als die Sonne höher schoß,
Sieh' da hatte auch der Bruder
Schon gesattelt mir das Roß.

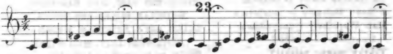
„Brüderchen, du schmucker Reiter,
Wohinaus bist du bereit?"
Liebe Schwester, meine Nelke,
Hin zum Mädel reit' ich heut'.

„Brüderchen, Päonienblume,
Wohnet denn dein Mädel weit?"
Liebe Schwester, meine Nelke,
Ach! das Mädel wohnet weit!

Da, wo Gold ist und wo Silber,
Dort sind meine Schwieger auch;
Da wo Perlen, Diamanten,
Dorten ist mein Mädel auch.

Cże zyd' Rożes, Negelkates,
Margos bei raudonos;
Kaip Negelkû Raudonumas
Mergytes Skaistumas.

O da kannst du Ros' und Nelken,
Bunt' und rothe, blühen sehn,
Und, so wie der Blumen Röthe
Glänzet auch mein Liebchen schön.

23.

Asż pardůsu wissùs Rubùs
Pirksu Paczei Czeweriku*);
Tai man gailu bus Paczos,
Asż ne leisu jos basos**).

Will' die Kleider all' verkaufen,
Will der Frau Pantoffeln kaufen;
'S ist mir Leid, die Frau zu sehn,
Lasse sie nicht barfuß gehn.

Asż nueisu i Girrużę
Pasikirsu saw Lazdużę,
Ta báltai nutaszisu
Raudonai raszysu.

In das Wäldchen will ich gehen,
Mir ein Stäblein auserſehen,
Dieses schäl' ich weiß sodann,
Mal's mit rother Farbe an.

Jr kad busu nupakwarbes
Imsu ję kad kur kelausu,
Tai man bus tà pasiremt,
Kad gerraus man butu żengt.

Wenn ich's roth gestrichen habe,
Pilgr' ich fort mit meinem Stabe,
Und ich stütze mich daran,
Daß ich besser schreiten kann.

Szittą Lażdą asz kawosu
Kad kas man ta ne pawogtu;
Tai man gailetu Lażdos
Kad kas ję pasawytos.

Halt' den Stock in meinen Händen,
Daß ihn Niemand mög' entwenden;
Denn ich würde traurig sein,
Steckte man den Stock mir ein***).

24.

Ey kieno, kieno żalas Kiemużżis?
Mano Motinelės żalas Kiemużżis.

„Ei wessen, wessen ist das grüne Höflein?"
Ist meiner lieben Mutter grünes Höflein.

*) Czweriku ist wol das poln. Trzewiki, Schuhe, hier etwa Pareskon; das Wort ist bei Gumbinnen nicht mehr bekannt.

**) Jos basos statt ję basą ist ein grammatischer Fehler des Reimes wegen, daher er nicht getilgt werden durfte.

***) Satyre auf eine putzsüchtige Frau, welcher zu Gefallen der Mann Alles verkauft und nur einen Wanderstab übrig behält. — Das Vorwalten des Reimes zeigt die Jugend des Liedes an.

Stow Żirgélei pakinkyti,
Pro Wartużżi sugrészti.
Senney jau bucziau issisédęs,
Senney jau bucziau iszwaszawęs
Ne iszein' mano Moczutte,
Ne isznesz mano Wainikéli.
Mano Motinéle ir iszeldama
Man Wainikelę iszneszdama:
Dukrużże, Letonéle!
Tikray mannę paliksi?
Likte ne likczau mano Motinél',

Kam iszdawei Skrynéles?
Turru drauge ważoti.

Rößlein stehen angespannt,
Nach dem Thore hingewandt.
Lange wär' ich aufgestiegen,
Lange wär' ich abgefahren;
Kommt ja nicht mein Mütterlein,
Bringt mir nicht mein Kränzelein.
Mütterlein kommt nun heraus,
Bringt mir's Kränzelein heraus:
„Mein Töchterchen, mein Blödes,
Willst mich gewiß verlassen?"
Würd' nicht scheiden, meine liebe
Mutter,
Warum gabst du das Kästlein?
Nun muß ich wohl mitfahren.

25. Rh. 52. N. P. P. B. VIII. S. 417. Ness. Nro. 357., auch ohne Mel.

Moczute mano, Sennoji mano
Żalnerukei wandrawo.
Dukryte mano, Jaunoji mano!
Tu su jeis ne wandrosi.
Moczute mano, Sennoji mano
Asż eisu su Bernyczio.
Dukryte mano, Jaunoji mano
Kur nakwosi Naktatę?
Moczute mano, Sennoji mano,
Annoj' żoiłoj' Girrałej'.
Dukryte mano, Jaunoji mano,
Ką desi po Galwele?
Moczute mano, Sennoji mano,
Bernyczo Sermegele.
Dukryte mano, Jaunoji mano,
Kur prausies Burnelę?
Moczute mano, Sennoji mano,
Gillejam Nemonelij'.
Dukryte mano, Jaunoji mano,
Kům szlůstisi Burnelę!
Moczute mano, Sennoji mano,
Bernyczio Skepeteliu. —
Moczute ware baltů Żasů Pulkeli

O ir pamate Wainikeli atplaukent:

Ei kieno, kieno tas Rutů Wainikelis?

Ach Mutter, alte Mutter!
Soldaten sind gewandert.
Ach Tochter, junge Tochter!
Mußt nicht mit ihnen wandern.
Ach Mutter, alte Mutter,
Ich geh' mit meinem Jüngling.
Ach Tochter, junge Tochter,
Wo willst du übernachten?
Ach Mutter, alte Mutter,
Dort in dem grünen Walde.
Ach Tochter, junge Tochter,
Was legst du unter's Köpflein?
Ach Mutter, alte Mutter,
Des lieben Jünglings Röcklein.
Ach Tochter, junge Tochter,
Wo wäschest du die Wange?
Ach Mutter, alte Mutter,
Im tiefen Memelstrome.
Ach Tochter, junge Tochter,
Womit willst du sie trocknen?
Ach Mutter, alte Mutter,
Mit meines Liebsten Tüchlein. —
Es trieb die Mutter ein Häuflein weißer Gänse,
Da sah sie schwimmen heran ein Kränzelein:
Ei wessen, wessen ist dieses Rautenkränzchen?

Digitized by Google

O bau ne mano Duktytes sawalninkes!	Sollt's meiner Tochter, der Ungestümen, seyn?
O ne tiek buwo Rutû Garbaneliû,	Ach, an dem Kranze so viele bittre Thränen,
Kas ant jo buwo gailû Aszareliû,	Als krause Blätter von Rauten, und noch mehr!
Atdûkit mano Auksini Żedeli!	„Mein goldnes Ringlein, o gebt es mir zurücke!
Palikkit mano Rutû Walnikeli!	Und gebt mir wieder das Rautenkränzchen her!"

Fortsetzung folgt.)

[Notiz über Seligenfeld.] Der Redaction d. B. ist nachfolgende dankenswerthe Erklärung zugegangen:

„Herr Pfarrer Dr. Zimmermann hat in den Neuen Preuß. Provinzial-Blättern Kbg. 1858. Bd. II. S. 250. verschiedene Fragen in Beziehung auf die Kirche unseres Patronates in Seligenfeld aufgeworfen. Die Hauptfrage erledigt sich einfach durch die amtliche Anzeige, daß auf der Weinkanne qu.

Der Kirchen,

also der Dativ singularis und nicht, wie Herr Pfarrer Dr. Zimmermann gelesen hatte,

Den Kirchen

eingravirt ist.

Königsberg, den 26. November 1858.

Königliches Hospital-Collegium.

Bandisch. Winckler. Gamm."

Hieran knüpfen wir die Mittheilung einer aus schätzenswerther Hand empfangenen Conjectur zur Ableitung des Namens Seligenfeld. Darnach wäre letzterer wahrscheinlich identisch mit Saalfeld (ein in Preußen wie in Deutschland mehrfach vorkommender Ortsname) = Saalland, Saalgut, welcher Ausdruck bekanntlich ein rechtskräftig und feierlich übertragenes Gut bezeichnet. Ohne uns auf dem gefährlichen Boden etymologischer Untersuchung abentheuernd ergehen zu wollen, sei hier noch bemerkt, daß „selig" auch die Bedeutung von „reich" und „sellig" im oberschwäbischen Dialekte die von „sehr groß" besitzt, wonach „Seligenfeld" vielleicht ein „reiches" oder „sehr

großes Feld" bezeichnen könnte. Oder bedeutet es vielleicht ein „dürres Feld" (von „felchen", verdorren)? „Salchen" aber ist die alte Form für „Sahlweide" (salix caprea), und „Salchenfeld" hieße dann ein mit Weiden bestandenes Terrain (vgl. Schmeller: Bayerisches Wörterbuch. III. S. 220, 221, 229, 234).

Ѣ

[Handfeste von Freistadt.] Die Handfeste der Stadt Freistadt im ehemaligen Bisthum Pomesanien hat in sofern ein besonderes Interesse, als sie nicht von der Landesherrschaft, sondern von einer adligen Familie ausgestellt ist. Eben dies ist der Grund, weshalb sie sich im geheimen Archiv zu Königsberg nicht vorfindet und auch im Codex diplomaticus Prussiae von Voigt nicht abgedruckt ist. Ich theile sie hier nach einer alten von Freistadt her mir zugegangenen Abschrift mit:

In nomine domini Amen. Quae geruntur in tempore ne simul labantur cum lapsu temporis, poni solent in lingua testium ac scriptura memori perennari. Nos igitur Johannes et Ludowicus dicti Stangen ad notitiam universorum tam praesentium quam futurorum cum hujus paginis [paginae] testimonio cupimus pervenire, quod bona deliberatione praehabita ac cum favore uxorum nostrarum puerorum etiam nostrorum pio cum consensu civitati nostrae dictae Vrienstat dedimus ac contulimus sex mansos liberos in burra sitos, prout in suis gadibus seu gremiciis [graniciis] per nos sunt signati; item duo maccella et quinque scamna, in quibus venduntur panes civitatii praedictae contulimus libere ac perpetue, quae prout scamna nostra nobis censum dederint quolibet anno in festo beati Martini eidem civitati censum dare tenebuntur; item ad usum civitati praefixae libere ac perpetue condonavimus, quidquid cives nostri in terra sub maccellis et sub scamnis, in quibus venduntur panes, construere poterint seu aedificare, dummodo nostro censui non sit impium judidicium [in praejudicium] et in impedimentum; item paludem versus Langenow cum aliis omnibus hortis civitati adjacentibus continentes tres mansos duobus jugeribus abdicatis, quorum mansorum gades ex una parte mansos judicii attingunt, ex alia vero parte ad mansos civitatis se extendunt. Haec ad utilitatem erogavimus praedictae civitati perpetue possidendum [possidenda], tali

tamen conditione interjecta, quod singuli in eadem civitate percunctantes singulis annis in festo beati Martini de qualibet curia et de agris et de hortis praenotatis X scoth ratione census nobis ac nostris heredibus seu legitimis successoribus perpetue erogabunt, non obstante si aliqui hortos de curiis vendiderint; volumus tamen, quod, si possessores hortorum suos hortos vendere decreverint, illis primo exhibeant, ad quorum curias quondam perfinebant. Item civitati jam praedictae contulimus in perpetuum ac liberaliter habendum spacium sive superficiem in civitate jacentem circa portam aquae versus plebanum, in qua superficie duo brasiatoria cum duabus domibus sunt collocata. De eisdem vero aedificiis singulis annis vj scothos cum tribus denariis civitas percipit praenota[ta]. Item volumus et donamus, ut civitas memorata singulis annis de granario foris civitatem unum loth census percipiat libere et in perpetuum. Hujus autem census libertatem cum omnibus praenot[at]is civitati nostrae contulimus jure Culmensi. Ne autem haec nostra donatio a nobis seu a quocunque in posterum infringatur, vel alicui dubium oriatur, praesens scriptum cum ambobus nostris sigillis duximus roborandum. Hujus rei testes sunt Boczmirius miles sororius noster, Johannes dictus Stengel de Stangenwalde, Otto dictus Pfil de Culmine, dominus Martinus plebanus de Plante, Petrus scultetus de Tirgarthe, Guntherus scultetus de Planthe, dominus Nicolaus vicarius et magister scolarum in civitate praedicta, per cujus manum praesentia sunt conscripta. Datum et actum loco praedicto anno domini millesimo tricentesimo tricesimo primo in die circumcisionis Jesu expiatoris.

Dr. M. Töppen.

III. Bücherschau.

De Duitsche Orde, of beknopte geschiedenis, indeeling en statuten der broeders van het Duitsche Huis van St. Marie van Jerusalem door Mr. W. J. Baron d'Ablaing van Giesenburg, Referendaris bij het Ministerie van Binnenlandsche Zaken, belast met de Afdeeling Adel, en het Secretariaat van den Hoogen Raad van Adel, Corresponderend Lid van het Historisch Genootschap voor Neder-Saksen.— 's Gravenhage. Martinus Nijhoff. 1857. VIII und 352. S. 8.

Das vorliegende, äußerlich trefflich ausgestattete Werk macht keinen Anspruch darauf, eine auf selbständigen Forschungen beruhende Bereicherung der Literatur über den Deutschorden zu sein. Der Verf. will in den beiden ersten Haupttheilen desselben nur dem vorausgesetzten Interesse eines weiteren Kreises seiner Landsleute, welche noch heute s. g. D. O.-Ritter in ihrer Mitte sehen, belehrend entgegenkommen, indem er ihnen an der Hand besonders von Voigt, dann von Voßberg, de Wal, Venator u. a. bekannten Schriftstellern S. 1—167. eine an die Hochmeister geknüpfte kurze Uebersicht der Geschichte und S. 168—199 eine Darstellung der Verfassung und Ausbreitung dieser Brüderschaft giebt. Eine Menge Irrthümer, nicht bloß in den wieder abgedruckten älteren H.M.-, Deutschmeister-, preußischen und livländischen Landmeister-Verzeichnissen, ließen sich leicht aufzählen, Die Zuthaten aus noch nicht benutzten Quellen sind in diesen ersten Theilen ohne Belang, etwa die wenigen Notizen über die Wiederaufrichtung 1813 der reformirten D.O.-Ballei Utrecht, welche mit dem k. k. östreichischen, die altkatholische Ueberlieferung festhaltenden Deutschorden (gerade wie der kgl. preußische protestantische Johanniterorden mit dem Malteserorden) selbstverständlich jetzt gar keinen andern als den historischen Zusammenhang hat, auf S. 165-167 ausgenommen. Dagegen ist der dritte Haupttheil S. 202-348 nicht ohne Interesse, indem er den Abdruck einer wahrscheinlich aus

der Comturei Ootmarsen (Ballei Westphalen) stammenden, vor eini- Jahren um 15 Fl. für die kgl. Bibliothek im Haag zu Amsterdam gekauften Handschrift der Ordensstatuten u. s. w. (ungef. 1340 geschrieben) in niederdeutscher Sprache enthält. Vorauf geht das in den Namen nicht ganz correct gedruckte Calendarium der Handschrift. Auf die einzelnen Abweichungen und Erweiterungen gegenüber den von Schönhuth 1847 herausgegebenen Statuten in hochdeutscher Sprache (nach einer Handschrift aus dem Hause Mainau schon vom Anfange des XIV. Jahrhunderts) hier näher einzugehen, dürfte wohl überflüßig sein, da jedenfalls einmal der unermüdliche Dudik die Geschichte der Statuten im Zusammenhange behandeln wird. — Auf S. 316—341 sind nach einer Handschrift des XVI. und XVII. Jhdts. auf der kgl. Bibliothek im Haag gleichfalls in niederdeutscher Mundart die Gesetze Dietrichs von Altenburg und Pauls von Rußdorf abgedruckt. S. 341 bis 348 findet sich ein Auszug der D.O.-Statuten Maximilians von Oesterreich von 1606. —

Der „Hoogmester 1410“ auf der Lithographie vor dem Titel ist eine vergrößerte und leicht veränderte Copie nach der einer Goldmünze Heinrichs von Plauen entlehnten Vignette vor Voßberg's Geschichte der preußischen Münzen und Siegel. —

Der Verfasser berichtet übrigens S. VII, daß er eine genealogisch-historische Beschreibung der Ballei Utrecht bereits größtentheils beendet habe, welche sich, falls das besprochene Werk günstig aufgenommen würde, demselben gewissermaßen als ein zweiter Theil anschließen soll. Jedenfalls würde eine gediegene Nutzbarmachung localer, nicht allgemein erreichbarer Quellen für die Wissenschaft ersprießlicher sein, als es das in dem Vorliegenden Gebotene zum größten Theile ist. — —

S.

Zeitschrift für populäre Mittheilungen aus dem Gebiete der Astronomie und verwandter Wissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. C. A. F. Peters, Director der Sternwarte in Altona *). Altona 1858.

Wir machen auf diese Zeitschrift, von der eben das erste Heft erschienen, frühzeitig aufmerksam, da sie sich wohl bald eines großen Leserkreises erfreuen wird, vielleicht eines größeren als die Schumacher'schen Jahrbücher, als deren Nachfolgerin sie sich ankündigt.

*) Prof. Peters gehörte bis 1854 unserer Universität an. D. R.

Sie beginnt mit einer Darstellung der periodischen Erscheinungen der Pflanzen von A. Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel. Quetelet ist vor Allen befähigt zu einer solchen Darstellung, da er der Erste ist, der einen unausgeführten Plan Linné's wieder aufgenommen und durch eigene Beobachtungen vielseitig andere Naturforscher angeregt hat. Er beobachtet die Zeit des ersten Erwachens der Pflanzen nach ihrem Winterschlummer, die Zeit der Belaubung, der Blütenentfaltung, der Fruchtreife und des Blattfalls, zugleich aber nicht nur die Temperatur, den Hauptfactor, von dem diese Entwickelungsstadien abhängig sind, sondern auch die Feuchtigkeit der Luft, die electrische Spannung, Klarheit und Trübe des Himmels. Unter sonst gleichen Umständen ist — nach seinen Beobachtungen — die Vegetation proportional den Quadraten der Temperaturgrade, wenn der Nullpunkt des Thermometers (wie bei den nach Reaumur und Celsius genannten) mit dem Thaupunkt des Eises zusammenfällt. Wenngleich die Form dieses Gesetzes von andern Forschern, z. B. von Dr. Cohn in Breslau, nicht anerkannt wird, wenngleich sich streiten läßt über die Definition jener Entwickelungsstadien, in welchem Momente z. B. man von einer Pflanze sagen solle, daß sich das Laub entwickelt habe, und dergl., so ist doch dies unbestritten, daß Quetelet auf diesem Felde die Bahn gebrochen hat. Und schon darum ist der obige Aufsatz lesenswerth.

In demselben Hefte findet sich „Das magnetische System der Erde" von Ch. Hansteen, Director der Sternwarte in Christiania. Mit großer Geschicklichkeit führt der Verfasser den unvorbereiteten Leser auf den Standpunkt, den er einnehmen muß, um die räthselhaften Erscheinungen des Erdmagnetismus zu übersehen. Er handelt von den Polen, dem magnetischen Aequator, der Abweichung und Neigung der Nadel. Die Arbeiten von Halley, Humboldt, Sabine und Gauß werden vorgeführt, der seltsame erst in der jüngsten Zeit entdeckte Zusammenhang der magnetischen Erdkraft mit den Sonnenflecken thatsächlich ausgesprochen. Zum Schluß spricht er die Fragen aus, die man bei dem jetzigen Stande des Wissens an den Erdmagnetismus zu richten habe. Erläuternd folgen 4 Kupfertafeln. — Der Preis jedes Heftes beträgt 7½ Sgr.

⊙

Briefkasten.

In den nächsten Heften kommen zum Abdrucke:

Abhandlungen:

1) Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des braunsberger Archivs. Von Dr. J. A. Lilienthal. (Fortsetzung).
2) Ein Tag in Schwarzort. Von J. Schumann.
3) Nachricht über die livländische Chronik des Herman von Wartberge (—1378). Von Dr. Ernst Strehlke.
4) Gustav Adolph und die preußische Regierung i. J. 1626. Nach den auf dem Geh. Archiv zu Königsberg vorhandenen urkundlichen Materialien. Von Dr. Carl Lohmeyer.
5) Erzbischof Brun-Bonifacius, der erste deutsche Missionar in Preußen. Von W. Giesebrecht.
6) Die Vereine in Königsberg. Turnverein, Gustav Adolfsverein, Prussia, polytechnische Gesellschaft, Provinzialverein für Blindenunterricht, Krankenhaus der Barmherzigkeit u. s. w.). Von K. H. Bartisius. (Fortsetzung).

Mittheilungen:

1) Volkssagen von den „Schloßbergen" im Jura-Gebiete, gesammelt von E. Gisevius.
2) Heidengräber bei Polwitten im Samlande. Von Dr. Gebauer.
3) Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen. (Fortsetzung).
4) Sprachprobe in der Mundart der Elbinger Höhe.

Herrn R. R. Nicht geeignet. — A. Z. in P. Später einmal. — K. N. Liegt außer unserer Macht. — Herrn Prof. P. in B. Bei uns nicht! — *†* Wir erwarten Ihren Beitrag. — Herrn Dr. St. in B. Alles erhalten; also im Februar! — Herrn Sch—l in K. Wenn dürfen wir Ihrem Beitrage entgegensehen? — Herrn Dr. P. in Th. Nächstens erhalten Sie unsere Antwort! —

Inhalt.

Seite.

I. Abhandlungen.

Die Hexenprozesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalakten des braunsberger Archivs bearbeitet. Von Dr. J. A. Lilienthal. (Fortsetzung) 315

Ein Schatz und zwei Souveraine. Von Dr. F. A. Meckelburg 338

Die Vereine in Königsberg. (Von K. H. Bartisius 351

20. Der Central-Verein für die Klein-Kinder-Schulen in Königsberg.

21. Der Unterstützungs-Verein.

II. Mittheilungen.

Ein Bruchstück eines mittelhochdeutschen Gedichtes . 357

Zur Literatur des Aberglaubens: zwei alte Prophezeihungen 359

Begräbniß des Generals Peter de Sers in Alt-Pillau 362

Kleiner Beitrag zu Hagen's Geschichte des Theaters in Preußen 363

Sammlung litthauischer Volkslieder, übersetzt von P. v. Bohlen. (Fortsetzung) 364

Notiz über Seligenfeld 367

Handfeste von Freistadt. Von Dr. M. Töppel. . 368

III. Bücherschau.

De Duitsche Orde, of beknopte geshiedenes, indeeling en statuten der broeders van het Duitsche Huis van St. Marie van Jerusalem 370

Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. I. u. II. Folge (24 B.) kostet 6 Thaler.
Ein vollständiges Exempl. der N. P. P.-B. jede einzelne Folge (12 B.) kostet 4 Thaler.
Ein einzelner Band der I. oder II. Folge kostet 15 Sgr.
Ein Exempl. der Abbildung der bei Tannenberg eroberten Ordensfahnen kostet 5 Sgr.

Die Redactions-Commission.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 073700351

Digitized by Google

Digitized by Google